

CANARIS

THE LIBRARIES

VNIVER

ET RERV

SIGILLUM

ET DOCERE

CAVSAS

GEORGIA

SAGE ORS

EXQVIRERE

ITATIS

1785

THE

UNIVERSITY OF GEORGIA

GA

SEP 31053

DATE DUE

OCZUXUX19831Z

z0 € JXUX 11764

ZUXUXZUXUZ

DD 247

C21342

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

KARL HEINZ ABSHAGEN

CANARIS

PATRIOT UND WELTBURGER

Jewish trator

UNION VERLAG STUTTGART

Entwurf für Einband und Schutzumschlag:

Hermann Saile

34. bis 36. Tausend

Nachdruck verboten. Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere die

der Übersetzung, der fotomechanischen Wiedergabe, der Übertragung durch Rundfunk,

des Vortrags und der Verfilmung. Druck: Union Druckerei GmbH Stuttgart, 1959

Meine sogenannten Verbrechen bestehen nur in der

Phantasie von Dummköpfen. Hat ein kluger Mann

es je nötig gehabt, Verbrechen zu begehen? Das

Verbrechen ist das Hilfsmittel politischer Tröpfe...

Ich habe Schwächen gehabt, vielleicht auch Untugenden, aber Verbrechen fi donc!

TALLEYRAND

im Gespräch mit dem Dichter Lamartine

THE UNIVERSITY

LIBRARIES

OF GEORGIA

63-9727

VORWORT

Wohl über keine Figur des zweiten Weltkrieges ist so viel

und so Widerspruchsvolles erzählt und geschrieben worden

wie über den Chef des Geheimdienstes der deutschen Wehr-

macht, Admiral Wilhelm Canaris. Hunderte von Zeitungs-

und Zeitschriftenartikel im In- und Auslande sind seiner Per-

sönlichkeit gewidmet worden; in einer ganzen Anzahl von

Büchern, die seit Kriegsende erschienen sind, spielt er eine gewichtige Rolle. Überprüft man unvoreingenommen diese umfangreiche Literatur, dann kann man nicht sagen, daß sie in ihrer Gesamtheit dazu beitrüge, ein auch nur einigermaßen zutreffendes Bild von der Person und dem Wirken des Chefs der Abwehr zu vermitteln.

Unter den Büchern, welche Canaris in den Vordergrund stellen, muß eines als typisch für den weitaus größten Teil der bisher erschienenen Canarisliteratur hervorgehoben werden. Es heißt Spione und Verräter des zweiten Weltkrieges, stammt von dem aus Deutschland emigrierten Journalisten Kurt Singer und ist sowohl in den Vereinigten Staaten wie in der Schweiz erschienen. Typisch ist es vor allen Dingen wegen der Unbekümmertheit, mit der auf seinen 300 Seiten mit den Tatsachen umgesprungen wird. Wollte man Singers Darstellung als zutreffend annehmen, dann wäre Canaris für das meiste, was man Hitler und Göring, Himmler und Heydrich, dem Oberkommando der Wehrmacht und dem Generalstab sowie der Führung der Kriegsmarine vorgeworfen hat, allein

7

oder doch in erster Linie verantwortlich, hätte der Chef der Abwehr nebenbei auch nach seinem Belieben über die Gestapo, ja über Armeen und Geschwader verfügen können. Nach Singers Darstellung könnte man zu dem Schluß kommen, daß im Dritten Reiche Canaris mindestens soviel zu sagen gehabt hätte, wie Hitler selbst. Ein immerhin ernster zu nehmender ausländischer Beobachter, der englische Professor Trevor Roper, bezeichnet in seinem Buche The last days of Hitler Canaris als einen zweifelhaften politischen Intriganten, unter dessen unfähiger Leitung die Abwehr ein Parasitendasein geführt habe. Roper scheint trotz aller moralischen Verurteilung Schellenbergs Spionage- und Terrororganisation mehr imponiert zu haben als die Abwehr. Von ausländischen Beurteilern dürfte der ehemalige Chef des französischen militärischen Geheimdienstes, General L. Rivet, in einem in der Revue de défense nationale erschienenen Aufsatz, in dem er sich scharf von Kurt Singer absetzt, dem deutschen Abwehrchef am besten gerecht werden. Darin wird Persönlichkeit und Leistung von Canaris durch einen unzweifelhaften Fachmann objektiv gewürdigt und in ritterlicher Weise anerkannt.

-

Naturgemäß begegnet uns der Name Canaris in zahlreichen Veröffentlichungen aus der Feder von Mitgliedern der deutschen Widerstandsbewegung. So wird er verschiedentlich in dem unter dem Titel Vom andern Deutschland erschienenen Tagebuch Ulrich von Hassells erwähnt. Gisevius verzeichnet in Bis zum bitteren Ende eine ganze Reihe von Episoden, in denen Canaris eine Rolle gespielt hat und anerkennt, daß dieser ihn niemals im Stich gelassen habe. Rudolf Pechel unterstreicht in seinem Buche Deutscher Widerstand die Bedeutung, welche Canaris als Gegenspieler Hitlers zukam. Pechel wendet sich auch gegen die Ungerechtigkeit, mit der Canaris vielfach vorwiegend wohl aus Unkenntnis der

8

wahren Zusammenhänge verurteilt wird und weist darauf hin, wie wünschenswert es sei, sein wahres Charakterbild zu zeichnen.

-

In der Tat hat Canaris das Schicksal gehabt, fast von allen

Seiten angegriffen und beschimpft zu werden. Während ihn die einen als Spion, als ehrgeizigen und brutalen Nationalisten und Militaristen darstellen, sehen andere darunter viele ehemalige Standesgenossen des Admirals – in ihm einen Verräter, der ihrer Auffassung nach der eigenen Wehrmacht und dem deutschen Volke den Dolchstoß in den Rücken versetzt hat.

-

Ich habe in ehrlichem Bemühen um Objektivität und Wahrheit den Versuch unternommen, ein Lebens- und Charakterbild von Wilhelm Canaris zu zeichnen. Dabei bin ich bestrebt gewesen, den falschen Nimbus, mit dem Canaris durch kriminal- und spionageromanhafte Darstellungen umgeben worden ist, zu zerstören und ihn als den anziehenden Menschen, den mutigen Offizier, den ehrlichen Patrioten und den guten Europäer und Weltbürger zu zeichnen, als der er mir auf Grund persönlicher Kenntnis und umfangreichen Materials, das ich im Laufe der letzten Jahre habe sammeln können, erscheint.

Ich habe Canaris erst verhältnismäßig spät, im Frühjahr 1938, kennengelernt, und meine persönliche Berührung mit ihm beschränkte sich auf wenige, allerdings recht intensive Unterhaltungen in kleinem Kreise in diesem und dem folgenden Jahre, in denen jedesmal die außenpolitische Lage sehr offen besprochen wurde. Dieser Kontakt war gerade ausreichend, um mir einen persönlichen Eindruck von der Weite des geistigen Horizontes, der erstaunlich raschen Auffassungsgabe, der intimen Kenntnis ausländischer, speziell englischer Verhältnisse, der Sicherheit des politischen Urteils und dem

9

tiefen, verhaltenen Humor des Admirals zu vermitteln. Meine Aktivlegitimation für die Abfassung dieser Lebensbeschreibung sehe ich aber weniger in diesem im Grunde doch nur flüchtigen persönlichen Zusammentreffen mit Canaris als darin, daß eine große Anzahl derjenigen, welche ihm im privaten und im dienstlichen Bereich nahegestanden haben, mir ihre Erinnerungen und Eindrücke und auch ein ziemlich umfangreiches Brief- und Aktenmaterial zur Verfügung stellten.

Tief bedauerlich ist es, daß das Dokument, welches Canaris selber für die Klarstellung seines Tuns und Lassens vor der Nachwelt bestimmt hatte, sein mit großer Sorgfalt geführtes Tagebuch, nicht mehr existiert. Nach Canaris' Entlassung aus der Leitung der Abwehr im Frühjahr 1944 wurde der größte Teil dieser Aufzeichnungen von einem seiner Offiziere an einen sicheren Ort auf dem Lande gebracht. Von der Witwe dieses Getreuen, der selbst ein Opfer des 20. Juli 1944 wurde, sind diese Bände nach dem Scheitern des Umsturzversuches aus der begreiflichen Sorge, Tortur und Erpressung könnten es doch in die Hände der Gestapo bringen und dieser Unterlagen für die Verfolgung noch weiterer Mitglieder der Widerstandsbewegung liefern, vernichtet worden. Das Tagebuch war nur in einem Exemplar vorhanden. Bis zum Sommer 1939 schrieb Canaris es mit eigener Hand, von da an seine Sekretärin nach Diktat auf der Schreibmaschine ohne Durchschlag. In Einzelfällen erlaubte Canaris seinem Mitarbeiter Oster, von besonders interessanten Eintragungen Abschrift für seine Privatakten zu nehmen. Diese Abschriften sind zusammen mit den übrigen Akten Osters mehrere Wochen nach dem 20. Juli 1944 in einem Panzerschrank in Zossen gefunden

worden. Unter den Osterschen Papieren befanden sich zahlreiche Dokumente über die Schandtaten und Absurditäten
10

des nationalsozialistischen Regimes sowie mehrere Umsturzpläne und Aufzeichnungen über die Widerstandsbewegung. Außer den Osterakten sind auch die Tagebuchaufzeichnungen von Canaris aus der Zeit vom März 1943 bis zum Juli 1944 von der Gestapo gefunden worden. Was die Gestapo von diesen Tagebuchblättern besaß, ist nach Aussagen von höheren SD-Führern in Nürnberg in der Zeit kurz vor dem Zusammenbruch des Dritten Reiches nach dem Schloß Mittersill in Österreich gebracht und dort Anfang Mai 1945 verbrannt worden. Erhalten sind nur einzelne Tagebuchaufzeichnungen von Canaris dadurch, daß dieser gelegentlich dem einen oder anderen seiner Abteilungschefs gestattete, Eintragungen aus seinem persönlichen Tagebuch, die sich auf den Dienstbereich des Betreffenden bezogen, abschriftlich in das Tagebuch seiner Abteilung aufzunehmen. Dieser Praxis ist es zu danken, daß wenigstens einige Proben aus dem Canaristagebuch in die nachfolgende Darstellung aufgenommen werden konnten.

Vor Abfassung dieses Buches habe ich, wie bereits angedeutet, mit einer großen Anzahl von Menschen, die Canaris in den verschiedenen Phasen seines Lebens nahestanden, gesprochen. Mit vielen anderen, die ich persönlich nicht erreichen konnte, habe ich einen, zum Teil recht umfangreichen, Briefwechsel geführt. Leider waren meine Ermittlungen dadurch beschränkt, daß viele der Vertrauten, die während des Krieges mit Canaris zusammenwirkten, nach dem 20. Juli 1944 sein Schicksal teilten. Andere sind gefallen oder noch nicht aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt.

Unter der großen Zahl der Mitarbeiter, die ich befragte, war keiner, welcher nicht mit Hochachtung von seinem alten Chef gesprochen hätte. Auch diejenigen, welche an seiner dienstlichen oder politischen Arbeit in der einen oder anderen Hin-
11

sicht Kritik übten, rühmten seine menschlichen Qualitäten. Viele sprachen von ihm als einem Freunde, Jüngere nannten ihn ihren väterlichen Freund. Aber darüber hinaus ergab sich ein äußerst interessantes Phänomen: Viele meiner Gesprächspartner und Korrespondenten gaben, ganz offenbar bona fide, der Überzeugung Ausdruck, das volle uneingeschränkte Vertrauen des Admirals genossen zu haben. Je weiter ich in meinen Ermittlungen vordrang, um so deutlicher wurde es mir aber, daß gerade diejenigen, welche tatsächlich Canaris am nächsten gestanden und am engsten mit ihm zusammengearbeitet hatten, sich bewußt waren, daß sie stets nur in einen begrenzten Ausschnitt seines Tuns und seines inneren Wesens Einblick hatten gewinnen können. Diese nächsten Vertrauten hatten erkannt, daß Canaris sich so leicht keinem Menschen ganz erschloß. Es hängt wohl damit zusammen, daß eigentlich alle Befragten in ihrer Erinnerung recht verschiedene Vorstellungen von Canaris bewahrt hatten. Aus meinen Unterhaltungen mit jedem einzelnen der alten Mitarbeiter und Freunde des Admirals trat mir ein neuer, von allen vorherigen sich deutlich unterscheidender Canaris entgegen, und so erwuchs mir die Aufgabe, aus der Unzahl dieser aus verschiedenen Perspektiven aufgenommenen Charakterbilder, deren jedes immer nur eine besonders geartete Spiegelung in einer spezifischen Beleuchtung war, die Resultante zu ziehen.

Hätte ich nicht in meiner Erinnerung selbst einen, wenn auch nur flüchtigen Eindruck von dieser vielgestaltigen Persönlichkeit gehabt, ich hätte an der übernommenen Aufgabe verzweifeln müssen. So wie es ist, muß ich gestehen, daß das Bild, welches ich nach bestem Wissen und Einfühlungsvermögen von Wilhelm Canaris habe entwerfen können, eine Skizze bleiben mußte. Ich habe mich bemüht, sie so lebensstreu zu gestalten, wie es mir die angedeuteten Umstände ermög-

12

lichten. Ich darf hinzufügen, daß ich, um die Darstellung nicht in der Fülle von Anekdotischem untergehen zu lassen, mich auf das, was mir für die Charakteristik wesentlich erschien, beschränkt und auf manche an sich reizvolle Episode, die mir glaubwürdig berichtet wurde, verzichtet habe.

Allen denen, die mir durch ihre Auskünfte die Durchführung meiner Aufgabe ermöglicht haben, gebührt mein aufrichtiger Dank. Es sind ihrer zu viele, als daß ich sie einzeln aufzählen könnte. Ich bitte diejenigen unter ihnen um ihre Duldsamkeit, welche enttäuscht sein werden, daß meine Deutung von Canaris' Charakter nicht mit ihren Erinnerungen in Einklang zu bringen ist. Ich fürchte, ihre Zahl wird nicht gering sein.

K. H. A.

ERSTES BUCH

STOLZ WEHT DIE FLAGGE

1

PROLOG

Zeit der Handlung: Jahrhundertwende. Das 19. geht zur Ruhe, das 20. steigt herauf. Diesmal ist's mehr als bloß äußerliche Zäsur, die sich aus zufälliger, von Menschen gesetzter Zeiteinteilung alle zehn mal zehn Jahre ergibt. Ein Zeitalter geht um diese Jahrhundertwende seinem Grabe entgegen.

Nur die Menschen merken die Zeitenwende nicht, wollen nicht begreifen, daß mit dem 19. Jahrhundert die bürgerliche Welt des humanistischen Liberalismus mit ihrer optimistischen Weltbetrachtung, ihrem blinden Glauben an den unaufhaltsamen Fortschritt der Menschheit, ihrem flibustierhaften Unternehmungsgeist und falschen Gefühl der Sicherheit, ihrem nur durch Humanität in Schranken gehaltenen und erträglich gemachten Nationalismus zu Ende geht. Sie merken es nicht; das dumpfe Ahnen einzelner, daß nicht alles zum besten stehe, bleibt der großen Mehrheit der Zeitgenossen - das gilt für Führer wie Geführte, für Kluge ebenso wie für Toren-fremd. Selbst ein Oswald Spengler kommt mit seiner natürlich schon seit geraumer Zeit konzipierten Untergangsprophetie erst heraus, als das Gefüge des bürgerlichen Lebens. wie es das 19. Jahrhundert kannte, durch die erste große Katastrophe bereits erschüttert ist.

Den Kindern des vergangenen Jahrhunderts, denen, welche die Alte Welt noch bewußt erlebten, raubt zunächst diese Erschütterung aller materiellen und ethischen Werte ihrer Jugend nicht den überkommenen Optimismus. Ihre Zeit mag

2 Abshagen, Canaris

17

tot sein, sie wissen es nicht, sie leben, und als Individuen zeigen sie bemerkenswerte Vitalität. Sie wollen nicht glauben, daß das Weltbild ihrer Jugend ein für allemal der Vergangenheit angehört. Ein, zwei Jahrzehnte lang versuchen sie immer wieder, die Stücke der zerbrochenen Welt zusammenzukitten. Unentmutigt durch Rückschläge gehen sie den

Weg zurück zu dem, was ihnen normale Ordnung scheint, und wollen nicht begreifen, daß die Normen, die sie meinen, nicht mehr gelten und die in schweren Wehen kreißende Welt neue die ihnen dann auch fremd und feindlich erscheinen müßten noch nicht geboren hat. So bleibt ihr unermüdliches Wirken und Streben umsonst, es sei denn, daß ihnen

– einigen früh, anderen spät, manchen freilich niemals – die Erkenntnis von der Zeitenwende aufgeht und sie einen ganz neuen Anfang machen.

18

ERSTES KAPITEL

MIT SILBERNEM LÖFFEL

Wilhelm Canaris wurde, wie man in England sagt, mit dem silbernen Löffel im Munde geboren. In seinem elterlichen Hause herrschte, wenn nicht Reichtum, so doch solide Wohlhabenheit. Der gesunde Knabe, der am 1. Januar 1887 in Aplerbeck, Kreis Dortmund, zur Welt kam, war der jüngste von drei Kindern des Hüttendirektors Carl Canaris und dessen Gattin Auguste Amélie, geborene Popp. Den größten Teil seiner Jugend verlebte Wilhelm Canaris in dem großen Hause in Duisburg-Hochfeld, in das die Familie einige Jahre nach seiner Geburt übergesiedelt war. Hier hatte der lebhafteste Junge alles, was sich ein Knabenherz wünschen und erträumen kann. Der große Garten um das Haus war der ideale Tummelplatz für Indianerspiele mit gleichaltrigen Gefährten. Da gab es Gebüsch, in denen man sich verstecken, hohe Bäume, die man erklettern konnte. Auf dem eigenen Tennisplatz erlernte er früh das Spiel, das ihm bis in die letzten Jahre seines Lebens für die immer seltener werdenden Stunden der Entspannung bevorzugter Zeitvertreib blieb. Wilhelm wuchs in einer harmonischen Familie auf. Von den Eltern wurde er verwöhnt. Der Vater war eine herbe, zurückhaltende Natur, aber sein Jüngster, der durch seinen Humor und seine originellen Einfälle wie alle Welt auch den Vater häufig zum Lachen brachte, war sein Vorzug. „Über Wilhelmchen wurde immer gelacht“, berichtet die Schwester, die, vier Jahre älter als der Kleine, diesen bemutterte und verwöhnte. Auch die Mutter konnte sich dem Charme des Jungen nicht

19

entziehen und hatte Mühe, den Ernst zu wahren, wenn Wilhelmchen ihrem strafenden Blick mit der Bemerkung begegnete: „Mama, deine Blicke sind wie Röntgenstrahlen.“ Von 1893 bis 1896 besuchte Wilhelm die Vorschule des Realgymnasiums zu Duisburg und rückte dann zu Ostern 1896 in die Sexta ein. Den ziemlich weiten Schulweg brauchte er nicht zu Fuß zu machen. Die Familienequipage brachte ihn jeden Morgen zur Schule und holte ihn des Mittags wieder ab. Mit dem Kutscher verstand sich Wilhelm ausgezeichnet. Wenn die Familie an schönen Sommertagen ausfuhr, dann saß Wilhelm auf dem Kutschbock neben dem Kutscher und unterhielt die ganze Gesellschaft im Wagen mit immer neuen Einfällen. Aber er war auch sein eigener Kutscher, denn schon frühzeitig hatte er einen Ziegenbock erhalten, der einen kleinen Leiterwagen zog, und mit dem er im Garten herumkutscherte. Als Wilhelm fünfzehn Jahre alt wurde, schenkte ihm der Vater ein Reitpferd; so wurde er ein begeisterter und guter Reiter. Zeit seines Lebens hat Canaris jede Gelegenheit zum Reiten benutzt. Er liebte Pferde – wie er überhaupt ein großer Tierfreund war – und verstand sie zu behandeln. Auch

mit schwierigen Gäulen wurde er dank seinem Einfühlungsvermögen und seiner weichen Hand fertig. Schon frühzeitig entwickelte er, was der Engländer „horse sense“ nennt, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne.

Schon als kleiner Hosenmatz bewies Wilhelm Beobachtungsgabe und den Trieb, den Dingen auf den Grund zu gehen, Gaben, die ihm später in der Marine den Spitznamen „der Kieker“¹⁾ eintrugen und ihn für seine Aufgabe als Nachrich-

1) Über die Herkunft und Bedeutung dieses Spitznamens herrscht unter den ehemaligen Kameraden keine Einmütigkeit. In alten Briefen an Canaris findet man auch die Schreibweise Kieka und Kika. Doch steht fest, daß er bereits im Jahre 1916 in der „Etappe Madrid“ als „der Kieker“ bekannt war.

20

tenchef prädestinierten. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, und seine Beobachtungen und treffenden Bemerkungen dazu brachten die Erwachsenen nicht selten in Verlegenheit. Die Atmosphäre des Elternhauses und des Kreises, in dem die Familie sich bewegte, spielte naturgemäß bei der Formung des Charakters des Heranwachsenden eine große Rolle. Beide Eltern waren religiös ohne scharf betonte konfessionelle Einstellung. Die Familie Canaris war ursprünglich katholisch gewesen. Erst Wilhelms Großvater war, als er sich mit einer Protestantin verheiratete, zu deren Bekenntnis übergetreten. Wilhelms Mutter hatte, obgleich sie aus einer evangelischen Familie stammte, eine gewisse Neigung zum Katholizismus. Beide Eltern waren keine regelmäßigen Kirchgänger. Der Kirchenbesuch beschränkte sich, wie in jenen Zeiten, in denen die liberale Theologie die große Mode war, in weiten protestantischen Kreisen üblich, meist auf die hohen kirchlichen Feste. Aber die Kinder wurden in dem selbstverständlichen Glauben, daß eine höhere Macht das menschliche Leben führt und überwacht, und in den Grundsätzen christlicher Ethik erzogen. Diese Erziehung geschah weniger durch belehrende Worte als durch das lebende Beispiel der Eltern. Wilhelm Canaris war, auch wenn bei ihm keine eindeutige konfessionelle Bindung erkennbar war, ein tief religiös empfindender Mensch. Er war kein regelmäßiger Kirchgänger, aber an hohen Festtagen ging er mit Frau und Töchtern in die evangelische Kirche in Dahlem, aber es ist wohl ein Erbe seiner Mutter, daß gerade in den schweren letzten Jahren seines Lebens auf ihn die mystische Atmosphäre katholischer Kathedralen eine starke Anziehungskraft ausübte.

Beide Eltern waren geistig hochstehende Menschen mit vielseitigen Interessen und Kenntnissen. Ein so gewecktes Kind wie Wilhelm profitierte natürlich viel von den Unter-

21

haltungen der Großen. Die Zeit, in welcher der Geist des Jungen begann, von seiner Umwelt kritisch Notiz zu nehmen, war die wilhelminische Ära. Es war eine Periode stürmischer wirtschaftlicher Entwicklung. Im Ruhrrevier wurden immer neue Schächte in die Erde getrieben, schossen ständig neue und größere Hochöfen und Hüttenwerke aus dem Boden. Das noch junge Deutsche Reich entwickelte sich im Handumdrehen zum führenden Industriestaat des Kontinents. Der Außenhandel nahm zu, die Flotte, für welche die Panzerplatten an der Ruhr geschmiedet wurden, wuchs. Die Kolonialpolitik des Reiches regte die Phantasie besonders der Jugend an.

Natürlich war man im Hause Canaris patriotisch einge-

stellt. Der Vater war begeisterter Bismarckverehrer. In dem Konflikt zwischen dem alten Kanzler und dem jungen, unerfahrenen Kaiser gehörten seine Sympathien uneingeschränkt dem Reichsgründer. Sonst redete man im Hause im allgemeinen nicht viel von Politik; nur wenn Reichstagswahlen bevorstanden oder außergewöhnliche Ereignisse eintraten, hörten die Kinder die Eltern untereinander oder mit Hausgästen gelegentlich einmal politische Themen berühren. Da fielen wohl mit dem Ausdruck der Mißbilligung Namen wie die des Fortschrittlers Eugen Richter oder des Sozialdemokraten August Bebel. Man selbst war nationalliberal. Diese Partei war damals im Industrierevier noch führend vor dem

Zentrum, dem die katholischen Industriellen zum erheblichen Teile angehörten. Die Annäherung zwischen den „Schlotbaronen“ und den preußischen Konservativen lag noch in der Zukunft.

In dem industriellen Milieu, in dem Wilhelm Canaris aufwuchs und das sich schon damals als die Wirtschaft fühlte und bezeichnete, hatte man mit dem Sozialismus sowohl

22

wegen seiner klassenkämpferischen wie seiner internationalistischen Tendenzen -begreiflicherweise nichts im Sinne. Es waren noch die goldenen Zeiten der kaum eingeschränkten Unternehmerinitiative. Man nahm, auch wenn man sich mit der Existenz der Gewerkschaften wohl oder übel abfinden mußte, im Grunde einen Herr-im-Hause-Standpunkt ein, der allerdings in der Praxis durch eine Art von patriarchalischem sozialem Verantwortungsbewußtsein erheblich gemildert wurde. Denn in vielen Fällen war der Aufstieg vom Arbeiter zum Unternehmer und Fabrikherrn in zu rascher Generationenfolge zurückgelegt worden, als daß sich auf seiten der Industrieherrn ein Klassenhochmut hätte entwickeln können. Das Klassenressentiment wurde von unten her gepredigt und konnte im westdeutschen Industrierevier erst Wurzeln schlagen, als der einheimische Arbeiterstamm durch Zuzug aus dem Osten mit fremden Elementen durchsetzt worden war.

—

Man kann im späteren Leben von Canaris die Wirkung dieses Milieus seiner Jugend deutlich feststellen. Eine instinktive Abneigung gegen den Marxismus - besonders in seinen extremen Formen blieb stets in ihm lebendig. Andererseits war ihm ein sehr starkes soziales Verantwortungsbewußtsein überkommen, das er aus der industriellen in die militärische Umwelt mitnahm und das in seiner Fürsorge für seine Untergebenen aller Grade Ausdruck fand. Canaris war völlig frei von sozialem Hochmut und Ressentiment. Deshalb wurde es ihm so leicht, nach der Revolution von 1918 mit Vertretern aller Parteien, auch der proletarischen, umzugehen. Aus diesem Grunde beruhte auch sein Widerstand gegen Hitler nicht auf der Ablehnung des Gefreiten“ oder „des Stubenmalers“, sondern hatte tiefere und ernstere Gründe. Die Familie Canaris hatte keine militärische Tradition. So-

23

weit wir dem Stammbaum auch nachgehen
und wir können

ihn in ungebrochener Linie bis in das sechzehnte Jahrhundert urkundlich verfolgen, finden wir keinen aktiven Soldaten unter den Vorfahren des Admirals. Es ist eine typisch bürger-

liche Familie. Der Großvater väterlicherseits war als Bergwerksdirigent in der Gegend von Brilon tätig und hatte den Titel königlicher Bergrat; weiter zurück finden wir unter den Canaris mehrere kurtrierische Beamte, einen Kammerrat und einen Direktor der kurtrierischen Leinenmanufaktur, daneben sind unter den Vorfahren Kaufleute, Handwerker und Juristen. Die mütterliche Familie stammt aus dem Coburgischen. Der Großvater mütterlicherseits war herzoglich sächsischer Oberförster. Unter den Vorfahren tritt hier das bürgerliche Element stärker in Erscheinung als bei den Canaris. Mehrere Generationen zurück finden wir unter den Stammmüttern ein Fräulein von Pollheim und eine Demoiselle von Triesch, auch de Driesch geschrieben, deren Namen auf adelige Herkunft schließen lassen. Doch ändert dies nichts an dem bürgerlichen Charakter des Stammbaumes.

Auch bei äußerster Streckung der Phantasie wird man den Admiral Canaris nicht als Vertreter einer Junker- oder Offizierskaste bezeichnen können, wie dies hie und da in der umfangreichen Literatur über den ehemaligen deutschen Nachrichtenchef geschehen ist.

Der ausländische Klang des Namens Canaris hat zu zahlreichen Spekulationen über die Herkunft seines Trägers geführt. Man hat ihn als Griechen, ja selbst als Levantiner bezeichnet. Vielfach ist der deutsche Admiral fälschlich als ein Nachkomme oder doch als naher Verwandter des in den griechischen Freiheitskämpfen berühmt gewordenen Seehelden und späteren Ministerpräsidenten Konstantin Kanaris angesehen worden. Auch Wilhelm II. soll

24

nach einem glaubwürdigen Bericht an den Rand einer dienstlichen Meldung über einen Versenkungserfolg des damaligen U-Bootkommandanten Wilhelm Canaris einen Vermerk etwa des Sinnes geschrieben haben: „Ist das ein Nachkomme des griechischen Freiheitskämpfers?“ Es ist nicht ohne Reiz festzustellen, daß sich die Familie des späteren Admirals selber eine Zeitlang in dem Glauben gewiegt hat, mit dem tapferen Griechen verwandt zu sein. Um die Jahrhundertwende war es in bürgerlichen Familien noch nicht üblich, sich allzu intensiv mit der eigenen Herkunft zu beschäftigen. Die Canaris waren sich wohl bewußt, daß ihr Name ausländisch klang und daß ihre Vorfahren vor einer ganzen Reihe von Generationen in Deutschland eingewandert sein mußten. Woher, das wußten sie nicht. Die Gleichheit des Namens verlockte zu der Annahme, daß man mit dem griechischen Seefahrer verwandt sei. In der Tat benutzten Vater und Mutter Canaris um die Wende des Jahrhunderts die Gelegenheit einer Reise nach Griechenland, um die griechischen „Verwandten“ in Athen zu besuchen, von denen sie auch freundlich aufgenommen wurden. Es wurde sogar eine Nachbildung des in Athen stehenden Denkmals des Seehelden erworben und nach Duisburg gesandt, wo sie im Hause des Hüttendirektors aufgestellt wurde. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Erzählungen über den heldenhaften „Vorfahren“ nicht nur allgemein die rege Phantasie des jungen Wilhelm beflügelten, sondern ihn in dem Wunsch, Seeoffizier zu werden und es dem alten Griechen gleichzutun, bestärkten. Tatsächlich hat Canaris, als er längst über die Herkunft seiner Familie genau Bescheid wußte und in keinem Zweifel mehr darüber sein konnte, daß in seinen Adern griechisches Blut nicht floß, mit jenem puckischen Hu-

mor, der ihm eigen war, vor sich selber und anderen gern
25

ein wenig mit der griechischen Verwandtschaft kokettiert.
Ein Bild, ein farbiger Stahlstich des alten Konstantin Kanaris,
das diesen in griechischer Nationaltracht darstellt, hing in
seinem Hause in Schlachtensee, und er zeigte es gern seinen
Besuchern.

Wilhelm Canaris selber hat in späteren Jahren die For-
schung nach der Herkunft seiner Familie eifrig betrieben.
Die von ihm angeregten Untersuchungen haben einwandfrei
ergeben, daß seine Familie von einem Thomas Canaris ab-
stammt, der zusammen mit mehreren Brüdern im letzten
Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts von Sala am Comer
See in Westdeutschland einwanderte und im Kurtrierischen,
in Bernkastel, ansässig wurde, wo er sich mit der Tochter
seines aus der gleichen Gegend stammenden Landsmannes
Puricelli verheiratete. Die italienischen Einwanderer, deren
es in jener Zeit in West- und Süddeutschland eine ganze
Menge gab (man denke an Namen wie Caracciola, Bren-
tano u. a.), scheinen noch längere Zeit hindurch ziemlich
stark zusammengehalten zu haben, denn noch der Ururgroß-
vater des Admirals, der kurtrierische Kammerrat Franz Ca-
naris, heiratete im Jahre 1789, also ungefähr hundert Jahre
nach der Einwanderung des vorerwähnten Stammvaters Tho-
mas, die Jungfrau Joanetta, Tochter eines am Reichskammer-
gericht praktizierenden Dr. jur. Fridolin Martinengo. Der
Stammbaum der verschiedenen Zweige der Familie Canaris in
Deutschland ist in einem mit Ahnen- und Stammtafeln ver-
sehenen im Jahre 1938 als Privatdruck erschienenen Buch
aus der Feder von Peter von Gebhardt anschaulich dargestellt
und erläutert worden. Darin wird auch die väterliche Linie
der Vorfahren in Italien bis auf den im Jahre 1506 urkundlich
erwähnten Gaspere Canarisi lückenlos nachgewiesen, und
darüber hinaus werden vermutliche Vorfahren bis ins vier-
26

zehnte Jahrhundert an Hand von mailändischen Urkunden
aufgezeigt. Dieses Buch wurde auf Anregung von Wilhelm
Canaris zusammengestellt. Am Neujahrstage 1942 übersandte
der damalige Chef des S.I.M. (Militärischen Informations-
dienstes) im italienischen Oberkommando, Oberst, später
General Cesare Amé, dem Admiral Canaris ein kostbar aus-
gestattetes, eigens für diesen Zweck zusammengestelltes
Werk über die Familie Canaris-Canarisi, das eine Reihe von
Faksimile-Abdrucken urkundlicher Eintragungen über die
verschiedenen Zweige der in Norditalien hochangesehenen
Familie und Bilder ihr von altersher gehöriger Häuser und
Besitzungen enthält.

In dem ersterwähnten Buch von Gebhardt wird übrigens
darauf hingewiesen, daß eine gewisse Verbindung zwischen
den deutschen Canaris und den griechischen Kanaris nicht
ganz von der Hand zu weisen ist, allerdings nicht in dem
Sinne, daß Wilhelm Canaris von dem griechischen Freiheits-
kämpfer abstammte, sondern daß auch die griechischen
Kanaris ihren Ursprung in Norditalien genommen hätten, da
der Name nicht griechischen Ursprungs und die Familie in
ihrer griechischen Heimat, der Insel Psara, eingewandert ist.
Die Canaris scheinen überhaupt ein wanderlustiger Stamm
gewesen zu sein, und es mag hier als ein Kuriosum erwähnt
werden, daß auch Napoleon I. unter seinen Vorfahren eine
Canaris gehabt hat. Nach den Feststellungen von Gebhardt

war der Großvater des Kaisers, Giuseppe Buonaparte, verheiratet mit Maria Saveria Paravicini, deren Mutter den Mädchennamen Nicoleta Canaris trug. Da auch die Paravicinis aus Oberitalien stammen und ein Zweig dieser Familie gleichfalls am Comer See ansässig war, ist es durchaus denkbar, daß diese Nicoleta Canaris aus der gleichen Familie kam, von der Wilhelm Canaris abstammt.

27

Wenn also über die Abstammung der Familie Canaris aus Norditalien kein Zweifel mehr bestehen kann, so kann andererseits doch gesagt werden, daß sie in den zwei Jahrhunderten, die sie sich zur Zeit der Geburt von Wilhelm Canaris auf deutschem Boden befand, völlig eingedeutscht war. Ein Blick auf die Stammtafel zeigt, daß der Admiral sehr viel mehr deutsche als italienische Vorfahren hatte. Und doch hatte er seinen italienischen Ahnen zweifellos manche der Eigenschaften zu verdanken, die seinen in so vielen Facetten schillernden Charakter entscheidend beeinflussten: die eigenartige Paarung von buntfarbiger Phantasie und einem an das unwahrscheinliche grenzenden Realitätsinn, der hintergründige, manchmal ans Skurrile streifende Humor, die fast wie Heimweh wirkende Liebe zu den Ländern des Mittelmeers, Spanien, Italien und Griechenland, und das instinktive Verständnis für die Mentalität der lateinischen Nationen, um nur einige zu nennen. Und selbst im Äußerlichen besaß er eine Eigenschaft, die an die Ahnen aus sonnigeren Breiten erinnerte: sein Wärmebedürfnis, verbunden mit fast grotesk wirkendem Abscheu vor Kälte, das ihn selbst in den Hundstagen in unseren Breiten kaum jemals ohne Mantel ins Freie gehen ließ.

Auf dem Realgymnasium in Duisburg war Wilhelm Canaris ein guter, wiß- und lernbegieriger Schüler. Schon früh machte sich seine Sprachbegabung bemerkbar, und er nahm von der Schule eine bessere praktische Kenntnis des Englischen und Französischen mit als die große Mehrzahl seiner Mitschüler. Er las viel. Besonders geschichtliche Themen interessierten ihn, und er liebte Bücher, die seine Kenntnis über fremde Länder erweiterten. Ein phänomenales Gedächtnis machte es ihm leicht, das einmal Gelesene zu behalten und gewissermaßen geistig zu katalogisieren, so daß er es bei passender

28

Gelegenheit wieder hervorholen konnte. Noch in viel späteren Jahren war der sonst bei ihnen beliebte Onkel Wilhelm in einer Beziehung der Schrecken der Neffen; er, „wußte stets alles“ und vermochte dadurch die mit weniger gutem Gedächtnis Begabten leicht in Verlegenheit zu bringen.

Wir haben schon festgestellt, daß die Familie Canaris keine militärische Tradition hatte. Überdies hatte man in den Kreisen der aufstrebenden deutschen Industrie um die Jahrhundertwende für das Berufsoffizierstum wenig übrig. Die Industriellen hatten ein gewisses Vorurteil gegen das junkerische Element im Heer, ebenso wie manche adelige Offizierskreise zu jener Zeit in den Industriellen noch die „Koofmichs“ und die „Schlosser“ sahen. Die Industrie war wohl von der Notwendigkeit eines starken Heeres als Schutz des Reiches überzeugt, die Söhne dienten möglichst in „guten“ Regimentern (Vater Canaris selbst hatte es bei den Metzger Pionieren zum Oberleutnant der Reserve gebracht und schätzte die militärische Disziplin und Ordnung) und wurden Reserveoffiziere; aber als Lebensberuf für die eigenen Söhne ging die

„brotlose“ Offizierslaufbahn dem natürlich stark entwickelten Erwerbsinstinkt von Männern, die beruflich gewohnt waren, scharf zu kalkulieren, wider den Strich. Weniger fremd als dem Offizierskorps des Heeres stand man dem der Marine gegenüber, das nicht so stark mit „feudalen“ Traditionen und Vorurteilen belastet schien. Trotzdem hatte Vater Canaris Bedenken, seinem jüngsten Sohne den erstrebten Eintritt in die Marine zu gestatten. Ehe eine endgültige Entscheidung über Wilhelms Berufswahl gefällt worden war, starb der verhältnismäßig junge Vater-er war eben 52 Jahre alt-im Herbst 1904 während einer Kur in Bad Nauheim plötzlich an einem Herzleiden. Im folgenden Frühjahr beendete Wilhelm seine Schullaufbahn am Duisburger Realgymnasium mit erfolgreich be-

29

standener Reifeprüfung. Die Mutter legte seinem Wunsche, Seeoffizier zu werden, keine Hindernisse mehr in den Weg. Am 1. April des Jahres 1905 trat Wilhelm Canaris als Seekadett in Kiel in die Kaiserliche Marine ein.

30

ZWEITES KAPITEL

DER JUNGE OFFIZIER

Die Seekadettenausbildung in der Kaiserlichen Marine stellte an die künftigen Seeoffiziere körperlich und geistig hohe Anforderungen. Auf eine kurze allgemein militärische und infanteristische Ausbildung an Land folgte eine dreivierteljährige Auslandsreise auf einem Schulschiff, welche durch die nordeuropäischen Gewässer und anschließend entweder ins Mittelmeer oder nach Westindien führte. 1905 dienten als Schulschiffe noch alte Segelfregatten mit Hilfsmaschinen. Die Unterbringung der Kadetten war primitiv, der seemännische Dienst hart und anstrengend. Dazu kam noch die theoretische Ausbildung in Navigation, Waffenkunde und anderen für den künftigen Seeoffizier notwendigen Wissenschaften. Der nur eben mittelgroße, schwächliche Canaris erwies sich als geschmeidig und ausdauernd genug, um alle Anforderungen des Dienstes zu bewältigen. In den theoretischen Fächern zeigte es sich, daß er weit über den Durchschnitt begabt und ausnahmsweise geistig beweglich war. Alle Prüfungen bestand er spielend. Er war dem, was man als Gamaschendienst zu bezeichnen pflegt, abgeneigt, aber anpassungsfähig genug, um auch in dieser Hinsicht den Ansprüchen seiner Vorgesetzten zu genügen. Einer seiner Kameraden aus den ersten Jahren seiner Marinelaufbahn erklärte, daß in seinem Wesen schon damals Eigenschaften vor-gezeichnet gewesen seien, die ihn später charakterisierten und fügt erläuternd hinzu, Canaris sei nach einem alten Wort schon zu jener Zeit „schnell zu hören, langsam aber zu reden

31

und langsam zum Zorne“ gewesen. In diesem Wort kommt treffend die natürliche Zurückhaltung und Mäßigung zum Ausdruck, die für Canaris sein ganzes Leben hindurch bezeichnend gewesen ist. Das darf aber nicht zu dem Schlusse verleiten, daß er ein Mucker oder Streber gewesen sei. Er war ein guter Kamerad, er nahm teil an den jugendlichen Streichen, die in einer Gemeinschaft von gesunden jungen Männern zwischen 18 und 20 Jahren als Ausdruck der Vitalität mit Naturnotwendigkeit ausgeheckt werden, er hatte Freude an lustigen „Garnen“ und „Doentjes“, ob andere sie erzählten oder gelegentlich er selbst eines zum besten gab. Mit einem Wort, sein angeborener Humor bewährte sich bei die-

sem ersten Heraustreten aus dem Kreise der Familie in die Außenwelt. Ja, dieser stille, verschmitzte Humor war neben seiner raschen Intelligenz und seiner schon in dieser Lebensphase hervortretenden Hilfsbereitschaft gegenüber jedem, der in größeren oder kleineren Nöten war, vielleicht mitbestimmend dafür, daß Canaris innerhalb seiner „Crew“ bald zu denjenigen gehörte, die wie das in jedem Seekadettenlehrgang, unter den jungen Offizieren jedes Regimentes, den Studenten jeder Verbindung und in allen vergleichbaren Gemeinschaften junger Männer der Fall zu sein pflegt eine nicht irgendwie definierte, aber von den übrigen stillschweigend anerkannte Führerrolle spielten.

—

Die wissenschaftliche und praktische Weiterausbildung der nach Abschluß des Seekadettenjahres zu Fähnrichen zur See Beförderten wurde an der Marineschule in Kiel fortgesetzt. Es folgten Waffenlehrgänge und dann wieder ein Bordkommando. Canaris wurde als Fähnrich zur See im Herbst 1907 auf den Kreuzer „Bremen“ versetzt, der als Stationsschiff auf der mittel- und südamerikanischen Station eingesetzt war. Ein Jahr später wurde er zum Leutnant zur

32

Der Seekadett

See befördert. Er tat als Adjutant des Kommandanten Dienst. In den lateinamerikanischen Ländern gehörten damals wie heute die Revolutionen und Pronunciamentos zum täglichen Brot des politischen Lebens. Die Stationskreuzer der großen Seemächte hatten dafür zu sorgen, daß die wirtschaftlichen Interessen ihrer Länder und Leben und Habe ihrer Staatsbürger bei diesen häufigen Umwälzungen möglichst nicht in Mitleidenschaft gezogen würden. Canaris hatte in seiner Stellung als Adjutant des Kommandanten reichlich Gelegenheit, die politischen Hintergründe des Geschehens zu studieren. Er nutzte diese Chance aus, um sich mit der Geschichte, Kultur und dem öffentlichen Leben der ibero-amerikanischen Welt eingehend vertraut zu machen. Er erwarb sich schon damals die Grundlage seiner später ausgezeichneten spanischen Sprachkenntnisse. Aber darüber hinaus empfing der junge Offizier hier die erste praktische Schulung auf dem Gebiet der Menschenbehandlung, der diplomatischen oder doch quasi-diplomatischen Verhandlungen. Seinem angeborenen Takt, seinem Fingerspitzengefühl gelang es, kleinere politische Erfolge zu erzielen, und es ist nicht zu verwundern, daß der junge Leutnant sich nicht ohne einen gewissen Stolz den Bolivar-Orden an die Brust heftete, der ihm von einer der südamerikanischen Regierungen verliehen wurde.

Es ist später von manchen Seeoffizieren behauptet worden, Canaris sei eigentlich nie ein richtiger Seeoffizier, sei weniger Seemann als politischer Intrigant gewesen. Beispielsweise hat im Prozeß vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg Dönitz mißbilligend erklärt, Canaris sei eben ganz anders als die übrigen Seeoffiziere gewesen, und er, Dönitz, habe kein Vertrauen zu ihm gehabt. Die Aussagen der Kameraden aus der Zeit vor dem ersten Weltkriege und während

3 Abshagen, Canaris

33

dieses Krieges lauten ganz anders. Allerdings gehörte nach ihren Erzählungen Canaris nicht zu den wilden Draufgängern,

sein abwägender Verstand hielt stets die Gefühle im Zaum, er schätzte die Risiken ab, ehe er sie einging, aber wenn er den Einsatz als richtig erkannt hatte, setzte er sich bedingungslos ein. So bewährte er sich auch im Anschluß an sein Kommando auf der „Bremen“ als Wachoffizier auf Torpedobooten in der Nordsee. Der Dienst auf diesen kleinen Fahrzeugen war hart, auch in Friedenszeiten gefahrvoll, wurde aber mit Recht als eine Hohe Schule der Seemannschaft betrachtet. Canaris kam bei diesem Dienste zugute, daß er gegen die Seekrankheit, der auf den Torpedobooten bei Schlechtwetter oft auch alte Fahrensleute verfielen, völlig gefeit war.

Der Herbst 1912 sah ihn aber wieder auf Auslandskommando. Er wurde dem Kreuzer „Dresden“ zugeteilt, der bald darauf ins östliche Mittelmeer auslief. Das Schiff war bestimmt, in dem inzwischen ausgebrochenen Kriege der Balkanstaaten gegen die Türkei die deutschen Interessen wahrzunehmen. Für Canaris bot sich hier die Gelegenheit, die Balkan- und die Meerengenprobleme aus nächster Nähe zu studieren. Das bunte Volksleben von Stambul fesselte ihn, aber ihn interessierten auch die nicht weniger vielfarbigen Verflechtungen der Politik am Goldenen Horn. So befaßte er sich in zahlreichen Unterhaltungen mit ortsansässigen Landsleuten auch mit der Bagdadbahnfrage.

Im folgenden Jahre lief die „Dresden“ nach kurzem Heimataufenthalt erneut aus, um vor Vera Cruz die „Bremen“ als Stationskreuzer auf der mittel- und südamerikanischen Station abzulösen. Canaris kehrte also wieder in bekannte Gegenden und zu ihm vertrauten Problemen zurück. Dem Kommandanten der „Dresden“, Kapitän zur See Köhler, kam

34

die Erfahrung des mittlerweile zum Oberleutnant beförderten Canaris naturgemäß sehr zugute. Und es gab wirklich schwierige Aufgaben zu lösen. In Mexiko war wieder einmal Revolution. Es kam zu schweren Kämpfen zwischen den Truppen des Präsidenten Huerta und den Rebellen um die Stadt Tampico. Die Mehrzahl der ausländischen Kriegsschiffe hatte sich aus dem Tampicofluß zurückgezogen, nur die „Dresden“ harrete 20 Seemeilen oberhalb der Mündung aus trotz der Drohung der Rebellen, sie würden die riesigen Öltanks im Hafen auslaufen lassen und damit den Fluß in Brand stecken. So gelang es der „Dresden“, mehrere Hundert flüchtige Bürger der Vereinigten Staaten an Bord zu nehmen, die dann später auf der Außenreede dem Chef des dort liegenden amerikanischen Geschwaders wohlbehalten übergeben werden konnten. Im Juli 1914 legte Präsident Huerta sein Amt nieder. Der „Dresden“ fiel die Aufgabe zu, ihn nach Kingston (Jamaika) in Sicherheit zu bringen. Bei diesen schwierigen Aufgaben, die Landeskenntnis und Takt erforderten, stand Canaris seinem Kommandanten als Gehilfe zur Seite.

Anschließend an die Reise nach Kingston begab sich die „Dresden“ nach den Gewässern von Haiti, wo sie sich mit dem Kreuzer „Karlsruhe“ traf, der sie ablösen und zugleich ihren bisherigen Kommandanten übernehmen sollte. Die „Dresden“ hätte danach in die Heimat zurückkehren sollen. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges aber brachte eine Änderung in der Bestimmung des Schiffes, das den Befehl erhielt, sich im Kreuzerkrieg gegen die alliierte Handelschiffahrt an der südamerikanischen Küste zu betätigen. Größere Erfolge konnte die „Dresden“ aber nicht erzielen.

Ihre Turbinenanlage verschlang so große Kohlenmengen das Schiff hatte noch keine Ölfeuerung –, daß die Aufgabe der Bunkerfüllung aus Hilfsschiffen auf hoher See alle tak-
35

tischen und strategischen Absichten und Erwägungen völlig überschattete. Es gelang der „Dresden“ jedoch, sich Anfang Oktober 1914 mit dem Geschwader des Admirals Graf Spee im Stillen Ozean bei der Osterinsel zu vereinigen. Sie nahm an dem siegreichen Gefecht bei Coronel teil. Anschließend lief die „Dresden“ zusammen mit dem Kreuzer „Leipzig“ zu kurzem Aufenthalt in Valparaiso ein, um Frischwasser und Proviant einzunehmen, nachdem die Besatzung schon wochenlang hauptsächlich von Salzfleisch und Konserven gelebt hatte.

Aus dieser Zeit sind zwei Briefe erhalten, welche Canaris am 2. November, dem Tage nach dem Gefecht von Coronel, und am 12. November, am Abend vor dem Einlaufen in Valparaiso, an seine Mutter schrieb. Sie sind typisch für die ruhige, sachliche Art, in der er über sein Kriegserleben und seine Auffassung von den Dingen sich zu äußern pflegte, und deswegen seien einige kurze Auszüge daraus hier wiedergegeben. Anschließend an seine klare und nüchterne Darstellung des Gefechtsverlaufes schreibt Canaris am 2. November: „Sehr gefreut habe ich mich über die Haltung unserer Besatzung. Bei keinem einzigen habe ich die geringste Erregung gesehen. Es herrschte eine größere Ruhe als bei Besichtigungen und Friedensübungen.“ Über die Bedeutung des Gefechtes äußert er sich mit vorsichtigem Optimismus: „Sicher ein schöner Erfolg, der uns zunächst Luft schafft und vielleicht auch Einfluß auf die Gesamtlage hat. Hoffentlich geht es so weiter.“ Und zehn Tage später nimmt er Stellung zu Nachrichten, welche „Scharnhorst“ aus Valparaiso mitgebracht hatte und wonach das französische Zentrum durchbrochen und die englischen Minister abgesetzt sein sollten. Er bemerkt hierzu trocken: „Hoffentlich sind diese Nachrichten nicht ganz erfunden“ und fügt hinzu: „Die Friedens-
36

aussichten sind wohl noch immer recht gering. Es wird wohl noch lange dauern, bis England erledigt ist...“ Eine weitere Bemerkung läßt darauf schließen, daß auch sein neuer Kommandant, der Fregattenkapitän Lüdecke, der vor Haiti die Führung des Schiffes übernommen hatte, den Wert des in lateinamerikanischen Dingen erfahrenen Canaris zu schätzen wußte. Es heißt in dem Briefe nämlich: „Der Kommandant ist mir gegenüber recht rücksichtsvoll und immer sehr nett. Er läßt mir große Selbständigkeit und bespricht alles mit mir.“

Nicht auf lange Zeit hatte der Sieg von Coronel dem Geschwader des Grafen Spee Luft verschafft. Die britische Flottenleitung hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die für das britische Prestige gefährliche Schlappe auszuwetzen. Am 8. Dezember stieß das deutsche Geschwader vor den Falklandinseln auf überlegene britische Streitkräfte. In der sich entwickelnden Seeschlacht fanden alle deutschen Schiffe ihren Untergang, nur der „Dresden“ gelang es dank ihrer hohen Geschwindigkeit zu entkommen. Den Rest des Antipodensommers 1914/15 über hielt sich das Schiff, das durch Kohlenmangel hilflos war und unter Proviantknappheit litt, in den Fjorden, Buchten und Kanälen der Feuerlandinseln versteckt. Erst nachdem es mit großen Mühen gelungen war,

den nötigen Nachschub zu erhalten, konnte der Kommandant daran denken, wieder aktiv in den Kreuzerkrieg einzutreten. Aber auch jetzt wieder blieb der „Dresden“ der Erfolg versagt. Am 9. März 1915 ankerte das Schiff in chilenischen Hoheitsgewässern bei Mas a Tierra wegen Kohlenmangels. Da erschien überraschend der an artilleristischer Ausrüstung weit überlegene englische Kreuzer „Glasgow“ und eröffnete das Feuer auf das deutsche Schiff. Der Oberleutnant Canaris wurde von seinem Kommandanten als Par-

37

lamentär an Bord des britischen Schiffes entsandt. Es war eine dramatische Situation, ein eigenartiges Nachspiel zu den Gefechten von Coronel und Falkland. Die „Glasgow“ war als einziges britisches Schiff bei Coronel entkommen, die „Dresden“ als einziges deutsches in der Schlacht bei den Falklandinseln. Dramatisch war auch die Unterhaltung, die Canaris mit dem britischen Kommandanten hatte: Canaris machte diesen darauf aufmerksam, daß die „Dresden“ sich in neutralen chilenischen Gewässern befinde und die Beschießung durch die „Glasgow“ gegen das Völkerrecht verstoße. Die Antwort des britischen Kapitäns war kurz und bündig. Er sagte: „Ich habe Befehl, die Dresden zu vernichten, wo immer ich sie treffe. Alles übrige werden die Diplomaten Großbritanniens und Chiles regeln.“ Canaris kehrte unverrichteter Dinge auf sein Schiff zurück, und das Gefecht nahm seinen Fortgang. Unter dem überlegenen Feuer der „Glasgow“ versenkte sich die „Dresden“ selber durch Flutung ihrer Bodenventile. Mit der Besatzung wurde auch Canaris durch die chilenischen Behörden interniert. Die seemännische und diplomatische Geschicklichkeit, die Canaris in dieser ersten Phase des Weltkrieges auf der „Dresden“ an den Tag legte, kann nicht besser ins Licht gerückt werden als durch die Wiedergabe des Urteils eines Kameraden aus jener Zeit, der sich wie folgt ausdrückte: „Ich bin mir klar darüber, daß wir uns mit der ‚Dresden‘ niemals bis zum März 1915 hätten halten können, wenn Canaris nicht alles so meisterlich durchdacht und sein Ideenreichtum sich nicht immer wieder aufs glänzendste bewährt hätte.“

Die Verwundeten der „Dresden“ wurden nach Valparaiso gebracht, die übrigen Offiziere und Mannschaften auf der Insel Quiriquina interniert. Nicht lange hielt Canaris die erzwungene Untätigkeit der Internierung aus. Er beschloß,

38

zu entfliehen und nach Deutschland zurückzukehren. Wohl hatten auch manche seiner Kameraden den gleichen Wunsch. Aber bei keinem waren die Voraussetzungen für ein Gelingen des schwierigen Unternehmens so günstig wie bei Canaris, welcher die spanische Sprache nunmehr vollkommen beherrschte und deshalb verhältnismäßig leicht in der Bevölkerung Südamerikas untertauchen konnte. Er suchte und erhielt die Zustimmung seines Kommandanten, der ihn beauftragte, im Falle des Gelingens seiner Flucht den vorgesetzten Dienststellen in Deutschland einen genauen Bericht über die letzten Monate der „Dresden“ und ihre Versenkung zu erstatten.

Die Flucht war eine sportliche Leistung erster Ordnung. Zunächst hieß es, im Ruderboot von Quiriquina das Festland gewinnen. Dann ging es über Land, größtenteils zu Pferd, über die Anden. Weihnachten 1915 feierte Canaris bereits auf der argentinischen Seite im Hause einer deutschen Sied-

lerfamilie namens von Bülow. In Buenos Aires schaute er sich nach einem geeigneten Schiff um. Canaris hatte sich mittlerweile in den jungen chilenischen Witwer Reed Rosas verwandelt, der auf dem Wege nach Holland war, um sich dort um eine Erbschaft aus dem Verwandtenkreise seiner englischen Mutter zu kümmern. Sein chilenischer Paß war gut und glaubwürdig. Er nahm Passage nach Rotterdam auf dem Dampfer „Frisia“ des Holländischen Lloyd. Während der Überfahrt betrachteten manche der Fahrgäste einander mit Mißtrauen. Dieser Schweizer oder jener Holländer schienen nicht so recht in der Wolle gefärbt. Auf die Idee, daß der Chilene Reed Rosas, der bald nach der Ausfahrt aus Buenos Aires gute Beziehungen zu mehreren britischen Reisegenossen angeknüpft hatte und die Gelegenheit benützte, um sein mütterliches Englisch ein wenig aufzufrischen, nicht der sein

39

könnte, als der er sich ausgab, auf die Idee kam niemand. Wie zu erwarten, wurde das Schiff bei der Annäherung an die europäischen Gewässer von englischen Bewachungsfahrzeugen angehalten und veranlaßt, Plymouth anzulaufen. Passagiere und Mannschaften wurden von Beamten des englischen Sicherheitsdienstes einer genauen Prüfung unterzogen. Canaris bestand auch dieses peinliche Examen rasch und ohne Schwierigkeiten. Mehrere andere Passagiere mußten ihre Kabinen mit Zellen an Land vertauschen, um dort genauer vernommen zu werden. Wie wenig man Verdacht auf Canaris hatte, geht daraus hervor, daß einer der englischen Beamten ihn bat, ihm behilflich zu sein und festzustellen, ob ein anderer Passagier, der behauptete, Chilene aus Valparaiso zu sein, auch wirklich den dortigen Dialekt spreche. Mehrere der englischen Mitreisenden richteten dringende Einladungen an Reed Rosas, sie doch nach Erledigung seiner Erbschaftsangelegenheiten in England zu besuchen. Er nahm die Einladungen dankend an, nachkommen konnte er ihnen verständlicherweise nicht. Er war glücklich, als das Schiff Plymouth hinter sich ließ und Kurs auf Rotterdam nahm. Wenige Tage später saß Canaris, der nicht ohne Schwierigkeiten auf seinen chilenischen Paß die Einreise von Holland ins Reichsgebiet bewerkstelligt hatte, bei seiner Tante Dorothea Popp in Hamburg. Er war die Nacht hindurch gefahren und sah müde und übernächtigt aus. Jetzt, nachdem die Strapazen und Gefahren seiner abenteuerlichen Flucht überstanden waren, setzte die Reaktion der monatelang überspannten Nerven ein. Er zitterte an Hand und Fuß, er wollte nichts essen und konnte nicht schlafen. Und ohne sich wirkliche Ruhe zu gönnen, reiste er weiter, um sich bei seinen Vorgesetzten zu melden und den Auftrag seines Kommandanten auszuführen.

40

DRITTES KAPITEL „ETAPPE MADRID“

Im Laufe des Sommers 1916 tauchte Canaris in Spanien auf. Wir wissen nicht, auf welchem Wege er durch die britische Blockade dorthin gelangte. Er trat wieder unter dem Namen Reed Rosas auf. Der chilenische Paß, der ihm auf der Heimfahrt von Valparaiso so wertvolle Dienste geleistet hatte, war auch jetzt wieder eine gute Tarnung. Es ist nicht zu verwundern, daß die Marineleitung den jungen Offizier, der sich mit soviel Gewandtheit durch die britische Kontrolle durchgeschlagen und der die Maske des Neutralen ibero-ame-

rikanischer Nationalität so erfolgreich getragen hatte, in Spanien für Aufgaben einsetzte, bei denen eben jene Talente erforderlich waren, die Canaris so überzeugend unter Beweis gestellt hatte. In der „Etappe Madrid“ wie Canaris und seine Kameraden ihren Dienstbereich nannten

war der

deutsche Marineattaché Korvettenkapitän a. D. von Krohn sein Vorgesetzter. Krohn war infolge einer im Boxerkrieg erlittenen Verwundung aus dem aktiven Marinedienst ausgeschieden, bei Kriegsausbruch aber reaktiviert worden. Durch seine in Lissabon geborene und in Portugal aufgewachsene junge Frau, deren Vater eine angesehene Stellung im Wirtschaftsleben der iberischen Halbinsel einnahm und Honorarkonsul einer der südamerikanischen Republiken war, hatte er neben seiner amtlichen auch wertvolle persönliche Beziehungen zu Kreisen der spanischen und internationalen Gesellschaft Madrids.

Madrid war in jenen Jahren ein Zentrum der politischen

41

und militärischen Spionage der kriegführenden Mächte. Für den deutschen militärischen Nachrichtendienst war Spanien neben der Schweiz einer der wichtigsten Beobachtungspunkte für die Vorgänge in Frankreich. Der deutsche Militärattaché Kalle war der Chef der gegen Frankreich eingesetzten Agenten, während die Hauptaufgabe des Marineattachés naturgemäß die Beobachtung der alliierten Seestreitkräfte – besonders der britischen Flotte und ihres wichtigen Stützpunktes Gibraltar, die Überwachung des alliierten und neutralen Seeverkehrs im Interesse des Unterseebootkrieges und die Versorgung deutscher U-Boote und Hilfskreuzer von spanischen Häfen aus war. Natürlich überschnitten sich die Aufgaben beider Attachés gelegentlich, und man ist wohl berechtigt zu sagen, daß der natürliche und wünschenswerte Wettbewerb zwischen den beiden „Fakultäten“ manchmal intensiver war, als unbedingt im Interesse der Sache notwendig gewesen wäre. Aber deshalb blieben ihre Aufgaben im wesentlichen getrennt, und die Marine hatte mit der Spionage gegen Frankreich, in der u. a. die wegen der dramatischen Umstände ihrer Entlarvung durch die französische Gegenspionage und ihrer Hinrichtung in Paris weltbekannt gewordene Tänzerin Mata Hari tätig war, nichts zu tun. Die Geschichten, welche eine Verbindung zwischen ihr und Canaris feststellen wollen, sind reiner Kombination entsprungen.

Die wesentliche Aufgabe Canaris' bestand darin, in den spanischen Hafenstädten Mitarbeiter für die besonderen Aufgaben der deutschen Marine zu finden und anzuwerben:

Männer, die den Schiffsverkehr in den Häfen beobachteten oder die Seeleute von alliierten und in alliierten Diensten fahrenden Handelsschiffen aushorchten. Ferner sollte er Händler mit Schiffsproviand und Schiffsbedarf sowie Schiffer von Küstenfahrzeugen ausfindig machen, die bereit waren, bei der

42

Versorgung deutscher U-Boote und Überwasserfahrzeuge mit Kohle, Öl und Proviand mitzuwirken. Das alles waren Aufgaben, die der Marineattaché und die zu seinem offiziellen Stabe gehörenden Personen nicht persönlich durchführen konnten. Dafür aber war der Anglo-Chilene Reed Rosas die geeignete Persönlichkeit. Er war nicht nur wegen seines chilenischen Passes der richtige Mann für diese Arbeit. Seine Beherrschung der spanischen Sprache, sein feines Einfühlungs-

vermögen in die südländische Mentalität, seine unerschütterliche Geduld gegenüber den in Spanien unvermeidlichen Verzögerungen und immer erneuten Vertröstungen auf morgen und immer wieder auf morgen, das waren Gaben, die ihn besonders für seine Aufgabe befähigten.

Seine schriftlichen Arbeiten, besonders seine Berichte für die vorgesetzten Dienststellen in Berlin, verrichtete Canaris meist im Hause v. Krohns, wo er auch außerdienstlich ein gern gesehener Gast war. Seine eigene Wohnung wechselte er des öfteren. Sie wurde außer für den engsten Kreis der Mitarbeiter Krohns geheimgehalten. Obgleich er offiziell keinerlei Beziehungen zur Deutschen Botschaft hatte, kam er trotzdem gesellschaftlich mit dem Botschafter Prinz Ratibor und dessen Familie und mit den wichtigsten Mitgliedern der Botschaft, darunter dem Botschaftsrat Graf Bassewitz, Legationssekretär von Stohrer (der später, während des zweiten Weltkrieges, selbst als Botschafter in Madrid fungieren sollte) und dem aus Tanger nach Madrid zurückgezogenen Vizekonsul Zechlin (später Pressechef im A. A.) in Berührung. Die Botschaft in der Calle Castellana war ein Zentrum vornehmer Geselligkeit, der Botschafter selber sowohl wie die Prinzessin und ihre zahlreichen Töchter waren in den Kreisen des spanischen Hochadels und der sehr exklusiven Madrider Gesellschaft jener Tage äußerst beliebt. Die Stimmung in Spanien

43

während des ersten Weltkrieges war gegenüber den Kriegführenden geteilt. König Alfons XIII. war bestrebt, sein Land neutral zu halten, und stand in dem Rufe, mit Deutschland zu sympathisieren, ein erheblicher Teil der Gesellschaft neigte zu den Alliierten, und auch in der Regierung standen einflußreiche Persönlichkeiten, wie der Außenminister Graf Romanones, mit ihren Sympathien im Lager der Ententemächte. Trotz seiner Jugend machte Canaris auf viele der Menschen aus den verschiedensten Lebenskreisen, denen er in seiner Arbeit oder auf gesellschaftlichem Boden in Madrid begegnete, den Eindruck einer starken, fertigen und eigenständigen Persönlichkeit. So mancher war überrascht, wenn ihm aus dem jugendlichen Gesicht des knapp mittelgroßen schwächlichen jungen Mannes unter stark gezeichneten Brauen ein paar große blaue Augen entgegenblickten, die ihm bis in das Innerste der eigenen Seele zu schauen schienen. Seinem ganzen Wesen nach war Canaris schon damals ernst, über seine Jahre hinaus ernst, was nicht besagen soll, daß er nicht im Freundeskreis fröhlich, ja gelegentlich ausgelassen sein konnte. In seiner Arbeit war Canaris sehr erfolgreich. Es gelang ihm in kurzer Zeit, sich das volle Vertrauen seines Vorgesetzten von Krohn zu erwerben. Aus seiner engen Berührung mit zahlreichen Spaniern aus allen Bevölkerungsschichten erwuchs in Canaris eine tiefe Sympathie für das spanische Volk, der er sein ganzes Leben treu geblieben ist und die in späteren Jahren weit über das Persönliche hinaus geschichtliche Bedeutung gewinnen sollte. In der Zeit von etwas über einem Jahr, die Canaris damals in Spanien verbrachte, legte er die Grundlage für die freundschaftlichen Beziehungen und das Vertrauensverhältnis zu einigen der Männer, die zwanzig Jahre später in Spanien an führenden Stellen des Staates und der Wehrmacht ihres Landes stehen sollten. Trotz seiner

44

Erfolge und trotz so vieler wertvoller menschlicher Beziehungen war Canaris in Spanien nicht glücklich. Er litt in dem

spanischen Klima mit seinem extrem heißen Sommer und mindestens auf der kastilischen Hochebene und in den nördlichen Küstengebieten unwirtlichen Winter schwer unter Malaria, die er aus Südamerika mitgebracht hatte. Vielleicht noch mehr aber trieb den jungen Offizier das Gefühl, daß er an die Front gehöre, aus dem Wohlleben der „Etappe Madrid“ fort. Obgleich von Krohn ihn ungern gehen sah, verschloß er sich dem Wunsche des jüngeren Kameraden nicht und befürwortete sein Gesuch um Versetzung in eine mobile Dienststellung. Berlin genehmigte das Gesuch, und Canaris machte sich auf den Weg nach Deutschland.

Wieder sollte der chilenische Paß als Tarnung dienen. Um der Reise eine plausible Begründung zu verleihen, gab sich Reed Rosas als ein von der Schwindsucht Befallener aus, der in der Schweiz Heilung von seiner Krankheit suche. Durch die Malaria war er so abgezehrt, daß man ihm sein Leiden glauben konnte. Ein carlistischer spanischer Priester, mit dem Canaris sich angefreundet hatte, begleitete ihn auf seiner Reise, die über den Süden Frankreichs und Norditalien nach der Schweiz führen sollte. Zuerst schien alles glatt zu gehen. Die spanisch-französische und die französisch-italienische Grenze wurden ohne Anstand passiert. Aber kurz vor der Schweizer Grenze, auf dem Bahnhof von Domodossola, wurden die beiden Reisenden verhaftet. Natürlich war die Tätigkeit von Canaris den alliierten Spionagediensten in Spanien nicht entgangen, und seine Tarnung als chilenischer Staatsangehöriger war auf die Dauer doch wohl durchschaut worden. Nur dem Umstande, daß seine Abreise von Madrid sich überraschend und in aller Stille vollzogen hatte, war es zuzuschreiben gewesen, daß man ihn nicht schon beim Übertritt

45

auf französisches Gebiet festgenommen hatte. Die italienischen Sicherheitsbehörden aber hatte das Signalement des falschen Reed Rosas noch gerade zur Zeit erreicht. Canaris saß im italienischen Gefängnis. Auch der spanische Priester, der ihn begleitet hatte, war in Haft. Endlos waren die Vernehmungen. Immer wieder versuchten die Beamten der italienischen Spionageabwehr, durch überraschende Fragen die Gefangenen aus dem Konzept zu bringen. Canaris blieb bei seiner Erzählung, und auch der Padre gab sein Geheimnis nicht preis. Um seinen tuberkulösen Zustand glaubhafter zu machen, biß sich Canaris in die Lippen, bis sie bluteten und spie das Blut in den Spucknapf der Zelle. Glücklicherweise war sich die gegnerische Gegenspionage über die wirkliche Identität des Gefangenen nicht im klaren, nur davon war man überzeugt, daß er ein deutscher Spion sein müsse. Die Tage der Haft dehnten sich. Canaris machte sich Vorwürfe, nicht vorsichtig gehandelt und möglicherweise auch den spanischen Priester mit ins Unglück gerissen zu haben. Sein Schicksal schien ihm besiegelt. Nicht der Tod erschien ihm schrecklich, als Seemann und als Offizier hatte er dem oft genug ins Auge gesehen. Aber gegen den Tod durch den Strang, der dem Agenten der Spionage bestimmt schien, bäumte er sich auf. Tatsächlich kam eines Tages der Beschließer, der ihm den Napf mit dem Essen brachte, mit einem breiten Grinsen in die Zelle. Er musterte den Gefangenen von oben bis unten, dann machte er mit den Händen eine Geste, als ob er sich eine Schlinge um den Hals legte, wies dann mit dem Finger auf Canaris und sagte gehässig: „Dopodomani“ (d. h. übermorgen) und dann mit röchelnder Stimme, als ob

er ersticke,,,krik!".

Dieses Mal ging das Schicksal des Gehängtwerdens an Canaris vorüber. Die Nachricht von seiner Verhaftung hatte in

46

Madrid bei seinen Freunden nicht nur Entsetzen hervorrufen, sie hatte auch tatkräftige Hilfe mobilisiert. Einflußreiche Beziehungen wurden eingesetzt, der italienischen Regierung wurde auf diplomatischen und auf inoffiziellen Wegen nahegebracht, daß allem gegenteiligen Augenscheine zum Trotz Reed Rosas wirklich der sei, als den ihn sein chilenischer Paß ausweise. Ob die italienische Gegenspionage von diesen Argumenten wirklich überzeugt wurde, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hielt man es in Rom für opportun, den Vorstellungen, die zugunsten des Gefangenen von Domodossola gemacht wurden, Folge zu geben. Allerdings willigte man nicht ein, daß die Reise nach der Schweiz fortgesetzt würde. Canaris und sein geistlicher Begleiter wurden an Bord eines spanischen Frachters gebracht, der von Genua über Marseille nach Cartagena laufen sollte. Vielleicht glaubte man auf italienischer Seite, auf diese Weise die unangenehme Angelegenheit sich vom Halse geschafft zu haben, ohne daß sachlich dadurch viel geändert würde, denn in Marseille würden schon die französischen Kollegen, die man rechtzeitig ins Bild gesetzt hatte, sich der Angelegenheit annehmen, und in Paris würden Vorstellungen zugunsten des verdächtigen „Chilenen" wahrscheinlich nicht so leicht Erfolg haben wie unter den gegebenen Verhältnissen in Rom.

Das wenigstens war die Überzeugung von Canaris: Lief das Schiff Marseille an, dann war es um sein Leben geschehen. Die Franzosen würden in der Lage sein, Agenten aus Madrid herbeizuzitieren, die zwar nicht wußten, daß er der Oberleutnant zur See Canaris war, die aber aus eigener Anschauung genug Verfängliches über seine Tätigkeit in Spanien berichten konnten, um ein Todesurteil vor einem französischen Kriegsgericht sicher zu machen. In dieser Notlage entschloß sich Canaris zu einem Schritt, der zeigt, wie gut er bereits

47

die spanische Mentalität zu beurteilen gelernt hatte. Er ging zu dem Kapitän des Schiffes und appellierte an dessen Ritterlichkeit. Er erklärte ihm ganz offen, daß er nicht der Chilene Reed Rosas, sondern ein deutscher Offizier sei. Er lege sein Schicksal in die Hände des Kapitäns. Laufe dieser Marseille an, dann fälle er damit gleichzeitig das Todesurteil über seinen Fahrgast. Und der spanische Seemann erwies sich als der Caballero, als den Canaris ihn eingeschätzt hatte. Er setzte den Kurs direkt auf Cartagena. Wenn die französische Gegenspionage in Marseille auf den von italienischer Seite avisierten Fang harrete, dann wartete sie vergebens.

Im Hause von Krohns glaubte man, es erscheine ein Geist, als Canaris bleich und abgemagert, unangemeldet ins Haus trat. Man hatte ihn trotz der Bemühungen der einflußreichen Freunde verloren gegeben. Jetzt saß er, vom Wechselfieber geschüttelt, im Empfangszimmer und erzählte zwischen Fieberanfällen von den aufregenden Erlebnissen der letzten Wochen. Trotz des Ernstes dieser Geschehnisse brach hin und wieder der Humor des Erzählers durch und die Zuhörer konnten sich eines Lächelns nicht erwehren, als er das Gestenspiel des italienischen Schergen mit seinem „Dopodomani krik" mit vollendeter Schauspielkunst vorführte, nicht ahnend, daß er dreißig Jahre später tatsächlich auf diese

hundsföttische Art ums Leben kommen sollte.

•

Manchem hätten die Erfahrungen im italienischen Gefängnis wohl die Lust zu weiteren Versuchen, nach Deutschland zurückzukehren, genommen. Canaris aber blieb, kaum daß er sich von den Strapazen und Entbehrungen der Gefängniszeit einigermaßen erholt hatte, mit allen Kräften bemüht, die Rückkehr zum Frontdienst auf anderem Wege zu bewerkstelligen. Er hatte, wie er sich Kameraden gegenüber ausdrückte, die Nase voll vom Dienst in der sogenannten

48

„Etappe Madrid“. Dabei hatte die Arbeit im Geheimdienst für ihn große Reize. Ihn lockte das gefährliche Spiel, bei dem es mehr auf Intuition als auf nüchternes Raisonnement ankam. Er hatte Freude an der Beobachtung der abenteuerlichen Figuren, mit denen er umgehen mußte, dieser Glücksritter, dieser Gentlemen of Fortune, die in der Halb- und Unterwelt der Spionage und Sabotage bald für diese, bald für jene Seite oder auch wohl gleichzeitig für beide arbeiteten, ja oft genug ihre Geldgeber auf beiden Seiten narreten und betrogen. Sein scharfer Intellekt hatte Freude daran, sich mit solchen ausgekochten Jungen zu messen, ihnen hinter die Schliche zu kommen, sie durch geistige Überlegenheit sich und der Sache des eigenen Landes dienstbar zu machen. Und doch empfand Canaris dieses reizvolle Spiel damals noch nicht als seine eigentliche Lebensaufgabe. Die war für ihn der Dienst an der Front, auf den Schiffen, die auf hoher See gegen den vielfach überlegenen Gegner kämpften oder unter der See den, je länger der Kampf währte, an Schärfe und Gefahr ständig zunehmenden Kleinkrieg gegen die überseeischen Verbindungslinien des britischen Weltreiches führten. Die Tätigkeit, die Canaris in Spanien betrieb, hatte indirekt dem Unterseebootkrieg gedient. Jetzt hatte er den Wunsch, selber als U-Bootkommandant aktiv an diesem Krieg teilzunehmen.

Im Hause von Krohn wurden die Möglichkeiten einer Heimreise eifrig erwogen. Man kam auf die Idee, daß Canaris durch eins der im Mittelmeer eingesetzten deutschen Unterseeboote aus einem spanischen Hafen abgeholt werden könnte. Vor einiger Zeit hatte U 35, das unter dem Kommando des durch seine Versenkungserfolge bekannt gewordenen Kapitänleutnants Arnauld de la Perrière stand, ganz offiziell Cartagena angelaufen, um einen Brief des deutschen Kaisers an König Alfons zu überbringen. Bei diesem Anlaß

4 Abshagen, Canaris

49

1

hatte der Kommandant die Gelegenheit gehabt, die Einfahrt und die Wasserverhältnisse des Hafens kennenzulernen. Cartagena schien also der geeignete Hafen für die Einschiffung von Canaris zu sein, und U 35, das immer noch, auf den österreichischen Kriegshafen Pola gestützt, Krieg gegen die alliierte Handelsschiffahrt im Mittelmeer betrieb, sollte in der Lage sein, ohne allzuviel Risiko die Unternehmung durchzuführen. Von Krohn drahtete diesen Vorschlag an die Marineleitung nach Berlin, die ihre grundsätzliche Zustimmung gab. Im Laufe eines längeren Telegrammwechsels wurden die Einzelheiten genau verabredet. Vielerlei war vorzubereiten. Es mußte beispielsweise eine mondlose Nacht gewählt werden, um der Aufmerksamkeit der Ententeagenten, die von Krohn und Canaris Tag und Nacht zu beschatten bemüht

waren und nur mit Schwierigkeit abgeschüttelt werden konnten, zu entgehen, und die spanischen Küstenwachen nicht aufmerksam zu machen. Zweimal mißglückten Versuche zur Einschiffung, weil die feindlichen Agenten irgendwie Wind von dem Unternehmen bekommen hatten. Endlich, beim dritten Male, ging alles nach Wunsch. Spät am Abend des verabredeten Tages kam Canaris mit der Eisenbahn in Cartagena an. Es war gelungen, die Spürhunde der feindlichen Nachrichtendienste abzuschütteln. Canaris stieg in das kleine Boot, das ihn aus dem inneren Hafen auf die Reede bringen sollte. Der Bootsführer kannte die Gewässer des Hafens genau und steuerte den Platz an, der ihm bedeutet worden war. Pünktlich zur verabredeten Stunde tauchte der Kommandoturm des U-Bootes auf. Die Turmluke wurde geöffnet. Canaris gab das vereinbarte Kennwort und stieg über. Die Luke schloß sich und nach wenigen Minuten war U 35 untergetaucht und mit Kurs auf Pola unterwegs.,,Etappe Madrid" gehörte für Canaris der Vergangenheit an.

50

VIERTES KAPITEL

KRIEGSENDE UND REVOLUTION

Canaris' Wunsch, zur Unterseebootwaffe versetzt zu werden, wurde nach seiner Rückkehr nach Deutschland erfüllt. Allerdings sollte noch geraume Zeit verstreichen, ehe es „ran an den Feind" ging. Zunächst einmal mußte der künftige U-Bootkommandant sich mit seiner neuen Waffe vertraut machen. Es folgten Monate der Schulung, und auch als diese vorüber waren, mußte Canaris seine Ungeduld, an die Front zu kommen, noch einige Monate bezähmen, denn zunächst erhielt er ein Kommando als Lehrer an die U-Bootschule in Eckernförde, ehe er im Frühjahr 1918 als Kommandant im Unterseekrieg eingesetzt wurde. Er brachte sein Boot über den Atlantik und durch die von den Engländern scharf überwachte Straße von Gibraltar wohlbehalten ins Mittelmeer und führte dann Handelskrieg von dem österreichischen Stützpunkt Cattaro aus. Der Weltkrieg neigte sich seinem für Deutschland ungünstigen Ende zu. Gerade um die Zeit, als Canaris sein selbständiges Kommando erhielt, hatte der U-Bootkrieg seinen Höhepunkt überschritten. Die britischen Abwehrmaßnahmen, besonders das ständig vervollkommnete Geleitzugsystem, machten trotz rücksichtslosen Einsatzes die Aufgabe der deutschen Unterseebootwaffe immer schwieriger. Canaris gelang es mit seinem Boot zwar, eine Reihe von Angriffen auf die gegnerische Schifffahrt erfolgreich durchzuführen, aber diese Erfolge hielten sich in den zeitbedingten Grenzen. Anfang Oktober wurde die Lage in Cattaro für die dort stationierten deutschen Unterseeboote unhaltbar. Die

51

k. u. k.-Fronten brachen überall, in Italien und auf dem Balkan, zusammen. Die Soldaten hielten sich meist nicht lange mit Revolten auf, sondern nahmen den Rucksack auf den Buckel und zogen heim. Im südslawischen Hinterland von Cattaro aber war der Aufstand gegen die Überreste des habsburger Regimes in vollen Gänge. Die Verkehrswege waren gesperrt, Nachschub an Treibstoff, Öl und Munition aus dem Reich war nicht mehr zu erwarten. In einer Besprechung des Flottillenchefs mit den Kommandanten wurde daher der Entschluß gefaßt, daß die Boote der Flottille, jedes für sich, versuchen sollte, nach dem Heimathafen Kiel durchzubringen. Mitte Oktober gingen die Fahrzeuge der Flottille

einzelnen von Cattaro in See. Als sich elf Boote nach gefahrvoller, glücklich überstandener Fahrt vor der norwegischen Küste im Skagerrak wiedertrafen, erhielten sie aus Kiel Funkprüche über die bei der Hochseeflotte ausgebrochene Revolte. Am 8. November lief die Flottille in geschlossener Formation unter der Kriegsflagge in Kiel ein. Von den Masttoppen der Flotte wehte die rote Fahne. Am folgenden Tage floh Kaiser Wilhelm II. nach Holland, und der Abgeordnete Scheidemann verkündete von den Stufen des Reichstagsgebäudes, daß das deutsche Volk auf der ganzen Linie gesiegt habe.

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie diese unglückliche Formulierung des sozialdemokratischen Politikers auf das Offizierskorps, das nach Jahren schwerer Kämpfe und hingebungsvollen Einsatzes sich dem militärischen und politischen Zusammenbruch des Vaterlandes gegenüber sah, wirken mußte. Auch Canaris war empört über die „Sozis“, die er nach den Erfahrungen, welche die Marine im Jahre 1917 bei dem niedergeschlagenen Meutereiversuch gemacht hatte¹⁾,

¹⁾ Damals waren die Fäden, die zu einigen Führern der Unabhängigen Sozialdemokratie, darunter dem Abgeordneten Dittmann, liefen, 52

als die Ursache der Meuterei betrachtete, ohne sich in den ersten Tagen im roten Kiel viel mit den Schattierungen von Ebert und Noske über Scheidemann zu Dittmann und Liebknecht abgeben zu können. Der jetzt fast 32jährige Seeoffizier war durch die Niederlage weniger überrascht worden als viele seiner Kameraden. Sein klarer Verstand und seine Weltkenntnis, die er noch während des Krieges bei seinem Aufenthalt in Chile und Argentinien und dann 1916/17 in Spanien hatte erweitern können, hatten ihn schon seit geraumer Zeit erkennen lassen, daß ein Sieg nicht mehr zu erwarten sei. Vor allen Dingen hatte er sich nicht mehr durch die Erfolge des Frühjahrs und Sommers 1918 in Frankreich blenden lassen, weil er aus eigener Erfahrung hatte feststellen müssen, daß der U-Bootkrieg sein Ziel nicht erreichen konnte und damit die einzige Waffe gegen die auf die Dauer für Deutschland tödliche Blockade sich als stumpf erwies. Vielleicht ist es gut, schon hier einzuschalten, daß Canaris natürlich als Seeoffizier in England den Hauptgegner sah, daß aber diese Erkenntnis bei ihm niemals zu einem Haß gegen die Engländer führte. Man könnte ihn eher schon in jener Zeit als einen Anglophilen bezeichnen. Jedenfalls hatte er eine hohe Meinung von der britischen Flotte und der seemännischen und soldatischen Tüchtigkeit ihres Seeoffizierskorps. Aber ähnlich wie er gesellschaftlich auf Grund der aus einer sorglosen Kindheit und Jugend resultierenden Sicherheit niemals irgendwelche Komplexe hatte und mit Hoch und Niedrig gleich zwanglos zu verkehren vermochte, so fühlte er sich auch den Engländern gegenüber mit völliger Selbstverständlichkeit als ein gleichwertiger Gegner. Man konnte bei ihm zu keiner zwar klar zutage getreten. Während aber die örtlichen Rädelsführer vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen wurden, waren die Abgeordneten, in denen die Marine die wahren Urheber sah, durch die parlamentarische Immunität dem Zugriff entzogen.

53

Zeit, auch nicht in den dunklen Tagen 1918/19, Spuren jener Haßliebe gegenüber den Engländern feststellen, der man unter seinen Kameraden bei der Marine öfters begegnen konnte und die ihren Grund meist in sachlich gar nicht begründeten - Minderwertigkeitskomplexen gegenüber der

älteren und größeren Marine hatte.

Wie die überwiegende Mehrzahl seiner Kameraden war Canaris Monarchist. Man kann nicht einmal sagen, daß er es aus politischer Überzeugung gewesen wäre. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit dieser oder jener Staatsform hatte sich weder für den Industriellensohn noch für den Berufsoffizier jemals ernsthaft erhoben. Die Offiziere der Kaiserlichen Marine fühlten sich Wilhelm II., welcher der Flotte ein so lebhaftes Interesse entgegengebracht und an ihrem Aufbau so intensiv mitgewirkt hatte, eng verbunden. Das war in der jungen Reichsmarine nicht, wie in der Schwesterwaffe, eine auf jahrhundertelanger Tradition beruhende Verbundenheit, sondern ein fast persönliches Verhältnis jedes einzelnen Offiziers zu seinem Kriegsherrn. Dieses Treueverhältnis wurde nicht dadurch beeinträchtigt, daß man in Seeoffizierskreisen vielfach auch die Schwächen des Kaisers klarer erkannte als andern Orts. Um so peinlicher mußten die Seeoffiziere die Flucht des Kaisers ins Ausland empfinden, sie erschien den Nachdenklichen unter ihnen- und dazu zählte Canaris ohne Zweifel wie eine Fahnenflucht. Denn der Fahneneid - dieser „leibliche Eid“, wie es in der alten Formel hieß war ja im

tiefsten Grunde nicht eine einseitige Willenserklärung, sondern ein gegenseitiger, durch Anrufung Gottes mit besonderer Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit umhөгter Vertrag, der Treue um Treue verlangte und voraussetzte. Die Gedanken, die sich Canaris Ende 1918 über die Flucht seines Kaisers und die Natur des Fahneneides machte, dürften ihm viele Jahre

-

54

später, 1934, ein klareres Werturteil über den Eid auf die Person des „Führers“ ermöglicht haben, der nach dem Tode Hindenburgs der Wehrmacht unter Bruch der Reichsverfassung mit Beihilfe Blombergs aufgenötigt wurde, als dies bei der Mehrzahl der hohen Offiziere aller Wehrmachtsteile der Fall war. Canaris hat sich dann später jedenfalls nicht hinter diesem schon durch seine Entstehungsgeschichte entwerteten Eid auf einen notorisch und chronisch Wort- und Eidbrüchigen versteckt, als die Not des Vaterlandes ihn zum Widerstand gegen ein verbrecherisches Regime aufrief.

Aber kehren wir zurück zu der Situation in Kiel im November 1918. Die Monarchie war zusammengebrochen, die Bande der Disziplin in der Flotte waren zerrissen. Selbst auf den Mannschaften der von der ursprünglichen Meuterei bei der Schlachtflotte nicht berührten kleinen Kreuzer und Torpedoboote und den Besatzungen der U-Boote, die in voller Ordnung und in uneingeschränktem Gehorsam gegenüber ihren Offizieren zurückgekehrt waren, konnte auf die Dauer die Hetze der roten Agitatoren nicht wirkungslos bleiben. In dem Chaos, das Niederlage und Revolution in Kiel heraufbeschwoeren hatten, schien der sozialdemokratische Abgeordnete Noske der einzige Kristallisationspunkt für die Wiederherstellung der Ordnung zu sein. Manche der Kameraden lehnten den Gedanken der Zusammenarbeit mit dem „Sozi“ ab. Andere zogen es vor, überhaupt den Marinerock auszuziehen, sei es, daß sie wirtschaftlich unabhängig waren und die Möglichkeiten zum Übergang in einen Zivilberuf sahen, sei es, daß sie es vorzogen, der Heimat, die die heimkehrenden Krieger nicht ehrte, den Rücken zu kehren und ihr Glück draußen in der Welt zu suchen. Canaris hätte dank

der Stellung und der Beziehungen seiner Familie den ersten Weg unbedenklich einschlagen können, und seine Kenntnisse
55

des Auslandes und fremder Sprachen hätten ihm ein Fortkommen auch außerhalb der deutschen Grenzen erleichtert. Aber er fühlte sich zu tief mit seinem Beruf verbunden und zu stark seinem Vaterlande verpflichtet, als daß er in dieser Notzeit auch nur einen Augenblick daran gedacht hätte, „auszusteigen“. Er zerbrach sich kaum den Kopf über die sozialen und politischen Hintergründe der Revolution. Er sah die Unordnung, die sie im Gefolge hatte, und sah weitere schwere Erschütterungen voraus, wenn sie nicht rasch eingedämmt wurde. So war es für ihn keine schwere Wahl, sich in die Ordnungszelle einzugliedern, die sich um Gustav Noske zu bilden begann.

In der ersten Januarhälfte 1919 finden wir Canaris in Berlin. Wie viele Offiziere der Marine und des Heeres will er im Kampf gegen „Spartakus“ seinen Mann stehen. In Berlin ist der Teufel los. Eben hat der Rat der Volkskommissare den „unabhängigen“ Polizeipräsidenten Eichhorn abgesetzt, aber der an seiner Stelle bestimmte Sozialdemokrat Ernst hat Schwierigkeiten, den Polizeiapparat in der Reichshauptstadt, der durch die Ereignisse der letzten Wochen erschüttert und zersetzt ist, in die Hand zu bekommen.

Der Kampf um das Rote Haus am Alexanderplatz artet in ein wochenlanges Tauziehen zwischen SPD, Unabhängigen und Spartakus aus. Die Linksradikalen beherrschen in Berlin die Straße. Alle nicht den Spartakisten oder den Unabhängigen nahestehenden Zeitungen sind tagelang am Erscheinen verhindert. Ihre Redaktionen und Druckereien sind von roten Marinesoldaten (sehr viele Angehörige der sogenannten Volksmarinedivision hatten übrigens niemals in der Marine gedient, sondern trugen die Marineuniform zu Unrecht) und von radikalen Mitgliedern der Arbeiterschaft sowie von verbrecherischen Elementen, die die Revolution

56

zum Deckmantel ihrer Raub- und Plünderungsgelüste nahmen, besetzt. Die Radikalen machen alle Anstrengungen, um die auf den 19. Januar angesetzten Wahlen zur Nationalversammlung zu hintertreiben. Sie möchten ohne Umweg über das parlamentarische System den Räterestaat nach russischem Muster einführen.

In dieser Not entsteht das Bündnis zwischen gemäßigten Sozialdemokraten und den Offizieren der Monarchie. Die Gefahr eines Sieges der Radikalen und die Nachrichten über die polnische Bedrohung der östlichen Grenzgebiete lassen auf beiden Seiten alte Vorurteile zurücktreten. Die Gardekavallerieschützen-Division (GKD), die nach der Rückkehr von der Front ihr Hauptquartier zunächst im Königin-Luise-Stift in Dahlem aufgeschlagen hatte, siedelt nach dem Einmarsch in Berlin Mitte Januar ins Edenhotel über. Sie wird eine der Hauptstützen der Regierung Ebert-Noske. Es bilden sich die ersten Freikorps, in denen zu Hunderten Offiziere in Mannschaftsuniform Dienst tun. Man sieht überraschende Bilder, und die Zeitungen enthalten Meldungen, die noch wenige Wochen vorher unglaublich erschienen wären. Die Frankfurter Zeitung berichtet Anfang Januar, daß der Chefredakteur des sozialdemokratischen Zentralorgans Vorwärts, Kuttner, der im Felde schwer verwundet war, sich als Führer von Regierungstruppen am Brandenburger Tor hervor-

getan habe. Andererseits kämpfen Heereseinheiten schon Ende Dezember um das Berliner Königliche Schloß, während andere Verbände wenig später unter dem Befehl des Obersten Reinhardt, des letzten Feldkommandeurs des 4. Garderegiments zu Fuß, das von Spartakisten besetzte Gebäude des Vorwärts an der Lindenstraße stürmen, nachdem mit Feldkanonen eine Bresche in die Straßenfront geschossen ist. Nach Pressemeldungen soll sich ein Prinz von Preußen unter

57

den Befreiern des sozialdemokratischen Zeitungshauses befunden haben. Die Meldung mag nicht stimmen, aber sie ist symptomatisch für die Situation. Am 13. Januar melden die Blätter, „Sieg der Ordnung in Berlin“. „Die zweite Revolution ist für diesmal abgeschlagen“, schreibt die im allgemeinen zuverlässige Frankfurter Zeitung. In dieser Atempause entschließt sich Canaris, der sich bei der GKD im Edenhotel gemeldet hat, einen Auftrag anzunehmen, der ihn verpflichtet, die Lage in Süddeutschland zu erkunden und dort die Organisation von Einwohnerwehren nach dem von der Führung der GKD entworfenen und inzwischen in Berlin und vielen anderen Orten bereits eingeführten Muster anzuregen. Neben diesen dienstlichen Aufträgen zieht noch ein ganz persönliches Anliegen Canaris nach dem Süden Deutschlands. 1917, während seiner U-Bootausbildung, hat er in Kiel die Freundin der Schwester eines Kameraden kennengelernt, Erika Waag, Tochter des 1913 verstorbenen Fabrikbesitzers Carl Friedrich Waag aus Pforzheim. Das fein gebildete, kunst- und musikliebende junge Mädchen hatte auf ihn einen starken Eindruck gemacht. Jetzt, da der Krieg vorüber ist, will er ihr die Frage stellen, die er schon lange auf dem Herzen hatte, die er aber, solange die tägliche Gefahr des Todes vor dem Feind über ihm schwebte, nicht hatte aussprechen wollen. Während in Berlin die Kämpfe wieder aufleben, verlobt sich Canaris in Pforzheim.

Im Verlaufe des Februar war Canaris von seiner Mission nach Süddeutschland zurückgekehrt und hatte sich wieder bei der GKD gemeldet, die ihn für einige Wochen als ihren Verbindungsoffizier und Vertreter in Sachen der Einwohnerwehr zur Nationalversammlung nach Weimar entsandte. Dies erschien der Führung der Division deswegen dringend erforderlich, weil die Umsturzparteien mit allen Mitteln bestrebt

58

waren, den Einwohnerwehrgedanken zu diskreditieren. Denn seine Durchführung, zusammen mit der etwa gleichzeitig ins Leben gerufenen Technischen Nothilfe, mußte den Erfolgen der Radikalen ein Ende setzen. Nach Lösung dieser Aufgabe trat Canaris zum Stabe der neu aufgestellten Marinebrigade Löwenfeld, an deren Aufbau er in den nächsten Monaten einen wesentlichen Anteil hatte. Sein Büro war zeitweise im Edenhotel nahe dem Zoologischen Garten im Berliner Westen, in dem sich auch das Hauptquartier der Garde-Kavallerie-schützen-Division befand. Das Offizierkorps dieser Division, die den Kern der Regierungstruppen in Berlin bildete, war eine eigenartige Mischung: Neben zahlreichen normalen und tüchtigen Berufsoffizieren, die der veränderten politischen und sozialen Situation hilflos gegenüberstanden und nichts anderes anstrebten, als auch unter den neuartigen Verhältnissen nach bestem Wissen und Vermögen ihre soldatische und vaterländische Pflicht zu tun, gab es alle möglichen Schattierungen von Landsknechts- und Abenteurernaturen

und Menschen, die in der Not der Zeit plötzlich in sich die Berufung zum politischen Retter ihres Volkes entdeckt und tiefgründige Verschwörungen im Kopfe hatten. Unter den vielen interessanten Erscheinungen, die zu jener Zeit im Edenhotel aus- und eingingen, und mit denen Canaris durch seine Dienststellung in engen Kontakt kam, seien hier nur zwei erwähnt, die der Öffentlichkeit später bekannt geworden sind: der Kapitän Ehrhardt, Führer der Marinebrigade gleichen Namens, später eine der Hauptpersonen im Kapp-Putsch und Begründer der Geheimorganisation Konsul, und der I. Generalstabsoffizier der GKD, Hauptmann Waldemar Pabst, ein hochintelligenter, beweglicher, mit scharfem Mutterwitz und spitzer Zunge begabter Mann, auf vielen Sätteln gerecht, dem man wenige Jahre später überraschenderweise

59

als Stabschef der österreichischen Heimwehren in Wien wieder begegnete.

In der Halle des Edenhotels herrschte in jenen Monaten eine Atmosphäre, die an Wallensteins Lager erinnerte. Das war ein Kommen und Gehen, ein Hackenzusammenschlagen und Sporenklirren, ein Wiedertreffen mit alten Kameraden; da wurden Erinnerungen ausgetauscht, Pläne geschmiedet, da kamen Offiziere und Ordonnanzen aus allen Teilen des Reiches, von den Freikorps, die sich allerorts bildeten, von den Formationen des Grenzschutzes, ja von den Baltikumkämpfern. Aber auch an Zivilisten fehlte es nicht. Da konnte man Abgesandten der Reichsregierung begegnen, die mittlerweile ja nach Weimar übergesiedelt war, Politikern aller Schattierungen, Monarchisten und Republikanern, nüchternen Realisten und verschrobenen Utopisten; und alle wollten sie etwas von den Soldaten, die ja die Macht in Händen hatten, Macht zum Guten und zum Bösen. Alle nur erdenklichen Anliegen und Ansinnen wurden an die Führer der Regierungstruppen gerichtet. Dieser wollte Schutz gegen Spartakus so hatten der frühere Reichskanzler Fürst Bülow und die Fürstin im Edenhotel Zuflucht gefunden -, jener hatte einen Plan für den Sturz der Republik und die Einsetzung der Monarchie; ein Mann der äußersten Linken bildete sich ein, durch ein Bukett von Versprechungen und Drohungen die Truppe auf seine Seite ziehen zu können. Eines Tages wurde auch eine in Rußland ausgebildete radikale Gruppe ausgehoben, die den Auftrag hatte, das Hotel zu einem gegebenen Zeitpunkt in die Luft zu sprengen.

Schon bald hatten die Vorgesetzten herausgefunden, daß der Kapitänleutnant Canaris in besonders hohem Grade die Gabe, mit Menschen umzugehen, besaß. So fielen ihm viele dieser Verhandlungen mit politischen Abgesandten zu. Die

60

Kameraden bewunderten sein in zahllosen Besprechungen und Konferenzen bewährtes diplomatisches Geschick. Noch heute schmunzeln sie in der Erinnerung an jene Tage.,,Er verstand es, mit allen fertig zu werden, für jeden fand er den richtigen Ton, für den Deutschnationalen, der eben zur einen Tür hinausging, genau so wie für den Unabhängigen, der im gleichen Augenblick zur anderen hereinkam", berichtet ein ehemaliger Seeoffizier, der zu jener Zeit Canaris beobachten konnte.

Im Januar, während Canaris in Süddeutschland weilte, waren Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die führenden Köpfe der Spartakisten, ums Leben gekommen. Angehörige

der GKD waren der Täterschaft oder doch der Mittäterschaft verdächtigt. Die Reichsregierung hatte eine Untersuchung der Angelegenheit angeordnet, welche in ganz Deutschland und darüber hinaus großes Aufsehen erregt hatte. Eine Verschärfung der ohnehin gespannten Situation trat dadurch ein, daß die kommunistische Rote Fahne durch Indiskretionen der zu der Untersuchung zugezogenen Vertreter der Unabhängigen Sozialdemokratie und des Spartakusbundes in die Lage versetzt wurde, bisher unbekannte Einzelheiten über die näheren Umstände des Todes der beiden Spartakistenführer zu veröffentlichen. Diese Darstellung vermischte in so geschickter Weise Tatsachen und bloße Kombinationen, daß ein völlig verzerrtes Bild entstand und neuer Zündstoff in die ohnehin erregten Massen der Reichshauptstadt geworfen wurde. Die Veröffentlichung der Roten Fahne war deshalb sowohl für die Reichsregierung wie für die Führung der GKD, weniger aus sachlichen als aus politischen Gründen, recht peinlich. Die Regierung war trotz den- in erster Linie dank dem von den Regierungstruppen gewährten Schutz - einigermaßen glatt verlaufenen Wahlen zur Nationalversammlung

61

und deren Zusammentritt in Weimar in einer prekären Lage. Wenn auch die Wahl Friedrich Eberts zum vorläufigen Reichspräsidenten als ein erstes Zeichen einer sich allmählich anbahnenden Konsolidierung angesehen werden konnte, so galt das Machtwort der neuen Regierung unter Scheidemanns Ministerpräsidentenschaft doch nur sehr bedingt. Die Regierung ruhte auf zwei Pfeilern, den Regierungstruppen und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Beide schienen nicht unbedingt verlässlich. Die Loyalität der Arbeiterschaft war stetig durch die Propaganda der extremen Linken, der Spartakisten und Unabhängigen, bedroht, die mit Vorliebe auf die antimilitaristischen Instinkte der Massen abgestellt und bestrebt war, die Regierungstruppen als verkappte Reaktionäre darzustellen, welche die errungenen Freiheiten wieder zunichte zu machen bestrebt seien.

An dieser Propaganda war wiederum richtig, daß ein erheblicher Teil der Mannschaften und Offiziere der Regierungstruppen und Freikorps tatsächlich die von Sozialdemokraten geführte und maßgeblich beeinflusste Regierung nur deshalb unterstützte, weil sie in ihr das kleinere von zwei Übeln sah. Wir haben schon früher einmal gesagt, daß Canaris sich im November 1918 letzten Endes nur deshalb an den „Sozi“ Noske angeschlossen hatte, weil er in ihm den einzig erkennbaren Kristallisationspunkt für die Wiederherstellung einer staatlichen Ordnung sah. Ähnlich wie er dachten sehr viele seiner Kameraden, manche, die aus alten Offiziersfamilien stammten, standen wahrscheinlich der Regierung des Tages noch erheblich weniger positiv gegenüber als er. Diejenigen militärischen Führer aber, die weiter sahen als die jungen Leutnants und Hauptleute und sich ihrer Pflicht und Verantwortung voll bewußt waren, befanden sich in einer peinlichen Klemme. Sie führten ja keine reguläre Truppe in einem wohl-

62

geordneten Rechtsstaat, sondern Freiwillige in einem Lande, in dem der Bürgerkrieg noch keineswegs beendet war. Sie mußten bemüht sein, die Moral ihrer Truppe nicht Belastungen auszusetzen, die Disziplin und Gehorsam in Gefahr bringen konnten.

Um sich zu vergegenwärtigen, wie labil die politische Lage

in Deutschland in jenen Tagen war, genügt es, einen Blick in die Zeitungen vom Februar und März 1919 zu werfen. Da wimmelt es nur so von Putschversuchen von rechts und links, von Attentaten und Streiks. Um nur ein paar aufs Geratewohl herausgegriffene Ereignisse zu erwähnen: Reaktionärer Putsch in München unterdrückt, Prinz Joachim von Preußen in diesem Zusammenhang verhaftet und, obgleich sich herausstellt, daß er nichts mit dem Unternehmen zu tun hatte, über die bayerische Grenze nach Preußen abgeschoben, meldet zum Beispiel die Frankfurter Zeitung am 19. Februar. Wenige Tage später wird Kurt Eisner in München auf offener Straße von Leutnant Graf Arco-Valley erschossen, im bayerischen Landtage der sozialdemokratische Minister Auer durch Schüsse verwundet, ein Zentrumsabgeordneter tödlich getroffen; ein Generalstreik in der bayerischen Hauptstadt die Folge. Streiks im rheinisch-westfälischen Industrierevier, Unruhen in Mannheim, Belagerungszustand über ganz Baden verhängt, und so fort und so fort, das ist eine kleine „Blütenlese“ von knapp einer Woche. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie diese Nachrichten auf die jungen Offiziere und Soldaten der Regierungstruppen wirken mußten. Bei denen war aus dem Erleben der Straßenkämpfe, die von den Spartakisten mit allen, auch den hinterhältigsten, Mitteln geführt wurden, ein bitterer, ein blinder Haß gegen die Linksrevolutionäre erwachsen, der durch die dauernden Beschimpfungen durch spartakistische Volksredner und Zeitungen als „Noske-

63
garden“, „Zuhälter der Reaktion“, „Volksverräter“, von noch unflätigeren Ausdrücken ganz zu schweigen, immer neu angefacht wurde. Für die Mehrheit der Regierungssoldaten waren Liebknecht und Rosa Luxemburg die sichtbare Verkörperung des Feindes gewesen, gegen den sich der Kampf richtete. An dem Ende, das die beiden gefunden, konnte der Durchschnittsoffizier und Soldat nichts besonders Verwerfliches oder gar Bedauerliches finden. Schließlich hatte man ja gerade viereinhalb Jahre Krieg hinter sich, und die Auffassungen vom Wert des einzelnen Menschenlebens hatten in dieser Zeit für die Männer an der Front eine erhebliche Änderung erfahren. Auch die Nachdenklicheren unter den Männern im Edenhotel, zu denen Canaris gehörte, konnten sich der hier geschilderten Atmosphäre nicht ganz entziehen. Auf jeden Fall bedeutete die durch die Aufrollung der Liebknecht-Luxemburg-Angelegenheit in der Roten Fahne notwendig werdende Beschleunigung des Gerichtsverfahrens gegen die der Tat Verdächtigen eine ernste Belastung der Zuverlässigkeit der Truppe.

Immerhin vergingen Wochen und Monate, bis es zur Hauptverhandlung kam, da einer der Hauptverdächtigen, der Soldat Runge, der inzwischen zu seinem Stammtruppenteil entlassen und auf dem Transport desertiert war, erst Mitte April bei einer Grenzschutzformation gefunden und festgenommen werden konnte. Die Hauptverhandlung fand Anfang Mai vor dem Feldkriegsgericht der Garde-Kavallerieschützen-Division statt, dem der Kapitänleutnant Canaris als Beisitzer angehörte. Die Reichsregierung hatte auf die Zusammensetzung des Gerichts mehrfach Einfluß genommen in einer Weise, die von den Beschuldigten als eine Beeinträchtigung der Unbefangenheit der Richter zu ihren Ungunsten empfunden wurde. Mittlerweile aber waren Ereignisse eingetreten, welche das

Verfahren in den Augen der Öffentlichkeit völlig überschatteten. In München war die Räterepublik ausgerufen und nach etwa vierwöchigem Bestand in blutigen Straßenkämpfen wieder gestürzt worden. Die gerade vor Beginn des Liebknecht-Luxemburg-Prozesses bekanntgewordenen Münchener Geiselmorde waren eine passende Illustration für die Verwilderung der politischen Moral in Deutschland, an der die äußerste Linke die Hauptschuld trug und deren Opfer ihre eigenen Führer geworden waren. Schließlich waren am Tage vor Beginn der Verhandlung dem Grafen Brockdorff-Rantzau in Versailles die alliierten Friedensbedingungen übergeben worden, die Scheidemann als ein,,befristetes Todesurteil" bezeichnete. Auf dem Wege zum Gerichtssaal lasen die meisten Militär Richter wie die sieben geladenen Zeugen und die sieben Sachverständigen die Berliner Morgenzeitungen, welche - von rechts bis links - die Friedensbedingungen als,,Gewaltfrieden" verdammt.

Trotz der durch diese Ereignisse erregten Stimmung verlief die Verhandlung sachlich und ordentlich. Von der extremen Linken ist später versucht worden, das Urteil des Feldkriegsgerichtes als parteiisch zu diskreditieren. Auch der sozialdemokratische Vorwärts, der zwar zugab, daß die Untersuchung sorgfältig geführt worden sei, bedauerte, daß die vier Offiziere, die an der Tötung Liebknechts beteiligt waren, völlig freigesprochen wurden, und bemängelte auch das Urteil im Falle Luxemburg, insbesondere weil der Hauptangeklagte, der Oberleutnant Vogel, nur wegen Wachvergehens und Mißbrauchs der Dienstgewalt zu einer Gefängnisstrafe, nicht aber wegen Teilnahme am Totschlag oder Mord verurteilt worden war. Aber mindestens im Liebknechtfall war schon nach dem Befund der unter Mitwirkung von Geheimrat Bier vorgenommenen Obduktion, der den Aussagen der 5 Abshagen, Canaris

65

Beteiligten nicht widersprach, kaum ein anderes Urteil zu erwarten gewesen, und auf jeden Fall lag kein Grund vor, den guten Glauben der Richter in Frage zu stellen. Diese Auffassung vertrat unter anderen die demokratische Vossische Zeitung, die meinte, daß auch ein Geschworenengericht kaum zu einer anderen Entscheidung hätte kommen können als das Kriegsgericht. Allerdings, so fügte das Blatt hinzu, wären die psychologischen Begleitumstände im Falle eines zivilen Gerichtes anders gewesen und hätten dem Spruche in der Öffentlichkeit größeres Vertrauen verschafft ein Hinweis auf das durch die Pressehetze der äußersten Linken besonders in großen Teilen der Arbeiterschaft geschaffene oder doch geschürte Mißtrauen gegen die Militärgerichtsbarkeit und die Truppe im allgemeinen. Einige bemerkenswerte Sätze aus dem Kommentar der Frankfurter Zeitung über das Urteil (Nummer 359 vom Freitag, 16. Mai 1919) seien hier zitiert: „Wenn indes dieser Teil des Urteils (gemeint ist der Freispruch im Falle Liebknecht, Anmerkung des Verfassers) benützt wird, um das ganze Verfahren als eine Komödie hinzustellen, so muß demgegenüber doch festgestellt werden, daß von allen Kritikern der Untersuchungsbehörde und des Gerichts niemand, soviel wir sehen, eine konkrete Unterlage für die Anzweiflung des guten Glaubens der Richter hat beibringen können, und daß ein so kluger und unbefangener Beobachter wie Stefan Grossmann, der der ganzen Verhandlung beigewohnt hat, seinen Eindruck in der Vossischen

Zeitung dahin zusammenfaßt, keiner der Richter habe auch nur einen Moment lang Rechtsbeugung zugunsten der Angeklagten im Sinne gehabt."

Wir haben die Geschichte des Prozesses, an dem Canaris, wie gesagt, als Beisitzer im Feldkriegsgericht teilnahm, deswegen mit einiger Ausführlichkeit behandelt, weil in der

66

Folgezeit verschiedentlich im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit von seiten der politischen Linken schwere Anschuldigungen gegen Canaris erhoben worden sind, auf die wir hier gleich eingehen wollen.

Der unmittelbare Vorwurf richtete sich dabei nicht dagegen, daß Canaris dem Kriegsgericht als Beisitzer angehört habe, auch wurde ihm nicht ausdrücklich Parteilichkeit zugunsten der Angeklagten vorgeworfen. Dagegen ist auch noch Jahre später immer wieder behauptet worden, Canaris habe dem wenige Tage nach seiner Verurteilung aus der Untersuchungshaft entflohenen Oberleutnant Vogel zur Flucht verholfen. Die Umstände dieser Flucht sind bis auf diesen Tag nicht vollständig geklärt worden. Als das Entweichen Vogels bekannt wurde, richtete die Berliner Linkspresse scharfe Angriffe gegen hohe militärische Dienststellen. Besonders das preußische Kriegsministerium und die Führung der Garde-Kavallerieschützen-Division wurden der Beihilfe zur Flucht Vogels beschuldigt. Die den unabhängigen Sozialdemokraten nahestehende Zeitung Die Freiheit behauptete, daß Hauptmann Waldemar Pabst und ein Leutnant Suchong ihre Hand im Spiele gehabt hätten. Der falsche Auslandspaß für Vogel sollte nach dem gleichen Blatte in der Paßstelle des Kriegsministeriums ausgestellt worden sein, die, wie sich herausstellte, gar nicht existierte.

Es wurde durch die Militärbehörden eine kriegsgerichtliche Untersuchung durchgeführt, in deren Verlauf auch Canaris als der Beihilfe verdächtig festgenommen wurde. Seine Verhaftung verursachte unter den Offizieren und Mannschaften der Marinebrigade Löwenfeld so große Erregung, daß das Kriegsgericht gegen die persönliche Bürgschaft des Kapitäns zur See von Löwenfeld Canaris aus der Haft entließ. Er mußte sich aber verpflichten, für die Dauer der Untersuchung das Stabs-

67

quartier der Brigade, welches sich zu dieser Zeit im königlichen Schloß in Berlin befand, nicht zu verlassen. Weder der höfische Prunk der Umgebung, in der er einige Tage Stubenarrest verbringen mußte, noch die schwebende Untersuchung, vermochten seinen Humor zu dämpfen. Er zog gerade aus der Inkongruenz zwischen seinem Quartier und den gegen ihn erhobenen Vorwürfen die Berechtigung zu einer so ausgelassenen Stimmung, wie wir sie selten bei ihm finden. Nach Berichten von Kameraden, die in diesen Tagen mit Canaris zusammen waren, war das Schloß für ihn, wie man so sagt, ein fideles Gefängnis. Das Untersuchungsergebnis, wonach Canaris mit der Flucht Vogels nichts zu tun gehabt hatte, vielmehr um die fragliche Zeit gar nicht in Berlin gewesen war, setzte diesem Arrest ein Ende.

Es sei hier gleich erwähnt, daß trotz dieser Klärung des Sachverhaltes der Vorwurf, Canaris habe als Mitglied des Kriegsgerichts sich der Begünstigung der im Liebknecht-Luxemburg-Verfahren angeklagten bzw. verurteilten Offiziere schuldig gemacht, noch Jahre später von Politikern und Presseorganen der Linksparteien erneut erhoben worden ist.

Die Angelegenheit Vogel wurde im Unterausschuß des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Moses am 23. Januar 1926 in dramatischer Weise aufgerollt, als Canaris - nunmehr Korvettenkapitän in der Marineleitung - im Auftrage des Reichswehrministers als Gutachter über den Meutereiversuch im Jahre 1917 auftrat und dabei scharf die Klängen mit dem unabhängigen Abgeordneten Dittmann kreuzte, der selber im Hintergrunde des Aufstandsversuches auf der Flotte im Jahre 1917 eine der Hauptpersonen gewesen war. Im Ausschuß sekundierte nun der Mehrheitssozialdemokrat Moses seinem „unabhängigen“ Kollegen und protestierte dagegen, 68

daß als Vertreter des Reichswehrministeriums dem Ausschuß ein Mann präsentiert worden sei, der als Richter die Flucht des Mörders der Rosa Luxemburg mitverschuldet habe. Als Canaris es ablehnte, sich vor dem Ausschuß in eine Diskussion dieser persönlichen Frage einzulassen, kam es zu stürmischen Kundgebungen der Linken. Man rief Canaris Beschimpfungen wie „Mörder! Helfershelfer! Kaiserlump!“ zu, und es dauerte geraume Zeit, bis es dem Vorsitzenden gelang, die Ruhe wiederherzustellen. Eine amtliche Mitteilung des Reichswehrministeriums stellte noch am gleichen Tage die völlige Haltlosigkeit der Vorwürfe des Abgeordneten Moses unter Hinweis auf die 1919 durchgeführte gerichtliche Untersuchung fest. Noch einmal wurde ein ähnlicher Vorwurf fünf Jahre später - Canaris war mittlerweile als Kapitän zur See Chef des Stabes der Nordseestation - laut auf Grund einer Zeugenaussage des aus dem Kapp-Putsch bekannten ehemaligen Rechtsanwaltes Bredereck in einem Prozeß mit politischen Hintergründen. Nach den Angaben Brederecks sollte Canaris vom Nationalverband Deutscher Offiziere zugunsten der im Liebknecht-Luxemburg beschuldigten Offiziere gesammelte Gelder unter Mißbrauch seiner Stellung als Richter den wegen Erschießung Liebknechts angeklagten Brüdern von Pflugk-Hartung ins Gefängnis geschmuggelt haben, um ihnen so die Flucht zu ermöglichen. Auch diesmal ergab die Untersuchung des Falles durch das Reichswehrministerium, daß der Fall erheblich anders gelegen hatte, daß erst nach dem Freispruch der genannten Offiziere Canaris mit Zustimmung des damaligen Reichswehrministers Noske sich darum bemüht hatte, die Auszahlung dieser Gelder an die Pflugk-Hartungs und deren Kameraden zu erwirken, teils als Beitrag zu den Verteidigungskosten, teils um den Angehörigen der Betroffenen, die fortgesetzten Belästigungen und tät- 69

lichen Bedrohungen durch Kommunisten ausgesetzt waren, ein zeitweiliges Verschwinden aus Berlin zu ermöglichen. In beiden Fällen, 1926 und 1931, stellten sich die Wehrminister Dr. Geßler und General Gröner, beide gute Demokraten, nach gründlicher Untersuchung der Vorgänge eindeutig vor ihren angegriffenen Untergebenen, was genügen dürfte, um die Angriffe gegen Canaris als unberechtigt zu erweisen. Ende Mai 1919 hatte Canaris einen Unfall, der leicht ernstere Folgen hätte nach sich ziehen können. Anschließend an einen privaten Besuch in Pforzheim zwecks „offizieller“ Verlobung reiste er nach München zu Kapitän Ehrhardt, der an der Befreiung Bayerns von der Räteregierung hervorragenden Anteil gehabt hatte, und wollte von dort nach Berlin fliegen. Das Flugzeug mußte aber bei Jüterbog auf einem

Sturzacker notlanden und setzte recht unsanft auf. Canaris litt längere Zeit unter der Rippenquetschung, die er sich bei dieser Gelegenheit zugezogen hatte.

Daß auch der erste Reichswehrminister der deutschen Republik, unter dessen Augen sich ja im Sommer 1919 das Untersuchungsverfahren gegen Canaris in Sachen Vogel abgespielt hatte, von dessen Unschuld überzeugt war, ist schon daraus zu ersehen, daß wir wenige Wochen später Canaris in der Adjutantur des Ministers wiederfinden. Der Chefadjutant war Major von Gilsa, unter ihm standen der Hauptmann Max von Viebahn und der Kapitänleutnant Canaris. Als Canaris dem Stabe Noskes beitrat, war dieser bereits aus dem ehemaligen Gebäude des Generalstabes, der „Roten Bude“, nach einem Zwischenstadium in der Lietzenburger Straße, nach der Bendlerstraße übergesiedelt, in der das Reichswehrministerium dann auf die Dauer verbleiben sollte. Das persönliche Verhältnis von Canaris zu Noske war gut. Noskes Loyalität gegenüber den Offizieren, die sich in schwieriger Situation

70

hinter die sozialdemokratischen Minister gestellt hatten, und die Zivilcourage, mit der er die ihm unterstellten Männer auch gegenüber seinen eigenen mit Mißtrauen gegen die Offiziere erfüllten Parteifreunden verteidigte, hatte ihm aufrichtige Zuneigung bei den Offizieren seiner Umgebung erworben. Im übrigen hatte auch der große knochige Mann mit den hochgezogenen Schultern und den dunklen Augen hinter der metallgefaßten Brille einen trockenen Humor, der bei Canaris verwandte Saiten anklingen ließ.

Im Herbst 1919 war die Befriedung und Konsolidierung im Reiche immerhin so weit fortgeschritten, daß der Reichswehrminister es riskieren konnte, eine Rundreise nach Süddeutschland zu machen, um mit den süddeutschen Länderchefs Fragen, die mit der Rolle des Heeres als Garant der inneren Ordnung zusammenhingen, zu besprechen. Zuerst ging es nach München. Viebahn und Canaris fuhren im Salonwagen des Ministers mit diesem zusammen. In Bayern war die Lage noch immerhin so gespannt, daß Noske davon absah, irgendwelche Truppen zu besichtigen, und sich darauf beschränkte, mit den zuständigen Ministern und den Offizieren des Generalkommandos Besprechungen abzuhalten. Außerdem besuchte er den Forstrat Escherich, den Begründer der nach ihm benannten Selbstschutzorganisation, abgekürzt „Or-gesch“, welche damals für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung ein nicht unbedeutender Faktor war. Die Reise ging dann weiter nach Stuttgart, wo längere Besprechungen Noskes mit Staatspräsident Bolz stattfanden, während Viebahn und Canaris die Lage mit dem ersten Generalstabs-offizier des Generalkommandos, späteren Militärattaché in Wien, Muff, besprachen, und nach Karlsruhe, wo der spätere Generalstabschef Beck als Generalstabsoffizier beim Generalkommando fungierte. In Stuttgart und Karlsruhe besichtigte

71

Noske auch einige Einheiten der dort stationierten Truppen. Zwischen dem Minister und den beiden Adjutanten herrschte zu jener Zeit ein besonders ungezwungenes menschliches Verhältnis, und Noske nahm es auch nicht übel, wenn die beiden Offiziere sich einmal einen harmlosen kleinen Scherz auf seine Kosten erlaubten.

Am 20. November dieses Jahres verheiratete sich Canaris mit Erika Waag. Die Hochzeitsfeier fand in der Heimatstadt

der Braut, Pforzheim, statt. Die Ehe mit dieser gebildeten, kultivierten Frau, die ihm im Laufe der folgenden Jahre zwei Töchter schenkte, war vom ersten Tage bis zu Canaris' tragischem Ende ausgeglichen und harmonisch. Es war eigentlich stets eine rechte Seemannsehe, denn selbst in den langen Zeiten seiner Landkommandos zwischen dem Dienst an Bord und erst recht nach seiner Ernennung zum Abwehrchef war Canaris viel fern von Hause. Aber je mehr ihn sein Beruf und sein ewig suchender Geist umhertrieben, um so mehr wurde das gepflegte Heim, wo von der Frau des Hauses bis zu den Diensthofen alles ganz auf den Hausherrn eingestellt war, ein Hafen, wo der von äußerer und innerer Unruhe Getriebene auf kurze Tage oder manchmal nur Stunden Frieden fand, sich ausruhen und entspannen konnte, um den Anforderungen, die sein immer tätiges Leben nach kurzer Rast an ihn wieder stellen würde, mit frischer Energie entgegentreten zu können.

Wenige Monate später, im März 1920, ging Canaris durch eine neue Krise seines Lebens, die zugleich eine Krise der deutschen Republik war. Der Winter 1919/1920 hatte zu einer neuen Verschärfung der innerpolitischen Gegensätze geführt. Die durch den Versailler Vertrag geförderte Auf-
erstehung nationalistischer Tendenzen, die sich allmählich immer deutlicher abzeichnenden wirtschaftlichen Folgen des
72

verlorenen Krieges, die in der vorläufig noch langsamen, aber unerbittlich fortschreitenden Verschlechterung der Währung auch für den letzten Mann fühlbar wurden, die aus den Haarspaltereien der Parteien folgende Diskreditierung der demokratischen Regierungsform, die noch keinen Rückhalt in einer demokratischen Gesinnung hatte, alles dies waren Zeichen für politisches Schlechtwetter. Die allgemeine Verdrossenheit hatte auch die durch die Abrüstungsbestimmungen des Friedensvertrages mit der Entlassung bedrohten Mitglieder der Armee und Marine erfaßt. Diesmal wurde die Republik nicht von links, sondern von rechts bedroht. War 1918 die Entscheidung für die Regierung und für Noske leicht gewesen, weil sie zugleich die Entscheidung gegen die Meuterer, gegen Spartakus und die drohende Räterepublik war, so lag jetzt die Sache ganz anders. Diesmal standen gegen die Regierung Männer auf, die den Offizieren, aber auch einem großen Teil der Soldaten als die Vertreter einer Ära erschienen, die man gegenüber den kümmerlichen Verhältnissen des Augenblicks als die gute alte Zeit ansah, Leute, von denen man sich eine Rückkehr zu solchen besseren Tagen erhoffte. Da war ja nicht nur der Generallandschaftsdirektor Kapp an der Spitze, von dem die meisten nicht viel wußten. Hinter der Sache standen ganz andere Männer. Hatte sich Kapp nicht mit Ludendorff, in dem die Mehrzahl der Offiziere immer noch den Feldherrn sah, in dessen Wohnung in der Margarethenstraße besprochen, und hatte nicht Ludendorff dem Unternehmen seinen Segen gegeben? Hatte nicht der neue Reichskanzler in Männern wie Ehrhardt die militärischen Führer, hinter denen die Truppe durch Dick und Dünn gehen und alle Widerstände gegen einen vaterländischen Wiederaufbau hinwegräumen würde? Zwar der militärische Oberbefehlshaber, der General von Lüttwitz, schien noch einen
73

Augenblick zu schwanken. Sein Chef des Stabes von Oldershausen fuhr nach Döberitz den Marinebrigaden entgegen, um

sie zur Umkehr zu bewegen, aber er kam bekehrt und begeistert für die Sache der „neuen vaterländischen Regierung“ zurück.

Vor die Wahl zwischen Noske und seiner Truppe, als deren Beauftragter bei dem politischen Minister er sich stets gefühlt hatte, gestellt, entschied sich Canaris ohne Zögern für die Truppe, genau so wie seine Kameraden im Stabe Noskes. Vielleicht wäre die Entscheidung anders ausgefallen, wenn Noske selbst in Berlin geblieben und von dort aus an die Militärs appelliert hätte. Aber er ging mit dem Reichskabinetts nach Stuttgart. Der Zettel mit der Aufforderung an die Berliner Arbeiterschaft zum Generalstreik, den seine Adjutanten nach seiner Abreise auf dem Schreibtisch vorfanden, bestärkte diese nur in der Richtigkeit ihres Entschlusses. Die Begeisterung dauerte allerdings nicht lange. Zu bald erkannte Canaris, daß die „neue Reichsregierung“ zwar die Wilhelmstraße zu besetzen vermocht hatte, daß sie aber damit am Ende ihres Lateins zu sein schien. Gegen die Waffe des Generalstreiks waren auch die entschlossenen Männer der Marinebrigaden hilflos, und nach achtundvierzig Stunden war der Traum der vaterländischen Erneuerung ausgeträumt. Canaris, Viebahn und noch einige weitere Kameraden durften einige Tage lang in der Haftzelle des Polizeipräsidiums über die Ereignisse der letzten Tage nachdenken, ehe sie wieder in Freiheit gesetzt wurden. Die Reichsregierung war klug genug, zu erkennen, daß sie auch jetzt noch auf die Truppen angewiesen war. Ein neuer Wehrminister, der Demokrat Dr. Geßler, war an die Stelle Noskes getreten, der nach der Teilnahme der Berliner Truppen an dem Putsch nicht mehr zu halten war und dem Sturm in seiner eigenen Partei weichen mußte.

74

Geßler verstand es, mit Takt und Festigkeit, unterstützt durch den General von Seeckt, die Erschütterungen, die durch den gescheiterten Putsch in der Truppe ausgelöst waren, zu überwinden. Die Disziplin innerhalb der Verbände war kaum beeinträchtigt. Es galt vor allen Dingen, wieder gegenseitiges Vertrauen herzustellen, und das gelang in überraschend kurzer Zeit.

75

FÜNFTES KAPITEL

IN DER MARINE DER REPUBLIK

Der Kapp-Putsch war nicht spurlos an Canaris vorübergegangen. Hatte ihm bei aller Intelligenz bisher noch gelegentlich ein Rest von leutnanthaftem Leichtsinn angehaftet, der in einem eigenartigen Widerspruch sowohl zu seinem Alter

-

-

er hatte immerhin mittlerweile das dreiunddreißigste Jahr erreicht wie zu dem Ernst stand, der aus den klaren blauen Augen zu sprechen schien, so trat er jetzt in eine Periode eiserner Zielstrebigkeit und zäher Arbeit ein. Die Zeit politischer Pronunciamentos war für den Kapitänleutnant Canaris vorüber, alle seine Energien gehörten nun dem Wiederaufbau der Flotte. Denn Canaris war und blieb ein begeisterter Seeoffizier und Patriot, und eine starke moderne Flotte war nach seiner Auffassung für die Wiederherstellung Deutschlands als eine der großen Mächte im europäischen Konzert erforderlich. Die Bestimmungen des Versailler Vertrages, welche dem Reich nur Schiffstypen minderer Kampfkraft in beschränkter Zahl erlaubten, lehnte Canaris wie die

Mehrzahl seiner Kameraden ab. Auch er sah in dem Vertrag auf Grund der Umstände, unter denen er zustandegekommen war, ein Diktat, das dem Besiegten keine moralische Bindung auferlegte. Er war gewillt, alle seine Kräfte einzusetzen, um die Versailler Bestimmungen, soweit sie die Marine betrafen, zu durchkreuzen.

Zunächst waren seine Möglichkeiten in dieser Richtung allerdings beschränkt. Im Sommer 1920 wurde er nach Kiel

76

versetzt, wo er zwei Jahre lang als Admiralstabsoffizier beim Kommando der Marinestation der Ostsee Dienst tat. Im Jahre 1922 wurde er dann I. Offizier des Kreuzers „Berlin“. Auch dieses Kommando, während dessen Canaris im Jahre 1923 zum Korvettenkapitän befördert wurde, dauerte zwei Jahre. Die „Berlin“ diente als Schulkreuzer für Seekadetten. Unter diesen befand sich der spätere Chef des Reichssicherheitshauptamtes Heydrich. Es ist nicht zutreffend, daß Canaris irgend etwas mit dem Ehrengericht zu tun gehabt hätte, das zu Heydrichs Ausscheiden aus der Marine führte. Dieses Ereignis trat erst Jahre später ein, als Heydrich die „Berlin“ verlassen hatte. Canaris ist Heydrich erstmalig im Jahre 1935 wieder begegnet, als er die Leitung der Abwehrabteilung übernommen hatte. Um diese Zeit war Heydrich bereits Leiter des Sicherheitshauptamtes.

Blicken wir an dieser Stelle einmal zurück auf die Jahre, die seit Canaris' abenteuerlicher Rückkehr aus Spanien im Jahre 1917 verstrichen sind, so müssen wir feststellen, daß die zahllosen über ihn verbreiteten Geschichten, die sein Leben als eine ununterbrochene Folge von mehr oder minder anrühenden Abenteuern und Unternehmungen im Geheim- und Spionagedienst darstellen, mit der Wahrheit nichts zu tun haben, sondern in das Reich der Fabel gehören. Tatsächlich hatte Canaris nach dem Intermezzo in der „Etappe Madrid“, wo seine Tätigkeit auch nur wenig mit eigentlicher militärischer Spionage zu tun hatte, vielmehr in erster Linie dem Nachschub für die im Handelskrieg eingesetzten Unterseeboote und Überwasserstreitkräfte gewidmet war, lange Jahre nichts mehr mit Geheimdienst zu tun. Seine Laufbahn war die eines besonders begabten und tüchtigen jungen Seeoffiziers und spielte sich abwechselnd bei Stäben und im Dienst an Bord ab. Allerdings zeigte Canaris besonderen Eifer. Über das

77

durch den Dienst erforderte Maß hinaus interessierte er sich für den Wiederaufbau der Marine. Er wälzte Pläne, wie die die Leistungsfähigkeit der Flotte beeinträchtigenden Bestimmungen des Friedensvertrages umgangen werden könnten.

Er führte eine lebhaftes Korrespondenz mit alten Kameraden, welche aus der Flotte ausgeschieden waren und in der Handelschiffahrt, der Industrie oder auch in der Politik neue Wirkungsbereiche gefunden hatten. Er suchte, ihre Anhänglichkeit an die Marine dieser in irgendeiner Form nutzbar zu machen. Er nahm tätigen Anteil an allen Bestrebungen, außerhalb der deutschen Grenzen, jenseits des Zugriffs der Kontrollkommissionen der Entente, die theoretische und praktische Forschungsarbeit besonders auf dem Gebiet der Unterseebootwaffe fortzusetzen in der Hoffnung, daß doch einmal der Tag kommen werde, an dem die deutsche Reichsmarine davon wieder profitieren könne. In der Tat hat Canaris bei den verschiedenen Projekten, in Holland Spanien und Finnland U-Boote nach deutschen Mustern zu bauen, mitgewirkt

oder hat doch mindestens davon gewußt. Nicht alle Kameraden und Vorgesetzten aus jener Zeit waren mit dieser Aktivität einverstanden, aber andererseits ist es angebracht festzustellen, daß es sich dabei nicht etwa um Privatunternehmungen einzelner Offiziere handelte, sondern daß die obersten Instanzen der Marineleitung und des Reichswehrministeriums, ja der politischen Führung des Reiches mindestens in großen Zügen unterrichtet und einverstanden waren, auch wenn sie aus guten Gründen nach außen keinen Wert darauf legten, Genaueres darüber zu wissen. In diesem Zusammenhang kamen Canaris erstmalig die während des Krieges in Spanien angebahnten Verbindungen zugute. Er stellte sie mit großem Eifer in den Dienst der ihm als wichtig erscheinenden Aufgabe.

78

In zahlreichen Briefen aus jener Zeit an einen kleinen Kreis vertrauter Freunde, die mit ihm in diesen delikaten Anlässen zusammenarbeiteten, treten gewisse Eigenschaften hervor, die für den Canaris der späteren Jahre, den Abwehrchef, charakteristisch werden sollten. Der Briefschreiber bedient sich vielfacher Tarnungen und kryptischer Umschreibungen für die von ihm genannten Personen und Örtlichkeiten, so daß diese Briefe für den Nichteingeweihten unverständlich bleiben. Daneben spricht aus ihnen oft ein kaustischer Humor, der trotz seiner Schärfe nicht verletzend ist, weil er gerade wegen der direkten Spitzen gegen die wirkliche oder angenommene Begriffsstutzigkeit der Empfänger entwaffnend wirkt. Und noch eines fällt auf, wenn man diese vielen Briefe liest. Fast in jedem zweiten oder dritten verwendet sich Canaris bei seinen Freunden zugunsten irgendeines Hilfsbedürftigen: Einmal ist es ein nach Beendigung seiner Dienstzeit entlassener Feuerwerksmaat, der eine Stellung in der Handelsschiffahrt sucht, ein anderes Mal der Sohn eines Bekannten eines Freundes, der Seemann werden will und dem eine Empfehlung an den Schulschiffsverein besorgt werden soll, und wieder ein anderes Mal ein ehemaliger Kamerad, der Versicherungsmakler geworden ist und wohlhabenden Freunden mit großen Stellungen in der Wirtschaft empfohlen wird. Hilfsbereitschaft kennzeichnet Canaris schon zu dieser Zeit, und so wie später beschränkt sie sich nicht auf Menschen, die ihm nahestehen. Er ist gekränkt, als er in einem der Fälle, da er sich für einen ihm persönlich Fremden eingesetzt hat, aus der Antwort des Freundes, dessen Hilfestellung nachgesucht wurde, schließen muß, dieser vermute persönliches Interesse bei ihm.,,Ich bin mit dem Soundso weder verwandt noch verschwägert, ich glaubte nicht nur ihm, sondern auch Dir einen guten Dienst zu erweisen, als

79

ich Dir diese Geschäftsverbindung empfahl . . ." schreibt er, offenbar ernstlich verletzt.

Anschließend an die Dienstleistung auf der „Berlin“ unternahm Canaris eine „Berufsbelehrungsfahrt“ nach Japan. Sie begann im Mai 1924 und endete im Oktober des gleichen Jahres. Canaris reiste nicht auf einem der schnellen Luxusdampfer – die Marine verfügte nicht über große Geldmittel für solche Zwecke –, sondern auf einem der kleineren Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der „Rheinland“, einem Schiff, das hauptsächlich Fracht beförderte, daneben aber auch Einrichtung für eine beschränkte Anzahl von Passagieren hatte. Die Reise ging sehr gemächlich vor sich, viel zu ge-

mächlich für den ungeduldigen Canaris; zahlreiche Häfen wurden unterwegs angelaufen, so daß für den Besuch in Japan selber nur 12 Tage übrig blieben. Über die Hintergründe dieser „Berufsbelehrungsfahrt“ wissen wir nichts Genaues. In einem Brief, den Canaris auf dem japanischen Schnelldampfer „Nagasaki Maru“ während der Rückfahrt von Kobe nach Schanghai, wo er wieder an Bord der „Rheinland“ gehen will, schreibt, spricht er davon, daß er nach anfänglichen Schwierigkeiten mit dem Erfolge seiner Reise sehr zufrieden sei. Nach Ansicht alter Kameraden dürfte auch sie in Verbindung mit Unterseebootfragen gestanden haben, denn auf der japanischen Kawasaki-Werft wurden in jenen Jahren mehrere Unterseeboote und Unterseekreuzer nach deutschen Vorbildern für die japanische Marine gebaut.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland begann wieder eine neue Phase in der beruflichen Laufbahn von Canaris. Er wurde im Oktober 1924 Referent im Stabe des Chefs der Marineleitung im Reichswehrministerium. Damit war er nunmehr im Zentrum der Marinepolitik der deutschen Republik. In dieser Dienststellung hatte er sich hauptamtlich mit den

1

U-Boot-Kommandant 1918

Fragen zu befassen, an denen er bisher bereits aus eigenem Antriebe und neben seinen eigentlich dienstlichen Aufgaben mit so großer Hingabe gearbeitet hatte. Auch jetzt noch war seine Tätigkeit aus den bereits erwähnten Gründen vielfach geheim, vieles mußte im Zeichen der Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrages getarnt getan werden - aber mit dem, was man gemeinhin als militärischen Geheimdienst bezeichnet, hatte es immer noch nichts zu tun. Mehrfach in diesen Jahren seiner Tätigkeit im Reichswehrministerium unternahm Canaris Reisen nach Spanien im Interesse eines Austausches von Erfahrungen im Schiffsbau, wobei nicht nur Fragen der Unterseebootkonstruktion, sondern auch beispielsweise des Baues schneller, für die Begleitung der Flotte geeigneter Tanker eine Rolle spielten. Seine Beherrschung der Landessprache, sein Verständnis für die spanische Mentalität waren bei der Durchführung seiner Aufgaben von höchstem Wert. Zugleich wuchs, je öfter er in Spanien weilte, um so mehr seine Zuneigung zu diesem Lande und seinen Bewohnern. In diese Zeit seiner Dienstleistung in der Marineleitung fällt auch das bereits erwähnte Hervortreten im Reichstagsuntersuchungsausschuß im Januar 1926. Ganz abgesehen von der Sensation, welche die Attacke des Abgeordneten Moses im Ausschuß und darüber hinaus in der ganzen Öffentlichkeit verursachte, ist für diejenigen, der die Entwicklung von Canaris verfolgen will, sein Auftreten bei dieser Gelegenheit von hohem Interesse. Die Parteien der Linken, und zwar nicht nur die Unabhängigen, sondern auch die Mehrheitssozialdemokraten, bezeichneten Canaris als einen Reaktionsär, einen verkappten Monarchisten, der in der Marine der Republik nichts zu suchen habe.¹⁾ Selbst Blätter der bürger-

1) Das verzerrte Bild von Canaris, das sich in weiten Kreisen der deutschen und ausländischen Öffentlichkeit bis in die Gegenwart erreichte, Abshagen, Canaris

81

lichen Linken hielten es für mindestens „taktisch verfehlt“, daß sich der Vertreter des Reichswehrministeriums von 1926

mit der Führung der Kaiserlichen Hochseeflotte von 1917 identifiziert habe. Was war wirklich geschehen? Canaris hatte sich in seinen Ausführungen vor dem Ausschuß nicht so sehr gegen die im Zusammenhang mit dem mißglückten Meutereiversuch von 1917 abgeurteilten Matrosen und Heizer gewandt, wenngleich er die vom Chef der Hochseeflotte gefällten Urteile als unter den gegebenen Verhältnissen gerechtfertigt verteidigte. Die wirkliche Spitze seines Referates hatte sich aber gegen die Politiker gerichtet, welche 1917 hinter der Revolte gestanden hatten, aber, wie bereits erwähnt, wegen ihrer Immunität als Abgeordnete nicht zu fassen gewesen waren. Da einer derselben, der unabhängige Abgeordnete Dittmann, als Referent in dem betreffenden Unterausschuß fungierte, ist es kein Wunder, daß die Ausführungen von Canaris von beträchtlicher Schärfe waren und die Linke reizten, die dann mit den bereits erwähnten „Enthüllungen“ über die Vergangenheit von Canaris antwortete.

Es mag nicht besonders weltklug gewesen sein, daß Canaris sich auf dieses Duell mit Dittmann einließ, aber mit dieser Feststellung sind die menschlichen Gegebenheiten des Vorfalles nicht erschöpft. Schließlich bestand eben das Offizierskorps der Marine der Republik - mindestens in den mittleren und oberen Dienstgraden - noch durchweg aus Männern, die selber der Kaiserlichen Marine angehört hatten und die gegen die für den Meutereiversuch von 1917 und die Meuterei von 1918 nach ihrer Auffassung Verantwortlichen mit tiefer Erbitterung erfüllt waren. Canaris sprach daher für die überwältigende Mehrheit seiner Standesgenossen. Dabei halten hat, ist letzten Endes zum Teil auf die damals gegen ihn gerichtete Presse-Kampagne zurückzuführen.

82

spielten rein politische Erwägungen gar keine oder eine ganz untergeordnete Rolle. Ausschlaggebend war das natürliche Gefühl des Seeoffiziers, das gegen den Gedanken der Meuterei aufstand. In Sachen Meuterei ist man nämlich in allen Kriegsflotten äußerst empfindlich. Auch in demokratischen Marinen hat es immer wieder Revolten der Mannschaften gegen ihre Offiziere gegeben. Die französische Flotte verzeichnet deren eine ganze Reihe sowohl vor 1914/18 wie nachher, und die britische Marine hat, man kann fast sagen traditionell man denke zum Beispiel an die Meuterei von Invergordon zu Beginn der dreißiger Jahre, von Zeit zu Zeit mit solchen Schwierigkeiten zu tun. Jeder Seeoffizier, gleichgültig welcher Nationalität und welcher politischen Überzeugung, wird in dieser Frage instinktiv mit seinen Sympathien hinter seinesgleichen stehen, welches auch sonst immer seine Beziehungen zu der betroffenen Flotte sein mögen. Es war infolgedessen für den mit seemännischen Fragen Vertrauten kein sehr überzeugender Vergleich, wenn beispielsweise der Demokratische Zeitungsdienst sein Bedauern über die in Canaris' Äußerungen vor dem Ausschuß liegende Solidaritätserklärung mit der Kaiserlichen Marine auf die Feststellung stützte, der General von Seeckt denke ja auch nicht daran, alles das zu verteidigen, was Ludendorff einst gesagt und getan habe. In der Marine konnte der Zwischenfall im Ausschuß das Ansehen und die Stellung von Canaris jedenfalls nur festigen. Er ist im übrigen ein Beweis mehr, daß zu jener Zeit Canaris die Welt noch durchaus aus der Perspektive des für seinen Beruf begeisterten patriotischen Seeoffiziers betrachtete.

Seine Karriere entwickelte sich weiter entsprechend der

Norm. Auf eine fast vierjährige Tätigkeit in der Marineleitung folgte wieder ein Bordkommando. Anschließend an eine sechswöchige Erholungsreise nach Argentinien mit dem italienischen Dampfer „Conte Rosso“, die er auch zu inoffiziellen Kontakten mit hohen Offizieren der argentinischen Marine benutzte und die ihn auf dem Rückwege wieder einmal über Spanien führte, wurde Canaris im Juni 1928 I. Offizier des in Wilhelmshaven stationierten Linienschiffes „Schlesien“.

Ein I. Offizier auf einem großen Kriegsschiff ist ein vielbeschäftigter Mann. Ihm obliegt die Leitung des ganzen inneren Dienstes und eigentliche Verwaltung dieses sehr komplizierten wirtschaftlichen und technischen Mechanismus. Von seiner Tüchtigkeit hängt es in erster Linie ab, ob die Besatzung auf einem Schiff vom Typ der „Schlesien“ handelte es sich um fast 800 Menschen materiell zu ihrem Recht kommt und sich wohl an Bord fühlt, was wieder von ausschlaggebender Bedeutung für den im Schiff herrschenden Geist und die dienstlichen Leistungen ist. Schicken wir gleich voraus, daß Canaris seinen Dienst in dieser schwierigen und verantwortlichen Stellung nach dem Urteil zahlreicher Zeugen mit vorbildlichem Eifer versah und den Interessen der Mannschaft besondere Fürsorge angedeihen ließ. Trotz seiner starken Arbeitsbelastung ließ er die durch seine Tätigkeit in der Marineleitung geweckten Interessen nicht außer acht. Er stand weiterhin in regem Briefwechsel mit seinem alten Freundes- und Kameradenkreis. Oft holte man seinen Rat ein, besonders wenn es sich um die Beziehungen zu Spanien handelte, in denen Canaris besser als irgendein anderer Bescheid wußte. Es ist interessant, festzustellen, daß diese intensive Tätigkeit außerhalb seines eigentlichen Dienstbereiches der Aufmerksamkeit selbst der nächsten Kameraden in Wilhelmshaven entging. Noch nachträglich erscheint es manchen von ihnen unglaublich, daß der vielbeschäftigte I. Offizier der „Schlesien“ an irgend etwas, was außerhalb seines Schiffes lag, hätte aktiven Anteil nehmen können. Und außerdem

84

wäre das, so argumentieren sie, ja unmöglich der Aufmerksamkeit der Kameraden entgangen, denn Wilhelmshaven war so ausschließlich Marinestadt, und die Offiziere der Marine waren so eng miteinander verbunden und auch im außerdienstlichen Verkehr so sehr aufeinander angewiesen, daß es undenkbar schien, daß dem einen selbst die intimsten Gedanken des anderen auf die Dauer hätten verhüllt bleiben können.

Nun, die so dachten, täuschten sich. Von der umfangreichen Korrespondenz, welche Canaris zu jener Zeit in Fragen, die unmittelbar oder mittelbar mit dem Aufbau der Flotte zusammenhingen, führte, ist nur ein geringer Teil erhalten, aber er genügt, um zu zeigen, wie intensiv diese „Nebenbeschäftigung“ war. Aus ihr geht hervor, wie sehr man immer wieder auf den Ideenreichtum von Canaris, seine enorme Personen- und Sachkenntnis und auf seine Fähigkeit, Menschen zu behandeln, zurückgreifen mußte. Ganz besonders in den langwierigen Verhandlungen mit den spanischen Persönlichkeiten, welche an dem Erfahrungsaustausch in Schiffbaufragen interessiert waren, war es Canaris, der es auf der einen Seite verstand, die angeborene Neigung der Südländer zur Verzögerung und Vertröstung durch taktvolle Vorstellungen wenigstens teilweise zu überwinden und an-

dererseits seinen deutschen Kameraden und den in die Verbindung eingeschalteten deutschen Wirtschaftskreisen das nötige Verständnis für die Eigenart ihrer Vertragspartner zu vermitteln. Das beste Zeugnis für seine hierbei bewiesene Geschicklichkeit ist, daß er sich die Freundschaft der beteiligten spanischen Persönlichkeiten durchweg bewahrte und in maßgebenden spanischen Regierungs-, Wehrmachts- und Wirtschaftskreisen ein hohes Vertrauen in seine Person erwarb, was sowohl während des spanischen Bürgerkrieges

85

als besonders im zweiten Weltkriege von großer Bedeutung werden sollte.

Bemerkenswert an der umfangreichen Korrespondenz, welche Canaris in diesen Jahren seiner Tätigkeit als I. Offizier der „Schlesien“ führte, ist die Tatsache, daß Fragen der inneren Politik niemals auch nur am Rande berührt werden. Alles dreht sich um die Marine. Noch immer steht sein Beruf als Seeoffizier im Mittelpunkt seines Denkens und Handelns. Der Anfang seiner Dienstleistung in Wilhelmshaven und auf der „Schlesien“ fällt allerdings noch in die kurze Scheinblüte der deutschen Wirtschaft, die sich auf Grund der nach Annahme des Dawesplanes nach Deutschland fließenden ausländischen Kredite entwickelt hatte. Aber schon 1929 begann sich die neue Wirtschaftskrise durch Zunahme der Arbeitslosenziffer abzuzeichnen, eine Krise, welche sich immer deutlicher als eine weltweite Erscheinung erwies. Gleichzeitig verschärfte sich in Deutschland der innerpolitische Kampf. Die NSDAP machte, besonders unter der Jugend, große Fortschritte. Die Septemberwahlen des Jahres 1930 brachten die Nationalsozialisten als zweitstärkste Partei in den Reichstag. Auch in der Marine machte sich das Eindringen nationalsozialistischer Ideen, besonders, bei den jüngeren Offizieren und Mannschaften, mehr und mehr bemerkbar. Ein Altersgenosse von Canaris, der gleichzeitig mit ihm um jene Zeit auf dem in Wilhelmshaven stationierten Teile der Flotte Dienst tat, faßt sein Urteil über die Situation Anfang der dreißiger Jahre rückblickend in dem lapidaren Satz zusammen: „Bei den Leuten war damals alles Nazi.“ Er fügt aber hinzu, daß man sich unter den älteren Offizieren zunächst den Kopf nicht sehr darüber zerbrochen habe, denn die Dienstfreudigkeit der Mannschaften habe nicht darunter gelitten. Man darf auch nicht vergessen, daß unter dem See-

86

offizierskorps das Ressentiment gegen die marxistischen Parteien auf Grund der Ereignisse von 1917/18 naturgemäß sehr stark war und man damals vielfach in den Nationalsozialisten ein Bollwerk gegen Versuche der Kommunisten, wieder Fuß in der Flotte zu fassen, sah. Die Nationalsozialisten gebärdeten sich damals vor der „Machtergreifung“ ja noch als eine auf dem Boden des Christentums stehende vaterländische Bewegung, die sich das Ziel gesetzt hatte, den Klassenkampf zu überwinden. Gerade unter denjenigen, die der Partei in diesen Jahren beitraten oder mit ihr damals sympathisierten, war der Prozentsatz ehrlicher Idealisten sehr beträchtlich, besonders in den Kreisen, die erst unter dem Druck der wirtschaftlichen Not begonnen hatten, sich für die Innenpolitik zu interessieren, und die nicht die Möglichkeit hatten, hinter die Kulissen der politischen Bühne zu schauen.

In die Zeit, in der Canaris I. Offizier auf der „Schlesien“

war, fällt eine Episode, die zur Vervollständigung seines Charakterbildes verzeichnet werden soll. Von Ende November bis Anfang Dezember 1929 verlebte Canaris mit seiner Gattin einen etwa zweiwöchigen Urlaub bei griechischen Freunden auf Korfu. Das verdient vermerkt zu werden, denn Canaris war kein eifriger Urlauber. Später, besonders während des Krieges, war es ein Beschwerdepunkt seiner Untergebenen, daß der Chef gar kein Verständnis für die Notwendigkeit einer Ausspannung, sei es für sich selber, sei es für die Mitglieder seines Amtes, hatte. Schon der dienstfreie Sonntag erschien ihm überflüssig, und mindestens seine Abteilungschefs mußten auch sonntags zur Lagebesprechung ins Amt kommen. Canaris selber ging so in seiner Arbeit auf, daß er Urlaub als störende Unterbrechung empfand.

Nahm er in den Jahren, bevor er mit der Leitung der Abwehr

87

betraut wurde, wirklich einmal ein paar Wochen Ferien und ging irgendwo mit der Familie in ein Ostsee- oder Nordseebad, dann wußte er nichts Rechtes mit der Ruhe anzufangen. Er setzte seine Korrespondenz, die sich immer hauptsächlich um mit dem Dienst und der Marine zusammenhängende Fragen drehte, mit verstärkter Intensität fort, um so den Ausfall der normalen Tagesarbeit auszugleichen.

Der Aufenthalt in Korfu aber machte eine Ausnahme. Hier, in der geliebten Mittelmeerlandschaft, umleuchtet von einem Abglanz der Antike, finden wir einen ganz neuen, gelockerten, zugleich fröhlichen und beschaulichen Canaris. Die heitere, spielerische Seite seines Wesens, die sonst von gespanntem Ernst überlagert ist, tritt hier im Lande der Phäaken einmal zutage. Seine reiche Phantasie schlägt den Bogen von der Gegenwart zu der leuchtenden Vergangenheit. Ihm ist, als sei es nur ein Tag und eine Nachtwache, seit Odysseus, mit dessen Tatendrang, Weltweisheit und List ihn so vieles verbindet, an diesem Strande angetrieben wurde.

Das Wetter war die ganze Zeit strahlend schön. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit waren die Tage heiß, der Himmel tiefblau, die Nächte aber schon kühl; doch des Abends saß sich's gut vor dem Kamin, in dem die Scheite aus Olivenholz knisterten und dem Raum einen aromatischen Duft, fast ein wenig wie Weihrauch, gaben. Da plauderte man mit dem Hausherrn von Doukades, dem Grafen Theotokis, vormals Hofmarschall König Konstantins, über die Geschichte der Insel und ganz Griechenlands, über die homerische Mythologie, über die geologischen Verhältnisse Korfus, über Balkan- und Mittelmeerpolitik und über Literatur. Da gab es für den wißbegierigen Canaris keine langweilige Minute. Er interessierte sich brennend für die griechische Umwelt, für die Landessprache, die Gebräuche der Korfioten, ihre Lieder und Tänze,

88

für die malerischen Trachten und die volkstümlichen Gedichte. Es waren sorglose Tage, jeder ein Feiertag. Und jede Mahlzeit ein wahres Festmahl mit fremdartiger, guter Kost, an der Canaris, der gern selbst gelegentlich für den engeren Freundeskreis den Kochlöffel in die Hand nahm, reges Interesse zeigte. Was gab es da für leckere Gerichte: des feineren Geschmacks wegen in Seewasser gekochte Langusten, dann jede Art von Fischen, die köstlichen kleinen Rougets, Sardinen, Branzini; auch Hühner und Puten, auf korfiotische Art zubereitet, und die Spezialität des Landes: am Spieße gebratene Lämmer. Das alles gewürzt mit den aromatischen Kräutern,

deren Duft in der Herbstsonne die ganze Landschaft durchdringt, und angefeuchtet mit dem wohlschmeckenden Rot- und Weißwein des Landes.

Canaris war beliebt bei jedermann. Auch diejenigen, mit denen er sich nicht im Gespräch verständigen konnte, da er die Landessprache nicht beherrschte, fühlten, daß sie einem Freunde gegenüberstanden, der auch ohne Worte ihr Wesen begriff. Mit den Kindern des Hauses hatte er rasch Freundschaft geschlossen, und am St. Nikolaustag überraschte er sie, indem er selber in der Vermummung des bei Kindern zugleich beliebten und gefürchteten Heiligen erschien.

So ungetrübt waren diese Urlaubstage, daß sie wie im Rausch vorübergingen. Canaris war so gefangen von der Schönheit der Landschaft und der Harmonie dieser ganzen Umwelt mit seinem eigenen Ich, daß er einen Augenblick daran dachte, Seemannschaft und Karriere aufzugeben, hier ein kleines Gut zu kaufen und hinfort ein arkadisches Dasein zu führen. Es war nur der Traum eines kurzen Augenblicks. Der Urlaub ging zu Ende, und Canaris kehrte aus dem besonnten Korfu in das winterliche Wilhelmshaven und an Bord der „Schlesien“ zurück.

89

Schon bald aber sollte er Doukades wiedersehen. Im folgenden Sommer machte die „Schlesien“ eine Kreuzfahrt durch das Mittelmeer. Ein kurzer Aufenthalt auf Korfu war vorgesehen. Die Gastfreunde vom vergangenen Herbst benutzten die Gelegenheit, um für die Offiziere des deutschen Schiffes und die Herren und Damen der korfiotischen Gesellschaft einen großen Ball zu geben. Es war ein Fest, von dem die Einwohner noch lange sprachen.

Von dieser Reise brachte Canaris das Bild des griechischen Seehelden Kanaris mit nach Hause. Es war ein Geschenk seiner Gastgeber, das ihn an die Ferienzeit in Doukades erinnern sollte... als ob es eines besonderen Zeichens für die Erinnerung an diese goldenen Tage bedurft hätte. Aber dennoch freute sich Canaris über das Bild des „Ahnherrn“ aufrichtig. Es erhielt einen Ehrenplatz in seinem Hause.

Mehrfach während seiner etwas über zweijährigen Dienstzeit auf der „Schlesien“ wurde von verschiedenen interessierten Seiten innerhalb und außerhalb der Marineleitung darauf gedrängt, Canaris' Bordkommando abzukürzen und ihm wieder ein Tätigkeitsfeld in Berlin zu geben, in dem seine diplomatischen Talente wie in den vergangenen Jahren für die Marine nutzbar gemacht werden könnten. Auch Canaris wäre eine Rückkehr in die Marineleitung oder die Verwendung für Sonderaufträge im Ausland sehr erwünscht gewesen. Aber er hatte in der Marineleitung nicht nur Freunde hinterlassen. Jedenfalls entschieden die für die Personalien zuständigen Stellen anders. Bis zum Oktober 1930 blieb Canaris auf der „Schlesien“ er war inzwischen, am 1. Juli 1929, zum Fregattenkapitän aufgerückt, und als er dann wieder eine Stellung in einem höheren Stabe erhielt, war es auch nicht in der Zentrale in Berlin. Er wurde anstatt dessen Chef des Stabes des Kommandos der Marinestation der Nordsee,

90

das heißt, er blieb in Wilhelmshaven. Er erlebte daher die für die innerpolitische Entwicklung Deutschlands entscheidenden Jahre 1930 bis 1932 gewissermaßen in denaturierter Form. Wilhelmshaven war, wie schon vorher gesagt, damals eine reine Marinestadt, das zivilistische Element - jedenfalls

für die Angehörigen der Marine - praktisch nichtexistent. In dieser Hinsicht ändert sich für Canaris auch nicht viel, als er am 1. Dezember 1932 das Kommando des Linienschiffs „Schlesien“ übernimmt, also des Schiffes, auf dem er schon vorher als I. Offizier über zwei Jahre Dienst getan hatte. Er ist jetzt 43 Jahre alt. Er ist Kommandant eines großen Schiffes. Aber doch fragt man sich, ob er völlig befriedigt ist von dem Ablauf seiner Karriere in den letzten Jahren. Für seinen regen Geist ist der Kreis der Kameraden in Wilhelmshaven kein voll befriedigender Tummelplatz. Auch an seinem Schiff kann er kaum ungeteilte Freude haben. Die „Schlesien“ ist ein altes Schiff, lange vor dem ersten Weltkrieg gebaut, war schon 1914 veraltet, hat im vierten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts keinen ernstesten Kampfwert mehr. Trotzdem setzt er alles daran, aus seinem Kommando einen Erfolg zu machen. So wie er ein ausgezeichnete I. Offizier war, ist er auch ein guter Kommandant, allerdings kein bequemer für seine Offiziere. Dazu kennt er den Dienst in allen Einzelheiten zu genau, dazu ist er selber viel zu fleißig, viel zu penibel. So liebenswürdig und verständnisvoll besonders für die menschlichen Schwächen der jungen Leute er auch ist, so große Hilfsbereitschaft er gegenüber jedem an den Tag legt, der sich in wirklicher Notlage befindet, so scharf und streng verfolgt er Nachlässigkeit im Dienst. Nein, ein bequemer Vorgesetzter ist der Kapitän zur See Canaris nicht. Die Mannschaften haben es allerdings wieder gut. Für sie sorgt er wie als I. Offizier vorbildlich.

-

91

Zwei Monate, nachdem Canaris Kommandant der „Schlesien“ geworden ist, ernennt der Reichspräsident Hitler zum Reichskanzler. Unter den jungen Offizieren und bei einem sehr großen Teil der Mannschaften der Flotte wird dieses Ereignis mit großer Begeisterung aufgenommen. Endlich eine nationale Regierung, die sicherlich die Beschränkungen des Versailler Vertrages bald abschütteln und der Flotte wieder die ihr gebührende Stellung verschaffen wird, denkt man. Auch Canaris steht der neuen Regierung zunächst nicht ablehnend gegenüber, wenn er auch den blinden Enthusiasmus der Jugend nicht teilt. Dazu sieht er die Mängel der Regierung zu gut. Er erkennt auch wohl früher als die meisten seiner Generation im Offizierskorps, daß die „Nationale Regierung“ keine echte Koalition ist, sondern daß darin die Nationalsozialisten kraft ihrer Beherrschung der Straße eine übermächtige Stellung haben und daß die Gefahr besteht, daß sie ihre Koalitionsgenossen eines Tages an die Wand drücken werden. Die Totalität dieser Entwicklung sieht aber auch er nicht gleich voraus. Er glaubt wie viele andere, daß der Reichspräsident und die Reichswehr stark genug sein werden, um Hitler, wenn er zu weit gehen sollte, in Schach zu halten. Inzwischen aber, so meint er, kann man die Dynamik des Nationalsozialismus ausnützen, um außenpolitisch eine weitere Lockerung der durch Versailles angelegten Fesseln und innenpolitisch eine Überwindung der wirtschaftlichen Not mindestens zu versuchen. Die von Hitler proklamierte Außenpolitik friedlicher Revision des Friedensvertrages sagt Canaris zu, eine scharfe Sprache gegenüber Moskau ist ihm auch nicht unsympathisch. Die Marine hat an der für das Heer wertvollen Zusammenarbeit mit der roten Wehrmacht kaum ein Interesse, und Canaris ist trotz der vom Vater ererbten

Verehrung für Bismarck nicht Preuße genug, um sich ernst-
92

haft von dem Gedanken einer deutsch-russischen Kombination gegen den Westen etwas zu versprechen. Außerdem ist bei ihm die Gegnerschaft gegen den Marxismus instinktiv. Er ist nicht umsonst aus schwerindustriellem Milieu hervorgegangen, auch ist die Rolle des Kommunismus bei der Marinerevolte von 1918 und die Mitwirkung sowjetischer Helfer bei den Berliner Spartakusrevolten bei ihm unvergessen.

-
Vieles an den Nazis ist ihm allerdings höchst unsympathisch. Er kann die „Leute mit dem Holzhackerkinn“ nicht vertragen. Das dumme, prahlerische Gerede vieler nationalsozialistischer Funktionäre fällt ihm auf die Nerven. Und der törichte Prahler gibt es zu viele unter den hohen Nazi-funktionären. Die Methode der Saalschlachten, der Terrorisierung der Gegner - Dinge, von denen man allmählich auch im weltfernen Wilhelmshaven allerlei hört - ist dem Mann, der mehr und mehr gelernt hat, mit den Waffen der Überredung, des Witzes, der Schläue, ja auch der Übertölpelung des Gegners seine Ziele zu erreichen, und der brutale Gewalt nicht leiden kann, in tiefster Seele zuwider. Den Betrug des Reichstagsbrandes zu durchschauen, fällt ihm nicht schwer. So wird er skeptischer und besorgter, je länger die Sache dauert, ohne daß sich von irgendeiner Seite ernster Widerstand bemerkbar macht. Allerdings trifft er auch Männer unter den Nazis, die ihm besser gefallen. Bei einem Besuch der „Schlesien“ in Hamburg kommt der dortige Gauleiter und Reichsstatthalter Kaufmann an Bord. Canaris und er finden ein gewisses Gefallen aneinander. Kaufmann macht auf Canaris den Eindruck eines ganz vernünftigen Mannes, mit dem man schon politische Geschäfte machen könnte. Solche Leute müßten nach seiner Meinung an die Spitze kommen. Dann wäre vielleicht doch noch etwas Gescheites aus dieser Regierung zu machen.

93

Aber das sind alles rein private Erwägungen eines Seeoffiziers, dessen Laufbahn anscheinend ihrem Ende entgegengeht. Im Herbst 1934 kommt seine Kommandantenzeit auf der „Schlesien“ zum Abschluß, und Canaris wird zum Festungskommandanten von Swinemünde ernannt. Das Städtchen an der mittleren der drei Odermündungen ist zu jener Zeit ein volkstümliches Ostseebad. Es gibt dort ein paar Küstenbatterien und eine Marinegarnison. Der Posten des Festungskommandanten ist nicht gerade das, was sich ein ehrgeiziger Seeoffizier wünschen würde. Lorbeeren sind da nicht zu ernten. Swinemünde ist nicht die Vorstufe zu weiterem Aufstieg, es ist ein totes Gleis. Wer dorthin versetzt wird, der darf noch ein paar Jahre im Genuß des vollen Gehalts als Kapitän zur See verschmaufen, ehe er mit dem Charakter als Konteradmiral in die Pension geht. Canaris hat sich auch schon völlig damit abgefunden, daß auf die Jahre aufreibender Arbeit und ständiger Unruhe jetzt beschaulichere Tage folgen werden, oder er denkt doch, er habe sich damit abgefunden. Er stellt bei einer Besichtigung seines neuen Tätigkeitsbereiches fest, daß der viele Kilometer lange, breite Sandstrand ein sehr gutes Reitgelände abgeben wird. Hier wird er seinem Lieblingssport nach Herzenslust huldigen können.

Es sollte aber ganz anders kommen. Gerade jetzt, da es

schien, daß Canaris' Laufbahn zu Ende sei, sollte sie erst recht eigentlich beginnen. In Berlin, im Reichskriegsministerium, hatte sich in der Abwehrabteilung eine Personalfrage erhoben, die nach baldiger Lösung verlangte. Der Leiter der Abteilung, der Kapitän zur See Conrad Patzig, ein tüchtiger, gerader Offizier, war wegen stetiger Konflikte mit dem Reichsführer SS und Heydrich bei seinem Vorgesetzten, dem damaligen Reichskriegsminister von Blomberg, in Ungnade

94

gefallen. Blomberg forderte den Oberbefehlshaber der Marine, den Admiral Raeder, auf, Patzig von seinem Posten abzulösen, weil dieser für die Partei nicht tragbar sei. Man hat sich häufig gefragt, wie es eigentlich zugegangen sei, daß in der deutschen Wehrmacht die Leitung der Abwehr und damit des geheimen Meldedienstes, der doch zum größeren Teile den Bedürfnissen des Heeres zu dienen hatte und dessen Personal überwiegend aus Offizieren der Armee bestand, nicht nur einmal, sondern nach Patzigs Ablösung wieder mit einem Seeoffizier besetzt wurde. Ursprünglich mag wohl die in Deutschland weit verbreitete Auffassung mitgespielt haben, daß jeder Seeoffizier ein besonders welt-erfahrener Mann sein müsse, weil ja die Kriegsschiffe auf Auslandsreisen in alle möglichen fremden Länder kommen. Daß nur wenige der Offiziere bei den meist kurzen Hafenaufenthalten mehr und tiefere Eindrücke sammeln können als etwa ein Vergnügungsreisender, wird meist übersehen. Nachdem aber nun einmal die Marine den Posten des Abwehrchefs innehatte, legte sie Wert darauf, ihn auch zu behalten. In der 1934 noch nicht so stark wie später aufgeblähten Wehrmacht war naturgemäß jeder Wehrmachtswweig bestrebt, einmal gewonnene Positionen zu behaupten. Unter den nach ihrem Rang für die Dienststellung in Frage kommenden Seeoffizieren erschien zu jenem Zeitpunkte eigentlich nur Canaris geeignet. Er war der einzige, von dem man annehmen konnte, daß er sich ohne lange Vorbereitung einzuarbeiten vermöchte. Aus seiner bisherigen Dienstzeit wußte man, daß er die Eigenschaften besaß, die ihn zum Nachrichtenchef befähigen würden, daß sein durchdringender Verstand und seine Gewandtheit, verbunden mit der Fähigkeit, Menschen zu behandeln, die mangelnde Erfahrung im eigentlichen Nachrichtengeschäft ersetzen könnten.

95

Raeder zögerte längere Zeit, ehe er sich entschloß, Canaris mit der Leitung der Abwehrabteilung zu betrauen. Dieser lag ihm persönlich nicht, er fürchtete sich vor der Zusammenarbeit mit einem Manne, dessen geistige Beweglichkeit er genau kannte und der ihm gerade wegen seiner Wendigkeit, wegen seines Handelns mehr nach Intuition als nach Rasonnement, undurchsichtig erschien, ja manchmal etwas unheimlich war. Um aber die Leitung der Abwehr für die Marine zu sichern, überwand Raeder seine Bedenken. Canaris wurde mit dem Posten betraut, den er nach mehrwöchiger Einarbeitung offiziell am 1. Januar 1935 antrat.

96

7 Abshagen, Canaris

ZWEITES BUCH

IN TYRANNOS

SELBSTBESINNUNG

Ein Mann verharret einen Augenblick und schaut um sich.

Über dem tätigen Leben hatte er fast vergessen, nach dem

Sinne all seines Tuns und Lassens zu fragen. Jetzt geht ihm auf, daß das Jahrhundert, das ein Drittel seines Laufs vollendet, sein Ziel noch nicht enthüllt hat. Es gibt keine wahre Ordnung und keine allgültigen Normen mehr. Zwar legen noch alle paar Monate in Genf Staatsmänner aus der Hälfte der Welt Lippenbekenntnisse ab, aber der Bund, welcher der Welt neue, bessere Ordnung bringen sollte, blieb von Anfang ein Torso und ist jetzt todkrank. Noch spielt sich der Verkehr zwischen den Staaten scheinbar in diplomatischen Formen ab, die aus einer Zeit stammen, in der es ein Konzert der Mächte gab, aber das Konzert besteht nicht mehr. Mächtige Staaten betrachten die offizielle Diplomatie nur noch als Fassade, lassen ihre wichtigsten internationalen Geschäfte durch unterirdische Kanäle besorgen. Innenpolitik und Außenpolitik überschneiden sich. Ein neuer, verflachter, verpöbelter Machiavellismus macht sich breit. In einem europäischen Staate nach dem anderen erhebt die Tyrannis ihr Haupt, wie in der Antike auf die Straße und die urteilslose Masse gestützt. Die Tyrannen mögen sich untereinander befehden, die durch ihre Propagandamaschinen in die Welt hinausposaunten falschen Heilslehren mögen sich scheinbar widersprechen; im Grunde ist ihr Ziel das gleiche. Was noch vom humanen liberalen Zeitalter übrigblieb, soll zerstört werden.

99

den, mit den Mitteln roher Gewalt wollen sie erobern, die Persönlichkeit soll geknechtet werden, und zur Erreichung ihrer Ziele sind sie zu jeder Rechtsbeugung bereit. Der Mann auf der Höhe seines Lebens wird gewahr, daß neue Fronten quer über die Staatsengrenzen, mitten durch die Völker hindurch aufbrechen und daß sich dadurch für das Individuum, für die verantwortungsbewußte Persönlichkeit ganz neue Probleme erheben, die mit den Regeln, die man ihn in seiner Jugend lehrte, nicht zu meistern sind. Er erkennt in diesem Augenblicke der Besinnung, daß er vor einer Situation steht, für die es keinen Vorgang gibt, daß Gewohnheit, Brauch und Sitte und das geschriebene Gesetz ihm keinen Weg zu weisen vermögen. Und er sieht, daß er von nun an all sein Tun und Lassen unter ein höheres Gesetz stellen muß, das göttliche Gesetz, dessen Wortlaut ihm in jedem Augenblick sein eigenes Gewissen diktieren wird.

100

SECHSTES KAPITEL

CHEF DER ABWEHR

Canaris war 47 Jahre alt, als er die Leitung der Abwehrabteilung übernahm. In der äußeren Erscheinung wirkte er trotz der rosigen Frische seines Gesichtes älter, denn sein Haar war bereits schlohweiß. So bürgerte sich der Name „Der alte Weißhaarige“ bei denen, die mit ihm zu tun hatten, bald ein. Das erklärt sich um so leichter, als Canaris auch durch die Reife seines Urteils und durch die Zurückhaltung, mit der er es abzugeben pflegte, den Eindruck eines weisen Alten erweckte. Er trug sein Herz nicht auf der Zunge, seine Ausdrucksweise war in den Worten eines Mannes, der mit ihm im Widerstand gegen Hitler zusammenarbeitete, „eklyptisch“. Er hatte allen Grund, gegenüber der Außenwelt seine wahren Auffassungen zu verbergen. Wir wissen bereits, daß Canaris nicht zu denen gehörte, die den Nationalsozialismus von Anfang an verwarfen. Zu welchem genauen Zeitpunkt er erkannt hatte, daß die Hitlerei keine vorübergehende Erscheinung sei, die mit den normalen politischen Mitteln des par-

lamentarischen Systems überwunden werden könnte, sondern daß es sich um ein die gesamte Existenz Deutschlands, ja Europas gefährdendes Phänomen handle, wissen wir nicht. Zu der Zeit, als er Chef der Abwehr wurde, war diese Erkenntnis in ihm bereits gereift. Der Judenboykott und die immer gesetzlosere Formen annehmende Verfolgung aller „Nichtarier“, seine Beobachtungen am 30. Juni des vorhergehenden Sommers und das, was er über den ganzen Umfang

101

THE UNIVERSITY
LIBRARIES
OF
FGEORGIA

-

der an diesem und den folgenden Tagen begangenen Mordtaten und Grausamkeiten zuverlässig erfahren hatte, hatten genügt, um ihm die letzten Zweifel daran, daß an eine „Mauserung“ Hitlers und seiner „Paladine“ nicht zu denken sei, zu nehmen. Aber noch erfreute er sich nicht zuletzt wegen der Angriffe, die in der Vergangenheit von der Linken wiederholt mit so großem Geräusch gegen ihn gerichtet worden waren

bei den leitenden Männern der NSDAP des Rufes, ein „sicherer“ Mann zu sein, und Canaris sah keinen Grund, diesen Glauben vorzeitig zu erschüttern. Denn natürlich war er sich von Anfang an darüber klar, welches Machtinstrument ihm mit der Abwehr gerade in dem sich immer mehr in Richtung auf die Totalität entwickelnden autoritären Staat in die Hand gegeben worden war.

Als Canaris Ende 1934 der Marine den Rücken kehrte, um die Leitung der Abwehr zu übernehmen, war er längst über die Aufgabe, der er sich 1920 gewidmet hatte, nämlich am Wiederaufbau der deutschen Flotte mit allen seinen Kräften mitzuwirken, hinausgewachsen. Das soll nicht heißen, daß er, wie nachträglich manche seiner Kameraden aus der Marine behauptet haben, aus der Marine „desertiert“ wäre. Eher ist das Gegenteil der Fall. Die Versetzung auf den Posten des Festungskommandanten von Swinemünde im Herbst 1934 war ja, wie wir bereits andeuteten, ein Beweis, daß nach Auffassung und Willen der für die höhere Personalbesetzung in der Flotte Verantwortlichen Canaris' Marinelaufbahn damals ihren Höhepunkt erreicht, wenn nicht überschritten hatte.

Diejenigen, welche so entschieden, hatten im Grunde wohl nicht einmal unrecht. Zwar hatte Canaris sich sowohl als I. Offizier wie als Stabschef der Nordseestation und schließlich als Kommandant der „Schlesien“ durchaus bewährt. Aber

102

-

wenn wir uns den Canaris von Ende 1934 vorstellen, finden wir in ihm kaum die spezifischen Eigenschaften, die von einem Geschwader- oder Flottenchef erwartet werden müssen. Es fehlte ihm gewiß nicht an Mut – daß er nicht nur physischen Mut, sondern auch die sehr viel seltenere Zivilcourage in besonders hohem Maße besaß, hat er als Abwehrchef ja Hunderte von Malen bewiesen, aber wir finden bei ihm nicht jene Unbekümmertheit und Unbefangenheit, jenes Maß von Draufgängertum, welche zum Flottenführer ebenso wie zum Kavalleriegeneral nun einmal gehörten. Er war von Natur ein Mensch, der sorgfältig abzuwägen gewohnt war, und seine

Tätigkeit in den zwanziger Jahren, die ihn in der unsicheren politischen Situation der werdenden Republik immer wieder zu Notlösungen, zu Tarnungen, ja zu Ausflüchten und Listen zwang, hatte diese angeborene Einstellung noch bekräftigt. Ein Kamerad aus jener Zeit erzählt, daß sich diese Wesensart sogar beim Segelsport gezeigt habe: „Canaris segelte immer zu dicht am Winde, mit schlackernden Segeln.“

Aber auch subjektiv war für Canaris das Aufgabengebiet der vergangenen Jahre zu eng geworden. Durch seine umfangreiche Lektüre und durch seine vielen Auslandsreisen hatte sich sein Blick geweitet. In den schwierigen Verhandlungen mit Politikern und Geschäftsleuten, mit Schiffsreedern und Werftdirektoren, Inländern und Ausländern hatte er gelernt, die Dinge nicht nur von einer, sondern von allen Seiten zu betrachten. Das hatte in ihm die Neigung zur Objektivität entwickelt. Vielleicht trug dann gerade die Schwarz-Weiß-Manier, in welcher Hitler und Goebbels das Weltgeschehen für das deutsche Volk darzustellen liebten, dazu bei, daß Canaris bewußt wurde, was in seinem Unterbewußtsein sich längst vollzogen hatte, nämlich daß er die Ereignisse nicht mehr durch die deutsche Brille, sondern mit den Augen des

103

Kosmopoliten sah. Freilich war er immer noch zuerst Deutscher und Patriot. Seine Liebe zur deutschen Heimat und zum deutschen Volk war nicht geringer, ja wenn möglich noch intensiver geworden, weil er vergleichen gelernt und daraus die Schlußfolgerung gezogen hatte, daß nicht immer alles Recht auf deutscher und alles Unrecht auf der anderen Seite zu finden war. Dieser neue kosmopolitische Canaris fand in der Leitung der Abwehr ein Betätigungsfeld, das gewissermaßen für ihn geschaffen schien.

In der Tat hätte auch, ganz abgesehen von der besonderen politischen Situation der Jahre 1934/35, die Wehrmacht kaum eine bessere Wahl für den Posten des Abwehrchefs treffen können. Hier war wirklich ein Mann von Welt, der alle Voraussetzungen für eine erfolgreiche Führung des schwierigen Amtes mitbrachte. Er war weit gereist und hatte sich eine ungewöhnliche Kenntnis der Verhältnisse in einer ganzen Reihe von Ländern erworben. Zwar sprach Canaris nicht, wie manchmal behauptet worden ist, ein halbes Dutzend oder mehr Sprachen perfekt. Aber er beherrschte das Spanische vollkommen in Wort und Schrift, sprach gut englisch und konnte auf Französisch und Italienisch auch einigermaßen komplizierte Unterhaltungen pflegen, ohne daß er auf volle Beherrschung dieser Sprachen Anspruch erhoben hätte. Auch von anderen Sprachen hatte er mindestens eine Ahnung und verstand es im gegebenen Falle, rasch ein paar Sätze zu erlernen und eine kleine Ansprache in ihm sonst völlig fremden Idiomen zu halten. Viel wichtiger aber war es, daß dieser Mann die seltene Gabe hatte, mit Menschen der verschiedensten Nationen umzugehen, den Takt, unwillkürlich den richtigen Ton mit jedermann zu treffen, ob dies nun schwierige Fälle im eigenen Lande waren, wie der „Führer“ und andere nationalsozialistische Granden, oder so verschiedenartige

104

Typen wie der spanische „Caudillo“ Francisco Franco, der Finnländer Mannerheim, die Italiener Roatta und Amé, die Ungarn Horthy und Homlok, der Mufti von Jerusalem oder der Inder Subhas Chandra Bose, um nur einige wenige zu nennen. Mit einer solchen Varietät von Persönlichkeiten

wurde Canaris fertig. Mit beinahe weiblicher Intuition wußte er jeden von der richtigen Seite zu nehmen, jedem Vertrauen einzuflößen.

Die Abwehr war, als Canaris ihre Leitung übernahm, noch ein ziemlich „kleiner Laden“. In den folgenden Jahren dehnte sie sich stetig aus. Es soll hier keine Geschichte der Abwehr geschrieben werden; das muß berufeneren Federn überlassen bleiben. Aber ein paar Worte müssen über das Wachsen dieser Organisation doch gesagt werden. Als Canaris sein Amt antrat, gab es im Reichskriegsministerium eine Abteilung Abwehr. Im Laufe des Jahres 1938 fand eine zweimalige Umorganisierung statt, die im Zusammenhang mit der Schaffung des Oberkommandos der Wehrmacht an Stelle des mit Blombergs Ausscheiden aufgelösten Kriegsministeriums stand. Das Ergebnis war die Amtsgruppe Abwehr, die in fünf Abteilungen aufgegliedert war, nämlich die Abteilung Ausland, die drei eigentlichen Abwehrabteilungen und die Zentralabteilung, welcher die gesamte Verwaltung, Finanzierung und das Rechtswesen unterstand. Im Jahre 1941 endlich wurde die Gesamtorganisation dann zum Amt Ausland/Abwehr erhoben, in dessen Rahmen die bisherige Abteilung Ausland nun ihrerseits Amtsgruppe wurde, während die Abwehrabteilungen und die Zentralabteilung im wesentlichen unverändert blieben.

Die Abteilung und spätere Amtsgruppe Ausland hatte die Verbindung zwischen dem OKW und dem Auswärtigen Amt aufrechtzuerhalten. Sie war gleichzeitig die Zentralstelle für

105
die deutschen Militär-, Marine- und Luftwaffenattachés im Ausland und „betreute“ die ausländischen Wehrmachtattachés in Deutschland. Schließlich hatte sie eine besondere Unterabteilung, welche völkerrechtliche Fragen, soweit sie die Wehrmacht betrafen, bearbeitete. Mit Spionage, das heißt mit der Beschaffung von Nachrichtenmaterial aus dem Auslande auf geheimen Wegen, hatte die Abteilung bzw. Amtsgruppe Ausland nichts zu tun.

Das war ausschließlich Aufgabe der Abwehrabteilung I. Ihr oblag der sogenannte geheime Meldedienst. Sie empfing über ihre Außenstellen die Berichte der V.-Leute (Abkürzung für Vertrauensleute) im Auslande, in denen die für die militärische Führung wichtigen Nachrichten über die Wehrmacht, die waffentechnische und kriegsindustrielle Ausrüstung anderer Staaten, der möglichen Gegner, aber auch der vermutlichen Neutralen, enthalten waren. Es sei hier gleich gesagt, daß die Abwehr im allgemeinen und die Abwehrabteilung I im besonderen nur für die Beschaffung der Nachrichten verantwortlich war, die sie gegebenenfalls mit einer Beurteilung hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Quelle – zur Auswertung an die zuständigen Generalstabsabteilungen der interessierten Wehrmachtszweige in den Oberkommandos des Heeres, der Luftwaffe und der Marine, sowie während des Krieges an den Wehrmachtsführungstab (General Jodl) weiterleitete.

An Wichtigkeit und auch an Umfang ihres Personals rangierte die Abwehrabteilung III unmittelbar hinter Abwehr I. Ihr Arbeitsgebiet war die eigentliche Spionageabwehr, das heißt, sie hatte die erfolgreiche Arbeit der gegnerischen Nachrichtendienste in Deutschland zu verhindern, die feindlichen Spionagesysteme nicht nur aufzudecken, sondern nach Möglichkeit zu durchlöchern (beispielsweise durch in sie hinein-

lanzierte Provokateure), etwaiger feindlicher Sabotage gegen die eigene Wehrmacht, das eigene Verkehrsnetz und die eigene Rüstungsindustrie vorzubeugen. Diese Aufgabenstellung brachte zwangsläufig eine ziemlich enge Zusammenarbeit mit dem Sicherheitsdienst der Gestapo, dem SD, mit sich.

Erheblich kleiner als die beiden anderen Abteilungen war Abwehr II, deren Aufgabe in erster Linie die Arbeit im Rücken des Gegners war, also die Sabotage im Feindesland, die Zerstörung wichtiger Verbindungen hinter der Front des Feindes, Aufgaben, die ziemlich genau jenen der während des Krieges berühmt gewordenen britischen „Kommandos“ entsprachen. Zur Durchführung dieser Aufgaben wurden von Abwehr II nach Möglichkeit politisch mißvergnügte Elemente der in Frage kommenden Länder, in Osteuropa meistens Angehörige unterdrückter nationaler Minderheiten, herangezogen; die Pflege der Beziehungen zu solchen Elementen gehörte daher auch zum Arbeitsbereich der Abteilung. Es kann hier gleich gesagt werden, daß Canaris dem Gedanken der Sabotage von vornherein einigermaßen skeptisch gegenüberstand. Er hatte eine zu realistische Einschätzung der auf diesem Gebiete gegebenen Möglichkeiten, als daß er sich auch von erfolgreichen Sabotageunternehmungen für den Kriegsverlauf irgendwie wesentliche - geschweige denn entscheidende Wirkungen versprochen hätte. Gegen die Anwendung von Sabotage sprach bei ihm auch der Umstand, daß nach menschlichem Ermessen die von Sabotageakten zu erwartenden Erfolge in gar keinem Verhältnis zu der daraus entstehenden Verbitterung im gegnerischen Lager stehen würden. Schließlich sträubte er sich rein gefühlsmäßig gegen die dabei stets zu befürchtende Schädigung von unbeteiligten Zivilisten beiderlei Geschlechts an Leib und Leben.

All diese Bedenken gingen andererseits nicht so weit, daß Canaris sich grundsätzlich gegen jede Anwendung von Sabotage eingesetzt hätte. In dieser Hinsicht, wie überhaupt in seiner ganzen Tätigkeit als Chef der Abwehr, ließ er sich von dem Grundgedanken leiten, daß es seiner Pflicht entspräche, solange er einmal dieses Amt innehatte, alle Möglichkeiten eines militärischen Geheimdienstes, die der eigenen Wehrmachtsführung dienten, zu erschöpfen unter einer Voraussetzung. Nämlich nur das konnte auf seine Billigung und Mitwirkung rechnen, was den allgemein gültigen und in der Wehrmacht zivilisierter Mächte anerkannten Regeln der Kriegführung entsprach. Liefen die Befehle Hitlers oder der nach seinen Weisungen und Intentionen handelnden militärischen Vorgesetzten dieser Voraussetzung zuwider, dann wurden sie von der Abwehr nicht ausgeführt. Es war dabei eine je nach Lage der Dinge verschieden zu beantwortende Frage, ob man den Befehl von oben zunächst einmal diltatorisch behandelte in der Hoffnung, daß er durch andere Ereignisse in den Hintergrund gedrängt und allmählich in Vergessenheit geraten würde; ob man versuchte, durch Gegenvorstellungen die Anweisung rückgängig zu machen; oder ob man vorgab, etwas zu tun, wobei man unter Umständen den Anschein besonders großer Geschäftigkeit erweckte, und in der Tat nichts Zweckdienliches unternahm. Solche Fälle sind zu Dutzenden, wenn nicht zu Hunderten vorgekommen. Beispiele werden wir noch verschiedentlich anführen. Hierin,

aber auch nur hierin, in der Hintertreibung verbrecherischer Befehle, deren Ausführung der Wehrmacht zur ewigen Schande gereicht hätte, liegt die Sabotage der deutschen Kriegführung – u. U. war es eine Sabotage der Sabotage

-> welche

Canaris von manchen Vertretern des Offizierkorps zum Vorwurf gemacht wird, die noch immer nicht begriffen haben, 108

daß sie es nicht zuletzt dem toten Canaris verdanken, wenn das OKW, die Generalität und die Admiralität und der Generalstab nicht in corpore zu verbrecherischen Organisationen erklärt worden sind.

Die Abwehr, so wie sie bei Ausbruch des Krieges im Herbst 1939 dastand, war im wesentlichen das Werk von Canaris.

Aus dem „kleinen Laden“ war eine große und recht leistungsfähige Organisation geworden. Canaris war auf seine Abwehr stolz. Er fühlte sich ihr eng verbunden, aber er war sich auch der Verantwortung bewußt, die er mit dem Aufbau dieses Instrumentes auf sich genommen hatte. Es ist wohl in erster Linie diesem Verantwortungsgefühl zuzuschreiben, daß er auf seinem Posten ausharrte, lange nachdem er nicht nur von der Niederlage, ja von der bevorstehenden Vernichtung Deutschlands überzeugt war, sondern auch nicht mehr an die Möglichkeit glaubte, Deutschland vor Eintreten dieser Katastrophe von der Geißel des Hitler-Systems befreien zu können. Selbst dann noch verteidigte er bis zum letzten seine Position an der Spitze der Abwehr, um wenigstens so lange wie möglich zu verhindern, daß sie in die Hände der ihm gut bekannten Gesellen vom SD fiel, die, wie er wußte, das von ihm geschmiedete Werkzeug bedenkenlos für ihre verbrecherischen Ziele einsetzen würden.

Obgleich Canaris mit Recht die Abwehr als sein Werk in Anspruch nahm, so war er sich doch nicht im unklaren darüber, daß der Ausbau der Organisation in diesem Umfange nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht besondere Zeitumstände und politische Gegebenheiten mitgewirkt hätten. Der Aufbau der Abwehr fiel in die Zeit der allgemeinen Aufrüstung und der rapiden materiellen und personellen Aufblähung der Wehrmacht. Es lag sozusagen im Zuge der Zeit, alle Institutionen der Wehrmacht zu vergrößern. Ganz be- 109

sonders aber kam dem Ausbau der Abwehr die naive, ja geradezu ans Groteske grenzende Vorstellung führender Nationalsozialisten, Hitler und Ribbentrop an der Spitze, von dem von ihnen geradezu ins Legendenhafte erhobenen britischen Secret Service zu Hilfe. Etwas diesem Phantasieprodukt möglichst nicht nur Gleichwertiges, sondern sogar Überlegenes wollte auch Hitler haben. Ribbentrop und Himmler hätten dieses Ziel naturgemäß lieber außerhalb der Wehrmacht verfolgt, aber Canaris war damals bei Hitler noch in Gnaden, und die Abwehr war die einzige Organisation, in der ein lebensfähiger Keim für einen großen Geheimdienst vorhanden war. Deshalb spielte Geld für den Ausbau eine untergeordnete Rolle, mindestens soweit es sich um Ausgaben in deutscher Währung handelte. Die Devisenfrage war auch für die Abwehr ein Problem, aber darin sind sich die an maßgebenden Stellen stehenden Mitarbeiter, soweit sie noch in der Lage sind, Zeugnis abzulegen, einig: für Aufgaben, deren Wichtigkeit von Canaris anerkannt wurde, war auch die Devisenfrage kein Hemmnis.

Canaris hat während seiner Tätigkeit als Abwehrchef über viele Millionen nach eigenem Ermessen verfügt. Aber bei aller Reichlichkeit der ihm zur Verfügung stehenden Mittel hielt er den Daumen auf dem Portemonnaie. Er bestand, gerade weil der Geheimdienst für schwache Charaktere in dieser Hinsicht besonders große Versuchungen in sich barg, soweit nur irgend möglich auf genauer Rechnungslegung. Bezeichnend ist eine kleine Szene aus der Vorkriegszeit: Einer der erprobtesten V.-Leute der Abwehr, ein Mann, der das volle Vertrauen von Canaris genoß, zu diesem auch in freundschaftlichem persönlichen Verhältnis stand, war nach längerem Aufenthalt in Übersee wieder einmal in Berlin. Er sollte über seine recht erheblichen Spesen abrechnen, und

110

es kam zu einer ziemlich erregten Aussprache zwischen dem V.-Mann, einem lebhaften Südländer, und dem Leiter der Kasse, dem Intendanturrat Toeppen, der kurz vorher die Kassengeschäfte übernommen hatte und als „neuer Besen“ besonders scharf in der Überprüfung der Belege war. Der V.-Mann appellierte an die Entscheidung des Amtschefs und trug als Beispiel mit großer Eindringlichkeit eine Episode von seiner Reise nach Südamerika vor, wie er in einem der kleineren südamerikanischen Staaten ein großes Diner gegeben und für einen hohen örtlichen Würdenträger, dessen Unterstützung er im Interesse seines Auftrages benötigte, eine beträchtliche Summe in britischen Pfunden unter die Serviette gelegt habe. „Und jetzt soll ich dafür Belege beibringen!“ rief er erbittert aus. Canaris übernahm in diesem wie in vielen anderen Fällen die Verantwortung für die Auszahlung des verlangten Betrages. Er mußte versuchen, in seiner Person das schwierige Problem zu lösen, nämlich eine einwandfreie Verwendung der zur Verfügung stehenden staatlichen Mittel in einem Dienst, der seiner Natur nach nicht die normalen Kontrollmöglichkeiten zuläßt.

Seine persönliche Integrität ist auch von der Gestapo, die sich sonst gern der Verdächtigung untreuer Verwendung von anvertrauten Geldern bediente, nicht in Frage gestellt worden. In der Tat hat Canaris von den reichen Geldmitteln, die ohne erschöpfende Kontrollmöglichkeiten durch seine Hand flossen, persönlich nicht profitiert. Sein persönlicher Lebenszuschnitt war und blieb im Verhältnis zu seinem Rang und seiner Stellung bescheiden. Er suchte und empfing auch keine Sonderzuwendungen und Dotationen vom „Führer“.

Als er sich im Jahre 1936 das kleine Haus in Schlachtensee an der Betazeile kaufte, in dem er bis zu seiner Verhaftung im Jahre 1944 gewohnt hat, da wurde die kostbare Meistergeige

111

seiner Gattin verkauft, weil sonst die Ersparnisse nicht ausgereicht hätten, um die Kaufsumme zu decken.

Auch in seiner Dienststelle war Canaris ein Gegner unnötiger Ausgaben. Die Abwehr blieb, nachdem sie an Umfang und Bedeutung unter seiner Leitung zugenommen hatte, in ihrem alten „Fuchsbau“ am Tirpitzufer 74-76, so genannt nicht etwa nach dem Amtschef, obwohl mancher ihn als einen alten, schlauen Fuchs angesehen haben mag, sondern wegen der vielen unübersichtlichen, halbdunklen Korridore, Vorder- und Hintertreppen dieses ehemaligen „hochherzhaftlichen“ Etagenhauses, das mit seinen Salons und „Berliner Zimmern“, seinen Küchen, Mädchenkammern und sonstigem Nebengelaß als Bürogebäude denkbar unpraktisch war

und in dem sich der Uneingeweihte beinahe mit Sicherheit verirren mußte. Canaris veranlaßte weder den Umzug in andere, für den Bürobetrieb geeignetere Räume - das wäre übrigens wegen der Nähe zum Oberkommando der Wehrmacht, zu dem man durch eine direkte Verbindung ohne Betreten der Straße gelangen konnte, kaum wünschenswert gewesen

noch einen gründlichen Umbau. Er war auch mit seinem eigenen Dienstzimmer, das im obersten Stockwerk des Hauses lag und mit einem altmodischen, häufig aussetzenden Fahrstuhl erreichbar war, völlig zufrieden. Dieser Raum, durch den man durch ein von zwei Sekretärinnen besetztes Vorzimmer gelangte, war denkbar bescheiden, hatte nichts gemein mit den pompösen Sälen, welche die Größen des nationalsozialistischen Regimes als ihre Arbeitszimmer zu bezeichnen pflegten. Das Zimmer war mittelgroß, enthielt nur das notwendige Mobiliar, das aus alten Beständen ziemlich wahl- und stillos zusammengestellt schien. Vor dem Zimmer lag eine vorgebaute Terrasse, von der man auf den Landwehrkanal hinunterblicken konnte. Auf dem Schreib-

112

tisch stand eine Erinnerung an die Marinelaufbahn des Chefs, ein Miniaturmodell des Kreuzers „Dresden“, auf dem er die Schlachten von Coronel und den Falklandsinseln mitgemacht hatte. Daneben ein Briefbeschwerer, auf einer Steinplatte drei bronzene Affen, der eine, das Ohr durch die angelegte Hand verstärkt, angespannt lauschend, der zweite interessiert in die Weite schauend, der dritte das Maul mit der Hand bedeckend: das Symbol der Abwehr, sie soll hören und sehen, aber schweigen.

Unter den Bildern an der Wand fiel eine große Photographie des spanischen Caudillo mit einer längeren Widmung auf, daneben ein japanisches Gemälde, eine Art von Teufelsfratze, ein Geschenk des japanischen Botschafters Oshima. An einer anderen Wand die Photographien früherer Chefs des deutschen Geheimdienstes, darunter eine des berühmten Chefs der Abteilung IIIb des deutschen Generalstabes im ersten Weltkrieg, des Obersten Nicolai. Irgendwo über einem Diwan eine Weltkarte. Natürlich eine Karte der ganzen Welt, denn die Interessen des Mannes, der hier arbeitet, enden nicht an den Grenzen Deutschlands oder Europas, sondern erstrecken sich auf alle Länder dieser Erde. Das Mobiliar dieses seltsamen Arbeitszimmers wird vervollständigt durch ein paar Aktengestelle, von „Seppl“, dem Rauhhaardackel, öfters ungestraft als „Eckstein“ benutzt, einen kleinen Panzerschrank und ein eisernes Feldbett, auf dem sich Canaris nach dem Mittagessen gelegentlich eine kurze Weile zur Ruhe legt. Wenn die politische oder militärische Lage besonders hochgespannt ist, dann kommt es auch vor, daß der Admiral hier in seinem Dienstzimmer die Nacht verbringt, um im Bedarfsfalle jederzeit „greifbar“ zu sein.

Er empfindet nicht, daß die Einrichtung seines persönlichen Büros seiner Stellung eigentlich nicht ganz entspricht, besonders Abshagen, Canaris

113

ders wenn man bedenkt, daß er hier häufig ausländische Besucher von Rang empfangen muß. Er ist von solchen Äußerlichkeiten völlig unabhängig. Er bewilligt nicht einmal das Geld für einen anständigen Teppich, der den Raum ein wenig repräsentabler machen würde. Einer seiner Mitarbeiter meint,

Canaris hätte sich wahrscheinlich nicht gewundert, wenn man ihm statt des Schreibtisches eines Tages eine große Kiste ins Zimmer gestellt hätte. Nur das Bild des „Seppl“, das gegenüber von Canaris' Schreibtischstuhl auf dem Kaminsims stand, hätte nicht fehlen dürfen.

Es war in diesem Raum, in dem Canaris, wenn er nicht auf Reisen war, arbeitete. Hier hielt er auch die tägliche Lagebesprechung, „die Kolonne“ genannt, ab.

114

SIEBENTES KAPITEL

MÄNNER UM CANARIS

Das Personal der Abwehr war keineswegs einheitlich zusammengesetzt. Rückblickend kann man es in drei Hauptgruppen einteilen. An erster Stelle zu nennen sind diejenigen Offiziere, welche ihre eigentliche militärische Ausbildung und Schulung im wesentlichen in der Armee oder Marine der Monarchie genossen hatten, nach der Revolution von 1918 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden und dann zu einem späteren Zeitpunkt in den Nachrichtendienst der Reichswehr, zunächst meist als Zivilangestellte, eingetreten waren, bis sie dann im Zuge der Entwicklung als Ergänzungsoffiziere (E-Offiziere) wieder mit militärischem Rang in die Hitlersche Wehrmacht auch formell eingeordnet wurden. In dieser Kategorie waren die Traditionen, die Berufs- und Ehrauffassungen der alten Armee am stärksten lebendig. Sie stellte einen sehr erheblichen Teil der ständigen Sachbearbeiter in den Abwehrabteilungen. Nicht ganz identisch mit diesen Männern, die schon jahrelang vor Hitlers Machtergreifung der Reichswehr in anonymer Stellung gedient hatten, ehe sie wieder die Uniform des E-Offiziers anlegen konnten, waren diejenigen, welche nach der durch Hitler in die Wege geleiteten Aufrüstung und Vergrößerung des Heeres aus dem Zivilleben, in dem sie meist keine ihren Erwartungen und Ansprüchen entsprechenden Positionen erreicht hatten, in die Wehrmacht strömten und nach sehr kurzer Auffrischung ihrer meist erst aus der Zeit des ersten Weltkrieges stammenden militärischen

115

Kenntnisse rasch Karriere machten. Auch die Abwehr erhielt von diesem Zustrom im Zuge ihrer Vergrößerung einen Anteil. Man war aber hier angesichts der besonderen Anforderungen, die hinsichtlich Vorbildung und Auslandskenntnis gestellt werden mußten, in der Lage, besser zu sieben, als das bei der Truppe vielfach möglich war, und im großen und ganzen können auch diese später Reaktivierten in der Abwehr der erstgenannten Gruppe zugerechnet werden.

Einen wesentlich anders gearteten Typ repräsentierten diejenigen Offiziere, die durch die Schule der von Seeckt geschaffenen Reichswehr gegangen waren. Die älteren unter ihnen hatten zwar auch noch den Weltkrieg 1914-18 in dem Heer oder der Marine des Kaisers mitgemacht, hatten aber ihre wirkliche soldatische Formung und letzten Schliff in der intensiven Fachausbildung des 100 000-Mann-Heeres erhalten. Sie waren hochqualifizierte Berufssoldaten mit einer fachlichen Schulung, die in der ganzen Welt kaum ihresgleichen hatte. Der General von Seeckt war beim Aufbau der Reichswehr bestrebt gewesen, möglichst viel von den ethischen Grundlagen und dem Ideengut des alten Offizierskorps zu konservieren, mindestens alles das zu übernehmen und in den Offizieren der Republik lebendig zu erhalten, was von dauerndem Wert erschien. Zu einem erheblichen Teile war ihm

das gelungen. Trotzdem tut man den Offizieren der Reichswehr wohl kaum Unrecht, wenn man feststellt, daß ein gewisses Maß von Verbeamtung mit dem Übergang von der Königlich Preußischen Armee und den gleichfalls dynastisch verankerten Kontingenten der anderen ehemaligen deutschen Länder zur Wehrmacht der Republik unvermeidlich verbunden war. Die Treue, die man der unpersönlichen Reichsverfassung schwor, war nicht ein volles Äquivalent des persönlichen Gefolgschaftsverhältnisses zum Obersten Kriegsherrn und
116

Landesvater. Mindestens einem nicht ganz unerheblichen Prozentsatz unter den Offizieren der Reichswehr war ihre Laufbahn mehr praktischer Beruf, Profession und Lebensstellung als innere Berufung, eine sachliche Feststellung, die ohne jede abfällige Absicht gemacht wird.

Beiden vorgenannten Kategorien gemeinsam war die traditionelle Abneigung des Offiziers, sich mit Fragen der Innenpolitik zu befassen, geschweige denn sich in die inneren Streitigkeiten aktiv einzuschalten. Gerade die Reichswehr unter der Nachwirkung von Seeckts Haltung betrachtete sich wohl als die ultima ratio der verfassungsmäßigen Reichsregierung auch für den Fall eines etwa zum Schutze von Ruhe und Ordnung notwendig werdenden Einsatzes im Innern. Aber das hatte nichts zu tun mit einer persönlichen Beschäftigung der einzelnen mit der Frage, was denn eigentlich in den Fragen der inneren Politik rechtens sei. Weder die Offiziere, die noch in den Auffassungen des Heeres der Monarchie wurzelten, noch ihre Kameraden von der Reichswehr waren, „politische Soldaten“.

Die fanden sich erst unter der jüngeren Generation derer, die ihre Offizierslaufbahn unter Hitler begonnen hatten oder doch ihre überraschend schnelle Beförderung der raschen Aufblähung der Wehrmacht in den Jahren seit 1935 verdankten. Zwar gab es auch unter diesen jüngeren Offizieren des Dritten Reiches viele, welche aus Familientradition und auf Grund der in ihrem gesellschaftlichen Milieu herrschenden Skepsis gegenüber dem Nationalsozialismus sich noch ein gewisses Maß von innerer Unabhängigkeit bewahrten, aber die Zahl der überzeugten Anhänger des Regimes, das anscheinend spielend einen außenpolitischen Erfolg nach dem anderen errang, das die „Fesseln von Versailles“ abschüttelte, das die Wehrhoheit des Reiches wiederherstellte und damit jedem
117

einzelnen von ihnen eine beispiellose Karriere ermöglichte, war unter den jungen Hauptleuten, Rittmeistern und Leutnants ungeheuer groß. Daraus ergab sich eine durch die militärische Disziplin nur oberflächlich überbrückte Kluft zwischen den älteren und jüngeren Offizieren, die wohl noch viel unmittelbarere Auswirkungen gehabt hätte, wenn nicht die Rivalität zwischen der Wehrmacht und der Partei und ihren Gliederungen, besonders zwischen Heer und SS, doch immer wieder auf einen Ausgleich zwischen den Generationen innerhalb der Wehrmacht hingewirkt hätte.

Es kann hier gleich gesagt werden, daß in der Abwehr die hier skizzierten Gegensätze im allgemeinen nicht besonders scharf zutage traten. Die menschliche Qualität und das geistige Niveau der in der Abwehr tätigen Offiziere waren mit wenigen Ausnahmen weit über Durchschnitt hoch in allen drei Kategorien. Die Besonderheiten des Geheimdienstes erforderten und erzwangen ein beträchtliches Maß

von Respekt für die persönlichen Eigenarten jedes Mitarbeiters. Schließlich war die Zahl der zur dritten Kategorie gehörigen jüngeren Offiziere, die naturgemäß den wahrscheinlichsten Ausgangspunkt für Reibungen und Konflikte gebildet hätten, in der Abwehr verhältnismäßig klein. Sie nahm erst im Verlaufe des Krieges erheblich zu. Aber selbst unter diesen ausnahmsweise günstigen Umständen erforderte die Leitung eines mit so komplizierten Aufgaben betrauten Amtes, wie es die Abwehr war, unter den besonderen im Dritten Reiche gegebenen personellen Voraussetzungen die ganze Kunst der Menschenbehandlung eines Canaris.

Unter den Männern, welche er bei Übernahme der Abwehr vorfand, war einer, welcher in der Folge eine bedeutsame Rolle nicht nur in der Abwehr und im Leben von Wilhelm Canaris, sondern auch in der deutschen Widerstandsbewegung

118 spielen sollte, der damalige Major Hans Oster. Die Schicksalsfäden beider Männer sind eng miteinander verschlungen, und Oster wird uns in den folgenden Seiten noch des öfteren wieder begegnen. Hier sei nur kurz seine Persönlichkeit umrissen. Oster gehörte unbedingt zu der vorstehend an erster Stelle charakterisierten Offizierskategorie. Der Mann mit der eleganten schlanken Reiterfigur, der die verlogene Demagogie und moralische Verworfenheit des nationalsozialistischen Regimes aus tiefster Seele haßte, wurzelte ganz in den Auffassungen, die er als junger Offizier in den Jahren vor 1914 in sich aufgenommen hatte. Obgleich er keinen Moment an monarchistische Umsturzpläne dachte, war er in seinem Herzen von der Überlegenheit der monarchischen Staatsform im allgemeinen und besonders für Deutschland überzeugt und fühlte sich mit dem nach Holland geflohenen Kaiser, solange dieser lebte, durch ein persönliches Treueverhältnis verbunden. Zwar hatte Oster nach 1918 eine Reihe von Jahren der Reichswehr angehört, aber er war dann um 1930 aus dem 100 000-Mann-Heer verabschiedet worden und erst nach mehrjähriger Pause als E-Offizier wieder in die Wehrmacht eingetreten. Es ist wohl dieser Unterbrechung seiner Karriere zuzuschreiben, daß er nicht ganz dem Typ des Reichswehroffiziers assimiliert worden war, sondern die Herkunft aus der Armee des Kaiserreichs nicht verleugnen konnte. Oster ist wahrscheinlich in der Wehrmacht einer der ersten gewesen, der die Gefahren des Nationalsozialismus nicht nur für Deutschland im allgemeinen, sondern auch für die Wehrmacht im besonderen, also für den Bereich, für den er sich unmittelbar mitverantwortlich fühlte, klar erkannte. Vor allen Dingen aber war er wohl entschlossener als irgendein anderer seiner Standesgenossen, hieraus persönlich die Konsequenzen zu ziehen. Er war mit tiefem Ernst bei der Sache,

119

-

ein Ernst, den er nur unvollkommen hinter einer gewissen zur Schau getragenen, aber durch einen sächsischen Einschlag gemilderten militärischen Schnoddrigkeit zu verbergen wußte. Hans Oster war ein Mann von glühender Vaterlandsliebe aber wie bei Canaris war es bei ihm keine Affenliebe, er erkannte die deutschen Schwächen sehr klar, ohne sein Land und sein Volk deshalb weniger zu lieben und von sehr empfindlichem Ehrgefühl. Wir werden das bei Ereignissen, die in kommenden Kapiteln besprochen werden sollen, stets in Erinnerung behalten müssen, wenn wir zu gerechten Würdi-

gungen gelangen wollen. Das Verhältnis zwischen Oster und Canaris war nicht frei von Spannungen. Das lag in der Verschiedenheit der Charaktere begründet. Hier der vorsichtige, jeden Zug sorgfältig abwägende, durch Intuition abwechselnd vorangetriebene und gehemmte, seine wahren Absichten stets tarnende Canaris, dort der ungeduldig vorwärtsdrängende, draufgängerische, manchmal recht unvorsichtige Oster. Aber sie waren sich einig in der Zielrichtung, in der entschlossenen Ablehnung sowohl der Kriegspolitik wie des inneren Terrorregimes des Nationalsozialismus, und sie ergänzten sich ausgezeichnet. Wenn Osters Draufgängertum ihn in eine Klemme gebracht hatte, dann gelang es jahrelang Canaris durch allerlei Listen, die gefährliche Situation zu vernebeln oder auch durch mutigen Einsatz seiner eigenen Person und Stellung Oster und dessen vertraute Mitarbeiter gegen die von der Gestapo drohenden Gefahren abzusichern. Noch eines war Canaris und Oster gemeinsam: ein tiefes religiöses Empfinden als Grundlage ihres Handelns. „Man konnte sowohl mit Canaris wie mit Oster stets ein religiöses Gespräch führen“, erzählt ein langjähriger vertrauter Mitarbeiter,,bei Canaris wie bei Oster waren nicht politische, sondern ethische Erwägungen die Triebfeder ihres Handelns.

120

Sie stellten sich unter ein höheres Gesetz als die Satzungen des nationalsozialistischen Staates, und das gab ihnen die Kraft, gegebenenfalls nicht nur den physischen, sondern auch den bürgerlichen Tod auf sich zu nehmen."

An der Spitze der Abwehrabteilung I stand lange Jahre der Oberst des Generalstabes Piekenbrock, unter den Vertrauten „Piecki“ genannt, ein lebensfroher, immer zu guten Witzen aufgelegter Rheinländer. Seine hohe Intelligenz und sein trockener Humor machten ihn Canaris besonders sympathisch. Canaris hatte zu ihm unbedingtes Vertrauen. Ihm gegenüber sprach er sich freier aus, als zu den übrigen seiner engsten Mitarbeiter. Wenn er überhaupt einem Menschen alles, was er auf dem Herzen hatte und was ihn bedrückte, gesagt hat, dann dürfte Piekenbrock dieser Mann gewesen sein. Allerdings ist kaum anzunehmen, daß Canaris sich überhaupt einem einzelnen restlos erschlossen haben sollte. Es entsprach seiner Art, selbst im Kreise der ihm am nächsten stehenden Mitarbeiter sein Vertrauen gewissermaßen aufzuteilen, die ihn quälenden Sorgen stückweise im Gespräch bald mit diesem, bald mit jenem abzureagieren.

--

Die nächstwichtige Abteilung Abwehr III leitete bis Kriegsausbruch der Major und spätere Oberst des Generalstabes Bamler. Ihm hat Gisevius im ersten Bande seines umstrittenen Buches Bis zum bitteren Ende ein sehr unfreundliches Zeugnis ausgestellt. Tatsächlich war Bamler ein großer Bewunderer des nationalsozialistischen Systems oder gab sich doch aus opportunistischen Gründen als ein solcher aus, was zutreffender sein dürfte, wenn sich die Nachrichten bestätigen, wonach er jetzt sein kommunistisches Herz entdeckt haben und in sowjetischen Diensten stehen soll. Bamler, dessen Abteilung, wie bereits erwähnt, dienstlich ziemlich viel mit dem SD zu tun hatte, war bestrebt, zwischen beiden

121

Organisationen nicht nur korrekte Beziehungen aufrechtzuerhalten, sondern ein enges und, wie er sich ausdrückte, „kameradschaftliches“ Verhältnis herzustellen. Davor graute

Canaris natürlich, der ängstlich bestrebt war, dem SD möglichst wenig Einblick in die Angelegenheiten der Abwehr zu gewähren, und der deshalb freundschaftliche und kameradschaftliche Beziehungen seiner Herren mit der anderen Fakultät vermeiden wissen wollte. Er war deshalb in aller Stille bemüht, Bamler auszubooten. Dieser kam unwissentlich Canaris' Bestrebungen entgegen, als er 1939 um ein Truppenkommando nachsuchte. Seinen Wünschen legte der Chef der Abwehr keine Hindernisse in den Weg.

An die Stelle von Bamler trat der Oberst des Generalstabes von Bentivegni, trotz seines italienischen Namens aus einer preußischen Offiziersfamilie stammend und in Potsdam geboren. Wie Piekenbrock- und auch Bamler - war er aus dem 100 000-Mann-Heer hervorgegangen, ein Mann, der sein Metier vollkommen beherrschte. Er war durch und durch Offizier, hielt sehr auf seine äußere Erscheinung und wurde nie ohne Einglas gesehen. Er war militärisch vielleicht orthodoxer als der großzügige, geistig ebenso wie wirtschaftlich unabhängige Piekenbrock, und seine persönlichen Beziehungen zu Canaris waren nicht so eng wie die Piekenbrocks. Doch war das gegenseitige Verhältnis gut. Bentivegni behielt die Leitung von Abwehr III bis zum Ausscheiden von Canaris aus dem Amt im Frühjahr 1944, und anschließend, während der Überleitung der Abwehr in das Reichssicherheitshauptamt, fungierte er vorübergehend als stellvertretender Amtschef für die drei Abwehrabteilungen. Ein höherer SD-Führer hat später in Nürnberg bei seiner Vernehmung durch die Anklagebehörde des Internationalen Militärtribunals ausgesagt, daß nach Informationen der Ge-122

stapo Bentivegni trotz äußerlich guter und herzlicher Beziehungen zu Canaris diesen, „vor allem wegen seiner verschlagenen unaufrichtigen Art“ innerlich abgelehnt habe. Diese Behauptung schießt auf jeden Fall weit über das Ziel hinaus. Richtig mag daran sein, daß dem korrekten Offizier Bentivegni die Widerstandstätigkeit seines Amtschefs, die natürlich angesichts der Überwachung und Bespitzelung durch die Gestapo mit allen nur möglichen Methoden der Tarnung und unter Anwendung der abenteuerlichsten Kriegslisten durchgeführt werden mußte, die ihm als einem der engsten Mitarbeiter von Canaris aber nicht völlig verborgen blieb, manchmal etwas unheimlich war, um so mehr, als ihm sein Dienst, wie ja schon ausgeführt, eine ständige Zusammenarbeit mit dem SD auferlegte. „Benti“, wie ihn die Kameraden nannten, hat aber auf jeden Fall das Vertrauen, welches Canaris in ihn setzte, niemals gebrochen.

An der Spitze der Abwehrabteilung II, die wir entsprechend ihrer Bedeutung auch hier wieder nach III erwähnen, stand bis Anfang 1939 der Major und spätere Oberstleutnant des Generalstabes Groscurth. Er genoß besonderes Vertrauen bei Canaris, der Wert darauf legte, die Führung dieser Abteilung in, von seinem Gesichtspunkte aus, zuverlässigen Händen zu wissen, um gegen unerwünschte Abenteuer auf dem Gebiet der Sabotage sicher zu sein. Groscurth war neben Oster der am aktivsten für den Sturz des nationalsozialistischen Regimes arbeitende Offizier der Abwehr. Die Persönlichkeit von Groscurth ist von Gisevius, ebenso wie die Rolle, die er besonders im Winter 1939/40 als Verbindungsmann zwischen den Verschwörern gegen Hitler und dem Chef des Generalstabes Halder gespielt hat, im wesentlichen

zutreffend umrissen worden. Groscurth war überzeugter evangelischer Christ und stand der Bekennenden Kirche nahe. General 123

ral von Lahousen, der durch ihn unmittelbar nach dem „Anschluß“ im Frühjahr 1938 mit Oster persönlich bekannt gemacht wurde, beschreibt ihn als „einen der entschlossensten und charakterlich lautersten Männer der Offizier-Fronde“. Es war auch „Muffl“ – das war Groscurths Spitzname in der Abwehr, welcher Canaris den Vorschlag machte, den damaligen Oberstleutnant des Generalstabes von Lahousen zu seinem Nachfolger in der Leitung von Abwehr II zu machen. Mit Lahousen tritt ein Offizier in unseren Gesichtskreis, der in keine der drei vorgenannten Kategorien hineinpaßt. Er kam aus dem österreichischen Heere, hatte noch unter der habsburgischen Monarchie im k. u. k. Heer im ersten Weltkrieg gedient, war dann in das Bundesheer der österreichischen Republik übernommen worden und nach Besuch der Wiener Kriegsschule (sie entspricht der damaligen deutschen Kriegsakademie) in den Generalstab des Bundesheeres gekommen. Seit 1935 war er in der Nachrichtenabteilung des österreichischen Generalstabes Sachbearbeiter für die Tschechoslowakei. Hinsichtlich der Tschechoslowakei bestand seit 1934 zwischen der österreichischen Nachrichtenabteilung, der deutschen Abwehr und dem sogenannten II. Büro des ungarischen Generalstabes mit Wissen und Zustimmung der österreichischen Regierung eine im wesentlichen in Nachrichtenaustausch bestehende Zusammenarbeit. In den ersten Jahren fungierte als Verbindungs-offizier von deutscher Seite für diesen rein militärischen Nachrichtenaustausch der zu diesem Zwecke bei den österreichischen Sicherheitsbehörden akkreditierte Leiter der Abwehrstelle München, Graf Marogna-Redwitz. Später, seit 1937, wurden die Nachrichten auf dem Wege über die beiderseitigen Militärattachés ausgetauscht. Canaris hatte Lahousen erstmalig bei einem Besuch persönlich kennengelernt, welchen er im Jahre 1937 dem Chef der Nachrichtenabteilung 124

im Bundesministerium für Landesverteidigung in Wien abstattete. Nach der Eingliederung Österreichs ins Dritte Reich im März 1938 empfahl Graf Marogna, welcher einerseits großes Vertrauen bei Canaris genoß und mit diesem auch politisch in enger Übereinstimmung war, andererseits durch die Zusammenarbeit mit Lahousen in ein freundschaftliches Verhältnis zu diesem gekommen war und über seine sachliche Qualifikation ein klares Urteil hatte, dessen sofortige Übernahme in die Abwehr. Lahousen wurde zunächst Abwehr I als Vertreter des Abteilungschefs zugeteilt und mit der Bearbeitung der östlich und südöstlich an Deutschland grenzenden Länder – darunter die Tschechoslowakei – betraut. Anfang 1939 übernahm er dann als Nachfolger Groscurths die Leitung der Abwehrabteilung II.

-

Durch seine Aussagen vor dem IMT in Nürnberg ist der General von Lahousen der Weltöffentlichkeit bekannt geworden als einer der Männer aus dem Kreise um Canaris. In der Tat gelang es ihm sehr rasch, das Vertrauen seines Chefs zu gewinnen, wie nach dem, was wir gerade festgestellt haben, seine Betrauung mit der Leitung der Abteilung II nach so kurzer Zeit erweist. Diejenigen, die Canaris kannten, wunderten sich vielleicht, daß er sich so schnell mit Lahousen befreundete, obgleich dieser erheblich über 180 cm groß war;

denn im allgemeinen hatte der Weißhaarige", der selbst nicht viel mehr als 160 cm hoch war, gegen große Leute ein instinktives Vorurteil. „Das ist ein Kidnapper", sagte er öfters, wenn er einen besonders großen, stattlichen und robust aussehenden Mann charakterisieren wollte. Vielleicht kam es Lahousen zugute, daß er nicht zugleich ein „zackiger" Soldat im altpreußischen Sinne war. Denn die „Zackigen" konnte Canaris noch viel weniger vertragen als die langen Kerle. Lahousens Neigung, ein wenig gebeugt zu gehen, und seine

125

Gewohnheit, eher leise als laut und auch nur langsam nach reiflicher Überlegung zu sprechen, mögen wohl als mildernde Umstände gegen seine Größe ins Gewicht gefallen sein. Jedenfalls erfreute sich „der Lange" bald des vollen Vertrauens seines Chefs.

Die Abteilung und spätere Amtsgruppe Ausland leitete ein Seeoffizier, Kapitän z. S., später Konteradmiral Bürkner, den Canaris aus gemeinsamer Dienstzeit in Wilhelmshaven gut kannte. „Ein treuer Seemann und ein rosenroter Optimist", wie Canaris ihn einmal charakterisierte. In diesem kurzen Satz ist das Verhältnis zwischen beiden eigentlich erschöpfend umschrieben. Persönlich war es gut und kameradschaftlich. Sachlich hatte Canaris dagegen an Bürkner manches auszusetzen. Das lag zum Teil an dem Aufgabenbereich von „Ausland", der „Bü" in engen dienstlichen Kontakt mit dem Auswärtigen Amt, und dort mit dem Botschafter Ritter, dem Canaris gefühlsmäßig und sachlich ablehnend gegenüberstand, und mit dem Wehrmachtsführungsstab brachte, dessen Chef Jodl ein für Canaris unerträglicher Typ des Nur-Soldaten war. Dem Einfluß dieser Persönlichkeiten konnte sich Bürkner häufig nicht entziehen. Aber am meisten reizte Canaris Bürkners unerschütterlicher Optimismus, der ihn trotz aller Rückschläge lange an den Endsieg glauben ließ. Bürkners Tätigkeit lag außerhalb der eigentlichen Abwehr. Er war zwar der rangälteste Offizier nach Canaris, nahm nicht nur an der „Kolonne" des Amtes teil, sondern war auch Canaris' regelmäßiger Begleiter zur „großen Kolonne" beim Chef des OKW Keitel, solange diese stattfand. In Abwesenheit von Canaris war er aber dessen Stellvertreter nur in reinen Amtsangelegenheiten, nicht in Abwehrsachen. In denen übernahm der dienstälteste anwesende Abwehrabteilungschef das heißt normalerweise also Piekenbrock, falls er

-

126

nicht selber den Admiral begleitete die Vertretung. Für

Bürkner gilt im übrigen das, was allgemein über diesen Kreis gesagt werden kann, zu dem auch Canaris' langjähriger Adjutant, Oberst W. Jenke, in dieser Hinsicht zu rechnen ist, und der noch durch eine ganze Anzahl von Gruppenleitern und Sachbearbeitern in den Abwehrabteilungen, die hier nicht namentlich aufgeführt werden sollen, ergänzt werden muß: nur einige wenige dieser Männer waren in den Jahren von Canaris' Amtsführung in der Fronde gegen Hitler und das Regime persönlich tätig. Aber keinem unter ihnen konnte auf die Dauer entgehen, daß Canaris dem nationalsozialistischen System feindlich gesinnt war. Dazu ließ er gelegentlich in der „Kolonne" und auch sonst im Gespräch seiner Erbitterung zu freien Lauf. Die meisten wußten auch, daß Osters Tätigkeit mindestens im Sinne des Dritten Reiches Hochverrat

bedeutete. Trotzdem fühlten sich die Verschworenen zu allen Zeiten sicher, daß aus diesem Kreise Denunziationen nicht zu befürchten seien, ein Vertrauen, das nie enttäuscht worden ist. Was das bedeutet, kann nur recht ermessen, wer bewußt den Polizeistaat des Dritten Reiches erlebt hat. Unter den Menschen, die in den ersten Jahren seiner Tätigkeit als Abwehrchef in enger Verbindung zu Canaris standen, muß auch jener bemerkenswerte Mann erwähnt werden, der in der Presse des In- und Auslandes des öfteren unter dem Namen Baron Ino erwähnt worden ist. Der Name ist sicherlich ein Pseudonym. Wie er wirklich hieß, ist ebensowenig mit Sicherheit festzustellen wie seine Herkunft. Deutscher war er jedenfalls nicht, und manches spricht dafür, daß er aus einem der Gebiete stammte, die bis 1913 zum ottomanischen Reiche gehörten. Der äußeren Erscheinung nach wirkte er wie ein Boulevardier, wie man sie zu Dutzenden vor den Cafés des Boulevard Montparnasse in Paris sitzen sieht. Klein, 127

hager, tief brünett, agil, redegewandt in einem halben Dutzend Sprachen. Ino war überall zu Hause, in Berlin ebenso wohl wie in Paris, Stambul, Athen, Madrid oder auch Rio und Buenos Aires. Seine Sprachkenntnisse reichten vom Türkischen über das Deutsche und Französische bis zum Spanischen und Portugiesischen. Ino war Leiter der Firma Transmare in Berlin. Über dieses Unternehmen wurden allerlei geschäftliche und finanzielle Transaktionen für die Abwehr durchgeführt. Auch war sie das Medium, um Beauftragte der Abwehr als Geschäftsreisende und Handelsagenten getarnt ins Ausland zu senden. Canaris machte von dieser Möglichkeit mit Zustimmung Inos auch öfters Gebrauch, um von den Nazis Verfolgte über die deutsche Grenze in Sicherheit zu bringen. In der Vergangenheit - in den zwanziger Jahren hatte Ino große geschäftliche Transaktionen im Auslande durchgeführt, besonders mit Regierungen von Ländern ohne eigene Rüstungsindustrie, welche ihre Wehrmacht modernisieren wollten. Das waren wohl manchmal Geschäfte, bei denen die linke Hand nicht genau wissen darf, was die rechte tut. Aber wirklich gut sind nur solche Geschäfte, bei denen alle Beteiligten zu ihrem Rechte kommen, sich keiner übers Ohr gehauen fühlt. Ino muß viele in diesem Sinne gute Abschlüsse getätigt haben, denn er hatte in allen Ländern, in denen er gewirkt hatte, zahlreiche Freunde in einflußreichen Stellungen hinterlassen. Daher hörte er viel Interessantes. Seine Informationen über das politische Geschehen in einer ganzen Reihe von Ländern erwiesen sich daher oft als erstaunlich gut. Canaris, der ihn schon lange, möglicherweise seit seiner Dienstleistung in der „Etappe Madrid“ kannte, hatte großes Zutrauen zu Inos Informationen und auch zu ihm selber. Vielleicht wußte er Genaueres über Inos Herkunft, aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen sein sollte, so wäre ihm der 128

FO

Kapitänleutnant in der Marine der Republik
kleine lebhaftes Mann schon deswegen sympathisch gewesen, weil er in keine Schablone hineinpaßte. Das Spielerische und Hintergründige in Canaris' eigener Natur hatte eine besondere Freude an Menschen, die keiner Norm entsprachen, die nicht nur originell, sondern irgendwie abseitig waren, vor-
ausgesetzt immer, daß diese Leute intelligent waren und

einen anschlagigen Kopf besaßen; für Tröpfe hatte er nichts übrig. So entwickelte sich im Laufe der Zeit ein wirkliches Freundschaftsverhältnis zwischen Canaris und dem „Baron“. Sie dutzten sich sogar. Canaris liebte es besonders, mit Ino in kleine Wiener oder ungarische Kneipen in Berlin zu gehen, dort Spezialgerichte Südosteuropas zu essen und ungarischen Wein zu trinken, aber er lud ihn auch öfters in sein Haus in Schlachtensee ein.

Ino liebte Deutschland, war aber ein scharfer Gegner des Nationalsozialismus, besonders der Terrormethoden gegen Andersdenkende und Juden. Er machte aus seinem Herzen auch im Hause Canaris keine Mördergrube. Als einmal einer der anderen Gäste, ein Offizier der Abwehr, sich über diese freimütige Kritik verwunderte und eine leichte Warnung einfließen ließ, legte Ino mit überlegener Geste seinen türkischen Paß auf den Tisch, um anzudeuten, daß man ihm als Ausländer nicht den Mund verbieten könne. Aber 1939 wurde ihm der Boden in Berlin doch zu heiß unter den Füßen. Auch Canaris riet ihm, sich aus Deutschland in Sicherheit zu bringen. Beim Abschied - dies war noch einige Zeit vor Beginn des Krieges äußerte sich Canaris nach Inos Aussage mit tiefstem Pessimismus über die Zukunft.

Ino berichtet, Canaris habe ihm damals erklärt, Hitler, „ein Dilettantenkopf mit Welterobererideen“, werde mit Bestimmtheit Deutschland ruinieren. Er werde den Krieg heraufbeschwören, der nicht nur sein eigenes, sondern Deutschlands 9 Abshagen, Canaris

129

Ende bedeuten werde. Auch für seine eigene Person sah Canaris das kommende Unheil voraus. Er werde, so sagte er Ino, auf den Sturz Hitlers hinarbeiten, auch wenn er sich darüber klar sei, daß ihn das wahrscheinlich sein eigenes Leben kosten werde. Er sei überzeugt, daß er und Ino sich nicht wiedersehen würden.

Vielleicht ist dies die Gelegenheit, einmal kurz zu den vielen Behauptungen Stellung zu nehmen, welche die Abwehr als eine Verschwörerzentrale darstellen, in der nichts getan wurde, als den neuen Dolchstoß in den Rücken der deutschen Wehrmacht vorzubereiten und das deutsche Volk um den Sieg zu bringen, der ihm, ohne diese Saboteure, dank der genialen Führung Adolf Hitlers beschert worden wäre. Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. In der Abwehr wurde unter der Leitung von Canaris eine intensive sachliche Arbeit geleistet, welche den Vergleich mit den Leistungen der militärischen Geheimdienste anderer Großmächte sehr wohl aushalten konnte. Hätte die militärische und die politische Führung den ihr von der Abwehr unterbreiteten Nachrichten Glauben geschenkt, dann wäre viel Unheil, ja wahrscheinlich der Krieg vermieden worden. Von Canaris bis zu den letzten Hilfsarbeitern und den Männern in den Außenstellen im In- und Auslande waren die Angehörigen der Organisation durchweg Menschen, welche ihr Vaterland liebten und ihm nach besten Kräften zu dienen bestrebt waren. Gerade durch ihre Tätigkeit, welche ihnen ein nicht durch die nationalsozialistische Propaganda verzerrtes Bild vom Weltgeschehen vermittelte, wurden viele von ihnen sich schon sehr frühzeitig der Gefahren bewußt, welchen Hitler durch seine Abenteuerpolitik Deutschland aussetzte. Sie erhielten auch - besonders nachdem der Krieg einmal begonnen hatte in sehr viel weiterem Umfange als der Durchschnittsdeutsche Kenntnis

von den Untaten, die durch Organe des Dritten Reiches in Deutschland selber und den besetzten Gebieten begangen wurden. Sie waren daher ähnlich wie die verhältnismäßig wenigen Wissenden im Auswärtigen Amte und in einigen anderen Dienststellen und privaten Personenkreisen ohne ihr Zutun in die furchtbare Lage versetzt, die Ulrich von Hassell, auch ein Wissender, schon im Oktober 1939 in seinem Tagebuch treffend mit den Worten umreißt: „Sie können einen Sieg nicht wünschen und noch weniger eine schwere Niederlage, sie müssen einen langen Krieg fürchten, und sie sehen keinen wirklich realen Ausweg.“ Trotz aller solcher seelischen Belastungen hat die Abwehr ihre Pflicht, die deutschen militärischen Kommandostellen über die Lage jenseits der Fronten, über den Gegner, seine Stärke, seine Vorbereitungen und Pläne zu unterrichten, unter der Leitung von Canaris erfüllt, in der Durchführung dieser Aufgabe allerdings häufig gehemmt durch die Neigung des „Führers“ und der ihm bedingungslos ergebenen Männer seiner militärischen Umgebung, die Dinge nicht so sehen zu wollen, wie sie waren, sondern wie sie nach ihrer Meinung hätten sein sollen. Auch hierfür werden uns noch praktische Beispiele begegnen. Es ist nur natürlich, daß aus dieser Situation heraus gerade in der Abwehr bei denjenigen, welche sich ihrer persönlichen Verantwortung gegenüber der Nation bewußt waren, der Gedanke des Widerstandes aufkeimen mußte. Es waren verhältnismäßig viele, in denen früher oder später ein solches Verantwortungsgefühl sich durchsetzte, und je nach der Natur des einzelnen in passivem oder aktivem Widerstand Ausdruck fand. Zu passivem Widerstand gegen unsinnige oder unmenschliche Befehle von „oben“ waren wohl die meisten mindestens der älteren und reiferen unter den Abwehroffizieren bereit, während nur ein kleiner Kreis, und auch die ihm

131

Zugehörigen in verschiedenem Grade, an Handlungen, die auf den Sturz des Regimes abzielten, beteiligt war. Was von diesen aber unternommen wurde, das geschah nicht als Unternehmung der Abwehr, sondern auf die persönliche Initiative und Gefahr der unmittelbar Beteiligten. Es ist also nicht etwa so, daß Canaris in seiner Eigenschaft als Abwehrchef Widerstandshandlungen befohlen hätte. Im Gegenteil geschah es des öfteren, daß er nachträglich die Unternehmungen dieses oder jenes seiner Untergebenen durch sein Eingreifen gegen die Gestapo abschirmte, selbst wenn er im Einzelfall weder das Ziel der Unternehmung noch die zu seiner Erreichung angewandte Methode billigte. Allerdings ist in Rechnung zu stellen, daß die Abwehr einen idealen Tarnmantel für auf den Umsturz des Regimes abzielende Vorbereitungen bot, und zwar einerseits dank der besonderen Ausnahmestellung, welche sie gegen das Überwachungs- und Spitzelsystem der Gestapo lange Zeit immun machte, andererseits aber, weil Canaris es verstanden hatte, aus seinem an sich heterogenen Offizierkorps eine Gemeinschaft zu machen, in der zwar keineswegs alle sich gegenseitig besonders liebten und wertschätzten, aber doch keiner daran gedacht hätte, den anderen nach außen hin zu denunzieren oder ihm sonst in den Rücken zu fallen.

Dabei war die Arbeit unter Canaris keineswegs leicht. Er verlangte ungeheuer viel von seinen Untergebenen, beson-

ders von den verantwortlichen Abteilungsleitern. Er selbst war von der Arbeit besessen. Wie viele Deutsche hatte er nicht die Gabe, Verantwortung zu delegieren. Er zentralisierte alle Entscheidungen bei sich selber, was die auf seinen Schultern ruhende Last fast über das menschlich Tragbare steigerte. Als logische Folge trat, je weiter die Jahre fortschritten, sein Privatleben um so mehr zurück. Eine fieberhafte Unruhe hatte
132

von ihm Besitz ergriffen. Besonders seit Kriegsbeginn war er in immer zunehmendem Umfange unterwegs von einer Außenstelle zur anderen. Je größer die Arbeitslast, die er sich selber auflud, um so ungeduldiger wurde er. Seine geistige Beweglichkeit und die ihm angeborene, aber durch jahrelange Schulung noch höher entwickelte Kombinationsgabe ließen ihn Zusammenhänge meist rascher erkennen, als sie ihm vorgetragen wurden. Langatmige Vorträge machten ihn nervös. Auf größeren Tagungen mit anderen Amtsstellen, an denen er teilnehmen mußte, wurde es ihm schwer, seine Ungeduld zu meistern. Bei mit größtem Ernst vorgetragenen Referaten feixte er und machte es durch bissige halblaute Bemerkungen auch den Herren seiner Begleitung oft schwer, den Ernst zu bewahren. Seine Untergebenen mußten lernen, ihm das, was sie ihm unterbreiten wollten, in möglichst kurzer und konziser Form vorzutragen. Sonst hatten sie keine Aussicht, ihm ihre Anliegen nahezubringen. Auf der anderen Seite lag in dem hierdurch erforderlich werdenden Fortlassen nicht unbedingt wesentlicher Einzelheiten eine gewisse Gefahr. Geriet eine Abteilung, wie das bei den vielfach überschneidenden Kompetenzen in dem ungeheuer komplizierten Behördenaufbau des Dritten Reiches unvermeidlich war, in Konflikte mit anderen Amtsstellen, sei es der Wehrmacht, sei es der Partei, der SS oder Gestapo, dann hatte der unglückliche Abteilungschef zu gewärtigen, daß Canaris ihm vorwarf: „Das ist mir nicht richtig vorgetragen worden!“ Bei derartigen Pannen lehnte er die Verantwortung grundsätzlich ab, was ihn allerdings nicht hinderte, sich nach außen hin mit äußerster Energie und dem Einsatz der eigenen Person für die betroffenen Untergebenen einzusetzen.

Seine Ungeduld ließ ihn alle öffentlichen Verkehrsmittel verabscheuen. Er reiste nach Möglichkeit im Kraftwagen,
133

längere Strecken im Flugzeug. Für seine fast kindliche Ungeduld in der Eisenbahn erzählt einer seiner engsten Mitarbeiter ein besonders bezeichnendes Beispiel. Die Reise ging im FD-Zug von Wiesbaden nach Berlin. Von Anfang an schimpfte Canaris auf den immerhin mit rund 100 Stundenkilometern fahrenden Zug als auf „diese Postkutsche“. Er verlangte von einem der ihn begleitenden Offiziere, er solle zum Lokomotivführer gehen, und diesen ersuchen, schneller zu fahren. Er gab nicht Ruhe, ehe der beauftragte Offizier gegangen war und zurückkam mit der Mitteilung, daß er den Befehl übermittelt habe. Es ist deshalb kein Wunder, daß einer der Berufsoffiziere, der lange in verantwortlicher Stellung unter Canaris arbeitete, ihn als den „schwierigsten Vorgesetzten in meiner dreißigjährigen Soldatenlaufbahn“ kennzeichnete. Und doch wären alle seine Untergebenen für ihn durchs Feuer gegangen. Besonders hingen an ihm jüngere Untergebene und die weiblichen Hilfskräfte des Amtes, von denen er wohl auch restlose Hingabe und unermüdliche Arbeit erwartete, denen er aber zugleich mit ausgesprochener Liebenswürdigkeit be-

gegnete. Auch die von der Marine übernommene Gewohnheit, Untergebene gelegentlich in der vertraulichen Du-Form anzureden, trug dazu bei, zwischen ihm und den Jüngeren eine Art von väterlichem Verhältnis herzustellen. Man hat in Kreisen der Abwehr sich häufig darüber gestritten, ob Canaris ein guter Menschenkenner gewesen sei oder nicht, und die Ansichten hierüber gehen bis auf diesen Tag auseinander. Es gibt genug Anlaß, um auf den ersten Blick Zweifel in die Sicherheit seiner Menschenbeobachtung zu setzen. Er war beispielsweise in seiner Personalpolitik stark von irrationalen Sympathien und Antipathien bestimmt. Sein Urteil über einen Menschen war schnell, meist im Moment der ersten Begegnung gefällt. Auch erwiesene Tüchtigkeit und Zuverlässig-

134

keit eines Menschen, der ihm auf den ersten Blick Antipathie eingeflößt hatte, ließ ihn die einmal gefaßte Ablehnung nicht überwinden, ohne daß er es den Betreffenden jedoch durch schlechte Behandlung entgelten ließ. Auf der anderen Seite duldete, ja förderte er jahrelang ausgesprochene Leichtgewichte, die ihm aus dem einen oder anderen Grunde menschlich angenehm waren. Aber bei reiflicher Überlegung braucht man in alledem noch keinen Beweis für mangelnde Menschenkenntnis zu sehen. Denn es spricht auf der anderen Seite vieles dafür, daß er die Menschen, mit denen er zu tun hatte, sehr wohl durchschaute. Vielleicht war es nur ein Akt der Notwehr seiner überaus sensiblen Natur, daß er aus seiner Umgebung auch die Tüchtigen, die ihm nun einmal auf die Nerven fielen, nach Möglichkeit eliminierte und zugleich ein paar in ihren Leistungen Unbedeutende um sich duldete, weil ihr äußerer Habitus ihm gefiel, auch wenn er ihre sachliche Wertlosigkeit durchschaute. Sieht man sich die Reihe der Hauptmitarbeiter an, die er um sich versammelte und an sich zu fesseln verstand, so spricht diese Auswahl nicht für schlechte Menschenkenntnis.

Einer von denen, die bis in die letzte Zeit seiner Tätigkeit als Abwehrchef in engster Verbindung mit ihm standen, macht eine Bemerkung, die hier verzeichnet werden muß, weil sie manche merkwürdigen Entschlüsse des Admirals erklärt: „Er besaß“, so schreibt dieser Mitarbeiter,,,bei seiner ungeheuer schnellen Auffassungs- und Kombinationsgabe zugleich die Eigenschaft, sofort zu erkennen, wie weit der Untergebene in der Lage war, die ihm erteilten Befehle auszuführen. Gingen sie über das Begriffsvermögen des einzelnen hinaus (und das geschah oft genug, und trotzdem mußten unter Umständen die Befehle doch so gegeben werden), dann kombinierte er die zu erwartenden Fehler sofort mit Querbefehlen an

135

dritte oder vierte Leute und brachte so die Fehler, die übermorgen gemacht werden würden, heute schon in Ordnung.“

“

Canaris war in seinen Äußerungen über das Regime im Kreise seiner Mitarbeiter nicht gerade vorsichtig. Mehr als einmal wurde er nach der täglichen „Kolonne“ von Piekenbrock oder einem der anderen Abteilungschefs darauf aufmerksam gemacht, daß er Dinge vorgebracht habe, die für einen über die engsten Vertrauten hinausreichenden Kreis nicht geeignet gewesen seien. Denn an der „Kolonne“ nahmen auch Leute teil, die, wie der Intendanturrat Töppen, dieser oder jener Mitarbeiter aus der Rechtsabteilung und so weiter, kaum mit den eigentlichen Abwehrfragen und den sich aus

diesen etwa ergebenden politischen Betrachtungen etwas zu tun hatten. Canaris pflegte dann auf solche Warnungen hin in der folgenden „Kolonne“ durch reichlich dick aufgetragene „loyale“ Äußerungen den faux-pas vom Vortage zu kompensieren. Im Kriege entwickelte er dann aber eine neue Methode, indem er die täglichen Besprechungen in zwei Teile zerlegte; im ersten Teil, an dem ein weiterer Kreis teilnahm, wurden nur die allgemeinen Amtsangelegenheiten besprochen, während die vertraulicheren Themata für den zweiten Teil, bei dem nur die Abteilungschefs zugegen waren, reserviert wurden.

Auch am Fernsprecher war Canaris nicht immer so vorsichtig in seinen Äußerungen, wie seine Mitarbeiter sich das gewünscht hätten. Es ist bezeichnend, daß selbst ein so ruhiger und bestimmt nicht übermäßig ängstlicher Mann wie Piekenbrock schon im Jahre 1940 zu seinen Kameraden sagte: „Eigentlich wundere ich mich, daß sie unsern Alten noch immer frei herumlaufen lassen.“ Canaris wußte natürlich, daß jedes seiner Gespräche, soweit es aus dem Hause der Abwehr hinausging, mitgehört und in Abschrift seinen Feinden beim

136 Reichssicherheitshauptamt (RSHA) auf den Schreibtisch gelegt wurde. Ein kleiner Vorfall aus den ersten Jahren des Krieges mag eine Erklärung für seine „Unvorsichtigkeiten“ sowohl in der „Kolonne“ wie am Telefon geben. Frau Canaris hatte mit ihrem Manne telephonierte und im Laufe des Gespräches einige kritische Äußerungen über irgendwelche Maßnahmen der Regierung fallen lassen, worauf ihr Mann das Gespräch kurz abgebrochen hatte. Am Abend des gleichen Tages warnte Canaris seine Frau dringend davor, jemals wieder politische Themen überhaupt am Telefon zu erwähnen und empfahl ihr, sich vor allen Dingen jeglicher kritischen Äußerungen zu enthalten. Auf ihre Antwort, daß er doch selber häufig sehr viel kritischere Bemerkungen in seinen Ferngesprächen fallen lasse, antwortete Canaris etwa in dem Sinne, daß man von ihm natürlich ohnehin wisse, daß er nicht mit allem, was das Regime tue, einverstanden sei. Wenn er nicht gelegentlich das auch in seinen überwachten Äußerungen durchblicken lasse, würde man bei der Gestapo nur noch Schlimmeres vermuten.

Damit aber sind wir den Ereignissen weit vorausgeeilt. In den folgenden Kapiteln wollen wir im einzelnen verfolgen, wie Canaris sich mit den Problemen, welche die Hitlerpolitik für die Abwehr und für ihn persönlich aufwarf, auseinandersetzte.

137

ACHTES KAPITEL

CANARIS UND HEYDRICH

Vom Beginn der Tätigkeit Canaris' in der Abwehr bis zu seinem Ausscheiden im Frühjahr 1944 hat die Abgrenzung der Kompetenzen zwischen seinem Dienstbereich und dem SD, oder anders ausgedrückt die Verteidigung der Abwehr gegen die Expansionstendenzen des RSHA einen wesentlichen Teil seiner Arbeitskraft in Anspruch genommen und alle seine Geschicklichkeit erfordert. Der „innere Feind“ war zu allen Zeiten sehr viel gefährlicher als die äußeren Gegner. Die Situation war zur Zeit von Canaris' Amtsübernahme durch zwei Faktoren beherrscht. Einerseits hatte die Abwehr eine im Dritten Reich einzigartige Stellung. Bald nach der Machtergreifung war es dem Reichskriegsministerium ge-

lungen, eine direkte Verfügung Hitlers - oft als „Kabinettsorder“ bezeichnet - zu erwirken, durch die der Wehrmacht die alleinige Kompetenz für alle Maßnahmen zuerkannt wurde, die zur Verhinderung der Spionage und Sabotage gegen die im Aufbau befindlichen Streitkräfte des Reiches notwendig werden könnten. Der sich hieraus ergebende Schutz der Landesverteidigung erstreckte sich auch auf die Industrie und sogar auf die Behörden, bei denen militärische sogenannte Abwehrbeauftragte eingesetzt wurden, die für den vorbeugenden Schutz gegen Spionage und Sabotage verantwortlich waren.

Die Wehrmacht hatte hierdurch in der kommenden Auseinandersetzung zunächst die Vorhand. Dies war dadurch

138

möglich gewesen, daß es 1933 noch keine Reichspolizei gab. Himmler war bis 1935 nicht Chef der Reichspolizei, sondern zunächst nur in den einzelnen Ländern zum Chef der politischen Polizei bestellt worden. Je mehr sich Himmlers Stellung konsolidierte, um so deutlicher machte sich ein zweiter Faktor geltend, das heißt, um so eifriger waren er und der zunächst zum Leiter der preußischen Geheimen Staatspolizei ernannte Heydrich bestrebt, die exklusive Zuständigkeit der Wehrmacht einzuschränken und selber Einfluß auf möglichst viele Sparten des Geheimdienstes zu gewinnen.

Den Ausgangspunkt für derartige Bestrebungen bot ihnen die Tatsache, daß von Anfang an die Wehrmacht auf eine Zusammenarbeit mit der politischen Polizei bei der Durchführung von Festnahmen, Durchsuchungen und sonstigen strafprozessualen Maßnahmen angewiesen war, weil sie selbst keine geeigneten Exekutivorgane besaß. Der Vorgänger von Canaris war wegen seines sozusagen frontalen Widerstandes gegen die Bestrebungen Himmlers und Heydrichs gestürzt worden. Die zu jener Zeit auf Seiten der Wehrmacht maßgebenden Männer, der Reichskriegsminister von Blomberg und der Chef des Wehrmachtsamtes, General von Reichenau, waren, um den Zeitjargon zu benutzen, mehr oder minder „angebräunt“ und wollten einem Konflikt mit Himmler unter allen Umständen aus dem Wege gehen. Der neue Abwehrchef sollte deshalb nach den Wünschen seiner Vorgesetzten einen Ausgleich mit der Geheimen Staatspolizei suchen.

Die Verhandlungen wurden von Seiten der „Schwarzen“ in erster Linie durch Heydrich geführt. Dessen brutaler Zielstrebigkeit setzte Canaris seine ganze Kunst der Menschenbehandlung entgegen. Canaris, der ja, wie wir erwähnten, vor langen Jahren Heydrichs Vorgesetzter gewesen war, begegnete diesem, der wegen seines unter unerfreulichen Umstän-

139

den erfolgten Ausscheidens aus der Marine noch immer unter Komplexen litt, mit der selbstverständlichen Liebenswürdigkeit des „älteren Kameraden“. In den sachlichen Verhandlungen betätigte er die Methode des schrittweisen Preisgebens unwichtiger Positionen, der hinhaltenden Verteidigung wesentlicher Punkte. Er hatte den Auftrag, zu einer Einigung mit der Gestapo zu kommen, also würde er sich einigen. Aber er würde schon dafür sorgen, daß die Abmachungen nicht zu präzise formuliert würden, so daß ihm später die Möglichkeit blieb, sie in seinem Sinne auszulegen. Es kam schließlich zu einer Vereinbarung zwischen Canaris und Heydrich, die in zehn Punkten (deshalb später oft die „Zehn Gebote“ genannt) die beiderseitigen Kompetenzen

neu umriß. Diese Abgrenzung der Arbeitsgebiete behielt der Abwehr den sogenannten Geheimen Meldedienst, das war die militärische Spionage im Auslande, als ausschließliches Arbeitsgebiet vor. Grundsätzlich wurde der Abwehr auch die Gegenspionage als Domäne zugestanden, während die Geheime Staatspolizei wie bisher für alles Tätigwerden auf Grund strafprozessualer Bestimmungen allein zuständig sein sollte. Durch diese Vereinbarung wurde auf die Dauer eine Beruhigung des Verhältnisses zwischen den beteiligten Instanzen nicht erzielt. Das war schon deswegen nicht möglich, weil der Begriff der Gegenspionage in den „Zehn Geboten“ nicht genau definiert war, einer eindeutigen Definierung übrigens beträchtliche sachliche Schwierigkeiten entgegengestanden hätten, ganz abgesehen von dem gegenseitigen Mißtrauen, das auf einem Teilgebiet nur das gespannte Verhältnis widerspiegelte, welches allgemein zwischen Wehrmacht und SS bestand und durch die von Himmler betriebene Schaffung von Waffenverbänden der SS in Konkurrenz mit dem Heere stetig genährt wurde. Aber ganz abgesehen von

140

diesem Mißtrauen ergaben sich auch in der praktischen Arbeit durch die umfassende Überwachungs- und Bespitzelungstätigkeit der Gestapo gegen alles, was irgendwie als politisch verdächtig gelten konnte, häufige Übergriffe auf Gebiete, welche die Gegenspionage für sich in Anspruch nehmen mußte.

Durch die Abmachungen zwischen Canaris und Heydrich war die Tätigkeit des Geheimen Meldedienstes auf die rein militärische Kundschaftertätigkeit beschränkt. Der Abwehr war demnach der geheime politische Nachrichtendienst aus dem Auslande nicht mehr erlaubt. Die Frage der außenpolitischen Nachrichtenbeschaffung hatte schon unter Canaris' Amtsvorgänger Patzig Gegenstand erheblicher Meinungsverschiedenheiten gebildet, nicht nur zwischen Abwehr und SD, sondern auch noch einer Reihe anderer Instanzen. Neben dem Auswärtigen Amt (A. A.) und der Abwehr, zu denen sich im Jahre 1934 noch die SS gesellte, nahmen nämlich auch das von Hermann Göring begründete „Forschungsamt“ (eine Dienststelle, die sich u. a. erfolgreich auf dem Gebiet der Überwachung und Entschlüsselung des diplomatischen Fernsprech-, Kabel- und Funkverkehrs betätigte), das Außenpolitische Amt (Rosenberg) und die Auslandsorganisation der NSDAP die Kompetenz zur Teilnahme am außenpolitischen Nachrichtendienst für sich in Anspruch. Kapitän z. S. Patzig hatte einen Versuch gemacht, eine Einheitsfront von A. A. und Abwehr gegenüber den verschiedenen Parteiorganisationen in dieser Frage herzustellen. Sein Vorschlag, hierüber ein Gentlemen's Agreement abzuschließen, war aber an der ablehnenden Haltung des Staatssekretärs von Bülow gescheitert, der anscheinend das im A. A. seit alters her gegen die militärischen Instanzen bestehende Mißtrauen nicht hatte überwinden können und für sein Ministerium die alleinige

141

-

Zuständigkeit auf diesem Gebiet beansprucht hatte. Den NSDAP-Organisationen - besonders der SS gegenüber hatte das A. A. natürlich nicht vermocht, diesen Anspruch durchzusetzen, und somit war offiziell der geheime politische Nachrichtendienst über das Ausland, soweit er nicht von den diplomatischen Auslandsvertretungen betrieben wurde, die

Domäne des SD. Canaris hat diese formale Beschränkung nicht allzu tragisch genommen. Die Grenzen zwischen militärischen und politischen Nachrichten sind fließend. Es ist schwer zu umschreiben, an welchem Punkte im Einzelfall die Grenze zwischen einer militärpolitischen und einer rein politischen Nachricht liegt. Canaris traute sich zu, auf diesem Grenzgebiet mit genügender Geschicklichkeit und Umsicht operieren zu können, um nicht nur selber außenpolitisch stets genügend orientiert zu sein, sondern auch seine militärischen Vorgesetzten jederzeit mit authentischen Nachrichten über alle für sie wichtigen politischen Entwicklungen im Auslande rechtzeitig versorgen zu können. Nicht zuletzt diesem Zweck dienten in den folgenden Jahren seine häufigen Auslandsreisen, bei denen er seine weitreichenden persönlichen Verbindungen zu einflußreichen und wissenden ausländischen Kreisen zum Tragen brachte. Daß seine Auffassung in dieser Frage im wesentlichen richtig war, scheint durch die Ereignisse erwiesen. Der deutsche Abwehrchef gehörte zu allen Zeiten zu den bestinformierten Persönlichkeiten in Deutschland, was die wahre politische Situation im Auslande anbelangte. Dazu trug bei, daß Canaris es verstand, sehr bald ein Vertrauensverhältnis zu maßgebenden Personen im deutschen auswärtigen Dienst herzustellen, welche dem Regime gegenüber eine der seinen entsprechende Haltung einnahmen. Durch dieses gegenseitige Vertrauen, welches Canaris beispielsweise mit dem Chef der politischen Abteilung und späteren Staats-

142

sekretär im Auswärtigen Amte von Weizsäcker verband, wurde ein so gutes Verhältnis zwischen militärischem Nachrichtendienst und mindestens einem sehr wichtigen Sektor der für die Außenpolitik zuständigen Instanz hergestellt, wie es in aller Welt zwischen Spionage und Diplomatie selten zu finden ist. Denn daß zwischen diesen beiden Instanzen Spannungen und Mißtrauen bestehen, wird überall als normal betrachtet. Die Diplomatie hat einen Horror vor internationalen Zwischenfällen, und die Spionagedienste aller Länder können nicht vermeiden, solche Zwischenfälle und sie sind meist recht peinlicher Natur · von Zeit zu Zeit heraufzubeschwören, weil sie mit Menschen arbeiten müssen, für deren Handeln nach dem Kodex und Protokoll der internationalen Diplomatie sie nicht garantieren können. Natürlich kam es auch weiterhin zwischen Auswärtigem Amt und Abwehr gelegentlich zu sachlichen Reibungen und Differenzen, aber dank dem Vertrauensverhältnis Weizsäcker-Canaris waren sie nie von Dauer und nahmen keinen böartigen Charakter an¹⁾.

Ein innenpolitischer Nachrichten- und Überwachungsdienst hatte niemals zur Zuständigkeit der Abwehr gehört. Trotzdem war Canaris auch über die Vorgänge innerhalb der regie-

¹⁾ Reibungen ergaben sich meistens aus der Eifersucht Ribbentrops, die besonders dann hell aufloderte, wenn Nachrichten auf militärischen Wegen rascher an Hitler herankamen als durch das A. A. Solche Fälle waren natürlich unvermeidlich, besonders nachdem die Versuche des Leiters der Abteilung, bzw. später Amtsgruppe „Ausland“, in seinem Ressort durch die Waffenattachés oder auf sonstige Weise anfallende politische Nachrichten loyalerweise dem A. A. zur Kenntnis zu geben, nur zu Protesten Ribbentrops über diese Einmischung in sein Zuständigkeitsgebiet geführt hatten. Canaris hat aber stets dafür gesorgt, daß alle in seinem Bereich eingehenden wichtigen außenpolitischen Nachrichten „unter dem Tisch“ über die Verbin-

dungsleute zwischen beiden Behörden in die richtigen Hände im A. A. gelangten. Auf dem gleichen Wege informierten ihn auch seine Freunde im A. A. ihrerseits.

143

renden NSDAP und über die Spannungen zwischen den verschiedenen um die Gunst des „Führers“ kämpfenden Graden in Regierung und Partei meist recht gut orientiert und erhielt vor allen Dingen schon im Frieden und dann auch in den ersten Jahren des Krieges ein wenn nicht vollständiges, so doch umfangreiches Material über die geplanten oder bereits in Ausführung begriffenen Untaten des Regimes, so daß er die leitenden Militärs mit einer umfangreichen chronique scandaleuse versorgen konnte, leider meistens ohne daß diese daraus die von Canaris erhofften Konsequenzen gezogen hätten. Daß ihm dieses Material zur Verfügung stand, war in erster Linie das Verdienst des Obersten, späteren Generals Oster, der durch seine Querverbindungen in das braune und schwarze Lager besonders zu dem Berliner Polizeipräsidenten Graf Helldorf und dem Leiter des Reichskriminalamtes Nebe „unter dem Tisch“ zahlreiche Informationen erhielt'). Es ist aber eine Überschätzung dieser schließlich doch auf einigen wenigen unter ständiger schwerster Gefahr für alle Beteiligten gepflegten persönlichen Beziehungen beruhenden Informationsquellen, wenn beispielsweise der Botschafter von Hassell in seinem Tagebuch unter dem 16. Dezember 1938 als Meinung des Gesandten von Hentig verzeichnet, daß eine Überwachung der gesamten Partei durch die Abwehrabteilung (Canaris) der Wehrmacht“ bestehe.

-

""

Die Informations- und Betätigungsmöglichkeiten der Abwehr waren also nicht unbegrenzt, unter einem geschickten und wendigen Chef waren sie aber sehr beträchtlich, auch wenn, wie gesagt, ein erheblicher Teil der Energien ständig benötigt wurde, um die unaufhörlichen offenen und getarnten Neben Oster trugen die Abwehrstellen bei den einzelnen Generalkommandos dazu bei, daß Canaris über das, was sich in ihrem Bereich innerpolitisch abspielte, unterrichtet wurde.

144

ten Expansionsversuche des RSHA abzuwehren. Zugute kam der Abwehr, daß sie in einem höheren Grade als irgendeine andere Institution im Dritten Reiche der Überwachung und Gängelung durch die Gestapo entzogen war. Sie hatte beispielsweise ihre eigene Paßstelle für Auslandspässe und Sichtvermerke, sie war in der Lage, unter ihrem Personal in der Frage des Ariernachweises verhältnismäßig frei zu schalten (unter den in der Abwehr tätigen Offizieren befanden sich einige, unter den sogenannten V.-Leuten eine ganze Anzahl, welche den Anforderungen der „Nürnberger Gesetze“ nicht entsprachen).

Ein höherer SD-Führer hat bei Vernehmungen in Nürnberg ausführlich über die Beziehungen zwischen Wehrmacht und Sicherheitspolizei ausgesagt. Auch wenn man seine Äußerungen sehr kritisch betrachtet, klingen sie in manchen Teilen durchaus glaubwürdig. Der Vernommene beschäftigt sich da beispielsweise mit dem in Wehrmachtskreisen in den Jahren vor dem Kriege umlaufenden Gerüchten, daß Himmler und Heydrich beabsichtigt hätten, sich mit Hilfe von Tschekamethoden an die Spitze der gesamten Wehrmacht zu setzen. Er sagt dazu, daß es sich seiner Kenntnis entziehe, ob Himm-

ler und Heydrich damals Pläne dieser Art verfolgt hätten, bezweifelt es aber, weil schon personell nicht die Voraussetzung für so weitreichende Maßnahmen bestanden hätte. Das mag man als die persönliche Ansicht des Vernommenen glaubhaft finden oder nicht. Er fügt dann aber wörtlich hinzu: „Darüber hinaus war aber jedenfalls Tatsache, daß die Geheime Staatspolizei als Einrichtung ebenso wenig wie der Sicherheitsdienst (SD) sich mit diesen Dingen befaßte. Ihnen war die nachrichtendienstliche Tätigkeit gegen und innerhalb der Wehrmacht untersagt. Obwohl Heydrich ab und zu gern etwas über die Wehrmacht

10 Abshagen, Canaris

145

und aus ihr hörte, griff er in jedem Falle scharf durch, der ihm gemeldet wurde. Er mußte dies ja auch tun, um gegenüber der Wehrmacht gedeckt zu sein."

Diese Äußerungen des SD-Führers haben ein starkes Maß innerer Wahrscheinlichkeit für sich und sind besonders wegen der von uns im Druck hervorgehobenen Sätze interessant, welche darauf schließen lassen, daß auch Heydrich sich seine Informationen über die Wehrmacht und speziell über die Abwehr, „unter dem Tisch" durch freiwillige „Mitarbeiter" zu besorgen bestrebt war. Die Tatsache, daß innerhalb der Abwehr so lange Jahre ungestraft ein Zentrum des Widerstandes gegen das Regime bestehen konnte, scheint ein Beweis dafür, daß Heydrichs privater Informationsapparat in diesem Abschnitt wesentlich weniger gut funktionierte als der von Oster gegen Partei und Gestapo angesetzte. Das Offizierkorps der Abwehr erwies sich eben gegen die Infiltration von Gestapospitzeln in hohem Grade immun. Doch werden wir uns mit dieser Frage später noch einmal ausführlicher beschäftigen müssen.

Auf das persönliche Verhältnis von Canaris zu den leitenden Männern der Gestapo soll hier nur kurz eingegangen werden. Die Beziehungen zu Himmler sind und bleiben farblos. Es gibt wenige persönliche Berührungen. Canaris hat keine hohe Meinung von Himmler, den er im Grunde für einen wildgewordenen kleinen Beamten hält. Der ist zwar grausam und verschlagen, aber nicht klug und auch feige. Mit dem, meint Canaris, wird er schon fertig werden. Schwieriger ist sein Verhältnis zu Heydrich zu umreißen. Es ist von beiden Seiten kompliziert. Vor Heydrich fürchtet sich Canaris. Es ist eine instinktive körperliche Furcht. Der ganze Kerl ist ihm unheimlich. Er ist zu groß,

146

die fast mongolisch geschnittenen Augen haben einen kalten durchdringenden Blick, fast wie die einer Schlange. Canaris fühlt sich einem Menschen gegenüber, der keine Hemmungen kennt, einer Verbrechernatur ganz großen Maßes. Und doch ist er immer wieder fasziniert von der hohen Intelligenz seines Gegenspielers, den er einmal als „die klügste Bestie" bezeichnet. In seinem Tagebuch spricht er von ihm nach dem ersten amtlichen Zusammentreffen als einem „brutalen Fanatiker, mit dem es schwer sein wird, offen und vertrauensvoll zusammenzuarbeiten". Die Furcht vor Heydrich legt sich auch nicht im Laufe der Zeit. Schon ein Telephonanruf vom Chef des RSHA genügt, um Canaris in Unruhe zu versetzen. Trotzdem war Canaris, solange Heydrich lebte, bestrebt, ein gutes persönliches Verhältnis zu ihm aufrechtzuerhalten.

Äußerlich waren die Beziehungen zwischen beiden sogar herzlich. Der Zufall wollte es, daß Canaris, als seine Familie Anfang Februar 1935 von Swinemünde nach Berlin übersiedelte, eine Wohnung in der Döllestraße in Süden fand. Es stellte sich bald heraus, daß Heydrich bereits seit einiger Zeit nicht weit entfernt in der gleichen Straße wohnte. Trotz inneren Widerwillens pflegte Canaris aus dienstlichen Erwägungen den Verkehr zwischen beiden Familien, und am Sonntagnachmittag im Sommer 1935 zog gelegentlich Familie Canaris die Straße hinauf zu Heydrichs, um dort im Garten Krocket zu spielen. Im August 1936 kaufte sich Canaris ein kleines Haus in Schlachtensee in der Dianastraße, die dann später nach dem nationalsozialistischen Schriftsteller Ottomar Beta in Betazeile umgetauft wurde. War es reiner Zufall, daß ein halbes Jahr später sich Heydrich in der an die Dianastraße angrenzenden Augustastraße, kaum zwei Minuten von Canaris entfernt, ein im Bau befindliches Haus kaufte und nach Fertigstellung bezog? Frau Canaris konnte

147

sich nicht enthalten, ihm, als sie von dem Kauf hörte, lachend zu sagen: „Das haben Sie aber gut gemacht!“ Daß Heydrich die in dieser Bemerkung liegende Spitze verstand, geht daraus hervor, daß er sich zur Wehr setzte und mit allem Nachdruck erklärte, es sei reiner Zufall, daß er gerade in dieser Nachbarschaft ein passendes Haus gefunden habe. Es mag auch wirklich keine besondere Absicht dahinter gesteckt haben, denn schließlich hatte der Chef des RSHA es ja kaum nötig, persönlich seinen Gegner von der Abwehr zu beschatten. Daß Heydrich trotz der äußeren Freundlichkeit der Beziehungen zu Canaris diesen als Gegner betrachtete und ihm gegenüber stets auf der Hut blieb, ist von zahlreichen Mitgliedern des SD bezeugt worden. Er warnte seine Untergebenen vor Canaris als „einem alten Fuchs, vor dem man sich in acht nehmen muß“.

Der SS-Standartenführer Schellenberg, der 1944 nach dem Sturz von Canaris die Leitung des Geheimen Meldedienstes übernahm, hat gegenüber Mitgefangenen in Nürnberg behauptet, Heydrich habe sich nur deswegen nicht an Canaris herangetraut, weil dieser Unterlagen für die nicht rein arische Abstammung Heydrichs besessen habe, die an sicherem Orte deponiert gewesen seien. Ähnliche Erzählungen sind auch von anderen Seiten in Umlauf gesetzt worden. Sichere Unterlagen sind dafür bisher nicht zutage getreten. Diejenigen, welche Canaris beruflich und menschlich am nächsten standen, sind von ihm auch nicht in diesem Sinne unterrichtet worden, wenngleich kein Zweifel darüber bestehen kann, daß er über die „nichtarische“ Abstammung von Heydrichs Vater genau orientiert war. Gegen die Schellenbergsche Behauptung, daß Canaris aktenmäßige Unterlagen über Heydrichs „Webefehler“ besessen und als Druckmittel in sicherem Gewahrsam untergebracht habe, scheint aber die Tatsache zu

148

sprechen, daß Canaris nach einwandfreien Zeugnissen aus seiner Umgebung stets Heydrich fürchtete, und daß die Nachricht von dessen Tod Anfang Juni 1942 von ihm mit einem Aufatmen der Erleichterung aufgenommen wurde, wenngleich er es für richtig hielt, bei der Beisetzung gegenüber Heydrichs Mitarbeitern mit dumpfer, wie von Tränen erstickter Stimme zu erklären, daß er Heydrich als großen Menschen außerordentlich geschätzt und verehrt habe und an ihm einen

treuen Freund verliere.

Trotz des gegenseitigen Mißtrauens war das äußerlich gute Verhältnis zu Heydrich für Canaris' Arbeit äußerst nützlich. Bei aller gegenseitigen Zurückhaltung war es ihm möglich, in vielen Fällen über Pläne und Maßnahmen des SD rechtzeitig zu hören. Obwohl Heydrich Canaris mißtraute, schien er doch den gesellschaftlichen Kontakt mit ihm zu schätzen. Er war wegen der Umstände seiner Dienstentlassung aus der Marine von Ressentiment gegen die Wehrmacht erfüllt, er war sich auch bewußt, daß ihn die meisten der hohen Offiziere der Marine und des Heeres als Renegaten betrachteten und gesellschaftliche Berührungen mit ihm nach Möglichkeit vermieden. Deshalb empfand er den Verkehr mit der Familie Canaris trotz aller geistigen Vorbehalte als wohltuend und ging im Gespräch mit dem Abwehrchef häufig spontan mehr aus sich heraus, als er es vielleicht vorher beabsichtigt hatte.

149

NEUNTES KAPITEL

SPANISCHES RÄTSEL

Neben den Verhandlungen mit Heydrich über die Abgrenzung der beiderseitigen Kompetenzen nahm der innere Auf- und Ausbau der Abwehr seinen Fortgang. Es war Canaris' Streben, den leitenden Männern der deutschen Wehrmacht zu allen Zeiten ein möglichst vollständiges und auf jeden Fall ein ungeschminktes Bild der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Kräfteverhältnisse zu vermitteln. Aus manchen Veröffentlichungen der letzten Jahre ist in weiteren Kreisen der Eindruck entstanden, daß Canaris bewußt und systematisch Nachrichten, die bei der Abwehr von ihren V.-Leuten und Außenstellen einliefen, zum Schaden der deutschen Kriegführung unterschlagen oder in verfälschter Form den für die Führung der Wehrmacht zuständigen Instanzen weitergeleitet hätte. Auch eine Stelle in Gisevius' „Bis zum bitteren Ende“) kann leicht in diesem Sinne mißverstanden werden. Mitarbeiter, welche jahrelang in den Geschäftsgang des Geheimen Meldedienstes Einblick hatten, bezeichnen derartige Behauptungen als völlig abwegig. Der Generalstab des Heeres und die entsprechenden für die operative Vorbereitung deutscher Kriegsmaßnahmen verantwortlichen Stellen der Luftwaffe und der Marine erhielten das Nachrichtenmaterial, das bei der Abwehr einging, grundsätzlich in der Form, in der es anfiel, gegebenenfalls mit Hinweis) II. Band, S. 196/7, deutsche Ausgabe, Claassen & Govers, Hamburg 1948.

150

weisen hinsichtlich der Natur und Glaubwürdigkeit der Quellen. Es war ihre Aufgabe nicht die der Abwehr sich aus der Auswertung dieser Meldungen im Zusammenhang mit anderem, unabhängig von der Abwehr erarbeitetem Nachrichtenmaterial (beispielsweise aufgefangenen Funkmeldungen, Gefangenenaussagen, um nur zwei solcher Quellen zu nennen) ihr Urteil über die Lage zu bilden. Es steht auf einem anderen Blatte, daß Canaris bei sich bietender Gelegenheit, etwa beim Vortrag vor Hitler oder vor Keitel, in dem Bestreben, Einfluß auf die oberste Führung in dem Sinne auszuüben, der ihm als vernünftig oder moralisch einwandfrei erschien, gewisse Nachrichten, welche seine Thesen unterstützten, besonders hervorhob, andere, welche Hitlers Ideen Vorschub zu leisten schienen, geflüstertlich übergab. Aber wohlverstanden, auch in solchen

Fällen handelte es sich um die Auswahl aus Material, welches in vollem Umfange den für die eigentliche militärische Lagebeurteilung zuständigen Stellen vorlag. Die moralische Berechtigung zu solchen nachrichtenmäßigen Kunstgriffen leitete Canaris davon her, daß ihm gerade aus seiner Tätigkeit als Nachrichtenchef - sofern er sie nicht schon vorher erkannt hatte sehr bald die Gefährlichkeit der hitlerschen Außenpolitik deutlich offenbar wurde. Um so notwendiger aber wurde seiner Auffassung nach eine richtige und umfassende Informierung der Wehrmachtsführung. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit an der Spitze der Abwehr war die Stellung der Wehrmacht noch verhältnismäßig unabhängig von Parteeinflüssen. Allerdings waren Männer wie Blomberg und Reichenau allzu geneigt, Hitlers Wünschen entgegenzukommen; aber Persönlichkeiten wie der Oberbefehlshaber des Heeres von Fritsch; der Generalstabschef Beck und manche andere schienen Canaris Gewähr gegen eine völlige Unter-

werfung der Wehrmacht unter Parteeinflüsse zu bieten. Diese Männer in ihrem Ringen um die Aufrechterhaltung der Traditionen der Wehrmacht, insbesondere des Heeres, im Rahmen seines eigenen Tätigkeitsbereiches zu unterstützen, betrachtete Canaris als selbstverständliche Pflicht. Er nahm dabei hinsichtlich seines Arbeitsgebietes keine kleinliche bürokratische Haltung ein. Er fühlte sich speziell immer dann als zuständig, wenn er die Möglichkeit sah, Unheil abzuwenden oder Unrecht entgegenzutreten.

Als im Herbst 1935 der abessinische Konflikt ausbrach, stand Canaris mit seinen Sympathien auf der Seite Abessiniens. Er nahm instinktmäßig für den Schwächeren Partei. Außerdem aber sah er in dem Abenteuer Mussolinis schon frühzeitig deshalb eine Gefahr, weil er mit Recht annahm, daß Hitler dem vom Duce gegebenen Beispiel folgen und Deutschland in gefährliche Unternehmungen verwickeln würde. Bei aller Sympathie für das italienische Volk war Canaris damals und auch später ein Gegner eines Militärbündnisses mit Italien. Er hatte eine niedrige Einschätzung des italienischen Kriegspotentials und sah richtig voraus, daß sich die beiden Diktatoren gegenseitig zu immer gefährlicheren Abenteuern emporsteigern würden. Die Schwäche, die Großbritannien während des abessinischen Konfliktes zeigte nach seiner Meinung hätte es durch die Schließung des Suezkanals dem ganzen Spuk in Abessinien ein rasches Ende bereiten können, war für Canaris eine große Enttäuschung. Doch zog er daraus nicht wie Hitler den falschen Schluß, daß England immer und unter allen Umständen nur bluffe und sich niemals auf einen ernsten Konflikt einlassen werde. Er sollte noch öfters in den nächsten Jahren durch die Unentschlossenheit der britischen Politik enttäuscht werden, ohne daß seine Haltung gegenüber Großbritannien da-

-

152

durch geändert worden wäre. Canaris hatte sein ganzes Leben hindurch Sympathie und Hochachtung für die Engländer. Er bewunderte die elastischen Methoden, mit denen sie ihr vielfältiges Imperium zusammenzuhalten verstanden. Er sah im Britischen Weltreich ein Ordnungsprinzip, von dem er sich auch für die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse auf dem europäischen Festlande viel versprach. Er hatte großen Respekt vor der Zähigkeit des britischen Volkscharakters und

war überzeugt, daß trotz der ihm natürlich nicht verborgenen Schwächen der britischen Rüstungen Hitler niemals in der Lage sein werde, diesen Gegner zu bezwingen. Die Befürchtungen, welche das Gelingen von Mussolinis Coup in Abessinien bei Canaris erweckt hatten, erwiesen sich nur zu rasch als begründet. Hitlers Einmarsch in das entmilitarisierte Rheinland war die Quittung auf die schwächliche Haltung der Westmächte gegenüber Italien. Einige Tage vor diesem Unternehmen kam Canaris in einer Unterhaltung mit Legationssekretär Erich Kordt, mit dem er damals noch nicht in näherem Kontakt stand, über dessen ablehnende Haltung gegenüber dem Regime er jedoch unterrichtet war, auf die bevorstehenden Ereignisse zu sprechen. Ohne den geplanten Einmarsch ausdrücklich zu erwähnen, stellte er unvermittelt die Frage: „Glauben Sie, daß Frankreich mobilisieren wird?“ Der also Angeredete ließ sich seine Überraschung über die Frage nicht anmerken, antwortete vielmehr, er sei selbst im Zweifel, ob sich die Westmächte zum Handeln aufrufen oder durch die friedfertigen Versicherungen, mit denen Hitler seinen Streich zu begleiten beabsichtige, täuschen und von energischen Gegenmaßnahmen abhalten lassen würden. Canaris ließ erkennen, daß auch er an einer energischen Politik Englands und Frankreichs zweifelte, und gab dieser Auffassung bei aller Vorsicht in der Wahl der

153

Worte in solcher Weise Ausdruck, daß nach dieser Unterhaltung auch sein Gegenüber keinen Zweifel mehr hegte, daß er mit einem Gegner des Unternehmens und darüber hinaus des Systems gesprochen hatte.

Wenn Canaris der Besetzung des Rheinlandes unter Bruch des Locarno-Vertrages ablehnend gegenüberstand, so will das nicht besagen, daß nicht auch er den Wunsch gehabt hätte, die volle Souveränität Deutschlands möglichst bald wieder herzustellen. Aber er war ein überzeugter Gegner der hitlerschen Methode einseitiger Aufhebung von Verträgen, zumal solcher, welche auch das nationalsozialistische Regime noch kurz vorher als bindend anerkannt hatte. Er war überzeugt, daß die wenigen noch die Gleichberechtigung Deutschlands beeinträchtigenden Bestimmungen des Versailler Vertrages auf dem Verhandlungswege in absehbarer Zeit beseitigt werden könnten. Er fürchtete, daß jeder Erfolg der Gewaltpolitik Hitler zu immer neuen Vertragsbrüchen ermutigen würde. Und schließlich ließ das umfangreiche Nachrichtenmaterial, das ihm aus aller Welt laufend zuing, keinen Zweifel darüber, daß diese sogenannten außenpolitischen Erfolge Hitlers nicht nur dem Regime, sondern dem ganzen deutschen Volke teuer zu stehen kommen würden durch den Verlust an moralischem Kredit und das Anwachsen eines allgemeinen Deutschen Hasses in Ländern, in denen gerade die stimmungsmäßigen Folgen des ersten Weltkrieges im Abklingen gewesen waren.

Um diese Zeit wurde es Canaris immer klarer, daß für ihn Widerstand gegen das System moralische Pflicht sei. Aber noch war der Zeitpunkt nicht gekommen, in dem dieser Widerstand die Form einer Verschwörung mit dem Ziel des Sturzes Hitlers annehmen sollte. Noch waren ja an leitenden Stellen der Wehrmacht Männer wie Fritsch und Beck, über

154

deren Köpfe hinweg Canaris sich nicht zu handeln befugt fühlte. So handelte es sich vorläufig noch um einen Klein-

krieg gegen die Auswüchse des Systems. Canaris war im Bilde über den Kampf, den Oster unablässig gegen SS und Gestapo führte und in der Kulisse daran beteiligt. Er persönlich betätigte sich daneben besonders auf humanitärem Gebiet. In diesen Jahren hatten mehrere hundert Menschen, die von Partei und Gestapo verfolgt wurden ein erheblicher Teil davon Juden es dem Chef der Abwehr zu verdanken, wenn sie über die Grenzen des Dritten Reiches ins Ausland entkommen konnten.

----- •

-

In der Leichtgläubigkeit, mit der viele Ausländer in hervorragenden Stellungen auf die Propaganda der Nationalsozialisten hereinfließen, sah Canaris eine große Gefahr. Er bemühte sich, ihr dadurch entgegenzutreten, daß er seinerseits zahlreiche Persönlichkeiten des Auslandes, von deren Einsicht und Beobachtungsgabe er etwas hielt, anlässlich der Olympiade im Jahre 1936 und zu den Parteitag der NSDAP einlud und ihnen die Möglichkeit gab, sich in Deutschland umzusehen, in der Hoffnung, daß sie die Propaganda durchschauen und ein wahrhaftiges Bild von der Gewaltherrschaft und dem Dilettantismus des Nationalsozialismus gewinnen würden. Sehr großer Erfolg war ihm auf diesem Gebiet allerdings nicht beschieden.

-

Das Jahr 1936 brachte ein Ereignis von weittragender Bedeutung. Am 16. Juli brach ausgelöst durch die Ermordung des rechtsstehenden Politikers Calvo Sotelo durch linksgerichtete Polizeior-gane - in Spanien eine Militärrevolte gegen die dortige Volksfrontregierung aus. Aus ihr entwickelte sich der Bürgerkrieg, der sich drei Jahre hinziehen sollte, bis er schließlich mit dem Siege der von General Francisco Franco geführten Kräfte endete. In den ersten Phasen des Kampfes

155

hatte die Volksfrontregierung unzweifelhaft die Oberhand, und es wäre wohl zu einer blutigen Unterdrückung der Erhebung gekommen, wenn nicht Franco die Unterstützung Italiens und Deutschlands gefunden hätte. Es ist bekannt, daß Canaris bei der deutschen Hilfeleistung eine sehr wesentliche Rolle gespielt hat. Dieser Umstand ist der Ausgangspunkt von zahlreichen Angriffen gegen Canaris geworden. In der Tat scheint auf den ersten Blick ein unerklärlicher Widerspruch darin zu liegen, daß Canaris das autoritäre Regime des Nationalsozialismus in Deutschland bekämpfte, die spanische Variante des Faschismus dagegen nicht etwa nur in Ausführung der ihm von seinen Vorgesetzten und von Hitler erteilten Befehle, sondern aus persönlicher Überzeugung förderte und nach Kräften unterstützte.

Einer Klärung dieses Widerspruches werden wir nicht näher kommen, ohne uns zu vergegenwärtigen, wie denn Canaris damals überhaupt zu politischen Problemen stand. Von Jugend an hatte er ein brennendes Interesse für außenpolitische Fragen an den Tag gelegt. Das delikate Spiel des europäischen Gleichgewichts hatte schon den jungen Seeoffizier ebenso beschäftigt, wie etwa die Schachzüge des zaristischen Rußlands und Großbritanniens im Vorderen und Mittleren Orient oder das Tauziehen zwischen britischen und nordamerikanischen Interessengruppen in Mexiko, das er in der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des ersten Weltkrieges an Ort und Stelle hatte verfolgen können. Fragen der inneren Politik,

der Sozialpolitik und alles, was damit verknüpft ist, waren dagegen außerhalb seines unmittelbaren Gesichtskreises geblieben. Im Elternhause war, wie wir erwähnten, wenig politisiert worden. In der Kaiserlichen Marine waren innerpolitische Unterhaltungen unter den Offizieren nicht üblich. Wie das Heer sollte die Marine nach Möglichkeit aus dem Kampf

156
der politischen Meinungen herausgehalten werden. Die Revolution und die inneren Kämpfe 1918/19 hätten das vielleicht ändern können. Sie hatten aber, was Canaris anbetrifft, in dieser Hinsicht nicht viel Spuren hinterlassen. Nur in einer Beziehung hatten sie einen bleibenden Niederschlag zu verzeichnen. Die tiefe Abneigung gegenüber dem Kommunismus, das Mißtrauen gegenüber dem bolschewistischen Rußland sollten Canaris nicht wieder verlassen. Im übrigen hatten die zahlreichen Kontakte mit Politikern der verschiedensten Richtungen während seiner Dienstzeit bei der Garde-Kavallerieschützen-Division in Berlin und seiner Mission nach Weimar und auch später noch in der Adjutantur Noskes bei ihm die Hochachtung gegenüber Parlamenten und Parlamentariern nicht gerade verstärkt. Sie hatten auch nicht in ihm besondere Lust erweckt, sich tiefer in innerpolitische Probleme zu versenken. Mit einem Wort gesagt: Canaris war zu keiner Zeit seines Lebens ein überzeugter Demokrat. Er war nicht von der unzweifelhaften Überlegenheit und Allgemeingültigkeit der demokratisch-parlamentarischen Staatsform überzeugt. In seiner allgemeinen Einstellung zu den praktisch-politischen Problemen war er ein gemäßigter Konservativer. Im übrigen war er ein betont humaner Mensch. (Wie ja denn auch sein Widerstand gegen Hitler nicht so sehr in politischen Überlegungen als in Abscheu vor den Grausamkeiten und Rechtsbrüchen des Systems wurzelte.) Das britische parlamentarische System bewunderte er wegen der Freiheitlichkeit seiner Einrichtungen ebensosehr wie wegen seiner Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit. Er sah in ihm eine aus jahrhundertelanger Erfahrung und Tradition geborene Synthese von demokratischen und aristokratischen Elementen. Er hatte aber sehr starke Zweifel, ob sich dieses System ohne weiteres auf andere Länder, Völker und Verhältnisse übertragen lasse.

157
Beispielsweise hegte Canaris ernste Bedenken bezüglich der Entwicklung, welche das parlamentarische System in mehreren westeuropäischen Ländern, ganz besonders in Frankreich und in Spanien vor Ausbruch des Bürgerkrieges, zu nehmen drohte. Er betrachtete die Volksfrontregierungen in beiden Staaten mit tiefem Mißtrauen. Er hatte schon um die Mitte der dreißiger Jahre keine Illusionen über die kommunistischen Parteien dieser Länder, in denen er nichts weiter als völlig von Moskau und den Politikern des Kreml abhängige Sektionen der Komintern sah. Er glaubte, daß die bürgerliche Tradition Frankreichs noch stark genug sein möchte, um wenigstens für die unmittelbare Zukunft eine völlige Bolschewisierung des Landes zu verhindern, aber bezüglich Spaniens war er viel skeptischer. Canaris kannte und liebte Spanien. Er sah die Entwicklung dort als ein rein menschliches Phänomen ohne ideologische Brille. Wenn er auf die jüngste Vergangenheit zurückblickte, so wollte es ihm scheinen, als ob trotz aller Schattenseiten das Regime Primo de Riveras dem Lande und dem Volke in vieler Hinsicht mehr Nutzen gebracht hätte als die republikanischen Regierungen,

die darauf gefolgt waren. Die großen administrativen Erfolge Salazars im benachbarten Portugal nach Jahrzehnten parlamentarischer Mißwirtschaft schienen ihm ein weiterer Beweis dafür, daß auf der iberischen Halbinsel die politischen und sozialen Voraussetzungen für ein funktionierendes demokratisches System mindestens zur Zeit noch nicht gegeben seien und daß in der anders gearteten politischen und geistigen Atmosphäre Südwesteuropas autoritäre Regime nicht notwendigerweise die gleichen Auswüchse zeitigen müßten wie die Systeme Stalins oder Hitlers. (Er war auch später noch der Meinung, daß Mussolini ohne die Einwirkung und das Beispiel Hitlers eine wesentlich andere Entwicklung genom-

158
men hätte.) Was ihn an der spanischen Entwicklung mit besonderer Sorge erfüllte, war, daß alle Anzeichen auf einen zunehmenden Einfluß Moskaus hindeuteten. Die traditionellen spanischen Gruppen der radikalen Linken, die Anarchisten. und Syndikalisten, verloren zusehends an Boden zugunsten der von Moskau aus ideologisch, propagandistisch und finanziell geförderten Kommunistischen Partei. Nahm diese Entwicklung ihren Fortgang, so bestand nach Canaris' Auffassung die Gefahr der Errichtung eines vom Kreml abhängigen bolschewistischen Staates im Südwesten Europas, was auf die Dauer für Frankreich und alle zwischen Sowjetrußland und einem Sowjetspanien liegenden Länder, wie auch für die ganze ibero-amerikanische Welt, eine furchtbare Gefahr bedeuten würde.

Die Entwicklung im republikanischen Spanien bald nach Ausbruch des Bürgerkrieges schien Canaris' Auffassungen recht zu geben. Sehr bald entglitten die bewaffneten Linksorganisationen der Kontrolle der parlamentarischen Volksfront. Die gemäßigten Elemente innerhalb der republikanischen Parteien waren zur Machtlosigkeit verdammt. Bolschewistische Einflüsse traten immer deutlicher zutage. Die Geiselmorde unter der Ober- und Mittelschicht, besonders aber in den kirchentreuen katholischen Kreisen ließen die Parallele mit der bolschewistischen Revolution in Rußland so deutlich hervortreten, daß selbst in den mit dem republikanischen Spanien sympathisierenden Kreisen Westeuropas scharfe Kritik wenn auch meistens in camera geäußert wurde.

Aber schon bei Beginn des Bürgerkrieges stand Canaris, wie gesagt, der Volksfrontregierung in Spanien mißtrauisch und ablehnend gegenüber. Auf der anderen Seite hatte er starke Sympathien für Franco persönlich. Außerdem befanden sich alle die Freunde, die er während seiner zahlreichen

—

:

159

—

Aufenthalte in Spanien in früheren Jahren kennengelernt hatte, im Lager des „Caudillo“, oder standen doch jedenfalls der Volksfrontregierung in Opposition gegenüber. Canaris hatte von Anfang an von General Franco eine ziemlich hohe Meinung und ist dieser Auffassung bis zuletzt treu geblieben. Canaris schätzte nicht nur das soldatische Urteil Francos, der militärische Situationen illusionslos und nüchtern zu sehen verstand sowohl während des Bürgerkrieges, wie später während des Weltkonfliktes. Er hielt, auch zu einer Zeit, als es in Deutschland und anderswo die große Mode war, den „Caudillo“ als beschränkt und unbedeutend abzu-

tun, Franco für einen Staatsmann von mehr als Mittelmaß. Aber vor allen Dingen war dieser ihm menschlich sympathisch. Canaris schätzte Francos Sinn für Würde ebenso wie seine Ablehnung äußeren Poms. Er sympathisierte mit dem an Bauernschläue grenzenden Mutterwitz des Gallego ¹⁾ ebenso wie mit dessen hartem Tatsachensinn. Mochten andere in wenig schmeichelhafter Weise Franco mit Sancho Panza vergleichen, so wies Canaris darauf hin, daß gerade dieser der Prototyp des vernünftigen Spaniers sei und daß auf jeden Fall Spanien in den schwierigen Zeitläuften der dreißiger Jahre einen Don Quichotte bestimmt nicht an seiner Spitze haben dürfe, wenn es nicht im Kampfe mit übermächtigen Gewalten zerschmettert werden wolle.

Das Leitmotiv von Canaris' Handeln zur Zeit des spanischen Bürgerkrieges aber war doch wohl die Sorge vor einem Übergreifen des Bolschewismus auf Südwesteuropa. Einer seiner langjährigen Mitarbeiter gibt in vielleicht etwas überspitzt drastischen, aber den Kern treffenden Worten diese Erklärung ¹⁾ General Franco stammt aus der nordwestspanischen Provinz Galicien, deren Bewohner im Ruf der Schläue und des nüchternen Realismus stehen.

160

klärung: Die Tatsache, daß Canaris den braunen Bolschewismus zu Hause bekämpfte, konnte ihn nicht abhalten, dem roten Bolschewismus überall da entgegenzutreten, wo er gefährlich zu werden drohte.

Canaris hat sich, soweit heute feststellbar ist, niemals eindeutig darüber ausgelassen, wann er Franco zuerst getroffen hat. Daß beide bereits während Canaris' erstem Aufenthalt in Madrid in den Jahren 1916/17 zusammengetroffen sein könnten, wäre denkbar, ist aber wenig wahrscheinlich, wird auch von Bekannten aus jener Zeit der „Etappe Madrid“ nicht bestätigt. Dagegen ist anzunehmen, daß Canaris Franco schon vor Ausbruch des Bürgerkrieges persönlich kannte. Möglicherweise könnte er ihn zu der Zeit getroffen haben, als Franco Mitte der dreißiger Jahre, während der Führer der Katholischen Partei, Gil Robles, das Kriegsministerium leitete, als Generalstabschef fungierte. Alles deutet darauf hin, daß sich die beiden Männer kannten, als im Spätsommer 1936 Franco wegen des Lufttransportes seiner in Marokko stehenden Truppen nach Spanien Fühler nach Deutschland ausstreckte. Zwei in Tetuan ansässige deutsche Kaufleute namens Bernhardt und Langenheim kamen im Auftrage Francos nach Berlin und verhandelten zunächst mit General Willberg im Reichsluftfahrtministerium. Göring wurde informiert, stand dem Ansuchen Francos aber anfangs kühl gegenüber. Er war zwar daran interessiert, deutsche Flugzeuge gegen Devisen zu verkaufen, auch schien die Aussicht auf eine Erprobung neuer Flugzeugtypen unter kriegsmäßigen Voraussetzungen verlockend, aber die Chancen der Militärerhebung in Spanien waren ihm zu zweifelhaft, als daß er bereit gewesen wäre, sich sehr stark in der Sache zu engagieren.

Etwa um die gleiche Zeit erschienen bei Canaris zwei Spä-
11 Abshagen, Canaris

161

nier, die über Paris gekommen waren, um seine Unterstützung für Francos Bestrebungen nachzusuchen. Canaris sah im Gegensatz zu Göring die Angelegenheit nicht unter dem Gesichtspunkt des Devisengewinns oder der Waffentechnik,

sondern unter dem vorher umrissenen politischen Aspekt. Da er aus den Ausführungen der beiden Spanier entnahm, daß auch Bestrebungen im Gange waren, Italien für eine Unterstützung der Militärerhebung zu gewinnen, hielt Canaris es für zweckmäßig, sich mit seinem italienischen Kollegen, dem damaligen Oberst Roatta, zu verständigen. Er flog nach Rom. Zwischen den beiden Nachrichtenchefs bestand ein freundschaftliches Verhältnis, wenngleich mindestens auf seiten von Canaris die Freundschaft mit Vorsicht gepaart war. Roatta konnte nach Fühlungnahme mit seinen militärischen Vorgesetzten und persönlichem Vortrag vor Mussolini in Gegenwart Cianos Canaris versichern, daß Italien an einer Hilfeleistung für Franco dringend interessiert sei. Nach seiner Rückkehr von Rom wurde Canaris nunmehr durch Keitel offiziell in die Verhandlungen, die in Berlin unter den interessierten Ressorts inzwischen eingeleitet worden waren, eingeschaltet. Canaris mußte zunächst Göring über seine Besprechungen in Rom Bericht erstatten. Auf Veranlassung Görings wurde er dann zum Vortrag bei Hitler befohlen. In dieser Besprechung wurde der grundlegende Plan für die Hilfeleistung an Franco-Spanien gefaßt. Canaris vertrat den Standpunkt, es sei das beste, einen Vertreter der Wehrmacht nach Spanien zu entsenden. Für diese Aufgabe wurde der Oberst Warlimont ausgewählt, der mit einem in spanischer Sprache abgefaßten und von Kriegsminister von Blomberg unterzeichneten Schreiben als Vertreter aller drei Wehrmachtzweige bei Franco akkreditiert wurde. Die folgenden Monate brachten eine enge Zusammenarbeit zwischen

162

Canaris und Warlimont. Gemeinsam mit diesem und allein flog Canaris mehrmals nach Spanien. Der erste Flug in einer alten Junkersmaschine ohne Zwischenlandung in großer Höhe quer über Frankreich die Fahrgäste saßen auf Benzin-kanistern, da alle unnötige Einrichtung zwecks Gewichtsersparnis aus der Maschine entfernt war war ein Abenteuer nicht ohne Risiko. Bei einer späteren Gelegenheit fuhr Canaris gemeinsam mit Roatta auf einem italienischen Schiff nach Spanien, um dort die deutsche und italienische Beistandsleistung aufeinander abzustimmen.

Das Ergebnis der Verhandlungen mit Franco war die Bildung der Legion Condor, deren erster Kommandeur der General Sperrle wurde. Im weiteren Verlauf des Bürgerkrieges wechselte das Kommando der Legion noch zweimal. Auch die Generale Volkmann und von Richthofen hatten ebenso wie Sperrle auf diese Weise die Gelegenheit, Erfahrungen in der Führung von Fliegerverbänden unter kriegsmäßigen Verhältnissen zu gewinnen und sich ein Urteil über die Leistungsfähigkeit der auf der Gegenseite eingesetzten französischen und sowjetrussischen Flieger zu bilden.

Die Federführung des Spanienunternehmens lag in Deutschland beim Reichsluftfahrtministerium. Trotz der gelegentlich auf seiten Görings gegenüber Canaris zutage tretenden Eifersucht konnte man aber den Abwehrchef bei der Aufrechterhaltung der Beziehungen zu Franco-Spanien nicht entbehren. Man mußte immer wieder auf seine Landeskennntnis, auf seine persönlichen Beziehungen zu einem großen Kreise der in Spanien maßgebenden Persönlichkeiten und auf seine richtige Einschätzung des spanischen Volkscharakters zurückgreifen. Immer wieder mußte Canaris, wenn es Schwie-

rigkeiten zu überbrücken, Meinungsverschiedenheiten auszugleichen, neue Vereinbarungen zu treffen galt, nach Spa-
163

nien reisen. Alle Beschwerden, die Franco über die deutschen Helfer hatte, brachte er nach Möglichkeit in persönlicher Aussprache mit Canaris vor, was dieser natürlich mit gemischten Gefühlen aufnahm, da es ihn bei den beteiligten deutschen Instanzen nicht gerade beliebt machte.

u. a.

Bei Franco genoß Canaris uneingeschränktes Vertrauen, und viele Vereinbarungen, die sonst im Sumpfe bürokratischer Umständlichkeiten stecken geblieben wären, wurden in persönlicher Aussprache zwischen den beiden Männern, für die es angesichts Canaris' Beherrschung der spanischen Sprache keines Dolmetschers bedurfte, rasch erledigt. Da gab es vielfältige Probleme zu lösen. Mit der Bereitstellung der deutschen „Freiwilligen“ und der Flugzeuge für die Legion Condor war es ja nicht getan. Es mußten Waffen im Auslande in der Tschechoslowakei und in Amerika - durch deutsche Vertrauensleute gekauft werden; das Geld wurde von deutscher Seite in vielen Fällen vorgelegt und kam dann über London, wo es Franco gelungen war, finanzielle Hilfe zu erreichen, wieder herein. Die Verhandlungen hierüber liefen teilweise auch über die spanische Botschaft in Berlin, wo Canaris mit dem Botschaftsrat Vargas und mit dem bald nach Ausbruch des Bürgerkrieges von Franco zum Militärattaché ernannten Grafen Roccamora in engem Kontakt stand. Natürlich ging nur ein Teil - aber ein sehr wichtiger - dieser Angelegenheiten durch Canaris' Hände. Neben der Legion Condor entstand eine große, von Bernhardt geleitete deutsch-spanische wirtschaftliche Organisation - der Name „Hisma“ ist in der Weltpresse viel erwähnt worden, die nicht nur im spanischen Außenhandel eine große Rolle spielte, sondern auch beispielsweise zur Stabilisierung des Pesetenkurses entscheidend beitrug.

Die häufigen Reisen nach Spanien waren für Canaris eine
164

angenehme Pflicht. Er liebte das Land, und er liebte die Spanier. Wenn wir sagen, er liebte Spanien, so muß man daraus nicht schließen, daß er der spanischen Landschaft besondere Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Er war nie sehr an landschaftlichen Schönheiten interessiert gewesen, auch hatte er kein Organ für städtebauliche und architektonische Reize, sei es in Spanien oder in irgend einem anderen Lande. In den Städten, die er auf seinen weiten Reisen besuchte, lernte er selten viel mehr als die Hotels kennen, in denen er Station machte. Außerdem höchstens die eine oder andere Kirche und eine oder mehrere Apotheken. Besonders katholische Kathedralen zogen ihn an. Es konnte passieren, daß er, der sonst ungern allein ausging, aus seinem Hotel in aller Stille entwich und sich zur Meditation in eine Kirche zurückzog. So fanden ihn eines Abends seine Begleiter, die ihn seit Stunden vermißten und sich bereits Sorgen machten, ob ihm etwas zugestoßen sei, mutterseelenallein tief in Gedanken versunken, unter dem düsteren gotischen Gewölbe des nur dürftig von Kerzen an den Altären erleuchteten Domes von Burgos. Apotheken suchte Canaris öfters auf, denn er war in Sachen seiner Gesundheit ein ausgesprochener Hypochonder und hatte die Taschen stets voll mit allerlei harmlosen Patentmedizinen, von denen er auch seinen Begleitern häufig anbot.

Was Canaris an Spanien liebte, war die,,Atmosphäre“ im buchstäblichen und im übertragenen Sinne dieses Mittelmeerlandes. Er fühlte sich zu Hause unter den Menschen Spaniens, der Klang ihrer Sprache tat ihm wohl, und er empfand auch die Gerüche der Märkte, der Garküchen, der engen Gäßchen irgendwie als wohltuend und befriedigend. Er schätzte die spanische Küche, und man konnte sicher sein, daß er bei der ersten Mahlzeit auf spanischem Boden eine Knoblauchsuppe bestellen würde. Besonders gern fuhr er im Kraft-

165
wagen durch die weiten Hochebenen Kastiliens. Lieber als in großen Hotels übernachtete er in den staatlichen Rasthäusern, den Paradors.

Auf solchen Autofahrten durch Spanien kam im Gespräch mit seinen Begleitern der Humor des Admirals zu vollem Austrag. Sein Witz war meist tief verborgen, daß die anderen mit Ausnahme Piekenbrocks¹⁾, der sich durch bemerkenswert,,kurze Leitung“ auszeichnete oft erst lang hinterher begriffen, worum es eigentlich ging. Oft aber auch war es breiter Sarkasmus, so, wenn er des öfteren seine Begleiter aufforderte, jede der Schafherden, deren man vielen begegnete, durch Aufheben der Hand zu grüßen. Ganz nebenbei bemerkte er dazu trocken:,,Man weiß nie, ob sich nicht ein hoher Vorgesetzter darunter befindet.“ Gelegentlich aber verlor er sich in metaphysischen Spekulationen, die über die Köpfe seiner Begleiter hinausgingen.

Canaris beurteilte die Aussichten Francos im Bürgerkrieg von Anfang an günstig. Im Gegensatz zu anderen Beobachtern ließ er sich nicht durch die Langsamkeit der Operationen der nationalistischen Streitkräfte irre machen. Er verstand, im Gegensatz zu Hitler, zum Beispiel sehr gut, daß Franco bestrebt war, Madrid unter möglichst geringen Zerstörungen zu erobern und deshalb langsam und bedächtig mit dem Angriff zu Werke ging, weil er ja eines Tages in der Hauptstadt des Landes als Regierungschef von ganz Spanien zu residieren beabsichtigte. Der Ausgang des Bürgerkrieges rechtfertigte diese Auffassung von Canaris.

¹⁾ Dieser nahm an den Spanienreisen von Canaris allerdings erst später, nach Abschluß des Bürgerkrieges, teil.

166

ZEHNTES KAPITEL

KAMPF UM DEN FRIEDEN

Der spanische Bürgerkrieg nahm seinen Lauf. In der Presse der Welt gab es Parteigänger für die „Loyalisten“ und für die „Nationalisten“. In London tagte der Nichteinmischungsausschuß und nährte noch einmal die Illusion, daß man mit den Mitteln der Diplomatie wenn nicht die schwebenden Probleme lösen, so doch den Ausbruch ernster Konflikte verhindern könne. Abgesehen von Spanien zeigten sich im Jahre 1937 keine akuten außenpolitischen Krisenpunkte.

Für Canaris fällt in den Anfang des Jahres allerdings ein Ereignis, das ihn besorgt aufhorchen ließ und ihm unruhige Nächte bereitete, weil er zunächst keine Erklärung finden konnte. Es handelte sich um das inzwischen durch eine Reihe von Veröffentlichungen bekannt gewordene Ansuchen Heydrichs, daß die Abwehr ihm handschriftliche Unterlagen aus der Zeit der deutsch-sowjetischen militärischen Zusammenarbeit besonders Aktenstücke mit der Handschrift der deutschen Generale von Seeckt und von Hammerstein und des sowjetischen Marschalls Tuchatschewski und anderer rus-

sischer Generale - sowie Mitarbeiter zur Verfügung stellen solle, die in der Herstellung von originalgetreuen Fälschungen handschriftlicher Dokumente erfahren sein sollten. Heydrich hatte aus diesem Anlaß Canaris persönlich aufgesucht, und es war zu einer ziemlich scharfen Aussprache zwischen beiden gekommen, in deren Verlauf Canaris das Ansinnen des Gestapohauptlings abgelehnt und diesem erklärt hatte, 167

daß er an die falsche Adresse gekommen sei. Die Gestapo müsse sich bei derartigen Angelegenheiten schon selber helfen.

Canaris war aber durch das Ansuchen Heydrichs beunruhigt. Er konferierte mit Oster und Piekenbrock eingehend darüber und suchte in Erfahrung zu bringen, was dahinter stecken mochte. In diesem Falle versagte aber Osters interner Informationsdienst. Erst als knapp zwei Monate später in Moskau die große „Reinigungsaktion“ gegen die Spitzen der Roten Armee wegen angeblicher Verschwörung gegen die Sowjetregierung begann, in deren Verlauf Tuchatschewski und eine ganze Reihe anderer führender Männer der Sowjetwehrmacht nach dem üblichen umfassenden Geständnis zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden, ging Canaris ein Licht auf und er begriff, zu welchem infamen Manöver Heydrich seine Beihilfe nachgesucht hatte. Die Gestapo hatte der OGPU auf dem Umwege über den tschechoslowakischen Nachrichtendienst gefälschtes Material über angebliche landesverräterische Verhandlungen der Sowjetgeneralität mit deutschen Militärs in die Hand gespielt, und der OGPU-Chef Jeschow war prompt darauf hereingefallen. Im Laufe des Sommers, nach der am 12. Juni erfolgten Erschießung Tuchatschewskis, erzählte Heydrich Canaris freudestrahlend in allen Einzelheiten, wie er diese Sache angestellt und durchgeführt habe. Auf Canaris' entsetzte Frage nach dem Warum hatte Heydrich geantwortet, daß Hitler selber die Idee gehabt habe, auf diese Weise die Rote Armee ihrer Köpfe zu berauben und auf Jahre hinaus zu schwächen.

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß Canaris bekannt war, daß Tuchatschewski keineswegs völlig unschuldig erschossen wurde. Er hatte verlässliche Nachrichten darüber, daß der Sowjetmarschall während seines Aufenthaltes in London als 168

Vertreter der Sowjetregierung bei der Beisetzung König Georgs V. mit Abgesandten des an der Spitze der russischen Emigration in Paris stehenden Generals Miller verhandelt hatte. Es ist durchaus möglich, daß die OGPU auch davon Kenntnis hatte, als sie das Verfahren gegen Tuchatschewski einleitete, denn aus den gerichtlichen Untersuchungen, die sich in Paris etwa um die gleiche Zeit an das Verschwinden des Generals Miller anschlossen, ging hervor, daß sich innerhalb des innersten Ringes der russischen Emigration in Frankreich von den Sowjets bezahlte Spitzel- darunter auch mindestens einer im Generalsrang befunden hatten. Das ändert aber natürlich nichts an der Infamie der von Heydrich angewendeten Methoden, und es ist anzunehmen, daß das von der Gestapo gelieferte Material erheblich dazu beigetragen hat, das Führerkorps der Roten Armee ans Messer zu liefern.

In Canaris vollzieht sich um diese Zeit eine Wandlung. Die Tuchatschewski-Affäre ist nur eines von vielen Ereignissen, die ihn erkennen lassen, daß es mit dem Kleinkrieg

gegen die schlimmsten Auswüchse des Systems nicht getan ist, weil diese Auswüchse nur ein Symptom dafür sind, daß das Hitlerregime durch und durch verbrecherisch ist, so daß eine Abklärung durch Ausscheiden der schlechten Elemente nicht erhofft werden kann. Je länger das Regime am Ruder bleibt, um so mehr droht es, auch bisher noch anständige Elemente zu demoralisieren und allmählich das ganze Volk zu zersetzen. Also muß das Regime beseitigt werden, wenn schwerster Schaden für das ganze Volk abgewendet werden soll. Keiner weiß besser als Canaris auf Grund der ihm von vielen Seiten zufließenden Informationen über die immer raffiniertere Organisation des Himmlerschen Bespitzelungs- und Terrorsystems, daß mit normalen politischen Mitteln

169

die nationalsozialistische Regierung nicht gestürzt werden kann. Also kann nur eine bewaffnete Erhebung Rettung bringen, und die kann nur durch die Wehrmacht durchgeführt werden, in erster Linie durch das Heer; denn die Luftwaffe steht durch ihren Chef Göring dem Regime zu nahe, die Marine ist zahlenmäßig zu schwach, zu weit von den Zentren der Regierung entfernt und außerdem durch die noch zu frische Erinnerung an die Meuterei von 1918 gehemmt. Canaris gehört zu den wenigen Seeoffizieren, die klar genug die Unterschiede zwischen damals und heute sehen, um sich durch solche Reminiszenzen nicht beeinflussen zu lassen. Aber er kennt auch die Leute an der Spitze seiner alten Waffe gut genug, um zu wissen, daß von ihnen ernsthafter Widerstand gegen Hitler nicht zu erwarten ist.

Er ist sich der Schwierigkeiten, die einer Aktion durch die Wehrmacht im Wege stehen, besser bewußt als die meisten derjenigen, die sich in dieser Zeit mit dem Gedanken einer Erhebung gegen das Regime beschäftigen. Die Wehrmacht ist schon erheblich vom nationalsozialistischen Übel angekränkt. Auch das Heer ist nicht mehr frei von politischer Infektion. Die offizielle Version, daß die Wehrmacht der alleinige Waffenträger und neben der Partei ein gleichberechtigter Pfeiler des Staates sei, ist längst zur Fiktion geworden. Aber die Tatsache, daß Himmler in aller Stille seine Totenkopfverbände aufbaut, ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht die schlimmste Bedrohung der Unabhängigkeit des Heeres. Durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht hat sich der Charakter der Armee grundlegend geändert. Das feste Gefüge des von General von Seeckt aufgebauten Berufsheeres ist gesprengt. Hunderttausende von jungen Menschen, die durch die Hitlerjugend und den von Nationalsozialisten für ihre Zwecke umgebogenen Arbeitsdienst ge-

+

170
gangen sind, haben den Begriff des politischen, oder besser gesagt des politisierten Soldaten in die Kasernen gebracht. Noch ernster ist es, daß mit den zu vielen Tausenden reaktivierten Offizieren neben anständigen und wertvollen Elementen eine ganze Anzahl von überzeugten Nationalsozialisten und, schlimmer noch, Konjunkturnazis in die untere und mittlere Truppenführung eingedrungen sind. Am allerbedenklichsten erscheint aber Canaris, daß auch in der höheren Führung gewisse Anzeichen für die Untergrabung der überkommenen Ehr- und Pflichtbegriffe erkenntlich werden. Das stürmische Tempo der Heeresvermehrung und die daraus folgende sprunghafte Beförderung zu höheren Dienstgraden

bringt vielfach ehrgeizige Streber nach oben, während sachliche und integere Persönlichkeiten in den Hintergrund gedrängt werden. Hitler fördert später durch Dotationen an gefügige Generale bewußt diese Entwicklung. Canaris entscheidet sich daher nicht leichten Herzens - geschweige denn aus persönlichem Ehrgeiz für den Gedanken des bewaffneten Umsturzes. Er sieht trotz aller Schwierigkeiten und Bedenken keinen anderen Weg.

zum

Damit ist aber zugleich eine Frage beantwortet, die sich um diese Zeit es ist im Laufe des Jahres 1937 ersten Male mit vollem Ernst für Canaris erhebt, die Frage nämlich, ob er es mit seinem Gewissen vereinbaren könne, weiter diesem Regime zu dienen, ob es nicht ehrenhafter und letzten Endes zweckmäßiger sein würde, Hitler weitere Mitarbeit zu versagen und den Abschied aus der Wehrmacht zu nehmen. Es ist die gleiche Frage, vor die sich in diesen Jahren viele Offiziere und Beamte in hohen Stellungen des Dritten Reiches gestellt sehen. Manche setzen sich leicht darüber hinweg, andere ringen schwer um einen Entschluß. Für Canaris soll sieben Jahre lang, bis ihn sein Schicksal er-

171

eilt, dieses Problem nie wieder zur Ruhe kommen. Es quält ihn mit kurzen Unterbrechungen Tag und Nacht, es raubt ihm sein inneres Gleichgewicht, es läßt ihn in den folgenden Jahren buchstäblich nicht mehr stille sitzen und treibt ihn auf immer neuen „Dienstreisen“ wie Ahasver von Ort zu Ort, von Land zu Land. Er entscheidet sich gegen das, was jetzt, 1937, noch der bequemere Weg wäre - später während des Krieges ist der freiwillige Abschied sehr viel schwerer möglich, obgleich der Vielgewandte wohl einen Ausweg gefunden hätte, wenn ihm der Entschluß zum Ausscheiden aus dem Dienst gekommen wäre. Canaris bleibt im Amt. Zwei Gründe sind für ihn hauptsächlich maßgebend. Er hat erkannt, daß ein Sturz des Regimes nur von Menschen ausgehen kann, die an einflußreicher Stelle innerhalb der Regierung und der Wehrmacht stehen. Außerdem aber glaubt er, die Schlüsselstellung an der Spitze der Abwehr nicht aufgeben zu dürfen, weil er keine Gewähr dafür sieht, daß ein etwaiger Nachfolger sie mit mehr Aussicht auf Erfolg gegen die Bestrebungen der Gestapo verteidigen könnte. Schließlich dürfte auch der Gedanke mitgesprochen haben, daß er die Pflicht hat, Oster und den Jüngeren, welche gemeinsam mit ihm in unermüdlicher Kleinarbeit den Kampf gegen die Partei und die SS führen, weiterhin die unbedingt nötige Rückendeckung zu geben. Es ist eine logische Folge dieses Entschlusses, daß Canaris persönlich in der folgenden Zeit aktiver Anteil an Osters Vorbereitungen für die Beseitigung der nationalsozialistischen Herrschaft nimmt und die Fühlung mit anderen Widerstandsgruppen aufnimmt. Oster hat ihn über das, was er auf diesem Gebiet unternommen hat, auf dem Laufenden gehalten. Er steht unter anderem seit einiger Zeit in Verbindung mit Schacht, er unterhält einen laufenden Meinungsaustausch mit einer Gruppe von Beamten des auswärtigen Dienstes,

172

darunter die Brüder Theo und Erich Kordt, welche mit Wissen und Rückendeckung Weizsäckers bestrebt sind, im Auslande den Boden für eine künftige, von den Schlacken des Nationalsozialismus befreite, deutsche Regierung zu be-

reiten. Er ist trotz vieler Enttäuschungen immer wieder an der Arbeit, um unter den an hohen Kommandostellen stehenden Generalen die Erkenntnis zu verbreiten, daß die Armee die Initiative zum Sturze Hitlers ergreifen muß. Man sieht, daß sich aus dem Kleinkrieg gegen die übelsten Erscheinungen des Nationalsozialismus allmählich der Kampf gegen das Regime in seiner Gesamtheit entwickelt.

Osters Vorbereitungen für einen Staatsstreich wurden mit großer Gründlichkeit durchgeführt. Oster und seine vertrauten Mitarbeiter hatten ihren Studien und Plänen ein unter dem Pseudonym Malaparte zu Beginn der dreißiger Jahre erschienenes, von der Hitlerregierung übrigens sehr bald nach der „Machtergreifung“ verbotenes Buch mit dem Titel „Die Technik des Staatsstreiches“ zugrunde gelegt, daneben wurden der Kapp-Putsch und der Münchener Novemberputsch von 1923 sehr genau analysiert und die Gründe für ihr Versagen herausgearbeitet. Oster – und damit war Canaris, mit dem er seine Pläne häufig besprach, einverstanden – ging nicht wie dann Halder und später die Urheber des 20. Juli 1944 von einem Attentat auf Hitler aus. Seine Konzeption war vielmehr, Hitler nicht zu töten, sondern festzunehmen und für geisteskrank zu erklären. Canaris und Oster waren sich beide darüber im klaren, daß der Staatsstreich nur unter besonderen politischen Begleitumständen gelingen könnte. Um den Bann zu brechen, in dem Hitler große Teile der Bevölkerung hielt, die keineswegs alle nationalsozialistisch gesonnen waren, mußte die Verlogenheit seiner Friedensbeteuerungen eindeutig bloßgestellt werden. Das deutsche Volk, dessen überwältigende

173

Mehrheit keinen Krieg wünschte, mußte überzeugt werden, daß es durch Hitler an den Rand eines Krieges geführt sei und daß der Umsturz den unmittelbaren Zweck verfolgte, diesen Krieg zu verhindern. Die Planer waren sich bewußt, daß das Zuwarten bis zu dem Augenblick, in dem Hitler seine kriegsgerischen Absichten unzweideutig bekanntgeben würde, nicht ohne erhebliche Risiken war, aber sie sahen keine Alternative, wenn ein blutiger Bürgerkrieg gegen irregeführte Teile des Volkes vermieden werden sollte.

Zeitweilig wurde in den Planungen auch der Gedanke erwogen, ob es zweckmäßig sein würde, in der ersten Phase des geplanten Umsturzes Göring an die Spitze der Regierung zu stellen, weil man wußte, daß der „Eiserne“ jedenfalls zu jener Zeit dem Gedanken eines baldigen Krieges abgeneigt war wie sich ja später auch durch seine Haltung sowohl vor dem Münchener Abkommen wie durch die Dahleusepisode im August 1939 bestätigte. Von vornherein war eine solche Möglichkeit nur als ein Übergang gedacht mit dem unmittelbaren Ziele, im Augenblicke des Umschwungs die nationalsozialistischen Reihen aufzuspalten. Aber nach reiflichen Erwägungen ließ man den Gedanken fallen.

In den damaligen Planungen war eine ganze Reihe von Fehlern vermieden, die später bei dem mißglückten Umsturzversuch des 20. Juli 1944 begangen wurden. Beispielsweise sah der unter Osterns Ägide ausgearbeitete Plan vor, das Berliner Wachregiment – um es nicht unnötig moralischen Konflikten auszusetzen – nicht an dem eigentlichen Umsturz zu beteiligen, sondern erst heranzuziehen, wenn bereits vollendete Tatsachen geschaffen waren. Die Festnahme Hitlers sollte in möglichst unauffälliger Weise in der Reichskanzlei erfolgen. Eine kleine Anzahl von entschlossenen jün-

geren Offizieren sollte unter einem plausiblen Vorwand in
174

die Reichskanzlei entsandt werden, dort Hitler ohne viel Aufsehen festnehmen und mit ihm auf dem schnellsten Wege im Kraftwagen aus der Reichskanzlei und der Reichshauptstadt verschwinden. Erst dann sollte mit der Besetzung des Regierungsviertels begonnen werden.

Als zweiter Hauptpunkt des Planes war die Besetzung aller Nachrichtenmittel - Telegraph, Telephon und Rundfunk und zwar an ihren Knotenpunkten, den Vermittlungsämtern und im Falle des Rundfunks den Sendestationen, vorgesehen. Dadurch sollte allen etwa Widerstand leistenden Partei- und Regierungsinstanzen die Möglichkeit genommen werden, miteinander in Verbindung zu treten. Das sogenannte A-Netz mit seinen unmittelbaren, von den öffentlichen Vermittlungsstellen unabhängigen Verbindungen zwischen den Abwehrendienststellen hätte den Verschworenen als einzigen die Möglichkeit der Nachrichtenübermittlung gewährleistet.

Schließlich wurde umfassendes propagandistisches Material vorbereitet, um der Bevölkerung vom ersten Augenblick an klar Rechenschaft über die Gründe und die Ziele des Unternehmens zu geben. So entstand schon in den Jahren zwischen 1936 und 1938 ein sogenanntes „Politisches ABC“, in dem in eindrucksvoller, leicht begreiflicher Form mit den Begriffen und Vorstellungen des Nationalsozialismus abgerechnet wurde. Eine vorläufige Reichsverfassung wurde ausgearbeitet.

Canaris hatte an diesen Vorbereitungen nur mittelbar persönlichen Anteil. Er ließ sich von Oster regelmäßig unterrichten. Er förderte die Arbeit, aber er war nicht die treibende Kraft. „Macht ihr nur!“ pflegte er zu sagen. So sehr er die Vorbereitungen Osters begrüßte, so konnte er sich doch nicht einer gewissen Skepsis erwehren. Diese war vor allen Dingen darauf begründet, daß er erhebliches Mißtrauen gegenüber
175

der Mehrzahl der Generale hegte. Mit Ausnahme des Generals Beck, den er verehrte und von dessen Klugheit und Mäßigung er überzeugt war, sah er bei den meisten der für die Durchführung der Erhebung in Frage kommenden Generale im Falle des Gelingens des Staatsstreiches die Gefahr eines Rückfalls in reaktionärer Richtung und damit eine Entwicklung voraus, welche sowohl innen- wie außenpolitisch ungünstige Konsequenzen haben mußte.

Natürlich ist im Laufe der Jahre, in denen der Staatsstreich geplant worden ist, auch mehr als einmal der Gedanke aufgetaucht und Canaris nahegelegt worden, daß er selber die Erhebung auslösen und sich an ihre Spitze setzen solle. Er hat stets derartige Anregungen abgelehnt. Er war seinem ganzen geistigen Habitus nach nicht geneigt, die führende Rolle zu spielen. Er fühlte sich stets als Diener einer Sache und zog es vor, im Hintergrunde für diese zu wirken. Aber selbst wenn diese persönliche Zurückhaltung für ihn nicht bestimmend gewesen wäre, so hatte er sehr gute realpolitische Gründe, weswegen er sich nie entschlossen hätte, selbst die Führung zu übernehmen. Canaris wußte, daß ohne Mitwirkung des Heeres das System nicht zu stürzen war. Er war aber andererseits auch überzeugt, daß die Empfindlichkeit und Eifersucht der militärischen Führer es nie zugelassen hätte, daß sie sich einem Seeoffizier unterstellten.

Über diesen Vorbereitungen vergaß Canaris nicht die selbst-

gewählte Aufgabe, soweit es ihm nur irgend möglich war, den von Partei und Gestapo Verfolgten zu helfen. Um diese Zeit hatte es sich bereits herumgesprochen, daß die Abwehr Juden und anderen Verfolgten bei der Flucht ins Ausland, ja unter Umständen sogar bei der Rettung von Vermögenswerten behilflich ist. Abwehroffiziere wurden gelegentlich von Wildfremden daraufhin angesprochen und um Beistand

176

Als Kommandant auf der Brücke der „Schlesien“ ersucht, was nicht selten zu Verlegenheiten führte. Ein Wunder, daß die Gestapo anscheinend nicht merkte, was hier gespielt wurde. Oder merkte sie vielleicht doch etwas und hatten Himmler und Heydrich nur bestimmte Gründe, weswegen sie vorläufig noch beide Augen zudrückten? Wir werden hierauf noch zu sprechen kommen.

Gegen Ende des Jahres 1937 wächst die innere Spannung. Gerade die scheinbare Ruhe ist irgendwie unheimlich. In den Amtsstuben in Berlin herrscht eine Stimmung, die an die Zeit vor dem 30. Juni 1934 erinnert. Man fühlt, daß ein Gewitter in der Luft liegt, aber man weiß nicht, wann und wo der Blitz einschlagen wird. Im Januar 1938 bricht das langerwartete Unwetter los. Der Eheskandal des Reichskriegsministers von Blomberg leitet es ein. Die schleichende Krise im Verhältnis zwischen Partei und Wehrmacht kommt zum offenen Ausbruch in der schmutzigen Intrige gegen den Oberbefehlshaber des Heeres von Fritsch. Diese Doppelaffäre ist von verschiedenen Seiten so eingehend geschildert worden, daß hier auf den äußeren Ablauf nicht, auf die Hintergründe nur insoweit eingegangen werden soll, als Canaris persönlich eingegriffen hat.

Der Schmutz der Blombergaffäre erschüttert Canaris menschlich schwer. Er, der in seinem Dienstbereich peinlich auf Sauberkeit und bürgerliche Anständigkeit hält, der sich bei aller in seinem „Geschäft“ notwendigen Wendigkeit und List doch sehr klare Begriffe von Gut und Böse bewahrt hat, schaudert zurück vor dem Maß von menschlicher Schwäche auf der einen, moralischer Verkommenheit auf der anderen Seite. Nicht daran, daß der Kriegsminister ein „Mädchen aus dem Volke“ geheiratet hat wenn sie das nur wäre!

nicht an der „Mesalliance“, von der viele mit gerümpfter Nase sprechen, nimmt Canaris Anstoß. Aber je mehr er über

12 Abshagen, Canaris

177

die Vorgeschichte der Angelegenheit hört, um so unverständlicher wird ihm das Verhalten des Feldmarschalls, der nicht etwa, wie man anfänglich hätte annehmen können, blindlings in diese Ehe hineingestolpert ist, sondern sehenden Auges eine Verbindung eingegangen ist, die ihm nicht nur sein guter Geschmack und die Rücksicht auf Namen und Familie, sondern auch das Pflichtgefühl gegenüber der Wehrmacht hätte verbieten sollen. Aber noch viel tiefer betroffen ist Canaris trotz aller bösen Erfahrungen, die er in den letzten Jahren mit führenden Nationalsozialisten gemacht hat, durch das Intrigenspiel, welches Göring im Bunde mit der Gestapo gegen die Spitzen der Wehrmacht und des Heeres eingefädelt hat. Damit sind die trüben Eindrücke, die Canaris in diesen Wochen empfängt, in denen jeder Tag fast neue und immer unerhörtere Enthüllungen bringt, noch nicht zu Ende. Er muß sich gestehen, daß von Fritsch, den er verehrt und an dessen

Integrität er keinen Augenblick zweifelt, der Situation mit einer Hilflosigkeit gegenübersteht, die tief bedauerlich ist, weil sie nicht nur der Sache des Generalobersten selber schadet, sondern auch den Intriganten der Partei und SS ihre Arbeit zur Unterhöhlung der Wehrmacht erleichtert.

Aber diese ganze betrübliche Angelegenheit hat auch ihre positiven Seiten. Canaris sieht in den Februartagen 1938 ein, wie wertvoll Osters innenpolitischer Nachrichtenapparat ist. In der Vergangenheit hatte er mit seinen Bedenken gegen diese Betätigung Osters, die ja gegen die Abmachungen mit der Gestapo verstieß, gelegentlich nicht hinter dem Berge gehalten, wenn er davon Konflikte befürchtete. Jetzt erkennt er deutlich, daß der einzige Mangel, den dieser Informationsdienst hat, darin besteht, daß er nicht wirksam genug ist. Zwar nachdem die Krise im Kriegsministerium ausgebrochen war, war Oster über seine Beziehungen zum Berliner Polizei-

178
präsidenten Graf Helldorf und zum Reichskriminaldirektor Nebe meistens ziemlich rasch in der Lage festzustellen, was in der Umgebung Hitlers, bei Göring und in der Prinz-Albrecht-Straße gespielt wurde. Dadurch war es Canaris möglich, die Spitzen des Heeres und der Marine, Brauchitsch, Beck, Keitel der allerdings sein eigenes Spiel mit dem Erfolg der Beförderung zum Chef des OKW spielte und Raeder, meistens rechtzeitig über die Schachzüge aus dem Partei- und SS-Lager zu unterrichten und dadurch noch Schlimmeres als das, was dann schließlich geschah, abzuwenden. Aber durch den Ausbruch der Krise war auch die Abwehr

trotz der
Spannung, in der man schon wochenlang vorher gelebt hatte überrascht worden. Oster wird in Zukunft mit Zustimmung von Canaris seinen inoffiziellen innerpolitischen Informationsdienst weiter ausbauen.

Vor allen Dingen aber hat die Fritsch-Affäre die Wirkung, daß sich innerhalb der führenden Wehrmachtskreise die Front derjenigen fester zusammenschließt, welche die Gefahr erkennen haben, die nicht nur der Wehrmacht, sondern dem Vaterlande von dem Regime her droht. Besonders werden Beck und Canaris in diesen Wochen eng zusammengeführt. Mit Oster zusammen bilden sie die Zentrale, von der aus die Gegenaktion gegen die Göring-Himmler-Intrige geleitet wird. Man muß dabei bedenken, daß natürlich Beck und Canaris sich seit langen Jahren kannten. Zwischen Generalstab und Abwehr bestanden selbstverständlich lebhaft Beziehungen, aber die Abwehr war nicht eine Abteilung des Generalstabs des Heeres, sondern ein Organ der gesamten Wehrmacht. Ein direktes Vorgesetztenverhältnis bestand zwischen Beck und Canaris daher nicht. Es stellte sich aber gerade während der Fritschkrise heraus, wie sehr die leitenden Männer des Heeres und der ganzen Wehrmacht auch in dieser innerdeutschen Angelegen-

179
heit auf die Informationen des Abwehrchefs angewiesen waren. So erhielten beispielsweise Beck und Keitel zuerst durch Canaris die Information, daß die Anschuldigung der Homosexualität gegen von Fritsch auf einer wie sich später herausstellte, der Gestapo von vornherein bekannten, aber von ihr unterschlagenen -Personenverwechslung beruhte.

-

Beck und Canaris konnten im Verlauf dieser Wochen ihre

völlige Übereinstimmung im Grundsätzlichen feststellen. Gemeinsam waren sie bestrebt, den Oberbefehlshabern von Heer und Marine, dem nach der Verabschiedung von Fritschs mit der Führung des Heeres betrauten Brauchitsch und Raeder, den Rücken zu stärken und sie zur Ausnutzung der Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlag gegen die Gestapo zu veranlassen. Auch wenn diesen Bestrebungen der letzte Erfolg versagt blieb, so wurde doch eine Zusammenarbeit eingeleitet, die in den kommenden Monaten immer enger werden sollte und die im Herbst des gleichen Jahres fast zum krönenden Erfolg zum Sturz Hitlers geführt hätte.

—

Noch andere wertvolle Beziehungen, welche später innerhalb der Widerstandsbewegung von Wichtigkeit werden sollten, spannen sich während der Krise im Kriegsministerium an. Der zur Teilnahme an der Voruntersuchung der Anschuldigungen gegen Fritsch kommandierte Kriegsgerichtsrat Dr. Sack der später als Chefrichter des Heeres nach dem 20. Juli 1944 der Gestapo in die Hände fiel und hingerichtet wurde erwies sich als ein überzeugter Vertreter wirklicher Gerechtigkeit und leistete Canaris und Oster durch Informationen über den Gang der Untersuchung wertvolle Dienste. Gleichfalls wurde im Verlauf der Untersuchung der Oberregierungsrat von Dohnanyi, der als Vertreter des Reichsjustizministers Gürtner in das Verfahren eingeschaltet worden

war, eng an den Kreis um Oster herangeführt. Er war später einer der nächsten Mitarbeiter Osters und der engsten politischen Berater von Canaris. Die Fritsch-Affäre hatte ihr vom Standpunkte der Wehrmacht unbefriedigendes Ende durch Freispruch, aber ohne wirkliche Rehabilitierung des Generalobersten

—

noch nicht erreicht, als Hitlers Einmarsch in Österreich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Wehrmacht von den inneren Schwierigkeiten auf das Feld der Außenpolitik ablenkte. Die österreichische „Lösung“ kam in der Form, in der sie sich am 11. März 1938 abspielte, auch für Canaris überraschend. Es mag sein, daß seine Aufmerksamkeit wie die anderer militärischer Führer in den Februarwochen durch die Krise innerhalb der Wehrmacht reichlich in Anspruch genommen und von der Zuspitzung der Beziehungen zu Österreich abgelenkt worden war. Das will aber nicht besagen, daß er nicht mit Entwicklungen in diesem Raume für das Frühjahr 1938 gerechnet hätte. Er war sogar dienstlich in der Zeit zwischen dem Besuch des österreichischen Bundeskanzlers auf dem Obersalzberg und dem Einmarsch eingeschaltet worden. Hitler hatte, um Druck auf die österreichische Regierung auszuüben, gewisse Scheinmanöver angeordnet, durch die der Eindruck von Truppenkonzentrationen an der deutsch-österreichischen Grenze erweckt werden sollte. Dazu gehörte unter anderem die Verbreitung von Gerüchten über die Verstärkung der Grenzwarden und ferner ein vermehrter Verkehr militärischer Funkstationen im bayerischen Grenzgebiet, der den Anschein vom Eintreffen von Truppenverstärkungen erwecken sollte. Hierbei hatte die Abwehr mitzuwirken, und Canaris hatte von Keitel diesbezügliche Befehle erhalten und die notwendigen Anweisungen erteilt. Es kann gleich erwähnt werden, daß die

angestrebte Täuschung nicht gelang. Das erfuhr Canaris nach
181

dem Einmarsch in Wien in der Nachrichtenabteilung im Bundesministerium für Landesverteidigung. Man hatte dort das Manöver sehr rasch durchschaut. Nur später, als der Einmarsch tatsächlich erfolgte, hatte das Täuschungsmanöver eine indirekte Wirkung insofern, als die obersten österreichischen Kommandostellen zunächst nicht glauben wollten, daß aus der Täuschung Ernst geworden war.

Daß auch Canaris durch das Tempo, welches die Entwicklung Anfang März annahm, einigermaßen überrascht wurde, hängt wohl damit zusammen, daß Hitler selbst durch Schuschniggs Volksabstimmung zu rascherem Handeln, als ursprünglich geplant, getrieben wurde.

Canaris begab sich unmittelbar nach dem deutschen Einmarsch nach Wien. Er traf dort unter anderem mit Lahousen zusammen, der als Oberstleutnant in der Nachrichtenabteilung des Bundesministeriums für Landesverteidigung saß. Auf Vorschlag des Obersten Marogna von der Abwehrstelle München, wurde, wie bereits erwähnt, Lahousen in die Abwehr übernommen. Er erhielt schon aus seiner ersten Besprechung mit seinem neuen Chef einen klaren Eindruck von der Einstellung, die in der Leitung der Abwehr gegenüber der Partei bestand. Es kam die Rede darauf, welche weiteren Offiziere des österreichischen Nachrichtendienstes etwa für die Übernahme in die Abwehr geeignet sein würden. Canaris äußerte in Anwesenheit des Majors Groscurth hierzu: „Bringen Sie, besonders in die Zentrale in Berlin, keine Nazis mit, bringen Sie Österreicher, keine Ostmärker.“ Noch sehr viel deutlicher äußerte sich Oberst Oster, als Lahousen ihm in Berlin einen Antrittsbesuch in seinem Büro machte. Er sagte Lahousen, den er zum ersten Male sah, ohne Umschweife, daß dieser sich darüber klar sein müsse, daß an der Spitze des Reiches ein Verbrecher stehe.

182

Canaris hatte schon bei diesem Besuche in Wien wenige Tage nach vollzogenem „Anschluß“ den Eindruck gewonnen, daß der durch keinen ernsthaften Widerstand der Westmächte beeinträchtigte glatte Verlauf dieses ersten unblutigen Hitler-schen Eroberungszuges große künftige Gefahren in sich barg. In der Rede Hitlers beim Einzug in Wien hatte er mit beinahe physischem Übelsein deutliche Vorzeichen des kommenden Cäsarenwahns festzustellen geglaubt. Der billige Erfolg mußte

-
das spürte Canaris mit einer Sicherheit, von der er wußte, daß sie ihn nicht trog - Hitler zu neuen und gefährlicheren Unternehmungen anstacheln. Und der Widerstand an den leitenden Stellen der Wehrmacht würde noch schwächer sein als bisher. Der Glaube: „Der Führer wird es schon schaffen“ und „Die anderen wagen ja doch nicht einzugreifen“ hatte eine scheinbar eindeutige Bestätigung erfahren. Aus solchen Gedankengängen erklärt sich Canaris' unwirsch hingeworfene Bemerkung gegenüber einem österreichischen Generalstabs-offizier, der ihm in diesen Tagen vorgestellt wurde: „Ihr Österreicher seid an allem schuld. Warum habt ihr nicht geschossen?!”

Dabei wäre es falsch zu sagen, daß Canaris ein Gegner des Anschlusses Österreichs an das Reich gewesen wäre. Er hatte ganz im Gegenteil tief bedauert, daß 1919 durch alliierten Einspruch die freiwillige Vereinigung der beiden deutschen

Staaten verhindert worden war. Er hätte einen ohne Druck des übermächtigen Reiches aus freiem Entschluß beider Beteiligten erfolgten Zusammenschluß auch jetzt noch als ein erstrebenswertes Ziel der deutschen Außenpolitik angesehen. Aber er, der allen Gewaltmethoden unter Individuen wie unter Staaten instinktiv abhold war, konnte die Mischung von Vergewaltigung und verlogener Propaganda, mit der Hitler dem österreichischen Staate ein Ende bereitete, nicht
183

gut heißen, selbst wenn die begeisterte Aufnahme der einrückenden deutschen Truppen durch die österreichische Bevölkerung Hitlers Coup nachträglich zu rechtfertigen schien. Canaris war überzeugt, daß dieser Freudenrausch nicht lange dauern würde. Dazu kannte er die Nazis zu gut und hatte auch noch aus seiner Zeit als U-Bootkommandant in Pola während des ersten Weltkrieges zu viel Verständnis für die österreichische Mentalität. Aus diesem Urteil über den österreichischen Charakter heraus übertrug er die Leitung der neu errichteten Abwehrstelle Wien einem Offizier, der nicht nur über genaue Sachkenntnis verfügte, sondern durch seine ganze Persönlichkeit Bürgschaft dafür bot, daß in seinem Dienstbereich keine Taktlosigkeiten gegenüber der österreichischen Umwelt begangen würden. Es war der Oberst Marogna-Redwitz, ein aus altem katholischen Hause Bayerns stammender Offizier, der, wie wir erwähnten, schon jahrelang von München aus die legale Verbindung zwischen Abwehr und österreichischem Nachrichtendienst aufrechterhalten hatte. Marogna, der in einem engen Vertrauensverhältnis zu Canaris stand, hat im Einverständnis mit seinem Chef in den folgenden Jahren vielen österreichischen Oppositionellen Schutz und Hilfe gewährt. Natürlich war er bei den Gestapo- und SD-Dienststellen bitter verhaßt. Nachdem Canaris gefallen war, mußte auch sein Schicksal als besiegelt betrachtet werden. Er war an der Verschwörung des 20. Juli beteiligt, wurde nach dem mißglückten Attentat verhaftet und nach Aburteilung durch den Volksgerichtshof am 12. Oktober 1944 hingerichtet.

Das von Canaris zur Zeit des Einmarsches in Wien Gefürchtete trat rasch ein. Ohne langes Verschnaufen bereitete sich Hitler auf sein nächstes Opfer, die Tschechoslowakei, vor. Der Mai 1938 brachte, wie erinnerlich, die erste Krise.

184

Canaris gehörte zu denen, welche sich der Gefahr, daß eine gewaltsame Lösung der sudetendeutschen Frage einen europäischen Krieg heraufbeschwören könnte, klar bewußt waren. Er war gleichzeitig fest entschlossen, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, um diese Gefahr von Deutschland und Europa abzuwenden. In seinem unmittelbaren Amtsbereich wurde auf seine Weisung die relativ gemäßigte Richtung innerhalb der Sudetendeutschen, an deren Spitze Henlein stand, gegenüber dem von Karl Hermann Frank geführten extrem nationalsozialistischen Flügel gefördert. Henlein wurde später als Major der Reserve in die Wehrmacht übernommen. Aber Canaris war sich klar darüber, daß mit dieser Stellungnahme seines Amtes zu den Gruppen innerhalb der Sudetendeutschen nur wenig getan sei.

Der Gedanke eines Staatsstreiches nahm immer greifbarere Formen an, je klarer die Überlegungen ergaben, daß er das einzige Mittel darstellte, mit dem möglicherweise der Krieg

verhindert werden könnte. Der „Generalstreik der Generale“, den Anfang Juni der Generalstabschef Beck durch sein an Brauchitsch gerichtetes Memorandum auszulösen gehofft hatte, war nicht zustande gekommen. Beck war zurückgetreten, ohne aus seinem Ausscheiden, wie es politisch erforderlich gewesen wäre, eine weithin sichtbare Demonstration zu machen. Schon vor Becks Rücktritt war ein Canaris menschlich nahestehender Amtschef, der bei der Organisation des OKW mit der Führungsabteilung (aus der sich später der Wehrmachtführungsstab entwickelte) betraute General Max von Viebahn wegen Differenzen mit Keitel ausgeschieden. Dadurch war die grundsätzliche und menschliche Übereinstimmung unter den drei maßgebenden Amtschefs im OKW der dritte war der Chef der Wehrwirtschaftsabteilung General Thomas durchlöchert. Um so notwendiger er-

185

schien es Canaris, auf seinem Posten auszuharren, um der Umsturzbewegung die Mitwirkung der Abwehr zu sichern. Nach Becks Verabschiedung war es notwendig, möglichst rasch mit dessen Nachfolger Halder in Fühlung zu kommen. Hierbei ergab sich wieder automatisch die übliche Arbeitsteilung zwischen Canaris und Oster. Während dieser dem ihm von früherer dienstlicher Zusammenarbeit her persönlich bekannten Generalstabschef offen den Gedanken einer militärischen Erhebung gegen Hitler unterbreitete und Verbindungen zwischen Halder und Schacht legte, bearbeitete Canaris den General an Hand des umfangreichen bei ihm einlaufenden Nachrichtenmaterials aus dem Auslande. Er war in diesen Monaten überhaupt unermüdlich in seinen Bemühungen, den führenden Militärs, außer Halder besonders Brauchitsch, Keitel und Raeder, die Gefahren auszumalen, die aus Hitlers Kriegsabsichten gegen die Tschechoslowakei für Deutschland erwachsen mußten. Er scheute sich nicht, das Kriegspotential und die Entschlossenheit der Westmächte – übrigens auch die Widerstandsbereitschaft der Tschechoslowakei stärker zu untermalen, als das seiner inneren Überzeugung entsprach. Für die Erhaltung des Friedens schienen ihm solche Übertreibungen und Notlügen gerechtfertigt, und er war den Generalen gegenüber insofern skeptisch, als er glaubte, sie nur dadurch zum Widerstand gegen Hitler bewegen zu können, daß er ihnen für den Fall des Krieges die Wahrscheinlichkeit einer eigenen Niederlage möglichst plastisch vor Augen führte. Er hatte einen gewissen Erfolg mit dieser Taktik: allerdings kann hier gleich gesagt werden, daß sie sich später, nach dem Münchener Abkommen, in gewissem Grade gegen ihn wandte: Als er im folgenden Jahre diesmal mit sehr viel stärkerer sachlicher Berechtigung mit den gleichen Argumenten die militärische Führung warnte, daß Groß-

186

britannien und Frankreich einen deutschen Angriff auf Polen mit der Kriegserklärung an Deutschland beantworten würden und daß Deutschland einem Konflikt mit ihnen auf die Dauer nicht gewachsen sein würde, da fand er nicht mehr unbedingten Glauben.

Canaris beschränkte sich im Sommer 1938 nicht darauf, die Generale und Admirale zu warnen. Er überwand seinen persönlichen Widerwillen gegen Ribbentrop und versuchte, auch dem Reichsaußenminister die Gefahren eines europäischen Krieges, der aus einer offenen Angriffshandlung gegen

die Tschechoslowakei entstehen müßte, klarzumachen. Er intensivierte seine Kontakte mit Staatssekretär von Weizsäcker. Mit dem hatte er schon seit Beginn seiner Tätigkeit bei der Abwehr-Weizsäcker war damals noch Gesandter in Bern - öfters Meinungs austausch gepflogen. Die ersten Fühlungen waren dadurch erleichtert worden, daß Weizsäcker in jungen Jahren auch Seeoffizier gewesen war. Ihm gegenüber brauchte Canaris seine Meldungen und Lageberichte nicht zu retuschieren. Beide Männer pflegten die Situation im allgemeinen ähnlich zu sehen. Ihre gemeinsame Sorge war, wie sie ihre Auffassungen gegenüber Hitler und Ribbentrop zur Geltung bringen könnten.

Canaris setzte im Einvernehmen mit Weizsäcker auch seine ausländischen Beziehungen, speziell in Italien und Ungarn, für eine friedliche Lösung der Sudetenkrise ein. Zu der Leitung des ungarischen militärischen Nachrichtendienstes hatte Canaris schon bald nach seinem Amtsantritt als Chef der Abwehrabteilung persönliche Beziehungen aufgenommen, die im Laufe der Jahre stetig enger wurden und der sachlichen Zusammenarbeit der beiden Dienste sehr zugute kamen. Leiter des ungarischen Nachrichtendienstes war um diese Zeit Oberst von Henyey. Mit ihm verband Canaris ein freundschaftliches Verhältnis.

Canaris hatte ein sehr klares Verständnis für die Rolle, welche Ungarn als Schlüssel zum Südosten Europas für eine friedliche Ausbreitung deutschen wirtschaftlichen und politischen Einflusses nach dieser Richtung zukam, und im Gegensatz zu Hitler hatte er für die Ungarn starke Sympathie. In klarer Erkenntnis des zugleich ritterlichen und empfindlichen Charakters der Magyaren hielt Canaris es für richtig, seinen ungarischen Partnern gegenüber stets mit völlig offenen Karten zu spielen. Daraus resultierte ein uneingeschränktes Vertrauen zu ihm auf ungarischer Seite. Die Zusammenarbeit der beiden Nachrichtendienste erstreckte sich auf die Beobachtung der Tschechoslowakei, Ost- und Südosteuropas. In den persönlichen Kontakten zwischen Canaris und führenden ungarischen Militärs aber wurden auch die größeren Probleme der Weltpolitik freimütig erörtert. So interessierte man sich ungarischerseits angesichts der herkömmlichen Sympathien der ungarischen Gentry für England auch lebhaft für Canaris' Urteil über die deutsch-britischen Beziehungen, und seine auf realistische Beurteilung des Kräfteverhältnisses beruhende Auffassung, daß der Weg zu friedlichem Aufstiege Deutschlands über eine ehrliche Verständigung mit Großbritannien führe, wurde in Budapest beifällig aufgenommen. Auch auf den Gebieten, auf denen die beiden Nachrichtendienste praktisch zusammenarbeiteten, herrschte eine weitgehende Übereinstimmung der Meinungen. Canaris hatte eine hohe Wertschätzung für die Leistungen des ungarischen Nachrichtendienstes, ganz besonders mit Bezug auf den Balkan. Hinsichtlich Polens war er sich bewußt, daß zwischen Warschau und Budapest auf alter Tradition und gemeinsamen Interessen beruhende freundschaftliche Beziehungen bestanden, und ließ in seinen Besprechungen mit ungarischen Militärs und Politikern in den Jahren vor dem

in Kriege oft den Wunsch durchblicken, diese guten Beziehungen in den Dienst einer ehrlichen Annäherung zwischen Deutschland und Polen zu stellen. Denn er war sich voll bewußt, daß

das deutsch-polnische Abkommen von 1934 nicht vermocht hatte, das auf beiden Seiten bestehende Mißtrauen zu überwinden. Völlige Übereinstimmung herrschte von vornherein zwischen Canaris und seinen ungarischen Freunden in ihrer Beurteilung der Widerstandskraft der Sowjetunion. Die ungarischen militärischen Führer konnten schon damals den Jahren zwischen 1935 und 1939 feststellen, daß der deutsche Nachrichtenchef ihre Meinung teilte, daß die Sowjetunion im Falle eines deutschen Angriffes nicht zusammenbrechen würde, daß es falsch sei, sie als Koloß auf tönernen Füßen anzusehen. Allerdings ließ Canaris sie später, als diese Frage konkrete Bedeutung annahm, nicht im unklaren darüber, daß seine Meinung in dieser Frage von den maßgebenden politischen und manchen militärischen Instanzen in Deutschland nicht geteilt wurde.

-
Die persönlichen Beziehungen Canaris' in Ungarn erstreckten sich bald über das militärische Milieu hinaus auf politische Kreise. Zu den Persönlichkeiten, mit denen Canaris in einem vertrauensvollen Verhältnis stand, gehörte auch der Außenminister von Kanya, mit dem er sich in der scharfen Ablehnung der Ribbentropschen Abenteuer- und Expansionspolitik traf. Um die Zeit der Sudetenkrise im Herbst 1938 erschien Canaris zusammen mit dem Obersten des Generalstabs von Toppelskirch, der damals die Abteilung „Fremde Heere“ leitete, in Budapest, um Ungarn vor der Teilnahme an einer sogenannten „großen Lösung“ der tschechoslowakischen Frage

das heißt der Liquidierung der Tschechoslowakei mit Waffengewalt zu warnen. Nach Informationen aus maßgebenden ungarischen Kreisen sprachen die beiden

-
189

deutschen Herren bei dieser Gelegenheit ganz offen ihre Meinung aus, daß Hitlers und Ribbentrops Politik darauf hinauslaufe, unvorbereitete und ungenügend ausgerüstete Truppen in ein Unternehmen hineinzujagen, das nach dem Urteil von Canaris unzweifelhaft zum zweiten Weltkriege führen müßte. Gleichfalls nach ungarischer Darstellung trugen diese freimütigen Ausführungen die man naturgemäß vertraulich

-
behandelte - dazu bei, Ungarn in dem bereits gefaßten Entschluß der Vermeidung einer kriegerischen Lösung zu bestärken. In ähnlichem Sinne versuchte Canaris auch im Frühjahr 1939 der Vergewaltigung der Rumpftschechoslowakei, allerdings vergeblich, entgegenzuwirken.

In seinen Unterhaltungen mit ungarischen Freunden vertrat Canaris bereits in den Jahren vor dem Kriege wiederholt die Auffassung, daß Deutschland schon aus Selbsterhaltungstrieb sich auf keine kriegerischen Abenteuer einlassen dürfe. Jeder Krieg berge in sich die Gefahr, sich zu einem Weltkonflikt zu entwickeln, und in einem solchen habe Deutschland à la longue keine Aussicht, Sieger zu bleiben. Gleich an dieser Stelle mag erwähnt sein, daß es auf einen der ungarischen Freunde von Canaris einen tiefen Eindruck machte, als dieser ihm bei einem Besuche in Ungarn im Herbst 1939 nach dem Abschluß des Polenkrieges erklärte: „Weißt du, wir haben den Krieg schon verloren.“

In ähnlichem Sinne wie in Ungarn setzte sich Canaris zur Zeit der Sudetenkrise, wie bereits gesagt, auch bei seinen

italienischen Freunden ein, um Weizsäckers Bemühungen um eine friedliche Lösung zu unterstützen. Wir können hier vielleicht konstatieren, daß bei aller Übereinstimmung im Grundsätzlichen bei Canaris und Oster doch der Akzent auf verschiedenen Aspekten der von beiden gemeinsam verfolgten Politik lag. Beide wollten den Frieden erhalten, und beide

wünschten das Verschwinden des verbrecherischen Systems. Aber während bei Oster der glühende Haß gegen Hitler und den Nationalsozialismus den vordringlichen Platz in allen Erwägungen einnahm, stand bei Canaris die Abwendung des Krieges an erster Stelle.

Die Einzelheiten der Verschwörung, die in den Sommermonaten 1938 feste Formen annahm, sind durch die Verhandlungen vor dem Internationalen Militärtribunal gegen die Hauptkriegsverbrecher, durch den sogenannten Wilhelmstraßenprozeß, die Spruchkammerverhandlung gegen Generaloberst Halder und durch zahlreiche Veröffentlichungen im In- und Auslande so hinreichend bekannt geworden, daß wir sie hier nicht zu wiederholen brauchen. Canaris war in diesen Wochen und Monaten in höchster Aktivität. Die Abwehr bildete das Nervenzentrum, von dem aus Fäden nach allen Seiten gesponnen wurden, zum Generalstab, zu General von Witzleben, dem Berliner Wehrkreiskommandeur, mit dessen Truppe der Schlag geführt werden sollte, zu Schacht und Gördel, zu Beck, der sich damals allerdings noch aus Loyalität gegen Halder stark zurückhielt, zu Weizsäcker und zu der von diesem gedeckten Gruppe von Diplomaten, welche im Auslande, speziell durch die Brüder Kordt in London mit Sir Robert Vansittart, Gespräche führte mit dem Ziele, durch eine klare britische Stellungnahme Hitler entweder zum Zurückweichen zu zwingen oder seine Angriffsabsichten vor dem deutschen Volke bloßzustellen. Es ist auch bekannt, daß der aussichtsreiche Versuch, Hitler mit deutschen Kräften zu stürzen und dadurch der vom Nationalsozialismus für Deutschland und Europa drohenden Gefahr ein für alle Male ein Ende zu setzen, im letzten Moment durch den Besuch von Neville Chamberlain in Berchtesgaden aufgehalten und durch das Münchener Abkommen endgültig zunichte gemacht wurde.

191

Wie seine Mitverschworenen war Canaris der Überzeugung, daß die Einigung über das sudetendeutsche Problem in München nur die „zweitbeste Lösung“ war. Der Friede war noch einmal erhalten, aber innerhalb des OKW konnte man schon sehr bald erkennen, daß Hitler durch den Gewinn des sudetendeutschen Gebietes nicht zufriedengestellt war. Auch die völlige Unterwürfigkeit der neuen tschechoslowakischen Regierung konnte Hitlers Herrschergelüste nicht befriedigen. Seine Phantasie reichte nicht aus, um sich ein mit Selbstregierung ausgestattetes tschechoslowakisches Dominium in enger Anlehnung an Deutschland vorzustellen.

Wenn Canaris wie die übrigen Teilnehmer an der Verschwörung durch die nachgiebige Haltung Chamberlains im September 1938 enttäuscht war, so zog er doch aus den Ereignissen nicht den Schluß, daß Großbritannien nun auch in alle Zukunft und unter allen Umständen Hitlers Eroberungspläne widerstandslos hinnehmen würde. Die Aufrüstungsmaßnahmen, die man in England unmittelbar nach dem Münchener Abkommen einleitete so bescheiden sie im Vergleich mit dem fieberhaften Rüstungstempo in Deutschland

auch sein mochten, waren ihm ein Beweis dafür, daß der Augenblick naherücke, in dem das Britische Reich Hitler mit seiner ganzen Macht entgegentreten werde. Er lächelte auch nicht, wenn ihm Bekannte, die aus England zurückkehrten, von einer in breiten Schichten der britischen Bevölkerung sich durchsetzenden Kreuzzugsstimmung gegen Hitler, in dem man den Antichrist zu sehen beginne, berichteten.

Im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der leitenden Politiker und Militärs in Deutschland hatte Canaris eine sehr klare und im wesentlichen richtige Vorstellung von den charakterlichen Qualitäten und von der physischen und moralischen Zähigkeit des englischen Volkes. Er kannte die

192
britische Geschichte zur Genüge, um zu wissen, daß Großbritannien kriegsrische Stärke nie in der vollkommenen Vorbereitung, sondern in seinem unerhörten Stehvermögen verbunden mit der Fähigkeit zur Improvisation, gelegen hatte. Im Frühjahr 1939 diskutierte er mit einem mit britischen Dingen vertrauten Bekannten eine Anzahl von politischen Berichten, die ihm in letzter Zeit aus London zugegangen waren. Danach hatten einflußreiche Engländer sich mit der in deutschen militärischen Kreisen verbreiteten, „Blitzkriegstheorie“ auseinandergesetzt. Sie hatten rund heraus zugegeben, daß Großbritannien von der riesigen deutschen Kriegsmaschine in den ersten Phasen des Krieges- und die konnten Jahre dauern - schwere Schläge empfangen würde. Aber diese könnten Deutschland niemals zum Siege verhelfen. Denn England habe den großen Vorteil der strategischen Lage, der nicht nur auf seinem Inselcharakter beruhe, sondern darauf, daß die unermesslichen Kraftquellen des Empire - von den Vereinigten Staaten ganz zu schweigen völlig außerhalb der Reichweite von Hitlers Kriegsmitteln lägen, während auf die Dauer keine der lebenswichtigen Einrichtungen des Reiches der Wirkung britischer Bomber entzogen bleiben werde. Langsam aber sicher werde das britische Kriegspotential zusammen mit dem von Englands Verbündeten das deutsche überholen und nach einer Reihe von Jahren werde Deutschland am Boden liegen. Canaris erklärte, daß er im wesentlichen mit diesen britischen Argumenten übereinstimme, er versuche, sie Keitel und den leitenden Leuten in Heer und Marine näher zu bringen, „aber“, so fügte er mit bekümmertem Lächeln hinzu, „man glaubt mir nicht mehr“.

Als diese Unterhaltung stattfand, lag der Einmarsch in Prag schon eine kurze Zeit zurück. Canaris hatte ihn mit 13 Abshagen, Canaris

193

--

einem gewissen Fatalismus kommen sehen. Er war sich vorher klar gewesen, daß so bald nach dem Erfolge Hitlers in der Sudetenfrage kein General den Entschluß zum Meutern finden würde. Er hatte auch von vornherein angenommen, daß die Westmächte zwar stimmungsmäßig sehr scharf reagieren, aber praktisch keine unmittelbaren wenigstens keine kriegsrischen - Konsequenzen aus der Einverleibung der Rumpf-Tschechoslowakei ziehen würden. Hatte man es wegen Benesch nicht auf einen Krieg ankommen lassen, dann würde man es wegen Hacha erst recht nicht tun, zumal Canaris sehr gut wußte, daß die britische Aufrüstung, speziell hinsichtlich der Luftabwehr, noch nicht wesentlich gegenüber

dem vergangenen Herbst fortgeschritten war. Trotzdem war er sich über die bedauerlichen Folgen, die dieser neue militärische Spaziergang für Hitlers weitere Pläne haben mußte, nicht im Zweifel. Tatsächlich bildete sich der „Führer“ ja eine Zeitlang ein, daß sein Vorgehen gegen die Tschechoslowakei in wenigen Wochen vergessen sein würde.

Canaris war am 16. März selber in Prag, um dort bei der Übernahme des sogenannten II. Büros des tschechoslowakischen Generalstabs (das war wie in Frankreich die Bezeichnung für den geheimen Meldedienst) zugegen zu sein. Er befand sich in Begleitung von zwei ehemaligen österreichischen Generalstabsoffizieren, von denen der eine als letzter österreichischer Militärattaché in Prag Dienst getan hatte. Die Fahrt ging im Auto bei Zinnwald über das verschneite Gebirge nach Böhmen. Während der Fahrt stellten Canaris und seine Begleiter verschiedentlich Mängel in der Motorisierung der einmarschierenden deutschen Truppen fest. Canaris war in schlechter Stimmung. Er ließ sich wiederholt abfällig darüber aus, daß die Tschechen Hitler keinen Widerstand geleistet hätten.

194

Die kurze Zeit nach dem Einmarsch in Prag abgegebenen britisch-polnischen Beistandserklärungen bestärkten Canaris in der Auffassung, daß der Krug der Geduld in London nunmehr bis an den Rand gefüllt sei und daß der nächste hitlersche Gewaltstreich ihn zum Überlaufen bringen müsse. Den Beginn der Verhandlungen zwischen den Westmächten und der Sowjetunion über die Garantie Polens betrachtete er als ein weiteres Warnungszeichen, sofern es dessen noch bedurft hätte. Anlässlich eines Vortrages bei Hitler im Mai konnte er feststellen, daß auch dieser sich davon überzeugt hatte, daß die Einverleibung der Tschechei nicht so bald in Vergessenheit geraten würde, zugleich aber brachte er von dieser Unterredung den Eindruck mit, daß Hitler irgendwelche ganz neuen Pläne wälze. Daß es sich dabei um die Annäherung an Stalin handeln könnte, kam ihm allerdings nicht in den Sinn.

Canaris nahm seine Bemühungen, die Generale von der Notwendigkeit des Widerstandes gegen weitere Unternehmungen zu überzeugen, unmittelbar nach der Rückkehr von Prag wieder auf. Die bald darauf einsetzende Zuspitzung der Beziehungen zu Polen zeigte ihm, daß Gefahr im Verzug sei. Wir haben eine Aufzeichnung aus seinem Tagebuch, die für die Art dieser Bemühungen typisch ist und die wir deshalb hier im Wortlaut wiedergeben. Sie ist datiert vom 17. August 1939, also wenige Tage, bevor Hitlers großer Coup, der Vertrag mit der Sowjetunion, bekannt wurde. (Canaris wußte zwar durch seine Querverbindungen zum Auswärtigen Amt, daß Bemühungen um eine Neutralisierung der Sowjetunion im Gange seien, war aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht davon überzeugt, daß die Verhandlungen zum Erfolge führen würden.) Der Text des Tagebuchblattes lautet wörtlich:

„Aussprache mit Generaloberst Keitel am 17. VIII. 1939:

195

Ich melde Keitel meine Besprechung mit Jost¹⁾). Er sagt, daß er sich um dieses Unternehmen nicht kümmern könne, da der Führer ihn nicht unterrichtet habe und ihm lediglich hat sagen lassen, daß wir Heydrich polnische Uniformen zur Verfügung stellen sollten. Er ist einverstanden, daß ich Generalstab unterrichtete. Er sagt, daß er von derarti-

gen Unternehmungen nicht viel hält, daß aber nichts zu machen sei, wenn sie vom Führer befohlen seien. Er könne den Führer nicht fragen, wie er sich die Ausführung dieses speziellen Unternehmens dächte. Bezüglich Dirschau hat er entschieden, daß das Unternehmen nur durch die Armee durchgeführt werden soll²).

Ich habe dann mein Gespräch mit Roatta") gemeldet. Er sagte mir, daß er es für sehr gut hält, wenn Mussolini dem Führer klipp und klar sagen würde, daß er nicht in den Krieg eintreten würde. Er (Anmerkung des Verfassers: Keitel) persönlich glaube, daß Mussolini doch mitmachen würde. Ich antwortete ihm, daß ich dies für ausgeschlossen halte auf Grund des Gespräches Ciano-Ribbentrop, das ich ihm nochmals ausführlich übermittelte. Er (Anmerkung: Keitel) sagt, daß der Führer ihm das Gegenteil erklärt hätte. Es ginge also aus meinen Ausführungen hervor, daß der Führer ihm Keitel nicht alles sage. Ich sage ihm ferner, daß ich durch Graf Marogna erfahren hätte, daß der König von Italien König Alfons vor einigen Tagen gesagt habe, daß er unter gar keinen Umständen

-

1) Jost war ein höherer SD-Beamter, welcher Canaris die Anforderung, polnische Uniformen für das unten besprochene „Unternehmen Himmler“ zu besorgen, überbracht hatte.

2) Die in diesem Absatz des Tagebuches behandelte Angelegenheit wird im folgenden Kapitel noch ausführlicher erläutert werden.

3) Der ehemalige Chef des italienischen Nachrichtendienstes, mit dem Canaris seit den Tagen des Spanischen Bürgerkrieges auf freundschaftlichem Fuße stand, war jetzt als Militärattaché in Berlin.

196

unterschreiben werde, wenn Mussolini ihm eine Mobilmachungsorder vorlegen würde. -

-

Im Anschluß daran meinte Keitel, daß es doch sehr interessant wäre festzustellen, daß selbst ein Volk, das wie Italien diktatorisch regiert würde, bezüglich des Krieges recht laurig wäre. Wieviel schlechter müßte es bei den demokratischen Ländern aussehen. Er (Anmerkung: Keitel) sei überzeugt, daß die Engländer nicht eingreifen würden. Ich versuche, diese Ansicht zu widerlegen, und sage, daß die Engländer bestimmt sofort die Blockade eröffnen und unsere Handelsschiffahrt zerstören würden.- Keitel meint, daß dies nicht von großer Bedeutung sei, da wir Öl von Rumänien bekämen. Ich antworte, daß dies nicht ausschlaggebend sei und wir auf die Dauer einer Blockade nicht widerstehen können und daß England mit allen Mitteln gegen uns kämpfen würde, wenn wir gewaltsam gegen Polen vorgehen und es zu Blutvergießen käme. Ich sage ihm, daß sich die Engländer genau so verhalten hätten, wenn bei unserm Einmarsch in die Tschechei Blut geflossen wäre. Ich versuche, Keitel die Folgen eines Handelskrieges für Deutschland klarzumachen und sage ihm, daß wir nur mit geringen Mitteln dagegen kämpfen können. Soeben hätte ich erfahren, daß wir nur zehn U-Boote in den Atlantik schicken könnten.

Keitel meint, daß nach der Eroberung Polens es leicht sein würde, Rumänien zur Hergabe seines Öls zu zwingen. Ich mache ihn aufmerksam auf die Maßnahmen der Engländer auf dem Balkan und versuche ihm klarzumachen,

daß die Engländer sicher alles für diesen Fall auf dem Balkan vorbereitet hätten. Bulgarien könne als Bundesgenosse nichts nützen, da es sofort von Rumänien und der Türkei angegriffen werden würde."

197

Soweit die Tagebucheintragung. Sie spricht so deutlich für sich selbst, daß sich ein ins einzelne gehender Kommentar erübrigt. Erschütternd aber noch rückblickend ist die Borniertheit, die aus jeder verzeichneten Äußerung des Mannes spricht, der den hochtrabenden Titel eines Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht trug und sich in jedem Wort als ein bloßer Befehlsübermittler erwies.

Am 10. August, also unmittelbar vor der in der Tagebuchnotiz erwähnten Unterredung Ribbentrops mit Ciano (dieser hatte vom 11. bis 13. August in Berchtesgaden und Salzburg gewohnt), war Canaris zusammen mit Keitel nach Salzburg geflogen. Während der Chef des OKW auf dem Obersalzberg war, hatte Canaris in Schloß Fuschl zusammen mit einem Begleiter am Mittagessen im Kreise der Familie von Ribbentrop teilgenommen. Der Reichsaußenminister hatte bei dieser Gelegenheit in prahlerischem Tone den Wert des von ihm im Mai dieses Jahres abgeschlossenen Waffenbündnisses mit Italien unterstrichen. Ribbentrop war damals offenbar noch fest überzeugt davon gewesen, daß Italien in dem bevorstehenden Konflikt sofort an die Seite Deutschlands treten würde. Unter anderem hatte der Zivilist Ribbentrop es für zweckmäßig gehalten, dem Admiral und ehemaligen U-Bootkommandanten Canaris die seestrategische Auswirkung des Eingreifens der italienischen Flotte auf die britische Stellung im Mittelmeer zu erläutern, und hatte erklärt, die Italiener würden mit 100 U-Booten die Meerenge von Gibraltar blockieren und den Engländern die Durchfahrt verwehren. Canaris hörte sich Ribbentrops Tiraden widerspruchslos an. Er hielt es offenbar für zwecklos, sich mit einem solchen Ignoranten auf eine Diskussion über Fragen der Seekriegsführung einzulassen. Auf der Rückfahrt zum Flugplatz aber bemerkte er bissig zu seinem Begleiter: „Hören Sie, wenn die große See-

198

schlacht im Mittelmeer steigt, dann sehen wir uns von einem Floß aus an, wie die ‚Beefs‘ die Italianos in die Pfanne hauen." Fünf Tage nach der Besprechung mit Keitel war Canaris sich über das volle Ausmaß der Gefahr, der Deutschland anscheinend rettungslos entgegentrieb, bewußt. Er war einer der Teilnehmer an der Zusammenkunft in Berchtesgaden am 22. August, zu welcher Hitler die Spitzen der Wehrmacht geladen hatte. In mehrstündigen, durch ein Frühstück unterbrochenen Ausführungen gab der „Führer“ den versammelten Militärs seine Ansichten über die weltpolitische Lage bekannt, umriß seine außenpolitischen Zielsetzungen und kündigte den Beginn der Feindseligkeiten mit Polen für den 26. August an. Über den Inhalt von Hitlers Erklärungen sind im Hauptkriegsverbrecherprozeß drei Aufzeichnungen von Teilnehmern beruhende Inhaltsangaben vorgelegt worden. Sie sind im wesentlichen übereinstimmend, stellen aber nur Bruchstücke dessen dar, was Hitler den versammelten Militärs tatsächlich gesagt hat. Canaris hatte sich bei der Rede Hitlers bewußt im Hintergrunde gehalten und trotz des Verbotes, Aufzeichnungen zu machen, den ganzen Ablauf der Rede festgehalten. Nach seiner Rückkehr nach Berlin las er, noch völlig unter dem Eindruck der wahnwitzigen Pläne

Hitlers, seinen Vertrauten im Amte Abwehr die wichtigsten Absätze aus der Rede vor. Er nahm eine Abschrift seiner Aufzeichnungen in sein Tagebuch auf. Es ist ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte unserer Zeit, daß auch dieser Teil des Tagebuches als unwiderruflich verloren betrachtet werden muß.

Das Unheil, das Canaris so lange hatte herankommen sehen, gegen das er mit allen Kräften angekämpft hatte, schien da zu sein. Ribbentrop kehrte wie ein Triumphator mit dem unterzeichneten deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt aus 199

Moskau zurück. Während das deutsche Volk glaubte, daß der „geniale Schachzug des Führers“ die drohende Gefahr eines europäischen Krieges wieder einmal beschworen hätte, traf der Diktator die letzten Vorbereitungen, um am 26. August planmäßig den Angriff auf Polen zu beginnen. Noch einmal schien es, als sollte im letzten Augenblick der Friede erhalten werden. Der in Canaris' Tagebuchaufzeichnungen vom 17. August auf Grund seiner Besprechung mit Roatta ange-deutete Schritt Mussolinis bei Hitler, die Ankündigung, daß Italien außerstande sei, sich am Kriege zu beteiligen, ver-anlaßte Hitler zusammen mit der kurz darauf eintreffenden Nachricht von der Unterzeichnung der britischen Garantie für Polen, den bereits gegebenen Angriffsbefehl zurückzuziehen. Noch einmal setzten fieberhafte diplomatische Verhandlungen ein. Aber selbst die in Mussolinis Brief und der britischen Garantieerklärung liegenden Warnungen vermochten nicht, Hitler von seiner Verblendung zu heilen. Am 31. August gab er den endgültigen Befehl zum Angriff auf Polen. Die Wehrmacht gehorchte. Der Kampf um den Frieden war verloren. Der Krieg begann, und Deutschlands Verhängnis nahm seinen unerbittlichen Lauf.

200

DRITTES BUCH

QUADRATUR DES ZIRKELS

ZWISCHENBILANZ

Auf der Naht zwischen Frieden und Krieg hält der Mann noch einmal Umschau. Er zieht Bilanz, ehe der Krieg ihn in seinen Strudel saugt. Diese Bilanz ist, das gesteht er sich, trostlos: Alles Mühen der vergangenen fünf Jahre war vergebens. Der Tyrann hat auf der ganzen Linie gesiegt. Der Friede ist verloren, das Erbe von Jahrtausenden in tödlicher Gefahr, und der Feind steht mitten im eigenen Lager. Die Masse aber hat nicht begriffen, worum es geht und was ihr droht. Nicht einmal der widernatürliche unehrliche Bund mit dem Osten hat ihr die Augen geöffnet. Im Gegenteil jubeln Tausende von kleinen Machiavellis dem großen Verführer ob dieses Geniestreiches zu. Der Appell an die dumpfen Instinkte des Patriotismus verfehlt auch diesmal seine Wirkung nicht, obwohl der, von dem er ausgeht, ein falscher Prophet ist und ihm nicht die wahren Interessen des Landes und Volkes am Herzen liegen.

—

Der Mann spürt den Zwiespalt in der eigenen Brust. Den Sieg des Verführers, der die Tyrannei des Bösen - wer weiß, wie weit? ausbreiten würde, kann er nicht wollen, aber ebensowenig die Niederlage oder gar die Vernichtung der Heimat, und er weiß, daß dies ein Kampf auf Gedeih und Verderb ist.

Hätte er die Wahl, er würde still von dannen gehen und

die Aufgabe, an der er verzweifelt, anderen Händen über-
203

lassen. Denn er sieht keine Lösung für diese Aufgabe, die wie die Quadratur des Zirkels scheint. Aber er hat keine Wahl. Er darf seinen Posten nicht verlassen, wenn er ihn nicht dem Feinde ausliefern will, der nur darauf wartet, an seine Stelle zu treten. Das aber wäre Verrat. Er muß bleiben, weil er sich verantwortlich fühlt, verantwortlich der Heimat, aber darüber hinaus der Menschheit und der Menschlichkeit schlechthin. Er weiß, daß sein Wirken Stückwerk bleiben muß, und daß man ihn eines Tages deswegen schelten wird, aber er ist sich bewußt, daß sein Ausscheiden unmittelbar Unheil heraufbeschwören würde. So bleibt er denn auf seinem Posten und tut, als ob das Unmögliche vielleicht doch möglich werden könnte.

S

204

ELFTES KAPITEL

DER STURM BRICHT LOS

Der Ausbruch des Krieges gegen Polen am Morgen des 1. September bedeutete für Canaris den Zusammenbruch seiner gegen bessere Einsicht bis auf den letzten Augenblick aufrecht erhaltenen Hoffnung, daß die Katastrophe doch noch abgewendet werden könnte. Darüber, daß der Kampf gegen Polen nicht isoliert bleiben könne, daß daraus ein europäischer, ja voraussichtlich ein Weltkonflikt erwachsen und dieser das Ende Deutschlands bedeuten werde, hatte Canaris von vornherein keine Zweifel. Aber nicht nur, weil der Kampf für Deutschland nach seiner Auffassung unglücklich enden mußte, sondern aus seiner ganzen religiösen und ethischen Einstellung, so wie sie sich im Laufe der Jahre immer klarer und eindeutiger entwickelt hatte, verwarf der Chef des deutschen militärischen Geheimdienstes den Krieg. Wir haben schon erwähnt, daß der Kriegeausbruch von Hitler am 25. August 1939 unter dem Eindruck der Weigerung Mussolinis, mitzumachen und der britischen Garantie für Polen vertagt worden war. Wir wissen durch Gisevius und andere, daß man im Kreise um Oster glaubte, Hitlers Widerruf des bereits erteilten Angriffsbefehles würde den Diktator bei der militärischen Führung so diskreditieren, daß der Krieg mindestens auf absehbare Zeit unmöglich sein würde. Auch Canaris stand zunächst unter diesem Eindruck. Er wurde darin noch bestärkt durch Informationen, die ihm von verschiedenen Seiten zufließen über allerlei neben der offiziellen Außen-
205

politik Ribbentrops herlaufende Bemühungen, einen Kompromiß in der polnischen Angelegenheit herbeizuführen. Er hatte Kenntnis von der merkwürdigen Mission des Schweden Dahlerus und hörte auch durch den Staatsrat Helmuth Wohlthat, mit dem er seit geraumer Zeit in Nachrichtenaustausch stand und der sich in den letzten Wochen vor Ausbruch der Krise in London nicht ohne Erfolg um eine deutsch-englische Annäherung auf wirtschaftlicher Grundlage bemüht hatte, daß Göring diesen – natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit von aussichtsvollen neuen Kontakten mit London unterrichtet hatte. So hielt Canaris, bis am 31. August dann doch der verhängnisvolle Befehl zum Angriff auf Polen erneut erteilt wurde, die Möglichkeit einer friedlichen Lösung noch für gegeben und hatte höchstens Bedenken, daß sie zu sehr dem Münchener Abkommen des ver-

gangenen Jahres gleichen und dem deutschen Volke wiederum ein falsches Bild von der friedliebenden Natur der Hitlerschen Politik vorgaukeln möchte.

Die ersten Berichte der deutschen Kriegspropaganda brachten für Canaris und die Abwehr die Lösung eines Rätsels, welches sie seit einigen Wochen beschäftigt hatte. Etwa Mitte August war nämlich Canaris von Keitel ein Befehl Hitlers zur Bereitstellung von polnischen Uniformen, Ausrüstungsstücken, Soldbüchern und dergleichen erteilt worden, welche für ein sogenanntes Unternehmen, „Himmler“ bestimmt seien. Keitel selber hatte, wie aus der im vorigen Kapitel zitierten Tagebuchnotiz Canaris' ersichtlich ist, bei der Besprechung am 17. August durchblicken lassen, daß er dem Unternehmen nicht gerade begeistert gegenüberstand, aber angesichts des von Hitler ausgehenden Befehls nicht glaubte, sich dagegen zur Wehr setzen zu können. Die beteiligten Abteilungschefs der Abwehr es waren Piekenbrock und Lahousen

-

206

hatten sich sofort Gedanken über die Sache gemacht. Der Name des geplanten Unternehmens schien genügende Rechtfertigung für die Annahme, daß irgend eine anrühige Sache geplant sei. Lahousen stellte denn auch, wie in einer Notiz im Kriegstagebuch der Abwehrabteilung II festgehalten ist, die Frage, wieso eigentlich Himmler dazu komme, von der Abwehr mit Uniformen beliefert zu werden. Aber Befehl war nun einmal Befehl, die Uniformen und Ausrüstungsstücke waren gemäß der Weisung von oben bereitgestellt und von einem Beauftragten des SD gegen Quittung abgeholt worden. Über den Verwendungszweck war die Abwehr niemals offiziell in Kenntnis gesetzt worden. Es ist aber bezeichnend für das Mißtrauen gegenüber der eigenen Propaganda, daß Piekenbrock nach Veröffentlichung des ersten deutschen Wehrmachtsberichtes, in dem von Angriffen polnischer Einheiten auf deutsches Gebiet gesprochen wurde, seinen Kameraden sofort erklärte: „Jetzt wissen wir wenigstens, wofür unsere Uniformen bestimmt waren.“ Bald darauf erhielt Canaris auch Kenntnis davon, daß - wie mittlerweile allgemein bekanntgeworden ist die SS Häftlinge aus Konzentrationslagern in die polnischen Uniformen gesteckt und mit ihnen den angeblichen Angriff auf den Rundfunksender Gleiwitz inszeniert hatte, der dann den Polen zur Last gelegt wurde. Warf schon dieses Gangsterstück ein Schlaglicht auf die moralischen Qualitäten der an den höchsten Stellen von Partei und Staat stehenden Nationalsozialisten, so sollte bald sehr viel Schlimmeres zur Kenntnis von Canaris kommen. In einer Reihe von Besprechungen, welche am 12. September, also weniger als zwei Wochen nach Beginn des Feldzuges, im „Führer“ zug, der damals in Ilnau (Schlesien) stand, abgehalten wurden, erhielt Canaris einen klaren Einblick in die brutalen Pläne, welche bei Hitler und seiner Umgebung mit Bezug auf

207

die Zukunft Polens gefaßt worden waren. Wir haben hierüber ein zeitgenössisches Dokument zur Verfügung, eines der wenigen noch existierenden Exzerpte aus dem persönlichen Kriegstagebuch von Canaris. Diese Aufzeichnung ist erhalten geblieben, weil Lahousen, welcher seinen Chef bei diesen Besprechungen begleitete, sie für das Tagebuch Canaris' entworfen und mit Zustimmung von Canaris eine Abschrift in seine persönliche „Raritätenmappe“ aufgenommen hatte.

Auf diese Weise blieb dieses Dokument erhalten, während das Originaltagebuch Canaris, wie bereits berichtet, nach dem 20. Juli 1944 leider verbrannt worden ist.

Die Aufzeichnung, auf die wir uns hier beziehen, trägt das Datum des 12. 9. 1939. Sie ist interessant sowohl, weil sie eine Reihe von Äußerungen des „Führers“ wiedergibt, so wie Lahousen sie gleich nach der Besprechung aus seiner Erinnerung niedergeschrieben hat, als auch deswegen, weil sie Rückschlüsse auf die Mentalität der Umgebung Hitlers, wie auch von Canaris zuläßt. Wir geben sie hier im vollen Text wieder. Sie ist in der ersten Person gehalten, wobei der Sprechende nicht etwa Lahousen, sondern Canaris selbst ist.

Kriegstagebuchaufzeichnung über die Konferenz
im Führerzug in Ilnau am 12. September 1939

I. Das ukrainische Problem

Unmittelbar, nachdem die Begrüßungen ausgetauscht waren, erklärte mir Reichsaußenminister von Ribbentrop seine Ansicht über die Möglichkeiten, den deutsch-polnischen Krieg auf politischem Wege zu beenden. Während der anschließenden Aussprache im Dienstwagen des Generals Keitel wurden diese Lösungsmöglichkeiten durch den Chef des OKW wie folgt zusammengefaßt und erläutert:

208

Fall 1. Eine vierte Teilung Polens wird stattfinden, wobei Deutschland sein Desinteressement zugunsten der Sowjetunion mit Bezug auf das Land östlich der Narew-Weichsel-San-Linie ausspricht.

Fall 2. Für den verbleibenden Teil wird ein unabhängiges Polen errichtet, eine Lösung, die dem Führer am besten zusagen würde, weil er dann mit einer polnischen Regierung über die Wiederherstellung des Friedens im Osten verhandeln könnte.

Fall 3. Der Rest Polens löst sich auf.

a) Litauen wird das Gebiet von Wilna angeboten.

b) Galizien und die polnische Ukraine werden unabhängig. (Vorausgesetzt, daß dieses außenpolitische Arrangement der Sowjetunion recht ist.)

Für den Fall 3 b würde ich geeignete Vorbereitungen mit den Ukrainern zu treffen haben, daß wenn dieser Fall Tatsache wird, durch die Organisation Melnyk (O. U. N.) ein Aufstand erregt werden kann, der auf die Vernichtung der Juden und der Polen abzielt. Ein politisches Übergreifen dieser Bewegung in Richtung auf die Sowjet-Ukraine (Idee einer Groß-Ukraine) müßte unbedingt verhindert werden. (Hierzu eine Bleistiftnotiz: Die Voraussetzungen hierfür scheinen nicht mehr gerechtfertigt.)

II. Propaganda

Ich besprach dann die Regelung von Propagandaangelegenheiten mit Keitel. Zufolge einem vollständigen Einvernehmen, welches in bezug auf diese Frage zwischen dem Reichsaußenminister und Dr. Goebbels erzielt wurde, werden Vertreter des A. A. zu den Propagandakompanien entsandt, 14 Abshagen, Canaris

209

um sowohl alles Propagandamaterial zu überprüfen als auch ihre Wünsche zum Ausdruck zu bringen. (Verbindungsmann zum A. A.)

Jedoch verbleibt die Verantwortlichkeit für die

Durchführung der Propaganda ausschließlich beim Chef der Propagandakompanien.

III. Militärische Exekutionen

Ich wies Keitel darauf hin, daß ich wüßte, daß weitreichende Exekutionen in Polen geplant seien und daß insbesondere der Adel und die Geistlichkeit ausgerottet werden sollten. Letzten Endes würde die Welt die Wehrmacht für diese Taten verantwortlich machen, unter deren Augen solche Dinge geschehen seien.

Keitel antwortete, daß der Führer in dieser Frage bereits entschieden hätte. Er hätte es dem Oberbefehlshaber des Heeres klargemacht, daß, wenn die Wehrmacht mit diesen Vorkommnissen nichts zu tun haben wollte, sie die SS und die Gestapo als Rivalen hinzunehmen hätte. Deshalb werde für jeden militärischen Bezirk neben dem militärischen Befehlshaber ein Zivilbefehlshaber ernannt werden. Der letztere würde dann mit der Volksausrottung betraut werden.

(Bleistiftnotiz: Politische Flurbereinigung.)

IV. Bombardement von Warschau

Auf meinen Hinweis auf die ungünstigen außenpolitischen Folgen dieser Maßnahme antwortete Keitel, daß solche Maßnahmen definitiv durch den Führer und Generalfeldmarschall Göring entschieden würden. Der Führer hätte häufige telephonische Besprechungen mit Göring. Manchmal werde er (Keitel) über die besprochenen Themen unterrichtet, aber nicht immer.

210

V. Erklärungen des Führers

Während dieser Unterredung erschien der Führer und fragte mich sofort, was für Nachrichten ich aus dem Westen hätte. Ich antwortete, daß wir gemäß den vorliegenden Informationen und Berichten darauf schließen müßten, daß besonders im Raum von Saarbrücken die Franzosen Truppen und Artillerie versammeln, um einen systematischen und methodischen Angriff großen Stils vorzubereiten. Ferner hätte ich Vorsorge getroffen, daß er in Kürze unterrichtet werden würde über den Ort und die Richtung dieses Angriffs.

Der Führer bemerkte darauf: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Franzosen gerade in der Gegend von Saarbrücken angreifen sollten, wo unsere Stellungen am stärksten sind. Dort haben wir unsere „A“-Werke und außerdem werden sie (die Franzosen) sich dort zweiten und dritten Stellungen gegenüber finden, die, wenn möglich, noch stärker befestigt sind. Ich betrachte den Bienwald und den Pfälzerwald als unsern schwächsten Punkt, trotz dem von anderer Seite erhobenen Einwand, daß ein Angriff gegen eine bewaldete Zone aussichtslos ist. Ich bin in dieser Hinsicht anderer Meinung.“

Ein Abenteuer über den Rhein ist immerhin möglich, obgleich wir dort schon vorbereitet sind. Ich halte es nicht für sehr wahrscheinlich, daß ein Angriff durch Belgien und Holland, eine Verletzung der Neutralität, versucht wird. Jedoch für einen Angriff großen Stils gegen den Westwall ist Zeit erforderlich.“

Keitel und Jodl stimmen diesen Gedanken des Führers zu, und der letztere fügt hinzu, daß die Artillervorbereitung für einen Großangriff mindestens drei bis vier Wochen erfordere, daher würde der Angriff selber im Oktober stattfinden.

211

Woraufhin der Führer fortfuhr: „Ja und im Oktober ist es schon ziemlich kalt und unsere Leute werden in geschützten Bunkern sitzen, während die Franzosen im Freien liegen und angreifen müssen. Jedoch selbst wenn der Franzose einen der schwächsten Punkte des Westwalls erreichen sollte, werden wir in der Zwischenzeit in der Lage sein, vom Osten her das heranzubringen, was ihm (dem Franzosen) eine solche ‚Abreibung‘ versetzt, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

Daher bleibt nur der Weg durch Belgien und Holland. Ich glaube nicht daran, aber es ist nicht unmöglich. Deshalb müssen wir wachsam sein.“

Dann wandte sich der Führer unmittelbar zu mir und verlangte schärfste Überwachung allen Geschehens in diesen neutralen Ländern.

Das ukrainische Problem. Die Rundfunkankündigung an das ukrainische Volk, wie sie die „Wehrmacht-Propaganda“ vorgeschlagen hatte, wurde entsprechend Punkt 3 geändert und vom Reichsaußenminister wie folgt gebilligt: „Die deutsche Wehrmacht hegt keinerlei feindliche Absichten gegen die ukrainische Bevölkerung in Polen.“

Dieses Dokument verdient, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen. Es zeigt eindeutig, daß die Maßnahmen zur „Liquidierung“ großer Volksteile nicht etwa erst als Ergebnis der im Laufe des Krieges zunehmenden Erbitterung in Hitlers Gehirn entstanden, sondern daß der „Führer“ bereits in den ersten Tagen des Krieges in zynischer Unbekümmertheit um alle Regungen von Menschlichkeit ein komplettes Programm für solche Genocidien ausgearbeitet hatte¹⁾. Nicht 1) Auch die Grausamkeiten, die in den Tagen des Kriegsausbruches von polnischer Seite in Bromberg gegen den volksdeutschen Teil der Bevölkerung begangen worden waren, können solche Massenmordpläne nicht rechtfertigen.

212

nur die polnische Geistlichkeit und der polnische Adel sollten ausgerottet werden, man wollte auch den ukrainischen Volksteil in Polen aufhetzen, damit er der SS und Gestapo in den von ihm bewohnten Landesteilen die schmutzige Arbeit abnehmen und die dort wohnenden Polen und Juden, „vernichten“ sollte. Die Abwehr sollte für die Inszenierung der hierfür geplanten Revolten ihre Beziehungen zu den ukrainischen Minderheitsgruppen zur Verfügung stellen.

Wir sehen ferner, daß der Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch sich zwar anscheinend gegen diese „politische Flurbereinigung“ (das Tagebuch gibt keine Auskunft darüber, wer diesen zynischen Ausdruck für den geplanten Massenmord geprägt hat, doch ist bekannt, daß er von Hitler persönlich ausging) zur Wehr gesetzt, sich dann aber doch damit abgefunden hatte, daß die „schwarze“ Konkurrenz im rückwärtigen Heeresgebiet diese Maßnahmen durchführte. Die traurige Haltung Keitel tritt besonders in der Selbstverständlichkeit zutage, mit der er es hinnimmt und sich auch nicht geniert, vor seinem Untergebenen Canaris und dem anwesenden doch verhältnismäßig rangjungen Oberstleutnant Lahausen offen zuzugeben, daß Hitler ihn der den höchsten Titel Chef des Oberkommandos der Wehrmacht trägt über wichtigste Entscheidungen ganz nach Belieben und Laune unterrichtet oder nicht.

Auch hinsichtlich Canaris' und seiner Methoden im Verkehr mit denen, „oben“ ist die Tagebuchaufzeichnung auf-

schlußreich. Er verhält sich Ribbentrop gegenüber rezeptiv (was keineswegs gleichbedeutend ist, daß er sich mit dem Gesagten abfindet). Jedenfalls läßt er sich auf keine Diskussionen mit dem Reichsaußenminister ein. Der Kerl ist ihm zu widerwärtig. Im Gespräch mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten Keitel dagegen tritt er aus seiner Reserve her-
213

vor. Er trägt ihm aus eigener Initiative seine Bedenken gegen die geplanten Greuel vor und appelliert, allerdings vergeblich, an Keitels Verantwortungsgefühl für den guten Namen der Wehrmacht. Solche Appelle, ja Beschwörungen wird er im Verlauf des Krieges noch unzählige Male an den gleichen Keitel richten, allerdings meistens mit dem gleichen negativen Erfolge.

Besonders interessant ist das Gespräch zwischen Canaris und Hitler. Dieses Mal zieht der Listenreiche entschieden den kürzeren. Canaris hat mit Vorbedacht die Drohung mit den angeblichen französischen Offensivvorbereitungen aufgebaut. Er hofft wohl, Hitler möge unter dem Eindruck dieser Gefahr etwas weniger drastisch in Polen vorgehen, sich seine Teilungs- und Ausrottungspläne noch einmal überlegen. Aber er hat Hitler unterschätzt. Der „Führer“ zeigt sich unzweifelhaft als der Überlegene. Er ist offenbar über die Lage im Westen durchaus im Bilde. Seine Argumente sind sachlich begründet, auch wenn sie mit reichlich viel Kraftmeierei im Ausdruck vorgetragen werden. Keitel und Jodl machen auch hier einen ziemlich kläglichen Eindruck und sind nur bemüht, Begleitmusik zur Sololeistung ihres Herrn und Meisters zu liefern.

Noch ein paar weitere Bemerkungen zu der Tagebuchnotiz erscheinen angebracht. Der von Keitel im Zusammenhang mit dem ins Auge gefaßten Ukraineraufstand erwähnte Melnyk war einer der Führer der gleichfalls genannten O. U. N. (Organisation Ukrainischer Nationalisten), einer in den Jahren nach der bolschewistischen Revolution durch Petljura begründeten Bewegung, welche die Errichtung eines unabhängigen ukrainischen Nationalstaates anstrebte. Der anerkannte Führer dieser Bewegung, Konowalec, den Canaris persönlich kannte und schätzte, war einige Zeit vor Kriegs-
214

ausbruch von OGPU-Agenten in Holland ermordet worden. Melnyk, der sich selber als Oberst zu bezeichnen pflegte, er dürfte diesen Dienstgrad in der nationalukrainischen Armee Petljuras bekleidet haben, war als Verwalter von im galizischen Teile der Ukraine gelegenen Latifundien tätig gewesen. Innerhalb der O. U. N., in deren Reihen sich zahlreiche geflüchtete Politiker aus Polen, sowie aus der 1939 an Ungarn abgetretenen Karpatho-Ukraine befanden, gab es allerlei Schattierungen von gemäßigten Sozialisten bis zu ausgesprochenen Nationalbolschewisten. Die radikalen Elemente der ukrainischen Freiheitsbewegung wechselten jedoch sehr bald die Front und organisierten Partisanengruppen, die dann auch die rückwärtigen deutschen Verbindungen in Polen und den besetzten Teilen der Sowjetukraine störten. Das erklärt die auf den ersten Blick überraschende Erscheinung, daß etwa ab 1943 zahlreiche ukrainische Nationalrevolutionäre in deutschen Konzentrationslagern landeten. Darunter befanden sich nicht wenige echte Freiheitskämpfer, die nicht gewillt waren, ihre Heimat vom sowjetischen Joch zu befreien, nur um sie den sich mittlerweile immer klarer abzeichnenden

„kolonialen“ Methoden der nationalsozialistischen Ostpolitik auszuliefern.

Gerade wenn wir noch einen Blick auf die Tagebuchblätter von Canaris vom 12. September 1939 zurückwerfen, kann dieser spätere ukrainische Frontwechsel nicht so sehr überraschen. Es geht daraus ja deutlich hervor, daß nach Ribbentrops – von Keitel resümierter Konzeption die Ukrainer zwar benutzt werden sollten, um in den von ihnen bewohnten polnischen Landesteilen die polnischen und jüdischen Bevölkerungsteile zu vernichten; aber gleichzeitig wollte man verhindern, daß sie ihrem Ziele – der Schaffung einer Großukraine – näher kämen. Denn damals, im September 1939, waren Hitler und

215
Ribbentrop noch ängstlich bedacht, ihre neuen „Freunde“ in Moskau nicht durch eine von deutschbesetztem Gebiet ausgehende ukrainische Revolte in der Sowjetukraine zu reizen. Die Ukrainer waren für sie nur eine Figur auf ihrem Schachbrett, die man je nach Bedarf zu einem Zuge ansetzte und dann unberücksichtigt ließ. Später, nachdem Hitler den Entschluß gefaßt hatte, die Sowjetunion anzugreifen, änderte sich die Taktik gegenüber den Ukrainern bis zu einem gewissen Grade, aber da hatten die Einsichtigen unter ihnen bereits gemerkt, daß sie von Hitler nur als Werkzeuge für seine „Lebensraum“-Pläne benützt werden sollten und daß von nationalsozialistischer Seite eine Erfüllung ihrer eigenen nationalen Wünsche nicht zu erwarten war.

Wir haben vorhin bemerkt, daß Canaris in der Unterhaltung mit Ribbentrop nicht ausdrücklich gegen die ihm und der Abwehr zugemutete Aufgabe remonstrierte. Das hätte auch kaum viel Zweck gehabt, sondern im günstigsten Falle nur dazu geführt, daß der Abwehr die Federführung in der Sache entzogen und an ihrer Stelle der Sicherheitsdienst damit betraut worden wäre. Das aber hätte nicht nur im konkreten Einzelfall eine rückhalt- und rücksichtslose Durchführung der Ribbentropschen Direktiven bedeutet; darüber hinaus hätte es die allgemeinen Bestrebungen des SD, seine Kompetenzen auf Kosten der Abwehr auszudehnen, gefördert. Canaris wählte daher den Weg, die Ribbentropschen Pläne einfach zu ignorieren. Er ließ „den Löwen brüllen“. Schließlich war Ribbentrop ja nicht sein Vorgesetzter, und Keitel, über den Canaris Befehle hätten erteilt werden müssen, hatte sich darauf beschränkt, den Ribbentropschen Gedankengang erläuternd zusammenzufassen, ohne daran ausdrückliche Weisungen oder Befehle zu knüpfen. Canaris begnügte sich daher damit, die an ihn gestellte ungeheuerliche und

216
gleichzeitig dilettantenhafte Zumutung in seinen Tagebuchnotizen festzuhalten. Dilettantisch war die Canaris aus dem Handgelenk hingeworfene Forderung des Reichsaußenministers nach einem Ukraineraufstand schon deswegen in hohem Grade, weil sie die praktischen Voraussetzungen völlig verkannte. Die Abwehr hatte durch ihre Fühlung zu den ukrainischen Nationalisten Kampftruppen von ein paar hundert Mann aufzustellen vermocht, die für eine militärische Diversionstätigkeit – Zersetzung der feindlichen Truppe, Sabotage an Verkehrseinrichtungen im feindlichen Aufmarsch- und Operationsgebiet sowie im feindlichen Hinterland – ausgebildet und geeignet waren, nicht aber für politisch-terroristische Unternehmungen, zumal solche in dem von Ribbentrop ins Auge gefaßten Umfang.

Auf der Fahrt von Ilnau nach Wien äußerte sich Canaris daher nicht nur mit tiefem Unwillen, sondern auch mit beißendem Spott über die Ansichten und Auffassungen Ribbentrops. Bei den in Wien und Berlin folgenden sachlichen Besprechungen aber gab er kein Wort von der Ribbentrop-schen Aufstandskonzeption weiter außer an Oster für dessen Dokumentensammlung und an einzelne Vertraute. Dagegen nahm er sofort mit dem Generalstab des Heeres Fühlung, um diesem mitzuteilen, daß mit der Freigabe der bisher aus außenpolitischen Rücksichten verbotenen Diver-sionstätigkeit durch ukrainische Kampftrupps in absehbarer Zeit zu rechnen sei, und um die diesbezüglichen Wünsche und Anforderungen des Heeres entgegenzunehmen. Diese zielten nun keineswegs auf die Vernichtung von polnischen und jüdi-schen Zivilisten, sondern auf die Vernichtung der polnischen Armee ab. Wo die Abwehr für diesen Zweck der eigenen kämpfenden Truppe eine Hilfeleistung geben konnte, sei es durch die Zerstörung einer feindlichen Bahnlinie, Sprengung 217

von Objekten hinter der Front des Gegners oder aber auch durch die Verhinderung solcher Zerstörungen durch die feind-lichen Streitkräfte, hat sie immer ihr möglichstes versucht. Durch den deutsch-sowjetischen Freundschaftsvertrag vom 29. September 1939 wurde dann das ganze Projekt wieder hinfällig, da die Moskauer Abreden nicht zur Lösung 3, son-dern zu der als Fall 1 vorgesehenen vierten Teilung Polens führten. Für Ribbentrop hatten damit die Ukrainer und ihre Bestrebungen einstweilen alles Interesse verloren. Nicht so für Canaris. Auf seine Weisungen wurde einer Reihe von führenden Ukrainern in den an die Sowjetunion fallenden polnischen Gebieten, soweit dies irgend möglich war, in der durch den raschen sowjetischen Vormarsch entstehenden Notlage Beistand gewährt. Die Rücksicht auf noch lebende Zeugen, deren Angehörige sich noch im östlichen Macht-bereich befinden, verbietet hier nähere Angaben über kon-krete Fälle.

Obwohl durch die erwähnte politische Entwicklung Cana-ris die Alternative zwischen offener Verweigerung der Teil-nahme an den geplanten Greueln in Polen oder Unterwerfung unter Hitlers Mordbefehle erspart geblieben war, blieb er tief bekümmert wegen der Geschehnisse, die sich nun in den fol-genden Wochen und Monaten im deutschbesetzten Polen ab-spielten. Er erhielt sehr genaue Nachrichten über das brutale Vorgehen der SS. Gegenüber Bürkner, dem Leiter der Ab-teilung Ausland, äußerte er um diese Zeit: „Ein Krieg, der unter Hintansetzung jeglicher Ethik geführt wird, kann nie-mals gewonnen werden. Es gibt auch eine göttliche Gerech-tigkeit auf Erden.“

Während die Führung des Dritten Reiches sich mit Massen-ausrottungsplänen gegen Polen und Juden trug, setzte Canaris trotz seiner Belastung mit Dienstgeschäften auch jetzt nach 218

Kriegsausbruch seine Bemühungen zugunsten in Not befind-licher Menschen ohne Ansehen von Person und Nationalität fort. Die Rücksicht auf Personen, die heute noch in Osteuropa leben, verbietet es auch in diesem Falle, Namen zu nennen und die hier gegebenen Beispiele dieser humanitären Tätig-keit Canaris' in allen Einzelheiten zu schildern und zu be-legen. Zu denen, die damals durch Canaris aus dem besetzten Polen herausgeschmuggelt und ins neutrale Ausland in Sicher-

heit gebracht wurden, gehörte u. a. die Familie eines hohen polnischen Offiziers, mit dem Canaris in früheren Jahren in dienstliche Berührung gekommen war.

Auch ein Fall, bei dem zu den humanitären auch politische Erwägungen traten, sei wenigstens kurz erwähnt. Gegen das Ende des Polenfeldzuges im Herbst 1939 trat der amerikanische Generalkonsul Geist in Berlin in einer von ihm selbst als sehr delikat bezeichneten Angelegenheit an den bereits erwähnten Staatsrat Helmuth Wohlthat heran, mit dem er seit geraumer Zeit gut bekannt war. Er bat Wohlthat unter deutlichem Hinweis auf das persönliche Interesse an höchster politischer Stelle in den Vereinigten Staaten um seinen Rat und seine Hilfe. Es handelte sich darum, einen Rabbiner, der sowohl in religiöser wie in wissenschaftlicher Hinsicht als einer der geistigen Führer des Judentums in Osteuropa beschrieben wurde, in dem eben von deutschen Truppen besetzten Warschau ausfindig zu machen und aus dem nationalsozialistischen Machtbereich heraus und auf neutralem Boden in Sicherheit zu bringen. Geist war sich angesichts der ihm wohlbekannten Einstellung Ribbentrops darüber klar, daß es zwecklos sein würde, sich in dieser Sache an das Auswärtige Amt zu wenden. Er sicherte Wohlthat absolute Geheimhaltung auf amerikanischer Seite zu, da er sich wohl bewußt war, daß ein Eingreifen in dem von ihm und seinem Auftraggeber

219

gewünschten Sinne für die beteiligten deutschen Persönlichkeiten mit beträchtlichem Risiko verbunden sein würde. Nach reiflicher Überlegung entschloß sich Wohlthat, sich nicht unmittelbar an Göring oder an einen ihm befreundeten Armeeführer zu wenden. Er suchte vielmehr zunächst Canaris in dessen Dienststelle am Tirpitzufer auf und legte diesem die Frage vor, ob er helfen könne und wolle. Canaris erkannte sofort die Bedeutung, welche der Angelegenheit angesichts des Interesses, das höchste Stellen in den damals noch neutralen Vereinigten Staaten daran nahmen, zukam, und erklärte sich schon in der ersten Besprechung bereit, den Gesuchten durch Abwehroffiziere in dem zu diesem Zeitpunkte noch brennenden Warschau ausfindig zu machen. In der Tat gelang es den beauftragten Offizieren, wenn auch unter beträchtlichen Schwierigkeiten, den Rabbi zu identifizieren und an die Grenzen eines damals noch nicht in den Krieg verwickelten Landes in Osteuropa zu bringen. Er gelangte dann später sicher in die Vereinigten Staaten, wo er bei der Ankunft in New York von den dortigen jüdischen Vereinigungen in festlichem Zuge empfangen und eingeholt wurde. Über die Rolle, welche deutsche Persönlichkeiten bei seiner Rettung gespielt hatten, wurde dem von Generalkonsul Geist gegebenen Versprechen gemäß Stillschweigen bewahrt.

Bald nahmen neue Sorgen die Aufmerksamkeit von Canaris in Anspruch. Es ist heute durch das Tagebuch von Hassells, durch Pechel, Gisevius und andere bekannt, daß in den letzten drei Monaten des Jahres 1939, als Hitler ohne längere Atempause auf den Polenfeldzug einen Winterfeldzug im Westen unter Bruch der belgischen und holländischen Neutralität folgen lassen wollte, in den verschiedenen Widerstandsgruppen große Aktivität herrschte. Staatsstreich- und Attentatspläne wurden geschmiedet, Ministerlisten aufge-

220

stellt, es wurden über das neutrale Ausland Fühler wegen Friedensmöglichkeiten ausgestreckt. Die entschlossenste Ver-

schwörergruppe war ohne Zweifel diejenige im Schoße des OKW. Ihr eigentlicher Motor war der damalige Oberst Oster, der mit seinen Mitarbeitern Dohnanyi und Gisevius, um nur die bekanntesten zu nennen, und in engem Zusammenwirken mit dem im Oberkommando des Heeres beschäftigten Oberstleutnant Groscurth die Verbindungsstelle innehatte. Von dort aus wurden die Fäden gesponnen zu Beck, Goerdeler, Schacht auf der einen, zum Chef des Generalstabes Halder, zu Witzleben und den übrigen in die Sache eingeweihten Generalen auf der anderen Seite, durch den Vertreter des Auswärtigen Amtes beim OKH, Hans von Etzdorf, zu Weizsäcker und sogar ins braune und schwarze Lager zum Berliner Polizeipräsidenten Graf Helldorf und zum Chef des Reichskriminalamtes in der Gestapo, SS-General Nebe. Gerade bei der Betrachtung der Ereignisse dieser aufregenden Wochen läßt sich der Unterschied der Charaktere und Methoden von Canaris und Oster klar erkennen. Bei Oster lag die Initiative zu den verschiedenen Versuchen, die Generalität zum Sturz des Regimes zu bewegen, eine politische Auffangstellung in Gestalt einer provisorischen Regierung vorzubereiten und ihr im Auslande Rückendeckung zu verschaffen. Canaris dagegen blieb in der Kulisse. Er stand neben oder hinter den Dingen, hielt sich informiert und war bereit, Hilfestellung zu geben, wenn sich die Notwendigkeit ergeben sollte. Aber er ließ die Initiative den anderen. Eine Erklärung hierfür ist wohl mindestens zum Teil darin zu suchen, daß in seinem Kopfe das Streben, selber etwas Entscheidendes zur Verhinderung des neuen Abenteuers und für die Befreiung Deutschlands und der Welt von Hitler zu tun, in stetem Kampfe lag mit der intuitiven Erkenntnis, daß

221

alles Streben doch vergeblich sein werde. Bereits in diesen Wochen begann sich bei ihm die fatalistische Überzeugung durchzusetzen, daß es schon zu spät sei, um das Schicksal Deutschlands zu wenden, daß das deutsche Volk schon zuviel Schuld, sei es auch nur durch Unterlassung, auf sich geladen habe und daß es Hitler nun als eine Art von Gottesgeißel bis zum bitteren Ende werde ertragen müssen. An der Überzeugung, daß Deutschland den von Hitler leichtfertig und böswillig begonnenen Krieg nicht gewinnen könne, ist Canaris, wie wir im Laufe dieser Darstellung zu verschiedenen Malen werden belegen können, niemals, auch nicht als Hitler scheinbar auf dem Höhepunkt seiner Erfolge war, irre geworden. Sie gründete sich mindestens ebenso stark auf seine Überzeugung von einer göttlichen Weltordnung wie auf seine Beurteilung der weltpolitischen Zusammenhänge und der relativen Kräfteverteilung.

Neben solchen ins Metaphysische hinübergreifenden Gedankengängen stimmten ihn auch sehr reale Erwägungen skeptisch hinsichtlich der Aussichten eines Umsturzversuches. Canaris traute nach seiner Kenntnis ihrer Charaktere und auf Grund seiner Erfahrungen den für das Unternehmen in Frage kommenden Generalen nicht zu, daß sie den Entschluß zum Absprung finden würden. Besonders den Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch, dessen Haltung von entscheidender Bedeutung sein mußte, beurteilte er ablehnend. „Der Brauchitsch kopiert den Moltke“, bemerkte er in jenen Tagen ironisch im Kreise seiner Vertrauten. Für Halder hatte er größere Sympathien, erwartete von ihm aber nicht die nötige Entschlußfreudigkeit. Im übrigen war ihm stets bewußt, was

viele der anderen Verschworenen nicht einsehen wollten, daß der Generalstabschef persönlich ja keine Truppe führte, sondern entweder auf den Oberbefehlshaber des Heeres oder auf

222

einen oder mehrere der Armee- und Heeresgruppenführer angewiesen war, wenn er ein Unternehmen gegen Hitler in Szene setzen wollte.

Canaris sah auch wohl klarer als Oster und dessen ungeduldige Freunde, daß die Generale nicht ohne Grund Zweifel hegten, ob die jüngeren Offiziere, die Leutnants und Hauptleute, ihnen folgen würden, wenn sie den Befehl zum Losschlagen gegen Hitler und das Parteiregime geben würden. Man darf nicht außer acht lassen, daß durch den raschen Sieg über Polen das Prestige Hitlers bei den jungen, seit Jahren von der nationalsozialistischen Propaganda bearbeiteten Offizieren enorm gestiegen war. Die militärischen Bedenken gegen den Winterkrieg, die bei manchen der Generale schwerer wogen als alle politischen und ethischen Erwägungen, bei allen aber mindestens mit in die Wagschale gegen die Westoffensive fielen, wurden dem jungen Frontoffizier kaum bewußt. Der „Führer“ hatte ja scheinbar bisher immer, auch entgegen den Warnungen der Fachleute, recht behalten. Warum also sollte es diesmal anders sein? Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß im Dritten Reich unter den „Militaristen“, soweit sie durch die Schule der von Seeckt geschaffenen Reichswehr gegangen waren, der größte Prozentsatz von überzeugten Kriegsgegnern zu finden war. Aber diese Schulung hatte eben nur einen Bruchteil der Offiziere der in kurzer Zeit unter Mißachtung Seecktscher Lehren um ein Vielfaches vermehrten Wehrmacht des Dritten Reiches erfaßt, und die jüngsten Jahrgänge, welche die Mehrzahl der Kompanien und Batterien führten, waren anstatt dessen mit nationalsozialistischen Ideen gefüttert worden. Canaris hatte auf Grund seiner Erfahrung im Frontdienst (als Kommandant der „Schlesien“, die auf das Marineneest Wilhelmshaven gestützt war) größere praktische Erfahrung in dieser Hinsicht

223

als Oster. Er war der Meinung, daß ein Fritsch, wäre er noch am Leben, wohl noch genügend Gefolgschaft gehabt hätte, um notfalls zum offenen Aufstand gegen das Regime aufrufen zu können. Bei Brauchitsch hatte er diese Überzeugung nicht.

Trotz seiner Skepsis blieb Canaris jedoch nicht inaktiv. Er machte sich, von Lahousen begleitet, im Oktober auf eine Reise zu mehreren der Armee- bzw. Heeresgruppenbefehlshaber im Westen. Unter den Besuchten war auch General von Reichenau, der sein Hauptquartier in Düsseldorf aufgeschlagen hatte. Reichenau empfing Canaris und Lahousen unter Hinzuziehung seines Stabschefs, des Generals Paulus, und seines Generalstabsoffiziers Ic, des Hauptmanns Paltzo. Reichenau war unter den höheren Führern derjenige, der wegen seiner guten Beziehungen zum Nationalsozialismus weit und breit bekannt war. Canaris war unter diesen Umständen angenehm überrascht, bei ihm und den Mitgliedern seines Stabes keine frisch-fröhliche Siegeszuversicht, sondern eine äußerst skeptische Beurteilung der von Hitler geplanten Winteroffensive zu finden. Das erleichterte ihm seine Aufgabe, denn natürlich konnte er nicht daran denken, gegenüber Reichenau offen mit dem Vorschlag einer Meuterei der Oberbefehlshaber gegen den Offensivplan hervorzutreten. Er beschränkte sich daher

auf die Hervorhebung der auf die militärische Situation begründeten Bedenken. Er gab eine kräftig retuschierte Version der der Abwehr vorliegenden Meldungen über die Stärke der Gegner und unterstrich den deshalb im Falle eines Angriffs zu erwartenden Aderlaß auf deutscher Seite.

Canaris hatte den Erfolg, daß Reichenau sich zur Abfassung einer Denkschrift an Hitler bereit fand, welche unter dem geschickt gewählten Titel „Die Sicherung des deutschen Sieges“ im Grunde Hitler sagen sollte: Bis hierher und nicht weiter.

224

Der Chef der Abwehr

Als einen weiteren Erfolg der Besprechung kann man es wohl ansehen, daß einige Tage später bei einer Besprechung Hitlers mit den Heeresgruppen- und Armeeführern ausgerechnet der „Nazigeneral“ Reichenau, wie Hassell laut seiner Tagebuchaufzeichnung vom 30. Oktober 1939 von Gördeler erfuhr, als einziger gegen den von Hitler ausgearbeiteten Angriffsplan Stellung nahm.

Canaris hatte auch die Gelegenheit seines Besuches bei Reichenau benutzt, um diesen in einer Unterredung im kleinsten Kreise an Hand des umfangreichen Materials, das er um jene Zeit in seiner Aktentasche mit sich zu führen pflegte, über die Greuelthaten, die Hitler durch die SS in Polen durchführen ließ, zu unterrichten. Reichenau war durch Canaris' Darlegungen stark beeindruckt und äußerte sich zustimmend, als dieser darauf hinwies, daß solche Ereignisse dem Ansehen der deutschen Wehrmacht, unter deren Augen sie sich abspielten, in der Welt schweren Schaden tun müßten. General Paulus dagegen, den Canaris in einem Gespräch unter vier Augen gleichfalls besonders wegen der Zustände in Polen ansprach, fühlte sich bemüßigt, Hitlers Maßnahmen in dem besetzten Gebiet als gerechtfertigt zu bezeichnen und zu verteidigen. Canaris berichtete den Herren seines Stabes hierüber mit dem Ausdruck tiefer Entrüstung. Für ihn war damit Paulus gerichtet. Er vergaß ihm diese Haltung nie. Noch zur Zeit der Katastrophe von Stalingrad erklärte er im Kreise seiner Vertrauten, er könne wegen Paulus' damaliger Stellungnahme zu den SS-Greueln in Polen jetzt kein Mitleid für ihn empfinden.

Weniger befriedigend als die Unterhaltungen mit Reichenau verlief ein Besuch bei dem Heeresgruppenführer Generaloberst von Rundstedt, der zwar besonders am Abend in vorgerückter Stimmung furchtbar auf Hitler und das Regime

15 Abshagen, Canaris

225

schimpfte, aber allen konkreten Fragen auswich. Canaris verließ ihn in der Überzeugung, daß von diesem Mann ein tätiger Widerstand gegen Hitler nicht zu erwarten sei. Die Zukunft sollte die Richtigkeit seiner Einschätzung bestätigen. Canaris kehrte im Grunde unbefriedigt von seiner Reise nach Berlin zurück. Die Offensive wurde zwar von Hitler wiederholt verschoben, aber die Vorbereitungen für den Angriff unter Bruch der belgischen und holländischen Neutralität nahmen ihren Fortgang.

Wenn wir feststellten, daß Canaris klarer als Oster und seine Mitarbeiter die Schwierigkeiten erkannte und würdigte, welche einer Revolte der Generale im Wege standen, so bedeutet das nicht, daß er deren Untätigkeit und ständiges Nachgeben gegenüber Hitler billigte. Er sah ein, daß man

einen Aufstand gegen den „Führer“ nicht zu irgendeinem beliebigen Zeitpunkte vom Zaune brechen konnte, aber andererseits war er der Überzeugung, daß sich immer wieder Gelegenheiten bieten würden, die man ergreifen müßte, um dem Diktator in den Arm zu fallen oder ihn zu stürzen. Notfalls mußte und konnte man seiner Auffassung nach solche Gelegenheiten auch heraufbeschwören. Im September 1938 war, wie wir wissen, eine solche Chance durch die Berchtesgadenreise Chamberlains und endgültig dann durch das Münchener Abkommen zerschlagen worden. Das Ergebnis war nicht nur, daß man eine besonders günstige Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen mußte. Noch ein Jahr später war die ernüchternde Wirkung auf die Generale zu spüren. Selbst Generaloberst von Witzleben, der 1938 der entschlossenste unter seinen Standesgenossen gewesen war, war 1939 erheblich skeptischer und zurückhaltender. Und doch hätte der am 8. November unternommene Attentatsversuch im Münchener Bürgerbräu, gleichgültig ob Elser tatsächlich als Einzelgänger

226

gehandelt hatte oder ob das Attentat eine von der Gestapo gestellte Affäre nach Art des Reichtagsbrandes war, einen günstigen Anlaß geboten, die SS überraschend kaltzustellen, Himmler und Heydrich unter dem Verdacht der Mitschuld festzunehmen und den „Führer“ in Schutzhaft zu nehmen. Derartige Vorschläge, die in Osters Büro ausgearbeitet worden waren, wurden mit Canaris' Billigung dem Generalstabschef Halder unterbreitet, fanden anfänglich wohl auch Interesse, wurden aber schließlich doch abgelehnt. Nach Gisevius' Bericht wurde Canaris anstatt dessen von Halder nahegelegt, er, Canaris, solle ein Attentat gegen Hitler vorbereiten. Wenn der „Führer“ nicht mehr da sei, dann sei er, Halder, zum Handeln bereit. Man darf sich nicht wundern, daß Canaris diese Zumutung ablehnte. Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen einer Militärrevolte gegen einen Tyrannen und einem Mordanschlag aus dem Hinterhalt. Noch waren Erbitterung und Hoffnungslosigkeit nicht in das Stadium gekommen, welches sie dann zwei oder drei Jahre später erreichten, da auch tief religiöse Menschen nach monatelangen inneren Kämpfen ihre Gewissensskrupel überwandten und sich zum Tyrannenmord entschlossen. Bei Canaris kam zu religiösen Bedenken noch seine gefühlsmäßige Abneigung gegen jede Art von Gewalttat. Er, der eben noch aus innerster Überzeugung sich dagegen verwahrt hatte, seine Abwehr zu einer Mörderorganisation machen zu lassen, welche Polen oder Juden beseitigen sollte, konnte auch nicht ein paar Tage oder Wochen später den Entschluß finden, mit vollem Bewußtsein einen Mord- sei es auch an Hitler - vorzubereiten. Die Frage wurde bereits beantwortet, warum Canaris, der den Generalen ihre Untätigkeit vorwarf, nicht selber die Führung eines Staatsstreichversuches übernahm. Wir kommen hier noch einmal darauf zurück, weil es nicht an Behauptungen

227

fehlt, daß Canaris ein vom Ehrgeiz zerfressener Mensch gewesen sei. Nach dem übereinstimmenden Urteil derer, die jahrelang mit ihm zusammenarbeiteten, kann gesagt werden, daß sie in den Tatsachen keine Bestätigung finden. Wohl war auch Canaris nicht ganz frei von menschlicher Eitelkeit. Auch er liebte es, wenn seine Arbeit anerkannt wurde. Aber von einem Streben, sich selbst in die erste Reihe oder gar an die erste Stelle zu schieben, hat in seiner Umgebung niemand

etwas gemerkt. Schon sein Verhältnis zu Oster, wie wir es kurz zu umreißen versucht haben, zeigt, daß es Canaris' Natur viel mehr entsprach, im Hintergrund zu bleiben. Schon in jüngeren Jahren hatte er sich nie nach vorn gedrängt. Es entsprang durchaus nicht einem Bedürfnis nach Publizität auf seiner Seite, wenn er 1926 im Reichstagsausschuß antreten mußte. Stets hatte das Wirken in der Stille, im Hintergrunde, seiner Anlage und seinen Wünschen mehr entsprochen, als das Erscheinen im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Ehrgeizig war Canaris Zeit seines Lebens nur für die Sache, der er diente. Auf die Marine ließ er nichts kommen, und er konnte in Rage geraten, wenn man,,seine" Abwehr angriff. Es soll an dieser Stelle auch noch einmal gesagt werden, daß man Canaris nicht versteht, wenn man sich ihn als den finsternen Verschwörer aus purer Lust an der Intrige vorstellt, als der er so oft beschrieben worden ist. Gewiß hatte er eine Neigung zur Anwendung indirekter Methoden schon seit seiner Mitwirkung am,,schwarzen" Neuaufbau der Kriegsmarine, die in seinem Amt als Chef des militärischen Geheimdienstes durchaus am Platze war und durch die Erfordernisse dieser Stellung noch gefördert wurde. Er hatte auch eine manchmal fast jugenhafte Freude an der List, an der Tarnung seiner Handlungen. Aber in der Zeit, von der wir jetzt sprechen, war er bereits in einem quälenden Zwiespalt. Er war zerrissen

228

-

zwischen seinem Pflichtgefühl als hoher Offizier der Wehrmacht und der Forderung seines Gewissens, das ihm auferlegte, Widerstand gegen ein System zu leisten, an dessen verbrecherischer Natur er keinen Zweifel mehr hegen konnte. Er sah sich daher gezwungen-solange er der Überzeugung war, daß es seine moralische Pflicht war, im Amte zu bleiben, weil er nur von innen heraus eine Chance hatte, dem Unheil irgendwie zu steuern-ein Doppelleben zu führen. Er mußte seine Handlungen vor seinem eigenen Gewissen in im Sinne des herrschenden Systems - legale und illegale teilen. Er war und blieb bestrebt, seine,,legalen" dienstlichen Pflichten, solange sie nicht von ihm Dinge erforderten, die er als verbrecherisch betrachten mußte, zu erfüllen. Ja er ging darüber hinaus und war immer wieder bestrebt, gegen einzelne verbrecherische Aktionen des Regimes, soweit sich auch nur die leiseste Möglichkeit und Aussicht bot, auf dem,,normalen" Wege der dienstlichen Vorstellungen bei seinem Vorgesetzten Keitel vorzugehen. Ganz besonders schlug er in erster Linie diesen Weg dann ein, wenn es sich um Maßnahmen und Befehle Hitlers handelte, welche die Wehrmacht betrafen, und wenn er auch nur die geringste Hoffnung haben konnte, durch den Chef des OKW deren Zurücknahme oder Abänderung zu erwirken. Auf jeden Fall war er bestrebt, seine Beteiligung an den auf den Sturz des Regimes gerichteten Bestrebungen nach Möglichkeit getrennt von seiner dienstlichen Tätigkeit zu halten, schon um nicht die Existenz der Abwehr in ihrer Gesamtheit und der ihm unterstellten Offiziere durch seine persönlichen Akte zu gefährden. Wir haben das Zeugnis des Admirals Bürkner, welcher als Chef der Abteilung und späteren Amtsgruppe „Ausland“ Canaris regelmäßig zur Lagebesprechung bei Keitel - im Gegensatz zur,,Kolonne“ bei Canaris auch die,,Große Kolonne“ genannt

229

legenheiten aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. An den Besprechungen bei Keitel pflegten die Amtschefs, außer Canaris die Generale Thomas und Reinecke, ferner für den Wehrmachtsführungsstab gewöhnlich General Warlimont, sowie der Chef der Rechtsabteilung des OKW, Ministerialdirektor Lehmann, teilzunehmen. Canaris sprach bei diesen Gelegenheiten gewöhnlich sehr offen seine Bedenken aus, berichtete über seine Eindrücke von seinen Reisen in die Frontgebiete und ins Ausland, kam, wie Bürkner unterstreicht, sehr häufig auf die üblen Zustände in Polen zu sprechen, ventilierte seine Schwierigkeiten mit der SS und was er sonst auf dem Herzen hatte.

begleitete, daß Canaris bei diesen Ge-

Aber auch abgesehen von diesen Besprechungen im größeren Kreise benutzte Canaris jede Gelegenheit, um unter vier Augen Keitels Gewissen zu erwecken und ihm den Rücken gegen Ansinnen Hitlers, die mit den Traditionen der Wehrmacht und den ethischen Auffassungen der großen Mehrheit der Soldaten unvereinbar waren, zu stärken. Oft genug beklagte er sich bei seinen Mitarbeitern über den „Holzklotz“ Keitel, gegen den er immer vergeblich anrenne, und doch ließ er in seinem Bemühen, auf diesem Wege die Abstellung von Unrecht und Widersinn zu erlangen, nicht nach.

In den ersten Jahren seiner Tätigkeit als Abwehrchef suchte Canaris auch Hitler persönlich zu beeinflussen. Dieser hatte anfangs ein Faible für Canaris und respektierte auf jeden Fall seine außergewöhnliche Intelligenz. Canaris verstand es, seinen ganzen persönlichen Charme ins Gefecht zu führen und hatte die Gabe, Hitler, wenn dieser einen seiner Wutanfälle bekam, erstaunlich rasch zu beruhigen. Aber schon 1938 beschwerte er sich, daß er nicht mehr recht an Hitler heran-

230
kommen könne. Es war in den Tagen der Sudetenkrise, zu der Zeit, als die Abwehr Henlein, der die gemäßigtere Richtung vertrat, gegenüber dem von Heydrich aufgeputschten Karl Hermann Frank stützte., „Wenn Keitel mich nur an Hitler heranlassen würde!“ rief er in diesen Tagen im Kreise seiner Abteilungsleiter aus., „ich würde ihn schon behandeln“. Später, nach Kriegsausbruch, drängte sich Canaris nach dem Eindruck seiner Mitarbeiter nicht mehr so sehr nach persönlichen Aussprachen mit Hitler. Er hatte wohl eingesehen, daß es aussichtslos geworden war, den Größenwahnsinnigen durch die nüchterne Wahrheit überzeugen zu wollen. Hinzu kam noch, daß er nicht mehr darauf rechnen konnte, mit Hitler unter vier Augen zu sprechen. Immer war Keitel dabei. Canaris hätte gar nichts dagegen gehabt, sich zu dreien zu unterhalten, wenn Keitel nur der geeignete Partner gewesen wäre, um Hitler gegenüber mit verteilten Rollen die Auffassungen der Wehrmacht oder die Forderungen der Menschlichkeit zu vertreten. Aber Keitel war nur ein sturer Befehlsempfänger. Wenn er den Besprechungen mit Hitler beiwohnte, dann hatte dieser einen Jasager zur Seite, der ihn in seiner Haltung noch bestärkte. Solche Dreierbesprechungen waren daher für Canaris ziemlich sinnlos. – Aus den geschilderten Verhältnissen erklärt sich der scheinbare Widerspruch zwischen Canaris' Klage, daß er nicht zu Hitler komme, und Keitels nachträglicher Behauptung in Vernehmungen in Nürnberg, Canaris hätte ja anstatt zu ihm selber zu Hitler gehen können.

-
-
Die völlige Willenlosigkeit Keitels gegenüber Hitler machte natürlich auch die Vorstellungen, die Canaris bei ihm erhob, gewöhnlich von vornherein erfolglos. Man war nicht einmal sicher, ob er sie Hitler überhaupt weitergab, wenn er fühlte, daß sie bei diesem nicht gern gehört wurden und das war

-
231

bei den von Canaris angeschnittenen Themen meistens der Fall. Es nutzte deshalb auch nichts, wenn Canaris Keitel gegenüber Nachrichten dramatisierte und vergrößerte in der Hoffnung, ihn dadurch in Bewegung zu bringen. Der Holzklotz rührte sich nun einmal nicht.

Eine weitere Erschwerung für die Beziehungen Canaris' zur militärischen Umgebung Hitlers war es, daß er keine Möglichkeit sah, ein menschliches Verhältnis zu dem Chef des Wehrmachtsführungsstabes, General Jodl, herzustellen, der Hitlers engster strategischer Mitarbeiter war. Zwischen Jodl, dem Nursoldaten, dem rücksichtslosen Militaristen reinsten Wessers und Atheisten, dem jeder Sinn für Imponderabilien abging, und dem sensiblen, humanen, mystisch-religiösen, sein Bild der Lage zum wesentlichen Teil nach Intuition formenden Canaris gab es keine geistige Brücke. Canaris schreckte unwillkürlich vor Jodl zurück, und diesem erschien der Nachrichtenchef als ein undurchsichtiger Phantast, vielleicht sogar als Scharlatan. Sehr viel besser war das Verhältnis zwischen Canaris und Warlimont. Die Zusammenarbeit in der Zeit des spanischen Bürgerkrieges hatte die beiden Männer einander näher gebracht. Warlimont, wohl wallonischer Herkunft, lag Canaris als Typ. Mochten andere Warlimont als zu glatt und „pomadisiert“ bezeichnen, so war das für Canaris kein Grund zur Ablehnung. Die Abweichung von der zackigen preußischen Schablone war ihm eher sympathisch. „Der Warlimont ist ein schlauer Kerl, kein Schema-F-Generalstabsoffizier“, sagte er einmal. Die vielleicht übertriebene Geschmeidigkeit nahm er in Kauf, weil er den scharfen Intellekt Warlimonts anerkannte. Mit diesem fachlich weit über dem Durchschnitt stehenden Offizier unterhielt er sich gern. Er vertraute ihm manches an in der Hoffnung, daß es so an Keitel und vielleicht an Hitler gelangen würde. Außerdem schätzte er es, daß Warli-

232
mont ihm, als sich die militärische Lage verschlechterte, nichts vorzumachen suchte, sondern reinen Wein einschenkte. Erst ganz zum Schluß seiner Tätigkeit als Chef der Abwehr verlor sich auch im Verhältnis Canaris-Warlimont diese gegenseitige Offenheit. Es war wohl gegen Ende 1943, daß Canaris eines Tages zu seiner Umgebung äußerte: „Jetzt sagt mir auch der Warlimont nicht mehr die Wahrheit.“

Auf die Unterrichtung über die eigene militärische Lage und über die Pläne der eigenen Führung wenigstens in groben Zügen legte Canaris naturgemäß größten Wert. Nicht nur, weil es seinem geistigen Bedürfnis, möglichst allgemein orientiert zu sein, entsprach, sondern weil man einen Nachrichtendienst im Grunde nur richtig ansetzen kann, wenn man weiß, welchen Zwecken er dienen soll. Amtlich wußte die Abwehr nichts oder doch herzlich wenig von den eigenen strategischen Plänen, viel besser war sie im allgemeinen über die Gegner und deren Absichten unterrichtet. Auch der Einfluß

der Abwehr auf die Operationen war sehr gering und im besten Fall indirekter Natur. Alle die Erzählungen, die Canaris als einen der oder gar als den dirigierenden Geist der deutschen Kriegsführung darstellen, gehören ebenso in das Reich der Fabel wie die Berichte, die von dem Verrat von Feldzugsplänen durch die Abwehr an die Kriegsgegner wissen wollen. Von diesen Plänen erhielt die Abwehr außer im größten Umriß übrigens niemals Kenntnis. Von dem Körnchen Wahrheit, das an diesen phantasievollen Geschichten ist, werden wir noch sprechen.

Wir haben gesehen, daß Canaris die Schwäche wohl erkannt hatte, die darin lag, daß diejenigen unter den Generalen, die, wie Halder, ernsthaft den Sturz des Regimes planten, keine unmittelbar unter ihrem Befehl stehende Truppe zur Verfügung hatten. Das gleiche hätte auch für Canaris selber ge-

233

-

entgegen seiner Neigung
golten, wenn er
sich eines

Tages hätte entschließen wollen, die Führung eines gegen Hitler gerichteten Umsturzversuches zu übernehmen. Die „Weihnachtsmänner“ der Abwehr, wie spöttische Aktivisten gelegentlich wohl den aus meist älteren E-Offizieren bestehenden Stamm des Abwehrpersonals bezeichneten, waren bei aller persönlichen Tapferkeit der einzelnen keine Truppe, mit der man es auf eine Auseinandersetzung mit Himmler hätte ankommen lassen können, von ihrer zahlenmäßigen Schwäche ganz zu schweigen. Eine Zeitlang schien es während des Krieges, als sollte sich in dieser Hinsicht die Lage ändern. Das ging so zu:

Bei Planung des Polenfeldzuges durch den Generalstab des Heeres waren der Abwehr, und zwar der für offensive Unternehmungen im Feindesland zuständigen Abteilung II, ursprünglich zwei Aufgaben gestellt worden. Sie sollte erstens verhindern, daß die Polen die große Weichselbrücke bei Dirschau sprengten, ehe die deutschen Truppen bis zu diesem strategisch wichtigen Übergang vorgedrungen sein würden. Zweitens sollte sie der Zerstörung von wichtigen Industrie- und Bergwerken im oberschlesischen Revier vorbeugen. Nachträglich wurde der Schutz der Dirschauer Brücke der Abwehr wieder abgenommen. Die Armee übernahm diese Aufgabe selber. Es blieb der vorbeugende Industrieschutz in Oberschlesien. Dieser wurde durch die Abwehrstelle Breslau durchgeführt. Zu diesem Zweck wurden sogenannte K-Trupps (Kampf-Trupps) eingesetzt, welche nicht aus Soldaten, sondern aus zu diesem Zwecke angeworbenen Agenten zusammengesetzt waren. Es waren dies meist Leute sudetendeutscher Abkunft oder „Volksdeutsche“ aus Polen. Die Aufgabe wurde erfolgreich durchgeführt. In der Nacht vom 31. August auf den 1. September, einige Stunden vor dem plan-

234

mäßigen Beginn des deutschen Einmarsches in Polen, besetzten die K-Trupps die vorher sorgfältig erkundeten lebenswichtigen Anlagen der Fabriken und Bergwerke und verhinderten in der Mehrzahl der Fälle polnische Zerstörungsmaßnahmen, bis die deutschen Truppen eingerückt waren. Nachträglich gab es aber dann eine Reihe von Beschwerden seitens der Truppenkommandeure, weil sich die Mitglieder der K-Trupps, die ja als Zivilisten keiner militärischen Diszi-

plin unterstanden, allerlei Ausschreitungen hatten zuschulden kommen lassen, auf eigene Faust Verhaftungen vorgenommen hatten und dergleichen.

Aus diesem Grunde wurde beschlossen, für künftige derartige Aufgaben einen besonderen Truppenteil aufzustellen, dessen Angehörige zwar auch im wesentlichen Freiwillige sein würden, in dem aber strikte militärische Zucht gehalten werden könnte. So wurde noch im Herbst 1939 die sogenannte Bau- und Lehrkompanie Brandenburg, so benannt nach ihrem Garnisonort Brandenburg a. H., aufgestellt. Sie unterstand unmittelbar der Abwehrabteilung II. Schon von der Begründung an schwebte dem inneren Ring der Verschworenen in der Abwehr vor, daß sich die Aufgaben dieser Formation nicht in ihrer offiziellen Zweckbestimmung erschöpfen sollten, sondern daß man hier den Keim für eine Verfügungstruppe der Opposition habe. Auch Canaris selbst trug sich mit solchen Gedanken. Es wurden in ihm Erinnerungen an seine Freikorpszeit in den Jahren 1919/20 lebendig, und er war stolz, wieder eine Truppe unter seinem Befehl zu haben. Die Aufstellung der Formation Brandenburg wurde im SD mit Mißtrauen betrachtet. In Nürnberg haben hohe SD-Führer ausgesagt, daß Heydrich besonders wegen der Ausbildung der „Brandenburger“ als Fallschirmspringer besorgt gewesen sei, weil er befürchtet habe, daß diese Truppe im

235

gegebenen Falle gegen das Führerhauptquartier eingesetzt werden könnte, um dieses einzuschließen oder in anderer Weise der Möglichkeit der Einwirkung auf die politische Willensbildung zu berauben.

Die Bau- und Lehrkompanie wuchs rasch an. Bereits im Frühjahr 1940 war sie zum Bataillon geworden, später wurde daraus das Regiment Brandenburg und 1942 gar eine Division. Entsprechend den Aufgabengebieten wurde das Regiment in drei Bataillone aufgeteilt, von denen eines in Brandenburg verblieb und als Aufgabengebiet den Osten behielt. Demgemäß wurde es hauptsächlich aus Balten und aus Osteuropa stammenden „Volksdeutschen“ zusammengesetzt, die die Verhältnisse in Polen und Rußland kannten und nach Möglichkeit auch eine der slawischen Sprachen beherrschten. Ein zweites, in Düren (Rheinland) liegendes Bataillon hatte den Kampf im Westen, das heißt in erster Linie gegen England, zur Aufgabe. Unter den Offizieren und Soldaten gab es eine Anzahl, welche die englische Sprache sprechen konnten. In Unter-Waltersdorf bei Wien stand das dritte Bataillon, dessen Arbeitsgebiet die Staaten des europäischen Südostens bildeten und das hauptsächlich aus Deutschen aus Ungarn und den Balkanländern bestand.

Als Verfügungstruppe für die Opposition kam naturgemäß in erster Linie das in Brandenburg stehende Bataillon in Frage. Seine Führung wurde daher einem Abwehroffizier anvertraut, der das volle Vertrauen von Canaris und Oster genoß. Es war dies der Major, später Oberstleutnant, Heinz, der mit Vorbedacht als eine Zelle des Widerstandes nach Brandenburg versetzt wurde und in der Folge dann auch in alle Umsturz- und Attentatspläne eingeweiht wurde. Außerhalb des engsten Osterkreises waren er und Lahousen die einzigen, die im Oktober und November 1939 in die trotz Ca-

236

naris' persönlich ablehnender Haltung von Oster betriebenen Pläne für ein Attentat gegen Hitler eingeweiht waren, bei

denen die Beschaffung eines geeigneten Zeitzünders Schweizer Fabrikats eine große Rolle spielte. Die Attentatspläne führten damals nicht zu konkreten Ergebnissen.

Ganz allgemein kann gesagt werden, daß der Gedanke, aus dem Regiment Brandenburg eine Verfügungstruppe der Opposition für den Kampf gegen Hitler zu machen, sich als in der Praxis undurchführbar erwies. Wohl konnte Canaris- und selbst das war nicht immer leicht durchführbar - dafür Sorge tragen, daß die Führung der Truppe in der Hand ihm ergebener Offiziere lag. Aber im übrigen machte die offizielle Zweckbestimmung der Truppe den Plan zunichte. Für die Aufgaben, die dem Regiment Brandenburg gestellt wurden, für Unternehmungen hinter der Front des Gegners, wenn möglich in der Uniform der feindlichen Armeen, wo jedes Unternehmen im Sinne des Frontjargons ein „Himmelfahrtskommando“ war, konnte man nur Leute brauchen, die aus freiem Willen ihr Leben für eine Sache einsetzten, die sie für gut und richtig hielten. In dem Krieg, den Hitler angefangen hatte, waren solche Männer aber von ein paar Abenteurern abgesehen nur in den Reihen der für den „Führer“ blindlings Begeisterten zu finden. Das aber waren die letzten, die für eine „Verfügungstruppe der Opposition“ geeignet gewesen wären. Von diesem Gesichtspunkt aus erwies sich der ganze Plan als ein Blindgänger. Tatsächlich wurde das Regiment bzw. die spätere Division Brandenburg eine mit deutscher Gründlichkeit durchkonstruierte Version des Trojanischen Pferdes, oder mit anderen Worten das deutsche Gegenstück zu den britischen „Kommandos“, welche in den kommenden Jahren der deutschen Wehrmacht auf allen Kriegsschauplätzen, in Norwegen und Dänemark, im be-

237

setzten Frankreich und auch im Mittelmeer, so zahlreiche fühlbare Nadelstiche versetzen sollten.

Für Canaris aber sollte die neugeschaffene Verfügungstruppe der Abwehr bald die Ursache von neuen Gewissenskonflikten werden.

Schon Ende Oktober oder Anfang November tauchte nämlich das Problem der Besorgung ausländischer Uniformen erneut auf. Nach den Erfahrungen mit dem Unternehmen „Himmler“ war Canaris nicht geneigt, sich darauf einzulassen, als Keitel von ihm die Beschaffung holländischer und belgischer Uniformen verlangte. Er opponierte deshalb ziemlich scharf gegen diesen Auftrag, mußte sich aber von Keitel entgegenhalten lassen: „Der Führer hat's befohlen!“ Es sollte sich im übrigen nicht um Uniformen des belgischen und holländischen Heeres, sondern um solche von Grenzwachen und Maréchaussées handeln. Näheres über die Bestimmung konnte Keitel Canaris noch nicht sagen. Von der SS sei diesmal nicht die Rede gewesen. Canaris zog es vor, zunächst nicht weiter in seiner Opposition zu beharren. Er wollte erst einmal Näheres wissen. Vielleicht ergab sich dann immer noch die Möglichkeit, die Hitlerschen Pläne zu durchkreuzen. Er gab der Abwehrstelle in Münster den Auftrag, Muster der gewünschten Uniformen zu beschaffen. Dieser Auftrag wurde prompt ausgeführt. Allerdings blieb der durch Agenten besorgte Uniformdiebstahl nicht unbemerkt. In der holländischen und belgischen Presse erschienen Meldungen über das rätselhafte Verschwinden von Dienstuniformen, an die die Blätter Vermutungen über die Täter und ihre Gründe knüpften.

Daß man dabei ziemlich richtig tippte, geht aus der in einem holländischen Blatt erscheinenden Karikatur hervor, welche, auf Görings Uniformliebhaberei anspielend, diesen in der Uniform eines holländischen Straßenbahnschaffners darstellte.

238

Von diesen Pressemeldungen wußte Canaris noch nichts, als er am Nachmittag des 20. November zu einer Besprechung in die Reichskanzlei berufen wurde. Hitler war persönlich anwesend, außerdem Göring, Brauchitsch, Keitel, Reichenau, Halder und eine ganze Reihe von Offizieren. Das Thema der Besprechung war, für den Fall einer Offensive im Westen den möglichst unbehinderten Vormarsch der 6. Armee (von Reichenau) durch vorbeugende Maßnahmen zum Schutze der Maasübergänge auf holländischem und belgischem Gebiet sicherzustellen. Da hierbei der neu aufgestellten Bau- und Lehrkompanie in Brandenburg eine wichtige Rolle zugeordnet war, war Canaris zugezogen worden und hatte so eine der ganz wenigen Gelegenheiten, Hitler bei den Vorbereitungen für eine Operationen in die Karten zu sehen nur bezüglich eines eng umgrenzten Frontabschnittes.

wenn auch

Neben den Maasübergängen im holländischen Maastricht-
zipfel wurde auch die Überwältigung des belgischen Fort Eben
Emael in dieser Sitzung besprochen, welche jedoch nicht der
Abwehr, sondern der Luftwaffe übertragen wurde.

Hitler war zunächst in glänzender Laune. Er nahm ein
lebhaftes Interesse an allen Einzelheiten der verschiedenen
Kriegslisten und Tricks, welche zur Durchführung der gesetz-
ten Aufgabe in Aussicht genommen und diskutiert wurden.
Jetzt erfuhr Canaris auch, welchem Zweck die angeforderten
holländischen und belgischen Uniformen dienen sollten. Die
Freiwilligen, die sich aus den Reihen der Bau- und Lehr-
kompanie für ein „besonderes Unternehmen“ melden sollten,
würden in diese Uniformen gesteckt und vor dem Beginn des
Vormarsches an die für den Übergang der Armee Reichenau
wichtigen Brücken gesandt werden, um deren Sprengung
durch Holländer und Belgier zu verhindern.

Canaris wurde aufgefordert, über das, was von seinem Amt

239

veranlaßt sei und was er weiterhin für notwendig erachte,
Vortrag zu halten. Er hatte gerade die Mitteilung gemacht,
daß die Abwehrstelle Münster auftragsgemäß die als Muster
benötigten Uniformen besorgt habe, als der zu den Teilneh-
mern gehörige Generalmajor Reinhardt ihn mit der trockenen
Bemerkung unterbrach: „Das steht schon in der Zeitung“,
und auf die erwähnten holländischen und belgischen Presse-
stimmen hinwies. Ein Wutausbruch Hitlers war die unmittel-
bare Folge dieser überraschenden Mitteilung. Die gute Laune
von vorhin war verflogen. Er schalt über die Tölpel, die seine
besten Pläne durchkreuzten. Die anwesenden Militärs schwie-
gen betreten. Keitel war blaß geworden. Nur Canaris verlor
keinen Augenblick die Fassung. Er wartete ruhig ab, bis der
erste Wutausbruch vorüber war. Er dachte nicht daran, den
Aufgeregten durch Widerspruch noch mehr zu reizen. Aber
dann begann er mit gedämpfter Stimme zu Hitler zu sprechen.
Es gelang ihm sehr rasch, dessen Aufmerksamkeit gefangen-
zunehmen. Er ging auf Hitlers Ärger ein, beruhigte ihn, zeigte
ihm, daß kein Schaden, der nicht wiedergutmacht werden
könnte, entstanden sei. Und in kurzer Zeit waren die er-
regten Wogen wieder geglättet. Die Augenzeugen waren ver-

blüfft über dieses Meisterstück von Canaris' Kunst der Menschenbehandlung.

Die Besprechung vom 20. November führte nicht zu definitiven Beschlüssen. Immer wieder wurde die geplante Offensive verschoben. Canaris aber hatte einen zu tiefen Blick in die Pläne des Diktators tun können, als daß er sich beruhigt hätte. Den ganzen Winter hindurch nahm er lebhaften Anteil an den immer neuen Umsturzprojekten, die aber alle an den geschilderten Schwierigkeiten und der Unentschlossenheit der beteiligten Generale scheiterten.

Daneben beschäftigte ihn der Plan, der sich auf den Einsatz

240 der zur Abwehr gehörigen Bau- und Lehrkompanie bezog.

Er suchte sich klarzumachen, wie ein solcher Einsatz von Soldaten in der Uniform des Gegners rechtlich und moralisch zu bewerten sei. Natürlich war es eine ganz andere Sache als das „Unternehmen Himmeler“. Es handelte sich diesmal um eine echte Kriegshandlung, nicht um ein in jeder Hinsicht verwerfliches Betrugsmanöver. Aber es blieb eine ganze Reihe von Bedenken. Zunächst bedeutete es, daß man eine Anzahl von Soldaten in ein Unternehmen hineinschicken mußte, das außergewöhnliche Risiken in sich schloß. Denn darüber konnte kein Zweifel sein, fielen die Betreffenden dem Gegner in der fremden Uniform in die Hände, dann wurden sie von Rechts wegen als Spione erschossen. Aber es sollte sich ja um Freiwillige handeln, die sich über die Möglichkeit im klaren sein würden. Es blieb jedoch die Frage, ob ein solches Unternehmen nach Völkerrechts- und Kriegsregeln zu verantworten sei. Canaris zog die Parallele des Seekriegs heran, wo es nicht gegen die Regeln verstieß, wenn ein Kriegsschiff sich unter fremder, selbst unter feindlicher Flagge tarnte. Allerdings verlangte der Seekriegsbrauch, daß das betreffende Schiff, ehe es das Feuer eröffnete, die eigene Flagge hisse. Die für das Unternehmen an den Maasbrücken bestimmten Kommandos sollten ja nun gar nicht das Feuer eröffnen. Ihr Ziel war nicht, selber offensiv zu werden, sondern den Gegner an einer defensiven Handlung zu hindern. Außerdem haben ja Soldaten an Land keine Flagge, die sie hissen könnten. Übrigens sollte die ganze Affäre sich im Dunkel der Nacht abspielen, da alle Katzen und auch alle Flaggen und Uniformen grau sind. Was damals, in den ersten Kriegsmonaten, Canaris soviel Kopfzerbrechen machte und ernste Auseinandersetzungen mit seinem Gewissen verursachte, sollte sich im weiteren Verlaufe des Krieges als eine von fast allen Kriegführenden ange-

16 Abshagen, Canaris
241

wandte Methode erweisen. Die britischen „Kommandounternehmungen“ unter dem Oberbefehl von Lord Louis Mountbatten sind in der ganzen Welt bekannt geworden. Nicht ganz so viel weiß man, wenigstens in Deutschland, von den amerikanischen „Rangers“, welche vom Leiter des OSS (Office of Strategic Services) der Vereinigten Staaten, dem General Bill Donovan, organisiert und mit Erfolg eingesetzt wurden. In beiden Fällen handelte es sich um Formationen, welche ähnliche Aufgaben mit ähnlichen Mitteln zu erfüllen hatten wie auf deutscher Seite die „Brandenburger“. Im Prozeß vor einem amerikanischen Militärgericht in Dachau gegen den SS-Oberstleutnant Skorzeny, der im Winter 1944/45 in der Schlacht in den Ardennen besonders für diesen Zweck aufgestellte Verbände in amerikanischer Uniform und mit ame-

rikanischer Ausrüstung im Operationsgebiet des Gegners einsetzte, stützte der amerikanische Offizialverteidiger Colonel Durst seinen Antrag auf Freispruch darauf, daß sich im Laufe des zweiten Weltkrieges neuartige Formen der Kriegführung herausgebildet hätten und daß die von allen Kriegführenden angewandten, „Kommandomethoden“ keine Kriegsverbrechen darstellten. Zur Unterstützung dieser Beweisführung wurde unter anderem Beweismaterial dafür vorgebracht, daß im Jahre 1942 britische Truppen in deutscher Tarnuniform - darunter ein Neffe des Feldmarschalls Alexander - einen Handstreich gegen das Hauptquartier Rommels in Nordafrika unternahmen und daß amerikanische Truppen in deutschen Uniformen bzw. deutschen Uniformbestandteilen während des Endkampfes um Aachen und bei der Saarlauterner Brücke eingesetzt wurden. Skorzeny und seine Mitangeklagten wurden bekanntlich freigesprochen.

Es ist bezeichnend für Canaris' Denkart, daß er bestrebt war, die Verantwortung der Abwehr für eine Sache, deren

242
Ablauf er im großen nicht entscheidend beeinflussen oder verhindern konnte, zu begrenzen. Zum mindesten wollte er nicht für die eigentliche Durchführung, die er ja nicht würde kontrollieren können, verantwortlich sein. So kam er denn im Gespräch mit den zuständigen Abteilungsleitern zu dem Schlusse: „Wir das heißt die Abwehr besorgen die Uniformen, die falschen Papiere, und wir stellen auch die Mannschaften. Die Durchführung ist Sache des Heeres.“ So geschah es denn auch.

-
Auf Grund der Vorschläge von Canaris wurde ein genereller Befehl des OKW erlassen. Danach hatte die Abwehr ihre Sonderformation - die Bau- und Lehrkompanie, das spätere Regiment Brandenburg für alle Sondereinsatzmöglichkeiten auszubilden (dazu gehörte beispielsweise Ausbildung für den Fallschirmabsprung und im Umgang mit Sprengmitteln aller Art, speziell auch in der Verhinderung vom Gegner vorbereiteter Sprengungen), die materielle Ausrüstung beizustellen, das Zusammenspiel mit im Feindesland arbeitenden Abwehragenten vorzubereiten. Der Einsatz aber sollte grundsätzlich unter der Verantwortung des Oberbefehlshabers, in dessen Abschnitt und unter dessen Befehl die betreffende Einheit in Aktion treten würde, vor sich gehen.

Tatsächlich wurde im Mai 1940 ein aus dem damaligen Bataillon Brandenburg hervorgegangenes Bataillon z. b. V. (zur besonderen Verwendung) Nr. 100 für die in der Besprechung in der Reichskanzlei am 20. November vorgesehenen Aufgaben der 6. Armee unterstellt. Es kann gleich gesagt werden, daß die daraus gebildeten Kommandos bei Maastricht ihre Aufgabe nicht zu lösen vermochten. Die dortige Brücke wurde von den Holländern rechtzeitig gesprengt. Dagegen glückte es dem von Oberleutnant Walter geführten Kom-

243
mando, die für die Gewinnung der Paelstellung und den raschen Vormarsch durch Holland und Belgien wichtige Brücke bei Gennep unversehrt zu erhalten.

Canaris bedauerte ehrlich und tief er litt nicht nur seelisch, sondern auch physisch unter dem sich ständig verstärkenden Bewußtsein des immer größer werdenden Unheils -, daß Hitler entgegen allen Ratschlägen und Widerständen

seine Westoffensive unter Bruch der belgischen und holländischen Neutralität durchgesetzt hatte. Das hinderte ihn aber nicht, für das Prestige der Abwehr aus dem Erfolg bei Gennep zu profitieren. Wenn er von dieser Leistung redete, sprach er gern Außenstehenden gegenüber von „wir“, während er den Mißerfolg von Maastricht gern „der Armee“ überließ. Er tat das kaum aus persönlicher Eitelkeit. Er war sich aber zu klar bewußt, daß die Abwehr in einem Regime, in dem der Satz „Mehr sein als scheinen“ längst in sein Gegenteil verkehrt war, jedes Quentchen von Prestige dringend nötig hatte. wenn sie sich gegenüber ihren schwarzen Neidern und Konkurrenten behaupten wollte.

Über das Regiment Brandenburg mag noch erwähnt werden, daß es auch beim Schutz der rumänischen Erdölindustrie und der Donauschifffahrt gegen Sabotageakte von feindlicher Seite mitwirkte. Schon vor dem Kriege hatte die Abwehrabteilung II in dieser Hinsicht vorgearbeitet. Da die Versorgung der deutschen Wehrmacht mit Treibstoff und Schmieröl zu einem erheblichen Teile von rumänischen Erdöllieferungen abhängig war, rechnete man im Konfliktfalle mit Sabotageakten des britischen Secret Service gegen die Ölquellen und die Raffinerien. In den wenigen Unternehmungen, in denen deutsches Kapital einen direkten Einfluß ausüben konnte, wurden von Abwehr II ausgewählte Leute als Werkmeister, Vorarbeiter und Wächter angestellt. Darüber hinaus aber

244

wurde nach Kriegsausbruch
dung des Königs Carol
mit Wissen und unter Dul-
unter Einsatz von Leuten des
Regiments Brandenburg ein besonderer Wach- und Nach-
richtendienst aufgezogen. Diese vom rumänischen Stand-
punkte aus illegale Arbeit vollzog sich im Zusammenwirken
mit dem Generaldirektor der Siguranza (der rumänischen
geheimen Staatspolizei) Moruzow. Die ausschließliche Auf-
gabe der Organisation war, die Ölfelder und Raffinerien
zu überwachen und etwaige Sabotagepläne rechtzeitig zu
melden. Diese Aufgabe wurde erfolgreich gelöst.
Anfang September 1940 dankte König Carol von Ru-
mänien ab. General Ion Antonescu übernahm als Conducator
die Staatsführung, der junge König Michael wurde auf eine
rein dekorative Rolle beschränkt. Während sich in Bukarest
dieser Umschwung vollzog, befand sich der Chef der Sigu-
ranza zufällig gerade in Venedig zu einer Konferenz mit
Canaris über den Schutz der Ölfelder. Man tagte im Hotel
Danieli. Die Nachricht von den Bukarester Ereignissen
stimmte Canaris sofort bedenklich nicht nur bezüglich der
amtlichen Stellung, sondern auch der persönlichen Sicherheit
Moruzows unter dem neuen Regime. Er fragte diesen ganz
offen, ob er unter den veränderten Verhältnissen überhaupt
nach Rumänien zurückzukehren beabsichtige. - Obwohl Mo-
ruzow Canaris persönlich nicht sympathisch war, Canaris auch
annahm, daß der Rumäne nicht nur mit der Abwehr zu-
sammenarbeitete, sondern auch geheime Beziehungen zu
sowjetischen Stellen unterhalte, hätte er keinen Moment ge-
zögert, Moruzow Schutz und Asyl zu gewähren. Zu Canaris'
lebhaftem Erstaunen aber erklärte sein Gegenüber, er habe
keinerlei Bedenken, nach Bukarest zurückzukehren.
Es sollte sich bald herausstellen, daß Canaris die Situation
richtig beurteilt hatte. Schon nach wenigen Tagen kam von

der K. O.¹⁾ Bukarest die Nachricht, daß Maruzow in Haft genommen worden sei. Daraufhin begab sich Canaris und das ist wiederum typisch für sein Eintreten selbst für ihm persönlich nicht sympatische Mitarbeiter und „Geschäftsfreunde“ sofort nach Bukarest, um bei Antonescu zugunsten Moruzows zu interventieren. Er fühlte sich dazu verpflichtet, da die Zusammenarbeit der Abwehr mit den rumänischen Instanzen zur Abwendung feindlicher Sabotageversuche gegen die Ölquellen und Raffinierien zu den erfolgreichsten Unternehmungen der Abwehr gehörte und Moruzow, wie gesagt, sich hierbei als unbedingt loyal erwiesen hatte. Antonescu empfing den deutschen Abwehrchef. Dieser setzte ihm auseinander, es bestehe ein vitales deutsches Interesse zugunsten Moruzows. Antonescu gab Canaris die Versicherung, daß Moruzow nichts geschehen werde. Canaris kehrte beruhigt nach Berlin zurück. Aber schon nach kurzer Zeit kam die Nachricht, daß Moruzow angeblich durch Mitglieder der Eisernen Garde in viehischer Weise umgebracht worden sei. Canaris war hierüber entrüstet. Er sah in dieser Ermordung einen Wortbruch Antonescus. Er erklärte seinen engeren Mitarbeitern: „Mit Antonescu will ich nichts wieder zu tun haben.“ So erklärt es sich, daß Canaris in der Folgezeit zu dem Regierungschef Rumäniens keinerlei persönliche Beziehungen unterhielt, während die Mehrzahl der leitenden Männer in den übrigen von Hitler abhängigen Staaten Ost- und Südosteuropas des öfteren den Rat oder die Hilfe des Abwehrchefs in Anspruch zu nehmen pflegten.

-

1) Die nur für den Kriegsfall vorgesehene Organisation der Abwehr in neutralem Lande, die für die Arbeit gegen den vorgesehenen Gegner bestimmt war. Sie bestand bereits im Frieden, ohne jedoch mehr als vorbereitende Arbeit zu tun, wurde im Kriegsfall sofort lebendig. Ihre Tätigkeit richtete sich grundsätzlich nicht gegen das Gastland.

Für den Schutz der Donauschiffahrt wurde durch das Wiener Bataillon des Regiments Brandenburg eine sehr umfassende Organisation aufgebaut; sowohl an Bord aller Donauschiffe wie an den ständigen Anlegestellen befanden sich als Schiffer oder Hafenangestellte getarnte Leute, welche dafür zu sorgen hatten, daß keine Störungen des wieder in erster Linie für den Erdöltransport, aber auch für die Heranschaffung von Getreide und sonstigen Gütern lebenswichtigen Schiffsverkehrs durch feindliche Saboteure eintraten.

ZWOLFTES KAPITEL

ENTSCHEIDUNGEN DES GEWISSENS

Kehren wir zurück zu der allgemeinen Lage, wie sie sich um Neujahr 1940 dem Auge von Canaris darstellte. Die endgültige Entscheidung über die Westoffensive war auch jetzt noch nicht gefallen. Es wurden immer wieder neue Termine gesetzt, auf die neue Verschiebungen folgten; aber Canaris hatte keinen Zweifel daran, daß eines Tages Hitler den endgültigen Entschluß zum Absprung finden würde, wenn man ihm nicht vorher das Handwerk lege. Dafür waren die Aussichten nach seiner Auffassung gering. Die Pläne für einen Staatsstreich, ausgelöst durch Teile der Wehrmacht, nahmen aber ihren Fortgang. Hand in Hand damit gingen Bestrebungen, auf dem Wege über den Vatikan die Möglichkeiten

eines tragbaren Friedens zwischen einem „anständigen“ Deutschland und Großbritannien und Frankreich zu erkunden. Noch während des Polenfeldzuges war es zu Sondierungen gekommen, die der bayerische Politiker Dr. Josef Müller im Auftrage des Generaloberst Beck in Rom unternahm und die zu Friedensgesprächen führten, welche mit Unterbrechungen und unter vielfachen Wechselfällen bis in das Jahr 1943 andauern sollten. Dr. Müller war als Oberleutnant d. R. formal der Abwehrstelle München zugeteilt, unterstand aber sachlich unmittelbar Canaris und Oster. Seine Mission war basiert auf dem Vertrauen, welches Beck, Canaris und Oster, alle drei Protestanten, in den Papst auf Grund von dessen Tätigkeit als Nuntius in Berlin setzten.

248

Nachdem sich herausgestellt hatte, daß der Papst gewillt war, als Vermittler zu wirken, und die britische Regierung auf dem Wege über den Vatikan ihre Bereitwilligkeit kundgegeben hatte, kam es zu konkreten Verhandlungen über die Friedensbedingungen, wobei die Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes von vornherein die *conditio sine qua non* bildete. Canaris hielt sich und das ist bezeichnend für seine Gesamthaltung in dieser Zeit - im Hintergrunde. Bei Dr. Müllers Besuchen in Berlin diskutierte er mit diesem niemals die einzelnen Friedensbedingungen, war aber bedacht, sich durch Einsichtnahme in die für Beck bestimmten Berichte auf dem laufenden zu halten.

-

Das Ergebnis der Verhandlungen wurde in dem sogenannten X-Bericht zusammengefaßt, welcher durch General Thomas Halder vorgelegt und von diesem Brauchitsch unterbreitet wurde. Dieser aber zog daraus nicht die von der Fronde erwarteten Konsequenzen, sondern erklärte, es handele sich nun einmal um einen Weltanschauungskrieg, der nicht durch Verhandlungen beendet, sondern ausgetragen werden müsse. Damit bestätigte der Oberbefehlshaber des Heeres die skeptische Beurteilung seiner Person durch Canaris. Für Canaris wurde, je mehr nach seiner Meinung die Aussichten auf einen Sturz Hitlers und damit auf eine rasche Beendigung des Krieges sich verschlechterten, es vordringlichste Aufgabe, der Ausweitung des Kampfes entgegenzuarbeiten.

Diese grundsätzliche Einstellung ist zum Verständnis der nachstehend angeführten Ereignisse notwendig. Anfang 1940 begannen die Vorbereitungen für den Norwegenfeldzug. Der Gedanke, Stützpunkte an der norwegischen Westküste zu gewinnen, hatte führende Kreise der Marine schon seit geraumer Zeit beschäftigt. Man kann sagen, daß solche Erwägungen seit den Erfahrungen des ersten Weltkrieges nie zur Ruhe ge-

249

kommen waren. In Generaladmiral Raeders Umgebung sah man dieses Problem, ohne sich über seine politische Seite viel den Kopf zu zerbrechen, unter dem rein militärischen Gesichtspunkt, daß es für einen erfolgreichen operativen Seekrieg nötig sein würde, aus dem „nassen Dreieck“ der Nordsee herauszukommen und über eine atlantische Küstenbasis zu verfügen. Demgegenüber spielte allem Anscheine nach die Frage der Sicherung der Erzvers Schiffungen von Narvik in den Erwägungen der Marine nur eine untergeordnete Rolle, wenn gleich man die britische Drohung gegen diese für die deutsche Kriegswirtschaft lebenswichtige Verbindung gut gebrauchen konnte, um Hitler, der für seestrategische Gesichtspunkte nur

geringes Verständnis besaß, und seine militärischen Mitarbeiter für die Bestrebungen der Marine zu gewinnen. Hitler selbst hat später gelegentlich erzählt, der Gedanke an das Norwegenunternehmen sei ihm erstmalig in seiner Besprechung mit Vidkun Quisling am 14. Dezember 1939 gekommen. Hitlers Behauptungen sind immer mit Vorsicht zu bewerten; daß diese Vorsicht in besonderem Maße hinsichtlich des Norwegenunternehmens geboten ist, werden wir noch sehen. Immerhin ist es interessant festzustellen, daß Quisling zwei Tage vor seiner Audienz bei Hitler eine längere Aussprache mit Raeder hatte. Jedenfalls hatte man im Kreise um Canaris den bestimmten Eindruck, daß die Initiative zur „Weserübung“ - unter diesem Tarnwort lief das skandinavische Abenteuer nicht von Hitler, sondern von der Marine ausgegangen war, wobei allerdings mit dem Argument gearbeitet wurde, „man müsse den Engländern zuvorkommen“.

In der zweiten Februarhälfte wurde ein Sonderstab für das Unternehmen (das Armee-Oberkommando XXI) aufgestellt, der seine Weisungen unmittelbar vom Wehrmachtsführungsstab erhielt. Es war dies die erste Gelegenheit, bei der das

250

Oberkommando des Heeres (OKH), das dem Norwegenplane ablehnend gegenüberstand

-

eine Haltung, in der es von Canaris und Oster durch die ihnen zur Verfügung stehenden Kanäle bestärkt worden war, von der Vorbereitung und eigentlichen Durchführung eines Unternehmens, bei dem starke Verbände des Heeres eingesetzt werden sollten, praktisch ausgeschaltet wurde. Beim OKH, wie bei der Leitung der Abwehr war für die ablehnende Haltung der Gesichtspunkt maßgebend, daß man das Unternehmen als ein unverantwortlich leichtfertiges Abenteuer betrachtete, mit dessen Scheitern trotz der Überlegenheit der deutschen Luftwaffe unter hohen unnützen Menschenverlusten und der Vernichtung wesentlicher Teile der deutschen Überwasserstreitkräfte durch die britische grand fleet zu rechnen sein würde. Naturgemäß mußte Canaris schon im Interesse der Informierung der in Opposition stehenden Kreise des Heeres größten Wert darauf legen, die Arbeiten des Sonderstabes genau zu verfolgen. Denn der Wehrmachtsführungsstab war bemüht, das OKH möglichst wenig in seine Karten sehen zu lassen. Es gelang Canaris, den Korvettenkapitän Franz Liedig als Abwehrvertreter in den Sonderstab zu entsenden. Dieser war als Seeoffizier im Sonderstab, „unverdächtig“, andererseits genoß er Canaris' besonderes Vertrauen. Die beiden Männer konnten sich bereits seit Canaris' Dienstzeit als Noskes Marineadjutant. Sie hatten sich dann in den dreißiger Jahren Liedig war inzwischen längst ins Zivilleben übergetreten wiedergetroffen und waren sich allmählich immer näher gekommen. Nicht zuletzt wegen seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Hitlerregime war Liedig dann auf Veranlassung von Canaris in die Abwehr eingetreten, wo er in den Jahren vor dem Kriege zum engsten Mitarbeiterkreise Osters bei der Planung für einen Sturz des Regimes gehört hatte.

251

Liedig war in der Lage, Canaris über den Gang der Vorbereitungen für die „Weserübung“ in den folgenden Wochen eingehend zu unterrichten. Er war während seiner Sonderverwendung verschiedentlich in Dänemark. Im Laufe des März

war der ursprüngliche Plan mehrfachen Änderungen unterworfen. Auch innerhalb des Sonderstabes waren die Auffassungen keineswegs einheitlich. Hitler selbst schwankte mehrmals ernstlich, ob er den Angriff wagen sollte oder nicht. Anfangs war übrigens beabsichtigt, Dänemark, „auszusparen“. Seine Einbeziehung wurde erst etwas später auf Betreiben der Luftwaffe beschlossen, möglicherweise im Zusammenhang mit der Ausweitung der ursprünglich begrenzter geplanten Operation auf Nordnorwegen. Im Laufe des März wurde es auch immer klarer, daß man mit den Plänen bezüglich der mittelnorwegischen Häfen sich in einem Wettlauf mit britischen Absichten befand eine Parallelität, die ja von Winston Churchill in seinen Memoiren scharf herausgestellt worden ist. Die hierauf bezüglichen bei der Abwehr eingehenden Nachrichten gaben Canaris die feste Überzeugung, daß die britische Flotte starke Kräfte für eine eigene Aktion bereithalte und in jedem Falle eine deutsche Unternehmung abfangen und zerschlagen werde.

In einer Besprechung in Berlin, an der außer Canaris und Oster auch Liedig teilnahm-es muß um den 1. April gewesen sein, entwickelte Canaris im Rahmen einer seestrategischen Analyse des geplanten Unternehmens den Gedanken, daß Hitler auch noch in einem vorgerückten Stadium des Planes von dessen Ausführung absehen würde, wenn ihm von der Gegenseite eindringlich die Risiken demonstriert würden. Canaris wies im einzelnen auf die Verwundbarkeit der Unternehmung hin, die noch wesentlich dadurch gesteigert worden war, daß im Laufe der Erwägungen der Schwerpunkt der Ope-

1

252

ration immer weiter nach Norden verlegt worden war. Ursprünglich hatte man in Marinekreisen wohl in erster Linie an das südliche Norwegen gedacht, vor allen Dingen hatte Stavanger in den Plänen Raeders eine Rolle gespielt. Doch mittlerweile waren die Ziele immer weiter gesteckt und Bergen, Tromsö und endlich Narvik Hauptobjekte geworden. Canaris war fest überzeugt, daß eine rechtzeitige demonstrative Entsendung starker britischer Flotteneinheiten in die mittelnorwegischen Gewässer genügen würde, um Hitler zum Abblasen seiner „Weserübung“ zu veranlassen. Canaris wurde in dieser Überzeugung außer durch sachliche Beurteilung der Erfolgsaussichten auch durch seine Anschauung bestärkt, daß Hitler im Grunde feige und bisher immer dann zurückgewichen sei, wenn er die Überlegenheit des Gegners fühlte. Zu diesen Ausführungen von Canaris bemerkte Liedig, daß nach seiner Meinung die Engländer längst im Bilde über Hitlers Absicht sein müßten. Allein die Tatsache, daß die umfangreichen Schiffskonzentrationen in Stettin und anderen Ostseehäfen den Kapitänen der dort ein- und auslaufenden schwedischen Schiffe nicht entgangen sein könnten, schien ihm genügende Gewähr für die Unterrichtung der Briten, deren Nachrichtendienst in Schweden besonders tätig sei. Canaris beschloß die Unterredung mit der Bemerkung: „Hoffentlich haben Sie mit Ihrem Optimismus recht.“

Den Anlaß zu dieser Besprechung hatten Nachrichten über eine im Anlaufen befindliche britische Unternehmung sowie eine verstärkte Aktivität im Sonderstab gegeben, die darauf schließen ließ, daß in den allernächsten Tagen die Entscheidung darüber, ob das Unternehmen „Weserübung“ durchzuführen sei oder nicht, fallen werde. Tatsächlich befahl Hitler

am 2. April die Durchführung für den 9. April. Die nun notwendigerweise in den Einschiffungshäfen in verstärktem Um-

253
fange einsetzenden Maßnahmen konnten nach menschlichem Ermessen in der Tat nicht verborgen bleiben, da in einer Reihe der in Frage kommenden Häfen regelmäßig skandinavische Frachter ein- und ausliefen und es bekannt war, daß unter den Besatzungen der neutralen Handelsschiffe sich Nachrichtenübermittler für beide Seiten befanden. Es war in doppelter Hinsicht äußerst wichtig, möglichst frühzeitig in Erfahrung zu bringen, ob und was über diese Vorbereitungen auf dem Wege über die neutrale Handelsschiffahrt etwa im Auslande bekannt würde. Der Nachweis eines vorzeitigen Bekanntwerdens der geplanten Unternehmung konnte ja nach Ansicht von Canaris zum Abblasen derselben führen. Daher mußte Canaris aus seinem Bestreben, jede Kriegsausweitung zu vermeiden, daran liegen, Meldungen in dieser Richtung so früh wie möglich zu erhalten. Liedig wurde deshalb nach Kopenhagen entsandt mit dem Auftrage, alle dort auftauchenden Nachrichten und Gerüchte dieser Art sofort zu melden.

-
In der Tat erschien am 3. oder 4. April in der dänischen Presse ein sensationell aufgemachter Bericht aus Stockholm über angebliche deutsche getarnte Truppenverschiffungsvorbereitungen in den Ostseehäfen. Bei der damals in Skandinavien herrschenden allgemeinen Nervosität der „Altmark“-Fall und andere Vorkommnisse hatten in allen skandinavischen Ländern das Gefühl eines drohenden Unheils verbreitet wurde diese Pressemeldung in der dänischen Öffentlichkeit als Anzeichen einer vermutlich gegen Norwegen gerichteten Unternehmung diskutiert. Es lag Grund zur Annahme dafür vor, daß auch die britische Gesandtschaft in Kopenhagen lebhaftes Interesse an der Nachricht nahm. Jedenfalls war in Kopenhagen der Eindruck allgemein, daß von einer Geheimhaltung des geplanten Unternehmens keine Rede mehr sein könne, wenngleich man in der Öffentlichkeit noch

254
nicht übersehen konnte, wie weit sich dieses erstrecken würde. Die an diese Pressemeldung in dänischen Kreisen geknüpften Kombinationen bezüglich einer gegen Norwegen gerichteten deutschen Aktion waren so eindeutig, daß angenommen werden mußte, daß dem britischen Nachrichtendienst sehr viel weitergehende Informationen als die in der Pressemeldung enthaltenen vorliegen mußten. Jedenfalls gaben Liedigs Ermittlungen ihm Grund genug, eingehend in diesem Sinne nach Berlin zu berichten und schließlich zu mündlicher Berichterstattung dorthin auf dem Luftwege zurückzukehren. Auf Grund von Liedigs Vortrag bei Canaris und Oster und im Zusammenhang mit anderen inzwischen bei der Abwehr eingegangenen Meldungen schien Canaris kein Zweifel mehr darüber möglich, daß das Unternehmen, schon bevor es richtig angelaufen war, im Ausland als kurz bevorstehend bekannt geworden sei und daß die Engländer ernstlich alarmiert seien. Auf jeden Fall ließ Canaris in dieser Besprechung die zuversichtliche Hoffnung erkennen, daß Hitler sich die Sache nochmals ernstlich überlegen und daß die befürchtete Ausdehnung des Krieges auf die skandinavischen Länder unterbleiben werde. Er wurde in dieser Auffassung noch bestärkt, als Liedig ihm berichten konnte, daß bei einigen Stellen im Sonderstabe nicht nur wegen dieser alarmierenden Presse-

meldungen, sondern auch aus sonstigen Überlegungen wieder ernste Bedenken gegen das Unternehmen laut geworden seien. Canaris zog am Ende der Besprechung ein Resümee etwa dieses Inhaltes: Wir können nur hoffen, daß man in London die Sache so ernst nimmt, wie sie es verdient, und daß die britische Kriegsleitung das tut, was wir an ihrer Stelle tun würden, das heißt, daß sie Hitler in unzweideutiger Weise durch entsprechende Maßnahmen ihrer Flotte zu Gemüte führt, welchen Gefahren er seine schwachen Seestreitkräfte

255

und seine Transportschiffe aussetzt, wenn er das Unternehmen doch wagen sollte. Ich möchte denken, daß die Engländer etwas derartiges nun wohl mit aller Beschleunigung in die Wege leiten werden. Auf alle Fälle aber müssen wir, die Abwehr, alles in unsern Kräften Stehende tun, um die als Ergebnis der zu erwartenden britischen Demonstration bei Hitler eintretende Wirkung zu bekräftigen. Wir müssen möglichst viele alarmierende Berichte über englische Gegenmaßnahmen vorlegen. - In der Tat wurden in den folgenden Tagen alle Meldungen, die in dieser Richtung auszulegen waren, in möglichst eindringliche Form gekleidet und an den Sonderstab geleitet.

Das von Canaris zuversichtlich erwartete Auftreten starker britischer Flottenverbände in norwegischen Gewässern blieb aber aus. Hitler ließ sich durch die von der Abwehr unterbreiteten Meldungen in seiner Absicht nicht beirren. Am 9. April begann das Unternehmen gegen Dänemark und Norwegen. Auch dann noch blieb die Gegenwirkung der britischen Flotte in einem für Canaris unverständlichen Maß hinter seinen Erwartungen zurück. Obgleich die deutschen Streitkräfte vor Oslo infolge der in letzter Minute auf die über Schweden eingegangenen Warnungen hin eingeleiteten norwegischen Verteidigungsmaßnahmen beträchtliche Verluste erlitten, glückte Hitlers Gewaltstreich, wenn auch unter erheblichen zeitweiligen Rückschlägen, die den „Führer“ verschiedentlich daran denken ließen, die Operation abzuberechnen¹⁾.

Canaris' Auffassung in der ganzen Angelegenheit wird noch

1) U. a. erwog Hitler in diesen Wochen zu einem Zeitpunkt ernstlich, die in Narvik gelandete Kampfgruppe Dietl ihrem Schicksal zu überlassen, d. h. sich mit ihrer Vernichtung bzw. Kapitulation oder Übertritt nach Schweden und Internierung abzufinden. Das offizielle Kriegstagebuch des Sonderstabes wurde später an verschiedenen Stellen völlig geändert, um diese Schwankungen des „größten Feldherrn aller Zeiten“ zu kaschieren.

-

256

einmal beleuchtet durch eine Äußerung, die er in Kopenhagen tat, wohin er sich unmittelbar nach der Einnahme begeben hatte. Dort lief am Tage nach der Besetzung durch die deutschen Truppen ein Gerücht um, wonach es in den Gewässern von Bergen zu einer großen Seeschlacht zwischen deutschen Seestreitkräften und der britischen Flotte gekommen sein sollte. Canaris nahm diese Gerüchte zunächst ernst, da er darin eine, wenn auch verspätete, Bestätigung seiner seestrategischen Ansichten erblickte. Er bemerkte dazu: „Sehen Sie, wenn die Engländer nur zwei Tage früher in See gewesen wären, dann wäre das alles nicht passiert.“

Aus dem Gesagten ist deutlich erkennbar, daß Canaris längere Zeit die Aussichten für ein energisches, vorbeugendes Eingreifen der britischen Flotte recht sanguinisch beurteilte.

Das ist einerseits bezeichnend für seine hohe Meinung von der Stärke Großbritanniens und der Umsicht der britischen politischen und militärischen Führung. Aber darüber hinaus ist dieser Einzelfall ein Beispiel dafür, daß dem grundlegenden fatalistischen Pessimismus, welcher Canaris seit Kriegsausbruch mehr und mehr beherrschte, immer wieder eine sanguinische Beurteilung von Einzelheiten der Entwicklung gegenüberstand. Vielleicht war es nur dieser Polarität seiner Empfindungen zuzuschreiben, daß er die seelischen Belastungen der Jahre 1939 bis 1944 ertrug und, ohne zu resignieren, einen Kampf, an dessen erfolgreiche Beendigung er im Grunde nicht recht glaubte, fortsetzte. Der im Metaphysischen wurzelnden hoffnungslosen Erkenntnis, daß doch alles vergebens sei, setzte sein Temperament immer wieder die günstige Beurteilung von Einzelheiten und Einzelfaktoren entgegen. Im Grunde kam dabei nicht viel mehr heraus als eine vorübergehende Selbstberuhigung. Je länger der Krieg dauerte, um so schwieriger wurde es, auch nur eine solche zeitweise

17 Abshagen, Canaris

257

Lokalanästhesie des eigenen Pessimismus zu erzielen. Daher blieb später nichts als die Flucht in eine fieberhafte Überbetriebsamkeit, die besonders in fast ununterbrochenem Umherreisen von Außenstelle zu Außenstelle, von Land zu Land Ausdruck fand.

Was nun den konkreten Fall der Beurteilung Großbritanniens anbetrifft, so ist hierzu noch zu sagen, daß Canaris' Meinung bis zu einem gewissen Grade vorgefaßt war und daß er an ihr auch gegenüber begründeten Argumenten mit großer Zähigkeit festhielt. Erst recht sah er in der törichten Neigung Hitlers und Ribbentrops, die Engländer als dekadent und reif zum Abtreten von der politischen Bühne abzutun, eine Bestätigung seiner gegenteiligen Auffassung. Er war ein Bewunderer der Engländer, und seine hohe Meinung über sie beruhte im wesentlichen auf zwei Faktoren: Als Seeoffizier hatte er eine klare Vorstellung von der Stärke und der Tüchtigkeit der britischen Flotte und war überzeugt von ihrer Fähigkeit, die Seeherrschaft gegenüber jeder europäischen Kontinentalmacht auch Hitler – zu behaupten. Dazu kam als zweites seine Sympathie für die intuitive, scheinbar völlig systemlose Art, in der die Briten ihr großes Weltreich aufgebaut hatten und regierten. Die Methode, in der Improvisation über Organisation stand, die Persönlichkeit sich ungehemmt durch klischeehafte Hemmungen auswirken konnte, entsprach zu sehr seiner eigenen Art, als daß er sich dadurch nicht hätte angezogen fühlen müssen. Besondere Bewunderung hegte Canaris für Winston Churchill, dessen Kriegsreden er regelmäßig las und im Kreise seiner Vertrauten im positiven Sinne besonders wegen der Offenheit, mit der die Schwierigkeiten und Nöte Englands darin vor dem englischen Volk und der Welt besprochen wurden – kommentierte und der verlogenen Propaganda Goebbels' gegenüberstellte.

-

-

258

Canaris' Urteil über Großbritannien war im Grunde und auf die Länge gesehen richtig. Er war sich nicht im Zweifel darüber, daß die Hauptstärke der Engländer in ihrer Fähigkeit zum „Nehmen“ wenn dieser Ausdruck aus der Boxersprache erlaubt ist – lag. Daß Zeit vergehen mußte, ehe sie

imstande sein würden, Hitler mit gleicher oder besserer Münze heimzuzahlen, davon war er auch überzeugt. Aber er unterschätzte die Länge dieser Zeitspanne und erkannte auch nicht, daß im Frühjahr 1940- also während des „Sitzkrieges“ bei den maßgebenden Instanzen Englands noch keineswegs die Entschlossenheit herrschte, die sich etwas später unter dem Eindruck der Niederlage in Frankreich, der unmittelbaren Bedrohung der britischen Inseln und dank der inspirierenden Persönlichkeit Winston Churchills herausbildete. Nun muß man bedenken, daß in der Fronde gegen Hitler die führenden Köpfe - Beck Gördeler und von Hassell sowohl wie Canaris und Oster ihre Erwägungen über die außenpolitischen Voraussetzungen und die zu erwartenden Folgen eines Staatsstreiches auf ein Zusammenwirken mit den Westmächten, speziell mit Großbritannien, abgestellt hatten. Sie setzten vor allen Dingen bei der britischen Regierung ein erhebliches Maß von Verständnis für die Probleme, mit denen die deutsche Opposition zu tun hatte, voraus.

-
Kurz vor der Skandinavienoffensive kam ein zur Fronde gehöriger Diplomat nach längerem Aufenthalt in der Schweiz nach Berlin zurück. Seine Beobachtungen in dem neutralen Lande und seine vielseitigen Kontakte mit ausländischen Freunden aus verschiedenen Nationen hatten ihn zu einer skeptischen Beurteilung der militärischen Leistungsfähigkeit Großbritanniens zumindest in absehbarer Zeit

veran-

laßt. Auch die politische Zielsicherheit der Londoner Regierung erschien ihm nach dem Bilde, das er von seinem Schwei-

259
zer Beobachtungsposten über ihre Hilflosigkeit gegenüber der durch den sowjetisch-finnischen Winterkrieg geschaffenen Lage hatte gewinnen müssen, schwächer, als seine Freunde in Berlin wahrhaben wollten. Ihm waren erhebliche Zweifel aufgestiegen, ob die britische Regierung überhaupt mit einer sehr klaren politischen Konzeption in den Krieg gegen Hitler eingetreten sei und ob unter diesen Umständen das politische Kalkül der deutschen Opposition, das britisches Verständnis für die innere Situation in Deutschland voraussetzte, richtig sei. Der Diplomat entwickelte seine Gedanken zu der Zeit, als bereits deutsche Gebirgsjäger auf den Straßen von Berlin als Vorläufer der bevorstehenden Norwegenaktion erschienen, in einer Unterredung mit Canaris und Oster. Canaris setzte diesen Ausführungen scharfen Widerspruch entgegen. Daß er sich in seinem Urteil über die Engländer durch die Beobachtungen und Schlüsse seines diplomatischen Freundes nicht beeinflussen ließ, ist aus der Zuversicht bezüglich des Eingreifens der britischen Flotte in norwegischen Gewässern, die er wenige Tage später in den erwähnten beiden Besprechungen äußerte, ersichtlich.

Es ist auch heute noch nicht verständlich, aus welchen Gründen die britische Admiralität auf die in der schwedischen Presse erschienenen Warnungen - es ist jetzt bekannt, daß auch der schwedische Konsul in Stettin zwei Tage vor Beginn der Aktion seine Regierung telephonisch über die Truppenverladungen im dortigen Hafen unterrichtete, und man kann wohl annehmen, daß die Londoner Regierung auch hiervon erfahren hat nicht rascher und energischer reagierte. Sie

mußte doch ohnehin in einem Zustande erhöhter Alarmbereitschaft sein, da ja kurz vor der deutschen Aktion der Entschluß gefaßt worden war, von britischer Seite in norwegischen Gewässern Minen zu legen. Es ist von verschiede-

260
nen Seiten behauptet worden, daß Canaris, bzw. auf seine Veranlassung Oster, einige Tage vor Beginn der „Weserübung“ eine Warnung an die skandinavischen Regierungen habe gelangen lassen. Für Canaris kann dies mit Bestimmtheit in Abrede gestellt werden. Der einzige überlebende Teilnehmer an den erwähnten beiden Besprechungen in der Abwehrleitung während der ersten Apriltage läßt keinen Zweifel darüber, daß bei beiden Gelegenheiten niemals auch nur andeutungsweise der Gedanke einer Warnung an die Alliierten oder die durch den geplanten Überfall betroffenen Länder erwähnt worden ist. Canaris' Sorge, ob wohl die Engländer die unzweifelhaft an sie von verschiedenen Seiten gelangenden Berichte richtig einschätzen und daraus die erforderlichen Konsequenzen ziehen würden, ist zusätzlicher Beweis dafür, daß er gar nicht daran dachte, sie seinerseits zu informieren. Dagegen kann auf Grund verlässlicher norwegischer Quellen festgestellt werden, daß Oster auf eigene Kappe am 3. April eine Warnung an Norwegen ergehen ließ, und zwar auf dem Wege über den ihm befreundeten niederländischen Militärattaché Sas. Allerdings erreichte diese Nachricht die norwegische Regierung nicht, da das von Sas unterrichtete Mitglied der norwegischen Gesandtschaft die Warnung entweder nicht ernst nahm oder aus anderen Gründen nicht nach Oslo weitergab. Der Betreffende ist nach dem Kriege deswegen zur Verantwortung gezogen worden. Osters Vorgehen in dieser Sache muß im Zusammenhang mit den Bemühungen der Opposition um den Sturz des Regimes und die Beendigung des Krieges gesehen werden. Die erste Nachricht über Hitlers Plan für das „improvisierte Abenteuer“ in Norwegen hatte die führenden Männer der Fronde zu einem Zeitpunkt erreicht, in dem die Verhandlungen in Rom nach einer durch das „Attentat“ vom 8. November 1939 und den

261
Venlozwischenfall verursachten Pause wieder intensiviert worden waren. Auch die Bemühungen, den noch schwankenden Teil der hohen Generalität einerseits für den Frieden und andererseits den Sturz Hitlers zu gewinnen, waren wieder in einem aktiven Stadium. Die große Mehrzahl der Generale war der Überzeugung, daß das Norwegenabenteuer zum Scheitern unter schweren Verlusten bestimmt sei. Oster hoffte, daß demgegenüber wenn schon eine Einstellung der ganzen Unternehmung im Sinne der von Canaris entwickelten Theorie nicht erreicht werden sollte durch eine Warnung ein Scheitern im frühen Stadium mit verhältnismäßig geringen Verlusten erzielt werden könnte.

-
Fest steht auch, daß Oster kurz vor Beginn der Offensive im Westen Sas Kenntnis von dem, was dem neutralen Holland bevorstand, gegeben hat. Sas gelang es noch in den späten Abendstunden des 9. Mai eine telephonische Verbindung mit seiner vorgesetzten Dienststelle im Haag zu erreichen und diese in sehr dürftiger Tarnung davon zu verständigen, daß sich „der Chirurg entschlossen hätte, die Operation am folgenden Morgen um 4 Uhr vorzunehmen“. Im Haag hielt man es für notwendig, einige Stunden später nochmals zurückzu-

fragen, um von Sas zu hören, daß seine Nachricht über die Operation,,aus absolut zuverlässiger Quelle" stamme. Diese Telefongespräche wurden vom „Forschungsamt“, der von Göring 1933 ins Leben gerufenen Organisation zum Abhören und, soweit nötig und möglich, Dechiffrieren des Fernsprech- und Telegrammverkehrs der ausländischen Missionen, mitgehört und bildeten den Ausgangspunkt von Untersuchungen, von welcher Seite der niederländische Offizier seine Information erhalten haben könnte; denn natürlich war man auf den Chirurgen nicht hereingefallen. Innerhalb des Amtes Ausland/Abwehr waren mindestens Piekenbrock und Bürk-

262
ner, als sie am folgenden Tage von der durch das Forschungsamt an die Abwehr weitergeleiteten Meldung über die Ferngespräche hörten, auf die Idee gekommen, daß Oster der Verantwortliche sein könnte, weil sie von den freundschaftlichen Beziehungen zwischen diesem und Sas wußten. Sie schwiegen aber auf Piekenbrocks Rat, nicht „durch solche Kombinationen einen Mann um Ehre und Reputation zu bringen“. Gefährlicher für Oster wurde es, als einige Tage später ein Offizier der Abwehrabteilung III in der Unterhaltung während einer Privatgesellschaft Äußerungen der zu einer neutralen diplomatischen Mission gehörigen Persönlichkeit hörte, die auf Oster als den Urheber der Warnung hindeuteten. Die Meldung gelangte an Canaris, der sich sofort der Gefahr für seinen Mitarbeiter bewußt war. Obgleich er dessen Handlung nicht billigte, entschloß er sich, ihn zu decken. Er fand einen Ausweg, indem er gegenüber dem zuständigen Gruppenleiter die Sache als eine von ihm selbst lancierte Störmeldung bezeichnete und damit die weitere Verfolgung der Sache durch die Gegenspionageabteilung der Abwehr inhibierte. Merkwürdigerweise scheint es, als ob die Gestapo von dieser Warnung an die Holländer keine Kenntnis erhielt oder doch die Verdächtigung Osters nicht für begründet ansah. Dagegen verfolgte sie eine andere Spur. Dem Forschungsamt war es nämlich gelungen, in den ersten Maitagen 1940 zwei aufgefangene Funksprüche des belgischen Gesandten beim Vatikan an seine Regierung zu entschlüsseln, aus denen hervorging, daß der Diplomat von einem kurz vorher in Rom eingetroffenen Deutschen ausgehende Informationen in Händen hatte, aus denen nach seiner Auffassung glaubhaft hervorging, daß Deutschland in Kürze eine Offensive im Westen unter Verletzung der belgischen und holländischen Neutralität beginnen werde. Nach Empfang dieser Nachricht

-
263

-
leitete der SD auf persönliche Anordnung Himmlers umfassende Ermittlungen in Rom ein, überprüfte auch genau die Personen, die im fraglichen Zeitraum die deutschen Grenzen in Richtung Italien passiert hatten. Die Bemühungen der Gestapo blieben aber ergebnislos. Auch die Abwehr hatte ihrerseits eine Untersuchung eingeleitet. Zu einer Zusammenarbeit bei der Dienststellen kam es aber angesichts des gegenseitigen Mißtrauens nicht. Die von der zuständigen Abwehrabteilung III - und zwar von der unter Leitung des Obersten Rohleder stehenden Gruppe III F - durchgeführte Untersuchung hatte zwar gewisse Ergebnisse, aber davon erfuhren Heydrich und der SD aus begreiflichen Gründen nichts. Ein V.-Mann, dessen Namen nicht bekannt geworden ist, berichtete nämlich aus

Rom, alles deute darauf hin, daß kein anderer als Dr. Josef Müller für die Mitteilung des deutschen Offensivplanes verantwortlich sei. Tatsächlich hatte dieser gegen Ende April im Auftrage von Beck seine Verhandlungspartner darüber verständigt, daß mit einem Angriff Hitlers innerhalb 8 bis 10 Tagen zu rechnen sei. Beck war von dem Gedanken geleitet, daß man im Falle eines nicht avisierten Angriffes von der Gegenseite nicht erwarten könne, daß sie noch einen Unterschied zwischen dem anständigen Deutschland" und dem Hitlerregime mache. Vielmehr müßten in solchem Falle die Friedensbemühungen der Fronde einer ähnlichen Beurteilung verfallen wie die fingierte Fühlungnahme des SD mit britischen Stellen vor dem Venloüberfall. Beck war auch überzeugt, daß die Neutralen, Belgien und Holland, gewarnt werden müßten in Anbetracht des schweren Schadens, der Deutschland aus dem Bruch der belgischen Neutralität im Jahre 1914 erwachsen war. - Wichtig für unsere Betrachtung aber ist vor allen Dingen die Reaktion von Canaris auf die Meldung Rohleders. Sie ist von beispielloser Kühn-

264

-
heit. Er beauftragte keinen andern als Dr. Müller mit der Durchführung einer Untersuchung in Rom über den Verrat der Westoffensive. Dabei glückte es Müller festzustellen, daß präzise Daten über die Offensive einschließlich des genauen Angriffstermines welchen er selber weder gekannt, noch seinen Gesprächspartnern mitgeteilt hatte aus gesellschaftlichen Kreisen um Ribbentrop geraume Zeit vor Beginn der Aktion an Ciano und den italienischen Hof gelangt waren und von hier aus u. a. auch den belgischen Gesandten am Vatikan erreicht hatten. Müller machte einen Bericht, den Canaris als befriedigend erklärte. Rohleder erhielt Weisung, den erwähnten römischen V.-Mann abzubauen. Damit war die Angelegenheit erledigt. Auch der SD unternahm nichts Weiteres, wohl mit Rücksicht auf Ribbentrop, der damals noch nicht mit Himmler zerfallen war. Es war notwendig, auf die hier angeführten Fälle von vermutlichen oder erwiesenen Warnungen an die Kriegsgegner etwas ausführlicher einzugehen, weil sie für die Erkenntnis von Canaris' Charakter und Methoden aufschlußreich sind. Zunächst einmal bestätigen sie das, was von allen zuverlässigen Zeugen aus seiner näheren Umgebung nachdrücklich betont wird, nämlich daß Canaris persönlich niemals bei der Übermittlung militärischer Geheimnisse an die Gegenseite mitgewirkt hat. Wenn derartige Möglichkeiten einmal im vertrauten Kreise auch nur hypothetisch erwähnt wurden, winkte er deutlich ab mit dem Hinweis: „Das wäre ja Landesverrat."

In der Theorie war Canaris sich sehr wohl bewußt, daß auf die unter Bruch von Verfassung und Recht aufgerichtete und durch Terror aufrechterhaltene Gewaltherrschaft Hitlers die überkommenen Rechtsbegriffe nicht anwendbar sein sollten, daß, wie wir schon erwähnten, die Fronten eigentlich quer

265

durch die Nationen verliefen oder hätten verlaufen sollen. Er war, wie gleichfalls schon gesagt worden ist, tief innerlich davon überzeugt, daß ein Sieg Hitlers das größte Unglück sein würde, das Deutschland und die ganze Welt in der damaligen Situation betreffen könnte. Und doch konnte er nicht

den Entschluß zu der letzten Konsequenz finden, diesen Sieg nun auch mit allen Mitteln zu verhindern. Er konnte nicht über seinen eigenen Schatten springen. Dieser Schatten war nicht nur die Tradition seines Berufsstandes. Seiner ganzen Natur nach war Canaris zu sehr allem Extremen abgeneigt. Er war sich zwar keinen Augenblick im unklaren darüber, daß er jeden Tag Dinge tat, die juristisch als Hochverrat zu klassifizieren waren. Aber den Schritt zum

sagen wir einmal

technischen Landesverrat vermochte er nicht zu tun.

Das will aber nicht besagen, daß er sich deswegen irgendwie besser oder untadeliger gefühlt hätte als diejenigen seiner Mitarbeiter, in erster Linie Oster, welche die gleichen Bedenken wie er zwar gehabt, aber nach langen und schweren Kämpfen zwischen Einsicht und Gewissen überwunden hatten und den letzten Schritt taten, vor dem er zurückschreckte. Besser als alle anderen wußte Canaris, daß Oster, wenn er unter Hintersetzung aller aus Erziehung, Tradition und überkommenem Ehrbegriff resultierenden Hemmungen sich entschloß, auch das Odium des Landesverrates auf sich zu nehmen, es nicht aus Ehrgeiz oder irgendeinem anderen unlauteren Motiv tat. Er verstand, daß Osters Triebfeder nichts anderes war als glühende Vaterlandsliebe und die Überzeugung, daß er, eben um seinem Lande zu dienen, jedes Mittel benutzen müsse, das Aussicht bot, der Herrschaft Hitlers so schnell wie möglich ein Ende zu setzen. Gerade weil Canaris wußte, daß Oster wie er selbst ein tief religiöser Mensch war, konnte er sich vorstellen, was es ihn gekostet haben mußte, eine War-
266

nung auszusprechen, die mindestens als unmittelbare Folge zu schweren blutigen Verlusten der eigenen Truppe hätte führen können auch wenn das Endziel war, durch einen ersten Rückschlag für Hitler¹⁾ eine rasche Beendigung des Krieges herbeizuführen und dadurch den Tod von Hunderttausenden, ja vielleicht Millionen und unabsehbare Zerstörungen an ideellen und materiellen Werten abzuwenden.

Canaris hatte daher auch keinen Augenblick gezweifelt oder gezögert, ob er Oster oder Dr. Müller gegenüber der Gestapo decken sollte. Er tat dies unter vollem Einsatz seiner eigenen Persönlichkeit und seines Prestige. Aus den Gestapoakten geht hervor, daß Oberst Rohleder, Chef der Gruppe III F, nach dem Fund der Osterakten im Jahre 1944 durch einen höheren SD-Führer wegen der Untersuchung gegen Dr. Josef Müller befragt worden ist. Rohleder erklärte nach der Aufzeichnung des SD-Führers, er habe die Angaben des römischen V.-Mannes für zutreffend gehalten, aber Canaris' Weisungen als Befehle angesehen, gegen die er trotz seiner abweichenden persönlichen Auffassung nichts habe unternehmen dürfen. Hitlers Sieg in Frankreich hatte Canaris' Überzeugung, daß Deutschlands schließliche Niederlage unabwendbar sei, wenn es nicht gelingen sollte, den Krieg unter Beseitigung des Diktators und seines Regimes vorzeitig zu beenden, nicht erschüttert. Bald nach dem Fall von Paris befand er sich in Madrid. Ein dort ansässiger Neffe, der sich eben verlobt hatte, holte die Ansicht seines Onkels ein, ob es nicht richtiger sei, seine Eheschließung bis nach dem nunmehr angesichts der

-

¹⁾ Die Theorie, daß ein militärischer Rückschlag Hitlers notwendig sei, ehe man angesichts der Stimmung in breiten Schichten der Bevölkerung und in der Wehrmacht besonders unter den jungen

Offizieren mit Aussicht auf Erfolg den Versuch machen könnte, Hitler zu stürzen, spielte in den Erwägungen der Generalität, speziell auch des Generalstabschefs Halder, um jene Zeit eine große Rolle.

267

gewaltigen Erfolge in Frankreich in absehbarer Zeit zu erwartenden Endsieg zurückzustellen. Auf den jungen Mann machte es einen tiefen Eindruck, als sich bei der Erwähnung des Wortes Endsieg das Gesicht des von ihm geliebten und verehrten Onkels verfinsterte und dieser ihm mit bedrückter Stimme sagte, er solle um Gottes willen heiraten und sein junges Leben noch genießen, solange die Sonne scheine. Das Unwetter, das über alles, was deutsch sei, in absehbarer Zeit hereinschlagen müsse, werde, davon sei er, Canaris, felsenfest überzeugt, fürchterlich sein.

Er stand mit seiner Überzeugung ziemlich allein unter den hohen Militärs. Für den Gedanken eines gewaltsamen Sturzes des Regimes hätte man in dem folgenden Jahre trotz des Verzichtes auf die mit viel Geräusch vorbereitete Landung in England keinen General gewinnen können. Das Prestige Hitlers stand bei den neugebackenen Feldmarschällen und denen, die es noch werden wollten, so hoch, daß die Generalität trotz aller Warnungen, an denen es in den Meldungen und Berichten der Abwehr nicht fehlte, gleichmütig und ohne Widerstand dem kommenden Zweifrontenkrieg entgegensah. Canaris hatte hinsichtlich des Kampfes gegen das bolschewistische Rußland nicht die gefühlsmäßigen Bedenken, mit denen er sich gegen den Krieg überhaupt und gegen jede Ausdehnung des ursprünglichen Kampffeldes gesträubt hatte. Aber er verwarf diesen leichtfertigen Plan Hitlers verstandesmäßig deshalb nicht weniger scharf. Er erkannte zu klar die Parallele zwischen dem Entschluß Napoleons von 1812 und dem Hitler von 1941, beide aus der Enttäuschung über die Unmöglichkeit, England zu bezwingen, geboren. Er war sich bewußt, daß der Angriff auf den ungeheuren sowjetischen Raum Konsequenzen nach sich ziehen mußte, die Hitler und seine Generale, die von neuen riesigen Einkreisungsschlachten träumten,

268

weder sich vorzustellen noch zu ermessen vermochten. Er sah voraus, daß diese Konzentration der deutschen Kräfte auf den Osten den Angelsachsen die Atempause gewähren würde, die sie brauchten, um sich zum vernichtenden Schlage gegen Deutschland zu rüsten.

Aber schon ehe im Juni 1941 der Sturm auf Rußland losbrach, hatte Canaris' Bestreben, den Krieg, den er nicht zu verhindern vermocht hatte, wenigstens in engem Rahmen zu halten und möglichst bald zu beenden, weitere Rückschläge erlitten. Auch wenn er für die Jugoslawen keine besondere Vorliebe hatte, war er empört über die brutale Eröffnung des Krieges gegen dieses Land, das versucht hatte, sich der Vergewaltigung durch die unter Druck erzwungene Eingliederung in den Drei-Mächte-Pakt zu entziehen. Wenige Tage nach Beginn des Feldzuges gegen Jugoslawien, am 12. April 1941, war Canaris in Belgrad, um sich persönlich von der dortigen Situation zu unterrichten. Es war das erste Mal, daß er so kurze Zeit nach einem Großbombardement in die betroffene Stadt kam. Die Zerstörungen waren gewaltig. Canaris war durch das Übermaß menschlichen Elends, das seine Augen bei der Fahrt durch die Stadt in sich aufnehmen mußten, tief erschüttert. Als er in sein Quartier, das am nördlichen Donauufer in Semlin für ihn eingerichtet war,

zurückkehrte, brach er völlig zusammen. Er vermochte die Tränen nicht mehr zurückzuhalten.,,Ich kann nicht mehr", sagte er zu seinem Begleiter,,wir fliegen fort." Auf die Frage, wohin der Flug denn gehen sollte, antwortete er bezeichnenderweise:,,nach Spanien". Immer mehr war Spanien in diesen Jahren der seelischen Nöte und Spannungen das Land geworden, in dem er Zuflucht suchte, wo er sich entspannen, das seelische Gleichmaß wenigstens vorübergehend wiedergewinnen konnte.

269

Neben Spanien liebte Canaris Griechenland besonders. Er hatte schon öfters mit Anspielung auf die griechische,,Verwandtschaft" halb im Scherz und halb im Ernst davon gesprochen, sich eines Tages von allen Sorgen der Politik und seines Berufes zurückzuziehen und in Griechenland zur Ruhe zu setzen. In späteren Jahren hatte er einmal mit einem Beauftragten der Abwehr in Griechenland in allen Einzelheiten den Gedanken ausgesprochen, daß sie beide zusammen an einer schönen, die Ägäis überschauenden Stelle ein Kaffeehaus aufmachen wollten. Canaris hatte in Griechenland seit langen Jahren gute Freunde. Es war ihm deshalb besonders schmerzlich, als im Frühjahr 1941 Hitler sich entschloß, um die Schlappe Mussolinis auszuwetzen, am Krieg gegen Griechenland teilzunehmen. Ehe es zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam, machte der griechische Regierungschef General Metaxas noch einen Versuch, in einer längeren Denkschrift an die Reichsregierung den drohenden Konflikt abzuwenden. Der griechische Gesandte in Berlin wurde beauftragt, die Denkschrift dem Reichsaußenminister zu überreichen. Aber Ribbentrop betätigte auch bei dieser Gelegenheit die merkwürdige Methode, Mitteilungen fremder Regierungen, von denen er annahm, daß sie ihm nicht in den Kram paßten, einfach nicht anzunehmen. Der Gesandte, der Canaris' freundschaftliche Gefühle für Griechenland kannte, wandte sich in seiner Not an diesen und überreichte ihm die Denkschrift. Canaris hatte, obgleich er sich keinen praktischen Erfolg davon versprach, die Zivilcourage, das unbequeme Schriftstück über Keitel an den Führer zu leiten. Allerdings mit dem erwarteten negativen Ergebnis. Die Denkschrift wurde ihm von Hitler über Ribbentrop wieder zurückgegeben. Ribbentrop begleitete sie mit einer Notiz, in der er Canaris ersuchte, in Zukunft seine Finger aus Sachen herauszuhalten, die ihn nichts an-

270

gingen. Canaris nahm von dem Monitum Ribbentrops gleichmütig Kenntnis. Er ließ dessen Notiz unbeantwortet.

Nach Beendigung des Feldzuges auf dem griechischen Festlande eilte Canaris Anfang Mai 1941 nach Athen. Nicht das geringste Motiv dieser eiligen Reise war sein Wunsch, sich um seine dortigen Freunde zu kümmern und ihnen, soweit dies in seiner Macht stand, in der schwierigen Situation zu helfen. Wir haben von einigen dieser Freunde begeisterte Äußerungen über den Takt und die Zartheit, mit der Canaris seine Hilfsbereitschaft betätigte.

Auch der geglückte Handstreich gegen Kreta konnte Canaris nicht in seinem Glauben, daß der Kampf gegen Großbritannien für Deutschland aussichtslos sei, wankend machen. Trotz der Gewinnung der für den Krieg in Afrika wichtigen Position auf der großen griechischen Insel glaubte er nicht an einen erfolgreichen Vorstoß auf den Suezkanal. Jetzt im Frühsommer 1941 wie reichlich ein Jahr später, als es vor der

Schlacht von El Alamein so aussah, als brauche Rommel nur noch zuzugreifen, um Alexandrien und Kairo in der Hand zu halten, sprach Canaris aus, daß er den Krieg in Nordafrika für verloren halte, denn „die Engländer haben die Seeherrschaft“.

Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen Canaris immer wieder in Gedanken alle die Möglichkeiten Revue passieren ließ, welche für eine Beendigung des Krieges vor totalem deutschem Zusammenbruch bestanden. Dabei tauchte auch der Gedanke eines Attentats gegen Hitler, so sehr er Canaris zuwider war, immer wieder auf, wurde verworfen und erneut erwogen. Daneben beschäftigte sich Canaris mit der Frage, wie eine weitere Ausdehnung des Krieges vermieden werden könnte. Zeichen, daß unter den Satelliten und Vasallen Hitlers Unlust zur Fortsetzung des Krieges bestand, 271

mußten Canaris angesichts seiner Lagebeurteilung nicht als bedenklich, sondern als wünschenswert erscheinen.

Es war für ihn übrigens nicht immer leicht, gegenüber hohen Parteiwürdenträgern oder begeisterten kleinen Nazis, die den mit einem Nimbus der Allwissenheit umgebenen Nachrichtenchef um sein Urteil über die Situation befragten, den Ernst zu wahren. Seine wahre Meinung konnte er bei manchen derartigen Gelegenheiten nicht gut äußern. Als einmal ein SS-Obergruppenführer ihn in seinem Amtszimmer aufsuchte und nach der militärischen Situation fragte, antwortete Canaris mit einem Wink nach der an der Wand hängenden Weltkarte: „Die Lage haben Sie hier auf der Karte. Sie spricht für sich selber.“ Als der Obergruppenführer daraufhin ein etwas verkniffenes Gesicht machte, als frage er sich, ob diese Äußerung nun als Defaitismus auszulegen sei, fügte Canaris in begütigendem Tone hinzu: „Aber wir haben ja den Führer“, worauf sich der ungebetene Besucher mit ziemlich dummem Gesicht verabschiedete.

Noch dicker trug der Admiral seine Ironie in einer Unterhaltung mit einem sehr jugendlichen, mit Ritterkreuz und Eichenlaub ausgezeichneten Fliegergeneral auf, der während der „Battle of Britain“ im Herbst 1940 in überheblicher Form ankündigte, daß die Engländer unter den Schlägen der deutschen Luftwaffe spätestens in vier bis sechs Wochen „in die Knie sacken“ würden. „Nein, nein“, fiel ihm Canaris ins Wort, „man sagt, daß der Führer ihnen nur noch vierzehn Tage gibt“, und dann mit toderner Miene, „und der Führer hat immer recht!“ Der Flieger, der sich durch soviel Siegeszuversicht des Älteren in Verlegenheit gebracht fühlte, beeilte sich, zuzustimmen, trat dann aber bald den Rückzug an. Als sich die Tür hinter ihm schloß, murmelte Canaris nur giftig: „Rindvieh mit Eichenlaub und Schwertern.“ 272

Nach dem Morgenritt im Grunewald

DREIZEHNTES KAPITEL

SABOTAGE

Daß Canaris von Sabotage im allgemeinen wenig hielt, haben wir schon erwähnt. Ganz abgesehen von seiner grundsätzlichen Ablehnung des ganzen Hitlerkrieges hätte er auch in einem Krieg, den er für gerechtfertigt angesehen hätte, sich wenig davon versprochen. Er glaubte nicht, daß auf diesem Wege wirklich entscheidende Ergebnisse erzielt werden könnten und war gegen eine Politik der Nadelstiche. In dem so-

genannten Wilhelmstraßenprozeß in Nürnberg hat nun der Angeklagte Veesenmayer im Verhör durch die Anklage versucht, Canaris gerade im Zusammenhang mit Sabotageakten während des Krieges in ein schiefes Licht zu stellen. Er erklärte nämlich, er, Veesenmayer, habe den so oft im Zusammenhang mit der Widerstandsbewegung genannten Canaris im Auftrage von Ribbentrop von Sabotageakten in Irland und den Vereinigten Staaten abgehalten. Veesenmayer ging noch weiter und bezeichnete Canaris als einen Mann, welcher Agenten auf „Himmelfahrtskommandos“, von denen man mit neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit nicht zurückgekommen sei, geschickt habe und fügte hinzu, er rücke „mit tiefem Abscheu von Methoden ab, wo man auf der einen Seite Leute in den Tod schickt und auf der anderen Seite eine ganz andere Linie vertritt“. (Deutsches Protokoll S. 13461/2.) Die Beweggründe Veesenmayers, der ein Günstling Ribbens-
18 Abshagen, Canaris

273

trops war¹⁾, für diesen Versuch, das Andenken des toten Canaris in den Schmutz zu ziehen, sind zu leicht zu erraten, als daß wir hier auf sie einzugehen brauchten. Aber die sachlichen Angaben Veesenmayers verdienen doch eine Richtigstellung, weil solche Anwürfe leicht haften bleiben, auch wenn sie noch so wenig begründet sind. Gehen wir zuerst auf das törichte Gerede von den sogenannten „Himmelfahrtskommandos“ ein. Man kann wohl an der Front unter strikter Disziplin stehende Soldaten zu Hunderten, zu Tausenden, ja wie die Tragödie von Stalingrad gelehrt hat, selbst zu Hunderttausenden wider ihren Willen auf „Himmelfahrt“ schicken; aber die einfachste Überlegung muß zu dem Schlusse führen, daß man für gefährliche Missionen, die im Hinterlande des Gegners, fern jeder Kontrolle des Befehlenden, durchgeführt werden sollen, nur Menschen verwenden kann, die sich freiwillig dafür zur Verfügung stellen, sei es nun aus Gewinnsucht, Abenteuerdurst oder Fanatismus. Aber die Aussage Veesenmayers ist auch in ihren übrigen Angaben unzutreffend, und deshalb ist es angezeigt, daß wir die beiden von ihm berührten Punkte der Sabotageunternehmungen in Irland und gegen die Vereinigten Staaten einmal etwas genauer untersuchen. In beiden Fällen hat auch Veesenmayer eine Rolle gespielt, allerdings eine andere, als er das Gericht glauben zu machen versucht hat. Die größte Schwierigkeit, der Canaris bei seinem Bestreben, die Sabotageunternehmungen seiner Dienststelle auf ein Mindestmaß zu beschränken, immer wieder begegnete, beruhte darauf, daß es auch in der Abwehr nicht an unternehmungslustigen Offizieren fehlte, die bestrebt waren, auf ihrem Ar-
1) Veesenmayer war zu dieser Zeit noch nicht Beamter des Auswärtigen Amtes, sondern gehörte zum persönlichen Stabe des Staatssekretärs im A. A. Keppler.

274

beitsgebiet etwas ins Auge fallendes zu tun. Es war nicht immer leicht, solche Anregungen von vornherein abzulehnen, denn gerade unter den jüngeren Offizieren, aus denen sich die Sachbearbeiter der einzelnen Untergruppen hauptsächlich rekrutierten und die zum großen Teil nicht dem alten Stamm der Abwehr angehörten, gab es eine ganze Anzahl für die NSDAP begeisterter Leute. Versagte man denen kurzerhand die Weiterverfolgung ihrer Pläne, dann bestand die Gefahr, daß das an den SD gelangte, der dann sei-

nerseits die Abwehrleitung, die ihm ja ohnehin suspekt war, wegen Mangels an Kampfwillen bei Hitler angeschwärzt hätte. Aus welchen Gründen Canaris solche Verdächtigungen nicht wünschen konnte, haben wir ja bereits klargestellt. So geschah es denn auch, daß im Frühjahr 1940 ein Sachbearbeiter in der Abwehrabteilung II auf die Idee verfiel, es sei doch wünschenswert, die Irische Republikanische Armee (IRA), die ja schon in Friedenszeiten sich in England durch häufige Bombenanschläge unliebsam bemerkbar gemacht hatte, in den Kampf gegen England einzuspannen. Vom militärischen Gesichtspunkt erschien besonders der Hauptprogrammpunkt der IRA, die gewaltsame Eroberung Nordirlands, interessant. Es sei hier erwähnt, daß die IRA nicht etwa die Armee des damaligen Freistaates, der jetzigen Republik Eire ist, sondern eine radikale Kampforganisation, die nicht nur den Engländern, sondern auch der damaligen legitimen Regierung de Valera in Eire das Leben oft schwer machte. Die IRA setzte sich aus recht heterogenen Elementen zusammen, die nur durch ihren gemeinsamen Haß gegen die Engländer einigermaßen zusammengehalten wurden. Ein Teil sympathisierte mit den deutschen Nationalsozialisten, während ein anderer linksradikale Neigungen hatte. Dies erklärt, daß Mitglieder der IRA während des spanischen Bürgerkrieges in der Inter-

275
nationalen Brigade gegen Franco gekämpft hatten. Einige davon waren von den Truppen Francos zu Gefangenen gemacht worden und saßen 1940 noch in Spanien im Gefängnis. An diese Tatsache hatte sich der ideenreiche Sachbearbeiter erinnert und schlug vor, bei Franco die Freilassung dieser Iren nachzusuchen, um sie alsdann gegen die Engländer einzusetzen. Canaris ließ den Dingen zunächst ihren Lauf in dem Gedanken, daß sie sich nach menschlichem Ermessen am spanischen mañana (morgen, morgen, nur nicht heute) totlaufen würden. Der Leiter der K. O. Spanien wurde beauftragt, sachdienliche Erkundigungen bei den spanischen Behörden einzuziehen. Wider Erwarten arbeiteten diese einmal sehr prompt. Wahrscheinlich war ihnen die deutsche Anfrage gelegen gekommen, da sie nicht recht wußten, was sie mit den irischen Gefangenen anfangen sollten, und diese nun auf gute Weise loswerden konnten. Sie wurden der deutschen Abwehr ausgeliefert und ins besetzte Frankreich gebracht. Mittlerweile war auch das Auswärtige Amt in der Angelegenheit befragt worden. Sachbearbeiter war dort Herr Veesenmayer. Zwischen diesem und dem Leiter der Abwehrabteilung II kam eine Besprechung zustande, in der Veesenmayer sein Interesse an der Angelegenheit bekundete. Dies gab Canaris die schon längst gewünschte Gelegenheit, seine Verantwortung an einer Sache, von der er sich nichts versprach und die ihm nicht sehr sympathisch war, auf das Auswärtige Amt abzuwälzen. Er stellte eindeutig klar, daß die Abwehr zwar technische Hilfe bei der Vorbereitung und Durchführung des Transportes der Iren nach Irland leisten werde, daß aber die Federführung auf Veesenmayer übergehe. Wegen des Transportes mußte die Abwehr an die Marineleitung herantreten, die sich wenn auch ungern bereit erklärte, ein U-Boot für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen.

276

Mit Hilfe des Auswärtigen Amtes war es inzwischen gelungen, den derzeit in den Vereinigten Staaten weilenden Führer der IRA, Sean Russell, zu bewegen, über Genua (es

war Ende April oder Anfang Mai 1940, Italien also noch nicht in den Krieg eingetreten) nach Deutschland zu kommen, auch wurden unter den in Deutschland befindlichen britischen Kriegsgefangenen noch einige Iren gefunden, die bereit waren, sich dem Unternehmen anzuschließen, sei es vielleicht nur in dem Gedanken, auf diese Weise nach Irland zu kommen. Die Unterbringung und „Betreuung“ Russells in Berlin übernahm Veessenmayer. Er überschüttete den sensiblen Iren zugleich in so wenig taktvoller Weise mit nationalsozialistischer Propaganda, daß dieser sich verschiedentlich unter vier Augen bei Offizieren der Abwehr darüber beschwerte.

Bei Ribbentrop fand eine Besprechung statt, an der Sean Russell, Canaris, Lahousen als Chef der Abwehrabteilung II und Veessenmayer als der auf Seiten des Auswärtigen Amtes zuständige Referent teilnahmen und in der verabredet wurde, daß Russell mit einigen seiner Landsleute, darunter dem als besonders „einsatzfreudigen“ Kämpfer geltenden Frank Ryan, durch ein U-Boot an die irische Küste gebracht und daß dann anschließend die IRA von deutscher Seite durch Waffenlieferungen unterstützt und dadurch zu Aktionen gegen die Engländer instand gesetzt werden sollte. Russell und seine Begleiter wurden im Hochsommer 1940 in Wilhelmshaven an Bord des für den Transport bestimmten Unterseebootes gebracht. Dieses ging in See. Nach knapp vierundzwanzig Stunden kam von der Führung des U-Bootes ein Funkspruch, daß Russell, der schon in Berlin den Eindruck eines vorzeitig gealterten, herzleidenden Mannes gemacht hatte, plötzlich, anscheinend an einem Herzschlag, gestorben sei. Der Kommandant bat um Instruktionen, was er unter diesen Umständen

277

den tun sollte. Er erhielt den Befehl, die Landung in Irland zu unterlassen und die Gefolgsleute Russells in Bordeaux an Land zu setzen. Das Unternehmen war zu Ende gekommen, ehe es recht begonnen hatte.

Während, wie die vorstehende Darstellung erkennen läßt, es in dieser mißglückten irischen Angelegenheit keine offene Meinungsverschiedenheit zwischen Canaris und Ribbentrop gab, bestanden in der Beurteilung der Haltung der Vereinigten Staaten erhebliche Unterschiede. Während man sich in Ribbentrops Umgebung in der Hoffnung wiegte, die Vereinigten Staaten würden aus dem Kriege herausgehalten werden können, war Canaris von Anfang an der Überzeugung, daß Amerika unter gar keinen Umständen einer britischen Niederlage untätig zusehen und früher oder später in den Krieg eintreten würde. Im übrigen hatte Canaris im Gegensatz zu Ribbentrop eine sehr hohe Meinung von dem Kriegspotential der Vereinigten Staaten. Schon aus den Erfahrungen des ersten Weltkrieges hatte er gelernt, die Kapazität der amerikanischen Werftindustrie für Kriegs- und Handelsschiffe richtig einzuschätzen und dementsprechend die Aussichten des deutschen U-Bootkrieges niedrig anzusetzen. Aber auch ganz allgemein hatte er eine den Realitäten, wie sie sich nach Amerikas Kriegseintritt dann offenbarten, sehr viel näherkommende Vorstellung von der wirtschaftlichen und militärischen Macht der Vereinigten Staaten als der Reichsaußenminister.

Aus der Verschiedenheit der Auffassungen ergaben sich Reibungen. Die Abwehr hatte im Rahmen ihrer allgemeinen Vorbereitungen auf alle möglichen Konflikte auch, allerdings verhältnismäßig bescheidene, Vorkehrungen für den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten getroffen. Im Rahmen dieser

Organisation war auch ein V.-Mann in Mexiko angesetzt worden, der nach Ausbruch des Krieges in Europa die Mög-

278
lichkeiten der Sabotage in den Vereinigten Staaten zu erkunden hatte. Es handelte sich hier um einen Mann, der es meisterhaft verstand, mangelnde positive Tätigkeit durch phantasievolle Berichte zu ersetzen und für imaginäre Sabotageakte Gelder zu kassieren. Angesichts der Blockade Deutschlands durch die britische Flotte bestanden seitens der Zentralstellen der Abwehr kaum wirksame Kontrollmöglichkeiten. Canaris und seine Mitarbeiter waren sich von vornherein darüber klar, daß die „Erfolgsmeldungen“ des betreffenden Agenten sehr schwach sachlich begründet waren. Eine, welche den Anstoß zu den nachfolgend beschriebenen Auseinandersetzungen mit dem Auswärtigen Amt gab – auf sie bezog sich Veessenmayer in seiner Nürnberger Aussage –, führte wörtlich folgende Begebnisse auf: „In Boston Handelsschiff durch Brand zerstört. Waldbrände in Jersey. Störung Kriegshetzerversammlungen.“ Man sieht, daß weder der Name des Schiffes noch sonstige Einzelheiten über die angeblichen Sabotageerfolge angegeben sind. Canaris nahm – wahrscheinlich richtig – an, daß der Agent die betreffenden Ereignisse aus amerikanischen Zeitungsmeldungen entnommen und seiner Organisation zugeschrieben hatte. Ihm waren aber diese schwindelhaften Erfolgsberichte gar nicht unwillkommen. Denn er konnte sie höheren Ortes, wo man noch viel weniger Möglichkeit hatte, ihre Wahrheit zu überprüfen, als er selber, als ein Zeichen der Aktivität seiner Organisation vorlegen. Und das war, wie immer wiederholt werden muß, wegen der Konkurrenz des SD unbedingt notwendig.

–
Aber die Sache hatte doch einen Haken. Der betreffende V.-Mann sandte seine Berichte auf dem Wege über die deutsche Gesandtschaft in Mexiko. Sie wurden also dort chiffriert, an das Auswärtige Amt telegraphiert, wo man sie entzifferte und mitlas. Auf diese Weise erhielten Veessenmayer und sein

279
–
Chef, der Reichsaußenminister, Kenntnis von den „Erfolgen“ des Abwehragenten. Nun hätte Ribbentrop wohl kaum gewissensmäßige Bedenken gegen ein bißchen Sabotage in den Vereinigten Staaten mit denen Deutschland damals, das erwähnte Telegramm trägt das Abgangsdatum des 29. Mai 1941, sich noch nicht im shooting war befand gehabt, wenn er sich nicht in der Hoffnung gewiegt hätte, Amerika von offener Kriegsbeteiligung abhalten zu können. Da er aber diese Illusion noch nicht überwunden hatte, empfand er die Sabotagemeldungen als eine Störung seiner Politik. Er wies den Staatssekretär von Weizsäcker an, Canaris deswegen Vorhaltungen zu machen.

Die Besprechungen zwischen Weizsäcker und Canaris, wozu dieser Lahousen als Chef der zuständigen Abwehrabteilung mitgebracht hatte, fand Anfang Juni 1941 statt. Weizsäcker äußerte in dieser Unterredung in scharfen Worten sein Mißfallen über Sabotageakte, welche das Resultat haben könnten, Amerika in den Krieg hineinzuführen, und ersuchte Canaris, alle derartigen Versuche auf seiten der Abwehrangehörigen einzustellen. Canaris glaubte, selbst Weizsäcker gegenüber mit dem er sachlich und politisch weitgehend übereinstimmte nicht offen zugeben zu sollen, daß er die ganzen Sabotage-

meldungen seines Agenten für puren Schwindel halte. Er gab aber gern die Zusage, für die Zukunft alle derartigen Akte gegen die Vereinigten Staaten zu verbieten. Ein diesbezügliches Telegramm wurde natürlich wieder über das Auswärtige Amt an den V.-Mann in Mexiko gesandt.

Nichts hätte Canaris sympathischer sein können, als dieser Einspruch des Auswärtigen Amtes, der Sabotageakte in den Vereinigten Staaten als dem Reichsinteresse widersprechend gekennzeichnet hatte. Jetzt hatte er auf lange Zeit Rücken-
deckung, wenn er übereifrigen Untergebenen die Durchfüh-

280
rung ihrer Sabotagepläne verweigerte. Der Hinweis auf das „Reichsinteresse“ schützte ihn vor der Verdächtigung der „Lauheit“.

Noch als die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, konnte Canaris sich mit Erfolg auf diese Vereinbarungen mit dem Auswärtigen Amte berufen. Im Winter 1941/42 verlangte Hitler persönlich von Canaris eine stärkere Aktivität der Abwehr in den Vereinigten Staaten und forderte speziell eine umfangreiche Störungsaktion gegen die anlaufende Massenproduktion von Flugzeugen durch Sabotageakte großen Stiles. Canaris hielt Hitler entgegen, daß Sabotageaktionen größeren Umfanges das Bestehen einer von langer Hand vorbereiteten Agentenorganisation in dem betreffenden Lande voraussetzten. Den Ausbau einer solchen Organisation und sonstige vorbereitende Maßnahmen in der dem Kriegeausbruch mit den Vereinigten Staaten voraufgehenden Zeit aber habe der Einspruch des Auswärtigen Amtes unterbunden. Dieses habe sogar auf der Stilllegung des einzigen in wirksamer Tätigkeit befindlichen Abwehrstützpunktes in Mexiko bestanden.

Auch als von Parteiseite eine Aktivierung der Sabotage in Amerika angeregt und ein diesbezüglicher Vorschlag an die Abwehr herangetragen wurde, wollte Canaris anfangs noch sich von einer Beteiligung drücken. Der Urheber dieses Planes war ein Sachbearbeiter in der Abwehrabteilung II, ein mit dem Goldenen Parteiabzeichen ausgezeichnete Auslandsdeutscher, der nach Kriegeausbruch als Oberleutnant der Reserve bei der Abwehr eingestellt worden war. Sein Vorschlag war, daß zehn parteibegeisterte junge Deutsche, die früher in den Vereinigten Staaten gelebt hatten, im U-Boot dorthin gebracht und zu Sabotageakten gegen die amerikanische Kriegsindustrie eingesetzt werden sollten. Der

281
zuständige Abteilungsleiter riet in diesem Falle aber von einer glatten Ablehnung ab. Er wies darauf hin, daß gerade in Anbetracht der Persönlichkeit des Sachbearbeiters der ganze Vorschlag eine Falle des SD sein könne. Zur Vorsicht gegenüber der Gestapo mußte um diese Zeit auch der Umstand veranlassen, daß kurz vorher in der Presse der Vereinigten Staaten und Großbritanniens Berichte erschienen waren, in denen in unbegreiflicher Instinklosigkeit Canaris als Gegner des Regimes und einer der wenigen Männer bezeichnet worden war, die in der Lage sein würden, Hitler zu stürzen. Canaris hatte allerdings versucht, der Sache dadurch die Spitze zu nehmen, daß er selber bei einem Zusammen-
treffen mit Himmler und Heydrich lächelnd deren Aufmerksamkeit auf diese Veröffentlichungen lenkte; aber man konnte keineswegs sicher sein, daß der Reichsführer SS und sein engster Mitarbeiter dadurch wirklich getäuscht worden waren.

Solche Erwägungen ließen Canaris seine Haltung revidieren. Er gab seine Zustimmung zu dem Unternehmen, obgleich er sich sachlich nichts davon versprach, sondern eine unnötige Verschärfung der Stimmung in den Vereinigten Staaten befürchtete, was sich nachher als richtig erwies. Die Ausbildung der zehn Freiwilligen für ihre Aufgabe wurde dennoch von den unmittelbar beteiligten Sachbearbeitern mit großer Sorgfalt in die Wege geleitet. Es wurde sogar im Zusammenwirken mit der Abwehrabteilung III (Gegen-spionage) eine Übung in deutschen Rüstungswerken veranstaltet, wobei man davon absah, die deutschen Werkleitungen vorher zu verständigen, um die Arbeitsbedingungen für die zukünftigen Saboteure möglichst lebensgetreu zu gestalten. Dann, nach einem Abschiedsabend in Berlin und einer letzten Feier in Bordeaux, gingen die begeisterten jungen Männer an Bord von zwei Unterseebooten, die sie über den 282

Atlantik bringen sollten. Es gingen nur neun, weil sich der zehnte im letzten Augenblick eine Geschlechtskrankheit zugezogen hatte, die ihm wie sich bald herausstellen sollte

–
Leben und Freiheit rettete. Die anderen neun, die an verschiedenen Punkten der amerikanischen Ostküste abgesetzt wurden, fielen sämtlich bereits am Strande in die Hände der amerikanischen Polizei. Offenbar war das ganze Unternehmen bereits vor der Abfahrt verraten gewesen, und es hat sich herausgestellt, daß sich zwei Verräter unter den zehn „begeisterten jungen nationalsozialistischen Aktivisten“ befunden hatten. Die Ergreifung dieser Saboteurgruppe wurde in der amerikanischen Presse zu einer ungeheuren Sensation aufgebauscht. Die Blätter waren voll von Berichten und Artikeln über die „Nazi-Invasion“ der Vereinigten Staaten. Die Bedenken, die Canaris von Anfang an gegen das unter dem Namen „Pastorius“ laufende Unternehmen gehabt hatte, wurden durch den Erfolg, den diese Propaganda in den Vereinigten Staaten hatte, mehr als bestätigt. Von den an der Aktion beteiligten Männern wurden sieben hingerichtet, die beiden Verräter zu lebenslänglicher Haft verurteilt, einige Zeit nach Kriegsende aber von Präsident Truman begnadigt. Nach Angabe des Generals von Lahousen war dieses der einzige Versuch einer aktiven Sabotagetätigkeit, der vom Amt Auslands-Abwehr nach Kriegsausbruch in den Vereinigten Staaten unternommen wurde.

Wie auf die griechischen Tragödien der Antike folgte auf das so grausam fehlgeschlagene „Pastorius“-Drama ein Satyrspiel. Canaris mußte, einem dringenden Anruf Keitels folgend, ins Führerhauptquartier reisen und wurde von Hitler wegen des Scheiterns der Unternehmung heftig gescholten. Er ließ den „Führer“ sich erst austoben, ehe er die Vorwürfe, daß er ungeeignete Leute mit einer so schwierigen Aufgabe betraut 283

habe, mit dem Hinweis beantwortete, es habe sich ja nicht um Agenten der Abwehr, sondern um freiwillige junge Nationalsozialisten, die nicht er ausgesucht habe, gehandelt. Aber Hitler ließ sich durch diesen Einwurf nicht beruhigen. „Ach was“, schrie er, „dann hätten Sie lieber Verbrecher oder Juden nehmen sollen!“ Die „Audienz“ wurde beendet, ohne daß es Canaris in diesem Falle gelungen wäre, Hitlers üble Laune zum Abklingen zu bringen. Aber trotzdem war der Abwehrchef nicht unzufrieden. Die Äußerung Hitlers über die „Ver-

brecher und Juden" ließ er sich nicht zweimal sagen. Die konnte nach der damals in den Kreisen um Hitler üblichen Weise als „Führerbefehl“ ausgelegt werden. Eine ganze Anzahl von Juden, welche von Canaris in den folgenden Monaten, als Abwehrgagenten getarnt, ins Ausland gebracht und mit Abwehrgeldern für die erste schwierige Zeit im fremden Lande versorgt wurden, hatten ihre Freiheit, wahrscheinlich ihr Leben, diesem „Führerbefehl“ zu danken. Allen Anzapfungen der Gestapo gegenüber, an denen es aus diesem Anlaß nicht fehlte, begegnete Canaris mit der Feststellung, daß der Führer ihm persönlich und ausdrücklich den Befehl gegeben habe, auch Juden als Abwehrgagenten zu verwenden. Erst sehr viel später gelang es Kaltenbrunner durchzusetzen, daß dieser „Befehl“ rückgängig gemacht wurde.

Überhaupt benutzte Canaris seine gelegentlichen Besuche im Führerhauptquartier – sie wurden, wie bereits gesagt, mit zunehmender Kriegsdauer immer seltener dazu, um gegenüber widerstrebenden Regierungs- oder Parteiinstanzen seinen Standpunkt durchzusetzen. Ohne sich auf direkte „Führerbefehle“ zu berufen, verstand er es, in die Unterhaltung noch Monate nach einem Besuch im Hauptquartier Bemerkungen wie „ich habe auch mit dem Führer gesprochen“, oder „der Führer meint“, einfließen zu lassen und dadurch seine

284
Gesprächspartner zu beeinflussen, selbst wenn das „Gespräch“ mit dem „Führer“ sich auf eine Frage nach dem Befinden oder eine Bemerkung über das Wetter beschränkt hatte.

Wir wollen dieses Kapitel über Canaris und die Sabotage nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß Canaris grundsätzlich die Bildung von sogenannten Terrorgruppen, die bestimmt sein sollten, prominente militärische oder politische Führer in den Ländern, mit denen Deutschland im Kriege lag, zu beseitigen, abgelehnt hat. Er machte in dieser Hinsicht auch keinen Unterschied zwischen West und Ost. Ein diesbezüglicher grundlegender Befehl an die für alle Fragen der Sabotage und Aktionen jenseits der Fronten und im Hinterlande des Gegners zuständige Abwehrabteilung II ist in deren 'Kriegstagebuch' verzeichnet.

285

VIERZEHNTE KAPITEL

SABOTAGE DER SABOTAGE

Unverstand hat aus den Verhandlungen vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg, in denen immer wieder Canaris als zentrale Figur der deutschen Widerstandsbewegung genannt wurde, den Schluß gezogen, der Chef des deutschen militärischen Geheimdienstes sei eigentlich schuld an der deutschen Niederlage, denn er habe den deutschen Sieg bewußt und erfolgreich sabotiert. Solche Auffassungen verkennen die Möglichkeiten, die Canaris gegeben waren, noch mehr aber den Mann selber. Wir haben schon verschiedentlich darauf hingewiesen, daß der tatsächliche Einfluß der Abwehr und ihres Chefs auf die militärische Planung, ja selbst ihre Kenntnis der Absichten der militärischen Führung nur äußerst geringfügig und lückenhaft war. Canaris hat den deutschen Sieg nicht sabotiert, schon weil er gar nicht dazu in der Lage gewesen wäre, selbst wenn er gewollt hätte. Er hat auch die deutsche Niederlage nicht gewollt, obgleich er überzeugt war und es im Kreise seiner engsten Mitarbeiter offen ausgesprochen hat, daß der Sieg des Systems für Deutschland ein noch größeres Unglück bedeuten würde, als die

Niederlage. Von der Unmöglichkeit des hitlerschen Sieges aber war er zu allen Zeiten überzeugt. Es ist gerade die Tragik des Mannes Canaris, daß er durch die Umstände in eine Lage versetzt worden war, in der er nach seiner Überzeugung seinem Vaterlande, das er liebte, nur dienen konnte, indem er fortfuhr, einem Manne und einem Regime zu dienen, die er

286
verabscheute. Dabei hatte er nicht einmal den Trost, daß er an ein gutes Ende glauben konnte, wie viele seiner Kameraden und Freunde, die gegen die Vernunft immer noch hofften, daß irgendwie ein Wunder die ganze Situation wandeln und einen Ausweg eröffnen würde. Canaris litt eben deshalb mehr als die meisten in ähnlichem Zwiespalt wie er Befangenen, weil er das Unheil mit unerbittlicher Sicherheit herannahen sah und genügend Phantasie besaß, um es sich in allen grauenvollen Einzelheiten ausmalen zu können.

Aus dieser Einstellung heraus bestand seine Tätigkeit in seinem Amte während des Krieges zum guten Teile darin, Unrecht und Unsinn in Einzelfällen abzuwenden. Ganz besonders war er bestrebt, soweit es in seinen Kräften lag, den Schild der Wehrmacht sauber zu erhalten. Er machte sich vom ersten Tage des Krieges an keine Illusionen darüber, daß die Handlungen und Unterlassungen der deutschen Streitkräfte und ihrer Führung eines Tages einer hochnotpeinlichen Untersuchung vor einem Weltforum unterzogen werden würden. Er wußte auch, daß eine solche Untersuchung nicht zuletzt die Aktivität des von ihm geleiteten Geheimdienstes erfassen und daß man gerade auf diesem Gebiet mit mikroskopischer Genauigkeit jedes Tun und Lassen überprüfen würde. Es klingt prophetisch, wenn er, der gewohnt war, täglich persönlich über das Geschehen des Vortages Tagebuch zu führen, bei Kriegsbeginn seinen Abteilungschefs ans Herz legte, auch sie sollten, jeder für seine Abteilung, über ihre dienstliche Tätigkeit Tagebücher anlegen,,,denn, meine Herren, wir werden eines Tages vor der Welt Rechenschaft abulegen haben".

Es steht heute fest, daß Canaris eine ganze Anzahl von Maßnahmen, welche Hitler geplant hatte, bewußt sabotiert hat. Es handelte sich, wenn wir die einzelnen Fälle genauer

287
betrachten, stets um eine Sabotage des Unrechts oder des Unsinn, und da die Ausführung der betreffenden Befehle in fast allen Fällen der Sabotageabteilung seines Amtes (Abwehr II) zugefallen wäre, war es Sabotage der Sabotage. Einer der ersten Fälle, die wir hier erwähnen wollen, betraf die französische Flotte, die entsprechend den Bestimmungen des Waffenstillstandes vor Toulon vor Anker lag. Es war bald nach dem Zusammentreffen zwischen Hitler und Pétain in Montoire Ende Oktober 1940, also nur knapp ein Vierteljahr nach Abschluß des deutsch-französischen Waffenstillstandes. Schon damals hat Hitler anscheinend sich mit dem Gedanken getragen, diesen Waffenstillstand zu brechen. Er ließ nämlich durch Keitel an Canaris den Auftrag ergehen, er solle alle Vorbereitungen treffen, um die französische Flotte gegebenenfalls durch Sabotageakte an der Ausfahrt aus Toulon zu verhindern. Eine Aussprache zwischen Canaris und dem zuständigen Abteilungsleiter ergab, daß es sich hier um einen völlig laienhaften Auftrag handelte. Es war eine, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, undurchführbare Aufgabe, in mehrere Dutzend Schiffe, die teils in dem scharf bewachten und

von der Stadt und dem Handelshafen abgeschlossenen Kriegshafen von Toulon, teilweise auf der Reede lagen, genügend wirksame Sprengstoffladungen zu schaffen und sie dann so anzubringen, daß die Fahrzeuge im gegebenen Augenblick unbeweglich gemacht werden könnten. Schon damals war Canaris zu der Überzeugung gekommen, daß es wenig Zweck habe, Keitel oder gar Hitler auf die Unsinnigkeit derartiger Aufträge aufmerksam zu machen. Man mußte sich in solchen Fällen auf die Antwort gefaßt machen, daß das Wort „unmöglich“ im Lexikon des Dritten Reiches keinen Platz habe. Also wurde die Angelegenheit dilatorisch behandelt. Keitel wurde gesagt, daß die notwendigen Vorbereitungen eingeleitet seien,

288

daß natürlich große Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden müßten und dergleichen mehr, kurz, es wurde der Anschein erweckt, als ob etwas geschähe, während in Wirklichkeit nichts unternommen wurde.

Bei einer Besprechung in Keitels Dienstzimmer am Tirpitzufer, die am 23. Dezember 1940 stattfand, kam auch eine Angelegenheit zur Sprache, die Canaris sehr viel tiefer bewegte als der von ihm lediglich als unsinnig bezeichnete Auftrag bezüglich der französischen Flotte. Es war der Befehl Hitlers, den ehemaligen französischen Oberbefehlshaber, General Weygand, der sich damals in Nordafrika befand, zu beseitigen. Die Einzelheiten dieser Affäre sind vor dem Internationalen Militärtribunal im Verfahren gegen die Hauptkriegsverbrecher in verschiedenen Zeugenverhören eingehend behandelt worden. Wir können uns daher hier darauf beschränken, die Angelegenheit kurz zusammenfassend darzustellen. Keitel fragte bei dieser Gelegenheit den Chef der Abwehrabteilung II, Lahousen, der Canaris begleitete, nachdem man über Toulon gesprochen hatte, auch, wie denn die Sache Weygand stehe. Dieser Mordauftrag, der erste, der der Abwehr zugemutet worden war, hatte bei den leitenden Offizieren beträchtliche Erregung ausgelöst. In mehreren Besprechungen bei Canaris, an denen General Oster und die Obersten Piekenbrock, von Bentivegni und von Lahousen teilnahmen, war scharf gegen das Ansinnen protestiert worden. Canaris und seine Mitarbeiter waren sich darüber einig gewesen, daß, wie Lahousen es formuliert hatte, die Abwehr für den Krieg da sei und ihre Pflicht tue, sich aber nicht dazu hergebe, als Mörderorganisation zu dienen. Der Befehl Keitels wurde auf Weisung von Canaris nicht ausgeführt; er wurde den untergeordneten Dienststellen gar nicht weitergegeben.

Canaris und seine Offiziere zerbrachen sich nicht erst den 19 Abshagen, Canaris

289

Kopf darüber, welche Gründe Hitler zu dem Mordplan an Weygand veranlaßt haben konnten. Canaris gegenüber hatte Keitel angedeutet, daß Hitler sich Sorgen darüber mache, daß Weygand versuchen könne, die in Nordafrika stehenden französischen Truppen zum Kampfe gegen Deutschland zu reorganisieren und die französischen Besitzungen in Nordafrika den Alliierten bzw. den unter de Gaulle im Aufbau begriffenen Kräften des „Freien Frankreich“ in die Hände zu spielen. Diese Sorge kommt auch in einem Brief Hitlers an Mussolini vom 5. Dezember 1940 zum Ausdruck. Hitler deutet darin die Möglichkeit eines Bruches zwischen der Vichyregierung und den französischen Kolonien in Nord- und Westafrika an. Eine solche Entwicklung, meint er, würde

Großbritannien eine für die Achsenmächte gefährliche Operationsbasis verschaffen. Wörtlich heißt es in diesem Zusammenhang in dem Brief Hitlers: „Ich bin von der Wahl des Generals Weygand, der nach Afrika zur Wiederherstellung der Ordnung geschickt wurde, nicht befriedigt.“

Es scheint nicht, daß man im Führerhauptquartier konkrete Anhaltspunkte für solche Pläne Weygands hatte. Auch nachträglich ist nichts bekannt geworden, was auf Absichten Weygands, die im Widerspruch zu dem deutsch-französischen Waffenstillstand gestanden hätten, schließen ließe. Vielleicht spielte das eigene schlechte Gewissen auf seiten Hitlers bei seinen Befürchtungen eine Rolle. Denn, wie wir schon andeuteten, hat Hitler bereits bald nach dem Treffen von Montoire die Möglichkeiten erwogen, auch das unbesetzte Frankreich unter seine unmittelbare Gewalt zu bringen. Diese Erwägungen nahmen konkrete Gestalt an, als Pétain am 12. Dezember Laval aus dem Amt des Ministerpräsidenten entließ. Damals wurde auf Hitlers Befehl der Plan „Attila“ für den Einmarsch ins unbesetzte Frankreich aufgestellt, der

290 dann erst rund zwei Jahre später nach der alliierten Landung in Nordafrika in die Tat umgesetzt worden ist. Aber gerade in den Tagen kurz vor Weihnachten 1940 standen die Dinge auf des Messers Schneide; die für den Einmarsch in die unbesetzte Zone in Aussicht genommenen Truppen waren bis zum Heiligen Abend im Zustande höchster Alarmbereitschaft. Es ist also wohl kein Zufall, daß Keitel am 23. Dezember die Frage stellte, wie die Angelegenheit Weygand stehe; denn ein deutscher Einmarsch in Vichyfrankreich hätte dem französischen General wohl das Recht gegeben, die Bestimmungen des Waffenstillstandes als nicht mehr gültig zu betrachten und das wirklich zu tun, was Hitler bisher ohne Grund gefürchtet hatte.

Die Antwort Lahousens auf Keitels Frage war entsprechend der erwähnten allgemein bei derartigen Befehlen angewandten Praxis der Abwehr ausweichend. Etwa in dem Sinne, daß die Sache laufe und man die Ergebnisse abwarten müsse. Keitel mußte sich wohl oder übel damit zufrieden geben. Im übrigen unterblieb die Aktion „Attila“ dann ja vorläufig. Weygand unternahm nichts, und die ganze Sache verlief im Sande. Weitere Anfragen Keitels erfolgten nicht. Hitler hatte den Fall wahrscheinlich über anderen Ereignissen und Plänen bald vergessen. Als Weygand Jahre später nach Deutschland überführt wurde, genoß er eine seinem Range entsprechende Behandlung, und ihm wurde kein Haar gekrümmt. Vielleicht ist gerade dies ein besonders abstoßender Beweis für die absolute Kaltschnäuzigkeit, mit der durch Hitler und seine „Paladine“ über Menschenleben verfügt wurde, rein nach Nützlichkeitserwägungen des Augenblicks, ohne Gewissensregung, selbst ohne die Entschuldigung des Hasses. Komplizierter war die Entwicklung in dem gleichfalls viel besprochenen Falle des französischen Generals Giraud. Die-

291 ser, der als Oberkommandierender einer französischen Armee im Sommer 1940 in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten war, vermochte im Frühjahr 1942 aus der Festung Königstein in Sachsen, wo er inhaftiert war, zu fliehen und ins unbesetzte Frankreich zu entkommen. Die Flucht erregte Hitlers Zorn, und er befahl, der General müsse auf jeden Fall, mit gültigen Mitteln oder mit Gewalt, wieder nach Deutschland

zurückgeschafft werden. Das Auswärtige Amt wurde eingeschaltet; „Botschafter“ Abetz, der in Paris saß und in Vichy nicht akkreditiert war, arrangierte ein Treffen mit Giraud, an dem auch Ministerpräsident Laval und der kriegsblinde Führer der französischen Kriegsgefangenen, Scapini, teilnahmen, im Hotel de Paris in Moulins-sur-Allier im besetzten Frankreich. Die Zusammenkunft sollte ohne Vorwissen der deutschen militärischen Stellen stattfinden, denn Abetz hatte Giraud hinter dem Rücken der Militärs ausdrücklich freies Geleit zugesichert. Bei Vorbereitung der Zusammenkunft hatte Abetz aber übersehen, daß im gleichen Hotel sich das Stabsquartier einer deutschen Division befand. Abetz hatte den Plan, Giraud zu überreden, daß er freiwillig als Beauftragter der Vichyregierung nach Deutschland zurückkehren und dort die Betreuung der französischen Kriegsgefangenen an Stelle von Scapini übernehmen solle. Giraud lehnte diesen Vorschlag ab, und die Vichyregierung hatte, da Pétain Giraud sofort nach seiner Flucht aus der Armee entlassen hatte, formal keine Handhabe, ihn zur Übernahme eines solchen Auftrages zu zwingen.

Damit war die Konferenz ergebnislos zu Ende gebracht. Es ergab sich nun aber die Komplikation, daß der im gleichen Hotel wohnende deutsche Divisionskommandeur, der von der Anwesenheit Girauds Wind bekommen hatte, diesen verhaften wollte, und erst nach telephonischer Befragung seiner

292

vorgesetzten Dienststelle davon absah, nachdem Abetz und Laval ihn beschworen hatten, der letztgenannte unter der Drohung sofortigen Rücktritts seiner Regierung, da er sich nicht mit dem Odium, Giraud an die Deutschen verraten zu haben, belasten könne. Es hat nachträglich, als Hitler von dem gescheiterten Versuch Abetz' hörte, noch eine lange Kontroverse zwischen Ribbentrop und den militärischen Führern darüber gegeben, wer nun eigentlich dafür verantwortlich sei, daß Giraud nicht unter Bruch feierlicher Versprechungen festgenommen worden war.

Der Ärger Hitlers kannte jetzt keine Grenzen mehr. Obgleich Giraud damals noch keine so hervorragende Persönlichkeit war wie später, als er in Nordafrika mit de Gaulle in Rivalität um die Führung des „Freien Frankreich“ stand, verlangte der Führer, der Entwichene müsse, gleichgültig ob tot oder lebendig, wieder herbeigeschafft werden. Wieder sollte die Abwehr diesen Befehl ausführen. Canaris und seine engsten Mitarbeiter waren, wie im Falle Weygand, entschlossen, sich nicht für derartige Dienste als „kidnapper“ und Mörder herzugeben. Canaris hoffte zunächst, daß auch diesmal sich die Angelegenheit durch Zeitablauf von selbst erledigen werde. Das aber war nicht der Fall, und immer wieder wurde Canaris von Keitel im Auftrage Hitlers gedrängt, nun endlich die Sache zur Durchführung zu bringen. Giraud sei zu „erledigen“. Es kam zu einer sehr erregten Aussprache im Kreise der Abwehrchefs, in deren Verlauf Canaris sich entschloß, Keitel zu erklären, daß die Abwehr von der Durchführung des Befehls entbunden werden wolle, was Keitel auch genehmigte. Im Kreise der Abwehrchefs fiel bei dieser Gelegenheit die klassische Äußerung des Obersten Piekenbrock; „Man müßte Herrn Keitel doch endlich einmal klar sagen, daß er seinem Herrn Hitler melden solle, daß wir,

293

das heißt die militärische Abwehr, keine Mörderorganisation

sind wie der SD oder die SS." Es ist kaum anzunehmen, daß Canaris seinem Vorgesetzten Keitel die Meuterei gegen den Hitlerschen Befehl in so drastischen Worten zur Kenntnis gebracht hat. Aber jedenfalls hatte er erreicht, daß Keitel nicht mehr von der Abwehr die Durchführung des Befehls erwartete.

Trotzdem war die Sache damit noch nicht erledigt. Keitel hatte Canaris beauftragt, daß er den SD ersuchen solle, die Angelegenheit weiterzuverfolgen. Canaris hatte diese Weisung entgegengenommen, war aber entschlossen, sie nicht auszuführen. Er wollte nicht nur von der Abwehr die Verantwortung für den Mord an dem französischen General abschieben, er wollte das Verbrechen überhaupt verhindern und auf jeden Fall in keiner Weise, auch nicht durch die Weitergabe eines solchen Befehls an die Gestapo, bei seiner Durchführung mitwirken.

Es vergingen wieder Wochen und Monate, Canaris glaubte die Sache längst begraben, als sie plötzlich wieder auftauchte, und zwar in höchst gefährlicher Form. Es war mittlerweile September 1942 geworden. Canaris war auf Dienstreise in Spanien, als eines Tages der Chef der Abwehr II, Lahousen, von Keitel angerufen wurde.,,Wie steht es mit Gustav? (Das war das im Telegramm- und Telephonverkehr für die Giraudangelegenheit benutzte Deckwort.) Ich muß es dringend wissen." Lahousen kam durch diese Frage des Chefs des OKW in peinliche Verlegenheit. Er hatte keine Ahnung, was zwischen Keitel und Canaris im einzelnen vereinbart war. Er konnte sich also nur herausreden, daß Canaris diese Sache sich persönlich vorbehalten habe und, da abwesend, im Augenblick nicht befragt werden könne. Als Keitel ihn darauf fragte, ob er wisse, daß,,die anderen" (gemeint waren natür-

294
lich SS bzw. SD) die Sache machen sollten, antwortete er mit,,ja". Er erhielt von Keitel darauf den Befehl, sich sofort mit dem SS-Gruppenführer Müller, dem Leiter des Amtes IV im RSHA, in Verbindung zu setzen, sich über den Stand der ganzen Aktion zu unterrichten und Keitel alsdann Meldung zu machen. Die Sache sei dringend, woraus Lahousen wohl mit Recht schloß, daß Hitler endlich Ergebnisse verlangt hatte.

Die Situation war äußerst kritisch. Canaris, der auf dem Wege von Spanien nach Paris war, mußte schleunigst unterrichtet werden, aber vorher erhob sich die dringende Frage, was Lahousen hinsichtlich Müller unternehmen solle. Canaris hatte ihn zwar davon in Kenntnis gesetzt, daß,,die anderen" die Sache machen sollten. Aber er wußte auch, daß Canaris Müller nicht darüber informiert hatte, daß der SD die Durchführung zu übernehmen habe. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß, wie eine vorsichtige Erkundigung im RSHA ergab, Müller an diesem Tage von Berlin abwesend war. Also waren wenigstens vierundzwanzig Stunden Zeit gewonnen. Lahousen benutzte sie, um auf den Rat Osterns Canaris nach Paris entgegenzufliegen und sich dort Weisungen für die weitere Behandlung der Sache zu holen.

Canaris war zunächst sehr bestürzt, als er hörte, daß und in welcher Form,,Gustav" wieder aufgetaucht sei. Die Unterhaltung fand beim Abendessen im Hotel,,Lutetia" in Paris statt. Canaris hatte mit dem Leiter der Abwehrstelle Paris und dem Chef der Amtsgruppe Ausland, Admiral Bürkner, bei Tisch gesessen, als Lahousen ankam. Die Stimmung der Tafelrunde

war durch Lahousens Bericht recht trübsinnig geworden. Canaris brütete eine kurze Weile. Dann stellte er rasch hintereinander einige Fragen. Es handelte sich um drei Daten, die er genau festgestellt wissen wollte. Den Tag der Flucht

295

Girauds aus Königstein, das Datum der Tagung in Prag, bei der die Frage der Zuständigkeit von SD und Abwehrabteilung III in Verhandlungen zwischen Canaris und Heydrich neu geregelt worden war, und schließlich den Tag der Ermordung Heydrichs. Die übrigen Teilnehmer der Tafelrunde begriffen nicht den Sinn dieser Fragen, aber noch weniger verstanden sie es, als in Canaris' Gesicht nach Erhalt der Antworten der besorgte Ausdruck einem Schmunzeln Platz machte. Bedächtig füllte er ein Weinglas, fragte Lahousen: „Nun, Langer, stimmt's? Ja, es stimmt. Prost!" Erst allmählich dämmerte es den anderen auf, daß ihres Chefs rasche Kombinationsgabe einen Ausweg aus der Klemme wegen „Gustav" gefunden hatte. Er mußte ihnen die Ausrede allerdings erst genau erläutern. Die drei Daten und ihre Reihenfolge waren deshalb so wichtig, weil sie es Canaris ermöglichen, Keitel gegenüber zu behaupten, er habe in Prag persönlich mit Heydrich vereinbart, daß dieser durch seine Organe die Weiterverfolgung des Falles „Gustav" übernehmen sollte. Das wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn Giraud erst nach der Zusammenkunft Canaris-Heydrich in Prag - das war das letztemal, daß beide sich getroffen hatten oder gar erst nach Heydrichs Tode aus Königstein entflohen wäre. Die Reihenfolge der Daten war so, wie Canaris sie brauchte. Heydrich war tot, und Tote reden nicht. Beruhigt flog Canaris am nächsten Tage nach Berlin, um sich bei Keitel auf dieser Grundlage herauszureden. Für die Abwehr hatte das Unternehmen „Gustav" damit seine Erledigung gefunden.

-

Der Fall Giraud ist in mehr als einer Hinsicht für Canaris und seine Arbeitsmethoden bezeichnend. Er läßt auf der einen Seite die unorthodoxe, ganz unbürokratische Behandlung einer so schwierigen und gewichtigen Angelegenheit erken-

296

nen. Alles wird mündlich gemacht, es liegen keine schriftlichen Befehle, weder von Keitel an Canaris, noch von Canaris an seine Untergebenen vor, auch keine Aufzeichnungenes sei denn in Canaris' Tagebuch, das ja aber nicht für die Augen der Gegenwart, sondern für die einer unbestimmten Zukunft geschrieben wurde. Im Grunde macht Canaris alles selber. Auch seine engsten Mitarbeiter sind nur unvollkommen unterrichtet. Jeder von ihnen weiß nur einen Ausschnitt aus dem, was wirklich gespielt wird. Ja, so ernst die ganze Affäre ist und so ernst Canaris selbst sie nimmt, sie ist ihm zugleich auch ein Spiel, ein gefährliches Spiel, bei dem es um Kopf und Kragen geht. Aber vielleicht macht nur dieses ständige Spielen um den höchsten und letzten Einsatz, dieses ständige Schreiten auf messerscharfem Grat über Abgründen dem von Verzweiflung über die ausweglose Situation Besessenen die Fortführung seiner selbst gesetzten Aufgabe noch möglich. Andererseits haben wir hier ein besonders typisches Beispiel der blitzschnellen Kombination. Canaris ist völlig unvorbereitet, als Lahousen ins Zimmer tritt. Er wird mit dem Bericht über eine scheinbar total verfahrenene Angelegenheit überrascht. Keiner der anderen hätte wahrschein-

lich an die Möglichkeit, die Schuld auf den toten Heydrich abzuschieben, gedacht. Canaris aber hat sofort den rettenden Einfall. Der kommt ihm wie selbstverständlich, und er ist höchstens erstaunt, daß die anderen nicht sofort merken, worauf er hinaus will, als er sie nach den drei Daten fragt. Wer hätte im übrigen daran gedacht, daß der tote Heydrich eines Tages noch dazu herhalten müßte, um Canaris aus der Patsche zu helfen! Aber auch gerade in dieser Hinsicht ist die Aushilfe genial gewählt. Das „Umlegen“ von Giraud, das wäre so gerade eine Sache nach dem Herzen Heydrichs gewesen. In Prag waren die Verhandlungen, wie wir an anderer Stelle

297

sehen werden, gar nicht so leicht gewesen. Canaris hatte sich in einer recht unangenehmen Verhandlungsposition befunden. Da wäre so ein kleines „Douceur“ wie die Aufforderung zu einem ruhigen runden Generalsmord wenn es auch „nur“ ein französischer General war vielleicht eine ganz nützliche Erleichterung in den Verhandlungen gewesen. Das konnte man Keitel gegenüber schon durchblicken lassen und dabei lächelnd darauf hinweisen, daß man auf diese Weise eine unangenehme Sache, eine Sache, die einem Offizier nun einmal wider den Strich ging, losgeworden war. Mit einem Wort, ein Kabinettstück der Wendigkeit und der List. Noch ein paar weitere Beispiele für die „Sabotage der Sabotage“. Wieder einmal hatte der „Führer“ einen seiner genialen Einfälle gehabt. Es war auch im Jahre 1942. Seit geraumer Zeit ärgerte man sich im Führerhauptquartier darüber, daß es den Engländern möglich war, die Flugverbindung zwischen Großbritannien und dem neutralen Schweden ziemlich regelmäßig aufrechtzuerhalten. Die britischen Flugzeuge, welche die Kurierpost für die britischen diplomatischen Missionen in Stockholm und Moskau mitführten, in denen zahlreiche alliierte Amtspersonen in beiden Richtungen reisten, auch britische und amerikanische Zeitschriften, Bücher, Filme und allerlei alliiertes Propagandamaterial Schweden erreichten, verkehrten ziemlich regelmäßig. Ein einziges Mal war es deutschen Jägern gelungen, die Kuriermaschine über der Nordsee abzuschießen, aber das wirkte nicht als Abschreckung. Der Verkehr funktionierte weiter. Der „Führer“ dekretierte eines Tages, dem müsse Einhalt geboten werden. Wenn die Flieger das nicht fertig kriegten, dann müsse eben die Sabotageabteilung der Abwehr dafür sorgen, daß die Flugzeuge durch eingeschmuggelte Zeitbomben zum Absturz gebracht würden. Passiere das oft genug, dann würden die Engländer den Ver-

298

kehr wohl einstellen. Die Sache wurde durch Keitel in Gegenwart von Lahousen Canaris aufgetragen, und Canaris beauftragte Lahousen gleich in Gegenwart von Keitel, dafür zu sorgen, daß die K. O. Schweden sich sofort mit aller Energie um die Sache kümmere. Kaum waren Canaris und Lahousen von Keitel entlassen und konnten unter vier Augen miteinander reden, da sagte Canaris, daß natürlich unter gar keinen Umständen etwas unternommen werden dürfe. Die Abwehr sei nicht dazu da, unsaubere Sachen auf neutralem Boden zu unternehmen, nur weil Görings Luftwaffe unfähig zu sein scheine, diesen unerwünschten Flugverkehr zu unterbinden. Um sich aber den Rücken zu decken, wurde pro forma der Befehl, die Möglichkeiten eines solchen Sabotageaktes zu

studieren, an die Dienststelle in Stockholm weitergegeben. Gleichzeitig aber ordnete Canaris an, daß unverzüglich ein unbedingt zuverlässiger Offizier - Lahousens Adjutant, der über alles, was in der Abteilung II gespielt wurde, völlig im Bilde war und sowohl Lahousens wie Canaris' uneingeschränktes Vertrauen genoß, wurde hierfür ausgewählt-nach Stockholm entsandt würde. Dieser wurde von Canaris persönlich genau instruiert. Sein Auftrag gipfelte darin, unter allen Umständen dafür zu sorgen, daß der Versuch, Zeitbomben in das britische Flugzeug einzuschmuggeln, nicht unternommen würde. Bei dem nächsten Vortrag bei Keitel aber meldete Canaris diesem, die Sache Kurierflugzeug Stockholm-London sei in Gang gebracht. Er habe sogar einen besonders tüchtigen und verlässlichen Offizier aus seinem eigenen Stabe nach Stockholm in Marsch gesetzt, damit die Sache auch in jeder Hinsicht gut vorbereitet werde. Keitel meldete entsprechend an Hitler. Die Angelegenheit geriet dann in Vergessenheit; ein unsinniger Sabotageversuch, der im Falle des Gelingens wenig praktischen Erfolg gebracht denn die Engländer hätten

299

natürlich doch Mittel und Wege gefunden, um ihre Kuriere und ihre Post nach Schweden zu bringen, dagegen unnötig böses Blut in England und in Schweden gemacht hätte, war erfolgreich abgewendet.

-

Ein ähnlicher Fall hatte sich schon einige Zeit vorher abgespielt. Dabei hatte es sich aber nicht um einen persönlichen Einfall Hitlers gehandelt. Vielmehr hatte der Luftwaffenführungsstab schon seit dem Herbst 1941 bei der Abwehrabteilung II auf Maßnahmen zur Sabotierung des Verkehrs der sogenannten Atlantic Clippers -großer amerikanischer Flugboote - zwischen New York und Lissabon gedrängt. Im Einvernehmen mit Canaris war auch dieses Verlangen eine ganze Zeitlang dilatorisch behandelt worden. Als dann aber bei einer Besprechung mit Keitel - es dürfte gegen Anfang 1942 gewesen sein dieser Canaris wegen des Ausbleibens von Ergebnissen zur Rede stellte, erteilte Canaris dem bei der Besprechung anwesenden Chef der Abteilung Abwehr II einen in ziemlich scharfen Worten gehaltenen Rüffel und sagte ihm, er solle endlich dafür sorgen, daß die Sache in Fluß komme. Es ist heute nicht mehr mit Bestimmtheit festzustellen, ob der Abteilungsleiter den Rüffel für bare Münze nahm oder wegen der - sachlich unberechtigten und nur zur Beruhigung Keitels bestimmten - Abkanzelung verbittert war. Jedenfalls vergaß Canaris, seinen Befehl nach der Besprechung bei Keitel ausdrücklich rückgängig zu machen, und der Abteilungsleiter gab Weisung nach Lissabon, die für die Sabotierung des Clipper-Verkehrs notwendigen Maßnahmen einzuleiten.

Tatsächlich kamen bei der K. O. Portugal die Vorarbeiten sehr rasch in Fluß. Als Canaris kurz darauf gelegentlich einer Dienstreise nach Madrid auch für einige Tage nach Lissabon kam, hielt ihm der zuständige Offizier der K. O. Vortrag und

300

meldete, daß die Organisation für die Sabotage der Clipper fix und fertig sei. Tatsächlich befinde sich die erste Sprengladung mit Zeitzünder bereits an Bord des derzeit auf dem Wasserflughafen unweit von Lissabon liegenden Flugzeuges. Canaris gab sofort den Befehl, die Sprengladung wieder aus dem Clipper zu entfernen oder mindestens unschädlich zu machen.

Um seinen Untergebenen in Lissabon einen plausiblen Grund für die Widerrufung des ursprünglichen Befehles zu geben, gab er sich den Anschein, als hätte er vorher von der ganzen Sache nichts gewußt. Die Anweisung zur Sabotage des Clipperverkehrs sei hinter seinem Rücken und ohne sein Wissen vom Luftwaffenführungsstab an Abwehr II ergangen. Sachlich aber fügte er hinzu, daß der Befehl einen völkerrechtlich unzulässigen Angriff auf Passagierflugzeuge auf neutralem Boden darstelle, der deutscherseits keinesfalls begangen werden dürfe. Er verbot deshalb ein für allemal derartige Maßnahmen. Auch bei späteren Besuchen Lissabons wies Canaris noch wiederholt darauf hin, daß gerade bei dem heiklen Aufgabengebiet der Abwehrabteilung II und der ihr unterstellten Organe im neutralen Auslande man sich strikt an das zu halten habe, was völkerrechtlich zulässig sei bzw. was der einzelne Offizier nach eigener pflichtgemäßer Prüfung als gegenüber dem neutralen Portugal als kriegsrechtlich vertretbar ansehe. Im erwähnten konkreten Falle kam Canaris' Intervention gerade noch zur rechten Zeit. Die Sprengladung konnte noch aus dem Clipperflugzeug herausgebracht werden, da dieses durch ungünstiges Wetter mehrere Tage hintereinander am Starten verhindert war.

301

FÜNFZEHNTE KAPITEL

ALLERLEI GESTALTEN

Daß Canaris ein scharfer Gegner des Bolschewismus war, haben wir bei verschiedenen Gelegenheiten feststellen können. Das hinderte ihn aber nicht, seine allgemeine humane Einstellung auch gegenüber Vertretern des bolschewistischen Systems zu betätigen. Am 13. Mai 1941, also etwa fünf Wochen vor dem Beginn der Offensive gegen die Sowjetunion, war mit der Unterschrift Keitels der berüchtigte „Kommissarerlaß“ herausgegeben worden, der in der Praxis darauf hinauslief, daß sowjetische Kommissare, die in Kriegsgefangenschaft fielen, und andere Personen in den Ostgebieten, die als bolschewistisch verseucht angesehen wurden, bestimmten Offizieren vorzuführen waren, die ohne irgend welche Gewähr für ein rechtmäßiges Verfahren über ihre Erschießung zu entscheiden hatten. Canaris hatte von vornherein sich gegen diesen Befehl innerlich gesträubt und in der Tatsache, daß Keitel sich dazu hergegeben hatte, ihn zu unterzeichnen und an die Wehrmacht weiterzuleiten, eine schwere moralische Schädigung und Belastung der Wehrmacht gesehen. Er erblickte in der Einbeziehung der Armee in dieses allen Regeln des Kriegsrechtes und der Menschlichkeit widersprechende Verfahren eine bewußte Taktik Himmlers und Heydrichs und ihrer Anhänger, die darauf abzielte, die Wehrmacht durch die Beteiligung an derartigen Verbrechen von innen heraus zu zersetzen und dadurch einen späteren etwaigen Widerstand gegen die SS von vornherein zu unter-

302

höhlen. In diesem Sinne sprach er sich in den Wochen nach Bekanntwerden des „Kommissarerlasses“ gegenüber seinen Abteilungschefs aus.

Im Laufe des Sommers 1941 wurde eine gemeinsame Konferenz von Wehrmachts- und SS-Vertretern durch den Chef des Allgemeinen Wehrmachtsamtes, General Reinecke, einberufen, um Meinungsverschiedenheiten, die sich aus der Durchführung des genannten Erlasses ergeben hatten, auszugleichen und Schwierigkeiten zu beseitigen. Canaris war zu

der Konferenz eingeladen. Obgleich er an dem betreffenden Tage in Berlin war, ging er nicht persönlich zu dieser Besprechung. Er hatte einen zu großen Widerwillen gegen Reinecke, dem Oster den bezeichnenden Spitznamen „der kleine Keitel“ beilegte¹⁾ und in dessen bedingungsloser Unterwerfung unter die Anforderungen der NSDAP Canaris eine der Hauptursachen dafür sah, daß die Wehrmacht mehr und mehr in den Schmutz des nationalsozialistischen Systems hineingezogen wurde. Er nahm aber an der Themenstellung der Konferenz einen sehr lebhaften Anteil und instruierte seinen Vertreter vorher über die einzunehmende Haltung. Die Vertretung von Canaris und damit des Amtes Ausland/Abwehr fiel in diesem Falle Lahousen als Chef der Abwehrabteilung II zu, weil die Argumente gegen den Erlaß zum wesentlichen Teil in den dieser Abteilung daraus erwachsenen Nachteilen und Schwierigkeiten gesucht werden mußten. Denn es kann gleich hier gesagt werden, daß Canaris und seine Mitarbeiter mittlerweile aus ihrer Praxis im Verkehr mit Keitel und Reinecke und den leitenden Männern der SS und Gestapo längst gelernt hatten, daß es völlig sinnlos sei,

¹⁾ Im allgemeinen Sprachgebrauch des OKW hieß nicht Reinecke, sondern Keitels jüngerer Bruder, der als Chef der Personalabteilung des OKW tätig war, „der kleine Keitel“.

303

diesen Leuten etwa mit Gründen der Menschlichkeit, des Rechtes oder gar des Anstandes zu kommen, wenn man mit seinen Protesten auf konkrete Ergebnisse abzielte. Nur der Einwand, daß eine angeordnete Maßnahme sich für die Hitlersche Kriegführung direkt abträglich erweise, hatte allenfalls Aussicht, berücksichtigt zu werden.

Die Gestapo war in der Konferenz durch den Gruppenführer Müller, Chef des Amtes IV im Reichssicherheitshauptamt, vertreten. Lahousen kannte ihn bereits, da seine Abteilung des öfteren mit Müllers Amt zu tun hatte. Das Amt IV war die Geheime Staatspolizei im engeren Sinne. Ihm oblag die ganze innere Überwachung und der Terror innerhalb Deutschlands. Jetzt, während des Feldzuges, war seine Kompetenz auch auf die hinter dem eigentlichen Operationsgebiet liegenden besetzten Gebiete ausgedehnt worden. Abwehr II hatte gelegentliche Fühlung mit dem Amt IV, weil dieses auch für die Beobachtung aller in Deutschland lebenden Ausländer und damit auch der politischen Emigranten aus dem Osten und Südosten Europas zu sorgen hatte, unter denen sich die besagte Abwehrabteilung ihre V.-Männer und Agenten zu suchen pflegte. Sehr viel intensiver war der Kontakt der Abwehrabteilung III mit Amt IV auf dem Gebiete der eigentlichen Spionageabwehr, wie bei der Darstellung der Verhandlungen über die Kompetenzabgrenzung zwischen Canaris und Heydrich erwähnt worden ist.

Müller war Bayer, aus der Polizeikarriere hervorgegangen. Er konnte den Berufskriminalisten trotz seiner gewöhnlich konzilianten Formen nicht verleugnen. Der mittelgroße, dunkelhaarige Mann konnte recht liebenswürdig sein, aber der durchdringende Blick seiner stechenden Augen und der schmallippige Mund hätten auch dann kein Vertrauen aufkommen lassen, wenn er nicht die verhaßte SS-Uniform ge-

304

tragen hätte. Wer ihn näher kennenlernte, konnte auch beobachten, wie die freundliche Maske plötzlich fiel und die sonst ruhige und durch einen leicht bayerischen Tonfall ge-

mütlich wirkende Stimme schneidende Schärfe annahm. In solchen Momenten traten die ganze Härte und Rücksichtslosigkeit Müllers und sein kalter Zynismus unverhüllt zutage. Canaris sah wohl mit Recht in Müller nach Heydrich seinen gefährlichsten Feind im Lager der SS. Er fühlte instinktiv, daß Müller ihm nicht traute und bestrebt war, Material gegen ihn zu sammeln. Canaris fühlte sich in der Gegenwart des schmallippigen Kriminalisten ausgesprochen unbehaglich. Vielleicht spielte dieser Umstand neben der Abneigung, die er gegen Reinecke empfand, mit, wenn er sich in der erwähnten Sitzung vertreten ließ.

In dieser war aus den angeführten Gründen der Protest des Abwehrvertreters auf rein praktische Argumente gestützt. Er führte beispielsweise die ungünstige Auswirkung auf die Stimmung in der eigenen Truppe an, in deren Anwesenheit die Erschießungen durchgeführt würden. Das gesunde Empfinden der großen Mehrheit der deutschen Wehrmachtsangehörigen bäumte sich auf gegen die Ermordung von Kriegsgefangenen, ganz abgesehen davon, daß die Nachdenklicheren sich jedenfalls auch Gedanken darüber machten, ob nicht der Gegner mit ähnlichen Maßnahmen gegen deutsche Soldaten, die als Gefangene in seine Hand fielen, antworten würde. (Tatsächlich war, mindestens bei den späteren Greuelbefehlen Hitlers ein mitbestimmendes Motiv die Absicht, durch eine immer grausamere Gestaltung des Krieges die eigenen Soldaten von der Kapitulation selbst unter hoffnungslosen Verhältnissen und erst recht vom Überlaufen abzuhalten.) Daneben wurde auf die spezifischen Nachteile, die dem Amt Ausland/Abwehr aus der Anwendung des Kommissarerlasses 20 Abshagen, Canaris

305

auf Angehörige der nationalen Minderheiten in der Sowjetunion erwachsen mußten, hingewiesen, denn in diesen Volksgruppen sollten ja die Selbständigkeitsbestrebungen gegenüber der Sowjetregierung gefördert werden, eine Aufgabe, die ganz unmöglich wurde, wenn man alle Kriegsgefangenen den gleichen Grausamkeiten unterwarf. Im Zusammenhang damit mußte auch die Frage aufgeworfen werden, nach welchen Gesichtspunkten denn eigentlich die „bolschewistisch Verseuchten“ unter den Kriegsgefangenen ermittelt würden. Tatsächlich herrschte bei den beteiligten SD-Sonderkommandos tollste Willkür, verbunden mit einer grotesken Unkenntnis der Verhältnisse, so wenn beispielsweise Angehörige gewisser kaukasischer mohammedanischer Bergvölker, bei denen die Beschneidung üblich ist, einfach auf Grund der sich hieraus ergebenden körperlichen Merkmale als Juden betrachtet und daraufhin als „Antideutsche“ umgebracht wurden. Schließlich konnte der Vertreter der Abwehr darauf hinweisen, daß ganz allgemein das unvermeidliche Bekanntwerden der Praxis, große Zahlen von Kriegsgefangenen hinzurichten, auf sowjetischer Seite die Soldaten zu verzweifeltem Widerstand anspornen und abhalten mußte, zu den Deutschen überzulaufen. Die Zeche würde also die deutsche Truppe zu bezahlen haben.

Die vorgebrachten Gründe der Abwehr stießen bei Müller und Reinecke auf geringes Verständnis. Besonders Reinecke wandte sich energisch gegen eine Aufhebung des Mordbefehls und erklärte rundheraus, daß sowjetische Soldaten nicht als Soldaten, sondern als weltanschauliche Todfeinde anzusehen und zu behandeln seien. Müller erklärte sich mit

zynischem Lächeln bereit, den Bedenken der Abwehr hinsichtlich der schlechten Wirkung auf die eigene Truppe dadurch Rechnung zu tragen, daß die Hinrichtungen künftig
306

außerhalb der Lager vollstreckt werden sollten, so daß die Truppe sie nicht anzusehen brauche. Im übrigen sagte er eine gewisse Begrenzung des Begriffes „bolschewistisch verseucht“ zu. Im wesentlichen war der von Canaris angeordnete Protest also ergebnislos geblieben.

Canaris ließ deshalb nicht nach. Immer erneut gingen von ihm und seinem Amte an die zuständigen Instanzen, vor allen Dingen an Keitel, Warnungen und Proteste gegen die rechtswidrige und unmenschliche Behandlung von Kriegsgefangenen.

Als Anfang September Reinecke, in dessen Zuständigkeitsbereich alle Kriegsgefangenenfragen fielen, Anweisungen für die Behandlung von Sowjetkriegsgefangenen gab, die in Widerspruch zu allen Gepflogenheiten zivilisierter Kriegführung standen, hielt Canaris es doch für richtig, mit dem schweren Geschütz völkerrechtlicher Argumente dagegen zu Felde zu ziehen. Sei es auch nur, um seinen Widerspruch in aller Form zur Akte zu geben. Er nahm als Grundlage eine auf Veranlassung des Chefs der Amtsgruppe Ausland, Admiral Bürkner, von dem dort tätigen Grafen Moltke (es handelt sich um den später als Haupt des „Kreisauer Kreises“ Hingerichteten) ausgearbeitete Denkschrift, die ihm von dem Amtsgruppenchef unterbreitet worden war und die er noch in einigen Punkten nach eigenen Ideen ergänzen ließ.

Die Denkschrift trat der Auffassung entgegen, daß die sowjetischen Gefangenen keinen völkerrechtlichen Schutz beanspruchen könnten, weil die Bestimmungen des Genfer Kriegsgefangenenabkommens, dem die Sowjetunion nicht beigetreten war, auf sie nicht anwendbar seien. Demgegenüber wurde in der Denkschrift auf die Grundsätze des allgemeinen Völkerrechtes hingewiesen, die seit dem 18. Jahrhundert in der Kriegsgefangenschaft weder Rache noch Strafe, sondern
307

eine Sicherheitshaft sehen, welche ausschließlich bezweckt, die Kriegsgefangenen an weiterer Teilnahme am Kampfe zu verhindern. „Dieser Grundsatz“, so heißt es wörtlich, „hat sich im Zusammenhang mit der bei allen Heeren geltenden Anschauung entwickelt, daß es der militärischen Auffassung widerspreche, Wehrlose zu töten oder zu verletzen. . . Die als Anlage beigefügten Anordnungen für die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener (Anmerkung des Verfassers: damit sind Reineckes Anweisungen vom 8. September 1941 gemeint) gehen von einer grundsätzlich anderen Auffassung aus.“

Aus dem Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher ist bekannt, daß auch diese Protestaktion Canaris', so gut sie moralisch und juristisch fundiert war, ohne Ergebnis blieb. Keitel tat sie mit einer Randnotiz ab, in der er die Bedenken des Abwehrchefs zwar als im Einklang mit den soldatischen Auffassungen vom ritterlichen Kriege bezeichnete, aber hinzufügte: „Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung. Deshalb billige ich diese Maßnahmen und decke sie.“

Diese Beispiele mögen genügen, um Canaris' unablässige Bemühungen, die Kriegführung menschlich zu gestalten und die deutsche Wehrmacht und ihren Ruf vor Beschmutzung

zu bewahren, deutlich zu machen.

Die Verlegung des Führerhauptquartiers nach Ostpreußen und die Tatsache, daß Keitel sich jetzt den größten Teil der Zeit dort aufhielt, machten für Canaris häufigere Besuche im FHQ notwendig. In der Nähe der bei Rastenburg gelegenen „Wolfschanze“ - so wurde das FHQ bezeichnet und des nicht weit davon entfernten Hauptquartiers des Oberkommandos des Heeres hatte die Abwehr bei Nikolaiken einen

308

Meldekopf errichtet. Die Schaffung dieser Dienststelle war auf Wunsch des Oberkommandos des Heeres erfolgt, das einen möglichst engen Kontakt zwischen der die Nachrichten über den Ostschauplatz beschaffenden Stelle der Abwehr und der dem Oberquartiermeister 4 unterstehenden Abteilung Fremde Heere Ost, der die Auswertung dieses Nachrichtensmaterials oblag, wünschte. Der Abwehrmeldekopf stand unter der Leitung eines besonders erfahrenen und mit den Verhältnissen im Osten vertrauten Abwehroffiziers. Bei dessen Dienststelle hatte Canaris ein ständig für ihn bereitstehendes Quartier. Als während des Feldzuges des Jahres 1942 das FHQ nach Winniza verlegt wurde, wurde auch die genannte Abwehrdienststelle in die gleiche Gegend vorgeschoben und nahm im Schlosse Woronino unweit von Winniza Quartier, wo auch für Canaris eine Unterkunft vorgesehen war. Außer dem erwähnten Meldekopf, der von der Abwehrabteilung I ressortierte, hatte auch die Amtsgruppe Ausland im FHQ einen Offizier, welcher dem Wehrmachtsführungsstabe zugeteilt war.

Bei seinen Besuchen in Nikolaiken bzw. Winniza war Canaris gewöhnlich von dem einen oder anderen seiner Abteilungsleiter begleitet, je nachdem, welche konkreten Fragen mit Keitel, dem Wehrmachtsführungsstabe oder dem Generalstab des Heeres zu besprechen waren. Ehe Canaris zu diesen Besprechungen mit den genannten hohen Dienststellen ging, pflegte er sich vorher durch die mit den Verhältnissen an Ort und Stelle vertrauten Offiziere des Amtes Ausland/Abwehr über alles unterrichten zu lassen, was im Hauptquartier „los war“. Es entsprach der ganzen Art von Canaris, sich auf diesem indirekten Wege über das, was in Hitlers Umgebung geschah, zu informieren, aber hinzu kam, daß er sich menschlich in der Atmosphäre des FHQ zu unwohl fühlte, als

309

-

daß er seinen Aufenthalt dort länger, als dienstlich unbedingt erforderlich war, ausgedehnt hätte. Nach Erledigung seines Vortrages oder seiner Besprechung bei Keitel - im Gegenteil zu Jodls Aussage in Nürnberg war er nur sehr selten bei Hitler, höchstens vier- oder fünfmal im Jahre und allenfalls einer Rücksprache mit Warlimont oder Jodl pflegte er unverzüglich nach Nikolaiken zurückzukehren. Er verzichtete insbesondere auf die von den meisten Besuchern des FHQ gern wahrgenommene Gelegenheit, an dem Mittag- oder Abendessen im Kasino des Hauptquartiers teilzunehmen und dabei von den Adjutanten und sonstigen Offizieren aus der Umgebung Hitlers das Neueste über dessen Ansichten und Absichten zu hören. Die meisten der Menschen um Hitler waren ihm nicht sympathisch, die ganze Atmosphäre des FHQ bedrückte ihn. Außerdem sprach auch wohl mit, daß Canaris dem Pokulieren bis spät in die Nacht hinein- und das wäre bei solchen Gelegenheiten, wenn man wirklich

etwas hören wollte, unvermeidlich gewesen abhold war.

Er pflegte meist bereits um 9.30 Uhr abends ins Bett zu gehen. Seiner Begleitung gegenüber pflegte er, halb im Ernst, halb im Scherz, den Standpunkt zu vertreten, daß nur böse Menschen freiwillig länger als bis 10 Uhr abends aufblieben.

Nach dem Scheitern des Angriffes auf Moskau herrschte im Führerhauptquartier eine gedrückte Stimmung. Die Tatsache, daß Brauchitsch als Sündenbock verabschiedet wurde, mußte auch diejenigen, die bisher an eine ununterbrochene Fortsetzung der hitlerschen Erfolgsserie geglaubt hatten, klarmachen, daß ein ernster Rückschlag zu verzeichnen war. Brauchitschs Rücktrittsgesuch wurde nur im engsten Kreise um Hitler bekannt. Der mit einem Tag Abstand darauf folgende Kriegseintritt Japans wurde daher mit Erleichterung
310

begrüßt, wobei sich die meisten Offiziere auch in den obersten Stäben nicht allzu viel Gedanken darüber machten, daß dafür die ungeheure Macht der Vereinigten Staaten offen in das Lager der gegnerischen Alliierten eintrat. Canaris aber war sich über die voraussichtlichen Konsequenzen dieses Ereignisses keinen Augenblick im Unklaren. Er warnte vor einer Überschätzung des japanischen Sieges in Pearl Harbour. Natürlich war er sich als Seeoffizier durchaus bewußt, daß die Vernichtung eines so erheblichen Teiles der amerikanischen Schlachtflotte den Japanern für die ersten Phasen ihrer Expansion nach den erstrebten Südgebieten freie Hand geben würde. Aber er vergaß deshalb keinen Augenblick die unerhörte Überlegenheit des amerikanischen Rüstungspotentials., „Lassen Sie sich nicht täuschen, meine Herren“, sagte er zu seinen Abteilungschefs bei einer Besprechung über das Ergebnis von Pearl Harbour., „Sie kennen nicht die Kapazität der amerikanischen Werftindustrie. Die haben das in anderthalb Jahren wieder ausgebügelt.“ Aus der Zeit der Besuche in Nikolaiken sind einige Episoden den Beteiligten in der Erinnerung haften geblieben. Eines Tages hielt der Leiter des Abwehrmeldekopfes dem Amtschef Vortrag vor der Lagekarte., „Wir haben gegenüber unseren 180 Divisionen rund 500 russische Divisionen festgestellt. Davon sind gut die Hälfte mit absoluter Sicherheit belegt, ein weiteres Viertel zu 75 Prozent Wahrscheinlichkeit und das restliche Viertel mit 50 Prozent Wahrscheinlichkeit bestätigt. Aber, Herr Admiral, die drüben (beim Oberkommando des Heeres) wollen mir es nicht glauben. Das ist mein Los.“ Worauf Canaris trocken bemerkte:., „Der Wehrmachtsführungsstab glaubt mir auch nicht.“

Es war schon spät im Jahre 1942 oder in den ersten Monaten 1943, als Canaris eines Tages mit einem seiner Abtei-
311

lungsleiter im FHQ war und sich nach einer Besprechung bei Keitel noch einen Augenblick innerhalb der „Wolfschanze“ die Füße vertrat, ehe er nach Nikolaiken zurückkehrte. Sein Begleiter lenkte seine Aufmerksamkeit darauf, daß Hitler gerade aus einer der Baracken herausgetreten war und im Gespräch mit einem Adjutanten in geringer Entfernung auf- und abging. Versonnen fügte Canaris' Begleiter hinzu:., „Auf die Entfernung, das gäbe 'nen Blattschuß.“ Canaris antwortete, ohne lange zu überlegen: „Tun Sie's doch!“ Beide Äußerungen waren rein instinktiv gefallen. Sie

hatten keine praktische Bedeutung, schon weil, ganz abgesehen von allem anderen, sowohl Canaris wie sein Begleiter ohne Schußwaffe waren. Sie waren aber bezeichnend dafür, daß der Gedanke, eine Wendung in der sich immer verzweifelnder gestaltenden Lage sei ohne die Beseitigung Hitlers nicht mehr zu erhoffen, sich in immer weiteren Kreisen der deutschen Widerstandsbewegung durchgesetzt hatte. Zu dieser Überzeugung hatte sich um die Zeit der Stalingradkatastrophe auch Generaloberst Beck durchgerungen, der der unbestrittene Führer der Verschworenen war. Die in dieser Periode gesponnenen Pläne, in denen General Olbricht, der Chef des Allgemeinen Heeresamtes, wegen seiner Entschlossenheit und der von ihm bekleideten Schlüsselstellung eine wichtige Rolle spielte, hatten alle ein erfolgreiches Attentat gegen Hitler zur Voraussetzung. Canaris hatte sich innerlich noch immer nicht ganz mit dem Attentatsgedanken abgefunden, wenngleich auch er sich verstandesmäßig den dafür sprechenden Argumenten nicht entziehen konnte. Er widersetzte sich aber auch nicht, als innerhalb der Abwehr Vorkehrungen getroffen wurden, die mit dem geplanten Anschlag auf Hitler zusammenhingen. Er war mehr als halb darüber unterrichtet, aber er wollte nicht zu genau im Bilde sein.

312

Bei allen derartigen Projekten hatte seit jeher die Frage eines zuverlässigen Zeitzünders, der sich nicht durch ein tickendes Uhrwerk bemerkbar machen durfte, eine entscheidende Rolle gespielt. Die Abwehrabteilung II, bzw. die ihr unterstellte Formation „Brandenburg“, war im Bereiche der Verschworenen die einzige Stelle, welche legal mit derartigen Apparaten zu tun hatte. Canaris wußte darum, daß sie für die Bereitstellung der benötigten Zünder in Anspruch genommen wurde. Tatsächlich nahm er selber kurz vor dem mißglückten Flugzeuganschlag auf Hitler, der von dem Generalstabschef der Heeresgruppe Mitte, Generalmajor Henning von Tresckow, und dem Oberleutnant d. R. von Schlabrendorff im März 1943 unternommen wurde, in seinem Flugzeug solche Zündvorrichtungen mit nach Smolensk, wo sich das Hauptquartier der Heeresgruppe befand. Mit dem Generalstabsoffizier Ic der Heeresgruppe, Oberst von Gersdorff, der bei der Durchführung des Anschlages mitwirkte, stand Canaris in guten persönlichen Beziehungen, ohne daß er jedoch mit ihm über das geplante Attentat gesprochen hätte.

Die Generalstabsoffiziere Ic standen als auswertende Instanz mit den ihren Kommandostellen zugeteilten Abwehr-offizieren, von denen sie bei der Abwehrabteilung I anfallende Nachrichten erhielten, dienstlich und häufig auch persönlich in engem Kontakt. Für Canaris wurden diese guten Beziehungen um so wichtiger, je mehr er das Gefühl gewinnen mußte, daß man ihm beim Wehrmachtsführungsstab nicht mehr ein ungeschminktes Bild der Lage an den Fronten gab. Er holte sich daher seine Informationen über die Zustände auf den Kriegsschauplätzen inoffiziell von den Ic's. Außerdem erfuhr er von ihnen, die in der Lage waren, dem SD ziemlich tief in die Karten zu sehen, in Besprechungen in kleinem Kreise, häufig unter vier Augen, auch

313

manches über die Untaten, die sich in immer größerem Umfange im Hintergelände der Front im Osten abspielten. Daß diese Offiziere, die Canaris dienstlich nicht unterstellt waren, ihm im Widerspruch zu dem berüchtigten „Befehl Nr. 1“,

wonach alle dienstlichen Angelegenheiten nur mit unmittelbar beteiligten Personen besprochen werden durften, so tiefe Einblicke in die ihnen zugänglichen dienstlichen Vorgänge gaben, war der Fähigkeit Canaris' zuzuschreiben, Menschen verschiedenster Art unbedingtes Vertrauen einzuflößen. Er verstand es, jeden individuell zu behandeln, bei jedem auf seine charakterliche Eigenart einzugehen. Aus dem Kreise der Ic's stammte denn auch zum guten Teil die neue Garnitur von Canaris' nächsten Mitarbeitern, die im Laufe des Jahres 1943 an die Stelle der wegen Frontkommandos aus der Abwehr ausscheidenden Abteilungschefs trat, beispielsweise die Obersten von Freytag-Loringhoven und Hansen.

Der erwähnte Besuch in Smolensk hatte übrigens neben anderem den Zweck gehabt, noch einmal die Haltung des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Mitte, des Generalfeldmarschalls von Kluge, zu den schwebenden Attentats- und Umsturzplänen zu sondieren. Seit sehr langer Zeit hatten von seiten Osters Beziehungen zu Kluge bestanden. Dieser hatte auch immer mit dem Gedanken eines Umsturzes geliebäugelt; aber der „kluge Hans“ - das war sein Spitzname - hatte sich, wenn es ernst wurde, noch immer als Cunctator erwiesen. Auch Canaris' Besprechung mit ihm in Smolensk verlief unbefriedigend, und der Abwehrchef ließ auf dem Rückfluge gegenüber Lahousen und Dohnanyi, die ihn auf diesem Fluge begleitet hatten, seinem Unmut und seiner Enttäuschung hierüber freien Lauf. „Unsere Generale kriegen kalte Füße“, war der Grundtenor seiner Äußerungen.

Canaris' Einstellung zu den Generalen, die nie sehr enthu-
314

siastisch gewesen war, wurde mit zunehmender Kriegsdauer immer skeptischer. Eine Ausnahme machte sein Verhältnis zu Feldmarschall von Leeb. Dieser wurde von der Gestapo wegen „konfessioneller Bindungen“ er war als gläubiger Katholik bekannt beargwöhnt; Canaris brachte ihm aber vielleicht gerade deswegen volles Vertrauen entgegen und sprach mit ihm sehr offen über seine Sorgen und Befürchtungen.

Hatte Canaris zum Generalstabschef Halder, auch wenn er an ihm Mangel an Entschlossenheit auszusetzen hatte, ein menschlich gutes Verhältnis gehabt, so konnte er mit dessen Nachfolger Zeitzler gar nichts anfangen. Vielleicht wurde er dem neuen Generalstabschef, der sich unter dem Amateurstrategen Hitler in einer keineswegs beneidenswerten Lage befand, überdies unter der Generalität keine der Halders vergleichbare Autorität besaß, nicht ganz gerecht. Aber wir stehen hier vor einem der Fälle, in denen der rein äußere Eindruck eines Menschen für Canaris von vornherein keinen rechten Kontakt aufkommen ließ. Der mittelgroße, robuste Zeitzler mit seinem geröteten runden Gesicht war ein zu scharfer Kontrast zu dem durchgeistigten Canaris, der zu dieser Zeit nur noch ein Nervenbündel war. Zeitzler war ihm schon der äußeren Erscheinung nach ein bloßer Troupier, dem er nicht die geistigen Qualitäten und die Weite des Horizontes zutrauen konnte, die nach seinem Empfinden derjenige besitzen mußte, der die Nachfolge des alten Moltke antreten wollte. „Ein Genie als Generalstabschef brauchen wir nicht, wir haben ja den Führer“, war sein Kommentar zur Ernennung Zeitzlers, wobei er offen ließ, ob er nur den Ausspruch eines Hundertfünfzigprozentigen aus der Umgebung Hitlers zitierte, oder ob es ein in seinem eigenen Garten gewachsener

Sarkasmus war.

315

Den Unternehmungen, die auf Veranlassung Hitlers neben dem Kampf in der Sowjetunion im Nahen und Mittleren Osten durchgeführt oder geplant wurden, stand Canaris von Anbeginn skeptisch gegenüber, weil er überzeugt war, daß sie ohne die Erringung der Seeherrschaft mindestens im östlichen Mittelmeer auf die Dauer keinen Erfolg haben könnten. Und daran, daß in diesen Gewässern die deutschen Streitkräfte die britische Mittelmeerflotte niederzuringen vermöchten, war, wie schon erwähnt worden ist, nach seiner Meinung nicht zu denken. Es lag aber in Canaris' Natur beschlossen, daß er an den malerischen und abenteuerlichen Erscheinungen der orientalischen Politiker, die bei diesen Plänen und Unternehmungen in Aktion traten, ein lebhaftes, zum guten Teil rein spielerisches Interesse nahm. Der Gesandte Otto Kiep, der in der Amtsgruppe Ausland als Reserveoffizier Dienst tat, hatte schon nicht ganz unrecht, wenn er gelegentlich über Canaris sagte: „Der Alte kann das Indianerspielen nicht lassen.“

Unter den Arabern, die sich nach der gescheiterten Erhebung des irakischen Ministerpräsidenten El Gailani in Berlin versammelten, war für Canaris der Mufti von Jerusalem der Interessanteste. Canaris kannte die Verhältnisse in Vorderasien aus eigener Anschauung. Im Jahre 1938 hatte er zusammen mit dem damaligen Major Groscurth eine Reise dorthin gemacht, welche ihn bis nach Bagdad geführt hatte. Während dieser Reise hatte er auch erstmalig die Bekanntschaft des Mufti gemacht. Die Reise wurde natürlich inkognito unternommen. Doch stellte sich heraus, daß die beiden Orientfahrer wohl am grünen Tisch große Spionagesachverständige, nicht aber Meisterspione der Praxis waren. Beim Eintreffen im Hotel in Bagdad trug sich Groscurth aus Gedankenlosigkeit nicht mit dem in seinem Reisepaß verzeichneten, sondern

316

mit seinem wirklichen Namen ein und mußte sich natürlich erhebliche Vorhaltungen seines Chefs darüber anhören. Einige Tage später hatte er seine Revanche, als er seinen Chef ironisch auf die aus der Hotelwäscherei zurückkommenden Hemden hinwies, die mit Canaris' wahren Namen gezeichnet waren. Die Erfahrungen im praktischen Geheimdienst lagen eben auch bei Canaris zu weit zurück, denn seit seiner Tätigkeit in der „Etappe Madrid“ waren immerhin zwanzig Jahre vergangen. Die kleinen faux pas schaden übrigens nichts, denn der britische Secret Service wußte natürlich ohnehin genau, wer die beiden Reisenden waren.

Als im April 1941 El Gailani zum Kampf gegen die Engländer aufrief, flog außer dem Gesandten Grobba auch ein Major der Abwehr von Deutschland nach Bagdad. Als die Erhebung scheiterte, gab es zwischen diesem und Grobba erhebliche Meinungsverschiedenheiten, die auch im Verhältnis zwischen dem Auswärtigen Amt und der Abwehr Wellen schlugen. Canaris stellte sich vor seinen Major, da er in den Angriffen Grobbas einen Versuch sah, die Abwehr für den Mißerfolg im Irak verantwortlich zu machen.

Der Mufti, der nach dem Zusammenbruch der Erhebung im Irak sich von Bagdad zunächst nach Teheran begeben hatte, tauchte gegen Ende 1941 in Berlin auf. In der Folgezeit kam er im Zusammenhang mit den Plänen, eine arabische Legion aufzustellen, häufiger mit Canaris zusammen. Dieser

konnte den von Legenden und Intrigen umwobenen Mann gut leiden, obgleich er seine Politik nicht schätzte, überdies für aussichtslos hielt und auch durchschaute, daß der Mufti aus den Meinungsverschiedenheiten zwischen A. A. und Abwehr Kapital für sich zu schlagen suchte. Canaris liebte es, sich mit intelligenten Leuten zu unterhalten, und an Intelligenz fehlte es dem Mufti wahrhaftig nicht. Außerdem konnte

317

Goo

man aus Unterhaltungen mit ihm so manches über die gewundenen Wege orientalischer Politik lernen, und eine solche Gelegenheit ließ sich Canaris nicht gern entgehen. Die Unterhaltungen wurden meist auf Französisch geführt, welches der Mufti, ebenso wie übrigens Englisch, gut beherrschte. Von der Arabischen Legion, die zu jener Zeit - meist aus Freiwilligen, die sich unter den aus Französisch-Nordafrika stammenden Kriegsgefangenen gemeldet hatten aufgestellt wurde, hatte die Abwehr insofern Nutzen, als sie darunter V.-Leute arabischer Nationalität anwarb. Canaris selber hatte bereits im Herbst 1940 bei einem Besuche in Bordeaux sich einen algerischen Diener namens Mohammed engagiert, der bis zum Kriegsende in seinen Diensten blieb und zusammen mit der polnischen Köchin dem Hause Canaris auch in dem, was man in England als die „unteren Regionen“ zu bezeichnen pflegt, einen kosmopolitischen Anstrich gab.

Seriöser als der Mufti erschien Canaris der indische Politiker Subhas Chandra Bose, ein führendes Mitglied des Indischen Nationalkongresses. Bose, der von den Engländern längere Zeit inhaftiert worden war, kam als politischer Flüchtling nach Berlin. Er erhoffte zunächst von einem deutschen Siege über Großbritannien eine günstige Auswirkung auf den Freiheitskampf seines eigenen Volkes. Canaris war auch in diesem Falle hinsichtlich der Aussichten einer von Berlin aus geführten Erhebungsbewegung sehr skeptisch, im Gegenteil zum A. A., bzw. dem Reichsaußenminister, der an Bose eine Zeitlang ein lebhaftes Interesse nahm, weil er von einem großen indischen Aufstand eine Schwächung Großbritanniens erhoffte. Auch das Oberkommando des Heeres interessierte sich für Bose und plante die Aufstellung einer Indischen Legion aus in Nordafrika eingebrachten indischen Kriegsgefangenen. Die Abwehr wurde beauftragt, eine An-

318

zahl etwa hundert Inder, welche den Boden für eine Revolution gegen die Engländer vorbereiten sollten, mit Fallschirmen im östlichen Persien abzusetzen. Von dort sollten die besonders für ihre Aufgabe geschulten Inder sich einzeln oder in kleinen Gruppen über Beludschistan nach dem eigentlichen Indien durchschlagen. Die für dieses mit dem Deckwort „Bajadere“ bezeichnete Unternehmen ausgesuchten Inder wurden in einem Lager östlich von Berlin versammelt und erhielten zunächst, in deutsche Uniformen und preußische Kommissstiefel gekleidet, aber mit Turbanen ausgerüstet, eine Ausbildung für ihre Aufgabe.

Das Unternehmen führte zu nichts. Nachdem die deutsche Offensive im Kaukasus im Winter 1942/43 zum Erliegen gekommen war und die Niederlage von Stalingrad endgültig die Initiative in die Hand des Gegners gelegt hatte, ließ das Interesse an Abenteuern im Mittleren Osten nach. Bose wurde im Unterseeboot nach Japan abgeschoben. Und damit kamen die Unterhaltungen zwischen Canaris und dem indischen

Politiker, bei denen dieser sich sehr vernünftig und offen auszusprechen pflegte, zu einem Ende.

319

SECHZEHNTE KAPITEL

GEGEN DIE AUSWEITUNG DES KRIEGES

-

Die Suche nach Mitteln und Wegen, den Krieg – nachdem sein Ausbruch nicht hatte verhindert werden können wenigstens möglichst bald und einigermaßen glimpflich zu beenden, hat von Canaris' Seite niemals aufgehört. Die bereits im Winter 1939/40 unternommenen Versuche, über den Vatikan und auf anderen Wegen mit den Kriegsgegnern hierüber ins Gespräch zu kommen, sind schon erwähnt worden. Ähnliche Versuche wurden noch jahrelang, besonders in der Schweiz, fortgesetzt, ohne zu greifbaren Ergebnissen zu führen.

Canaris war in all seinen Bemühungen nach dieser Richtung hin geleitet von dem Bestreben, unnötiges Blutvergießen und die Vernichtung kultureller Werte zu vermeiden. Unnötig schien ihm jedes Blutvergießen in einem Kriege, von dessen Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit er von Anfang an überzeugt war, und den Deutschland nach seinem Urteil niemals gewinnen konnte. Deswegen stand er den Siegen Hitlers in Polen und Frankreich nicht anders gegenüber als den unblutigen Eroberungszügen in Österreich und der Tschechoslowakei: Er wußte von vornherein, daß diese anfangs noch mit verhältnismäßig geringen Opfern errungenen Waffenerfolge Hitlers Größenwahn nähren und ihn zu immer gewagteren und blutigeren Abenteuern anstacheln würden, so daß das unvermeidliche Unglück Deutschlands im Endeffekt sich umso schlimmer gestalten müßte. Aus dem gleichen

320

Frühjahr 1944

Grunde empfand er auch die ständige Ausdehnung des Krieges, die Einbeziehung immer neuer Staaten und Völker als ein Unheil für die Betroffenen, für die ganze Welt und ganz besonders für Deutschland. Gewiß für einen hohen Offizier, für den Chef des Geheimdienstes einer der größten Kriegsmaschinen, die die Weltgeschichte erlebt hat, eine paradoxe Situation. Aber Canaris war nicht der kalte, grausame Militarist und Meisterspion, als den man ihn so gern darstellt, sondern ein warmherziger, humaner, äußerst sensibler Mensch mit einem scharf ausgeprägten Gefühl persönlicher Verantwortung vor Gott und den Menschen. Ihm bedeutete jeder neue, an Hitlers Kriegswagen gefesselte Verbündete eine Verlängerung des unsinnigen Konfliktes, zusätzliche Zerstörung von Kulturgütern, Vernichtung von Menschenleben und letzten Endes eine Erhöhung des Schuldkontos, das eines Tages nicht die unmittelbar Schuldigen, sondern das ganze deutsche Volk würde einzulösen haben. Umgekehrt mußte er jedes Abbröckeln vom Gefüge der „Achse“ begrüßen, weil es für die ganze Welt eine frühere Rückkehr zum Frieden, für Deutschland den beschleunigten Sturz des verbrecherischen Systems und geringere Verluste an Menschen wie an moralischen und materiellen Werten verhieß. Je länger der Krieg dauerte, um so deutlicher empfand Canaris außerdem, daß seine Verlängerung die große Gefahr für die ganze westliche Welt in sich barg, daß an die Stelle der Hitlerschen Bedrohung die nicht weniger gefährliche durch einen übermächt-

tig gewordenen Bolschewismus treten würde.

In seinem Memoirenwerk über den zweiten Weltkrieg hat Winston Churchill auch Betrachtungen über das Verhältnis zwischen General Franco und den Achsenmächten angestellt. Es ist überraschend, feststellen zu müssen, daß der britische Staatsmann noch nachträglich eine gewisse Mißbilligung dar-

21 Abshagen, Canaris

321

über zu empfinden scheint, daß Franco, den er als einen „engstirnigen Tyrannen“ betrachtet, kein anderes Ziel gehabt habe, als „sein ausgeblutetes Volk einem neuen Kriege fernzuhalten“. Francos Ziel hat Churchill offenbar richtig erkannt. Dagegen irrt er sich hinsichtlich der Rolle, welche Canaris in der Frage, ob Spanien in den Krieg eintreten solle oder nicht, gespielt hat. Nach Churchills Darstellung (The Second World War, II. Band, Their Finest Hour, Seite 468) wäre Canaris drei Wochen nach einem im November 1940 stattgehabten Besuche des spanischen Außenministers Serano Suñer bei Hitler in Berchtesgaden nach Madrid entsandt worden, um die Einzelheiten des Eintritts Spaniens in den Krieg festzulegen. Er habe, so meint Churchill, Franco den Vorschlag gemacht, daß deutsche Truppen am 10. Januar 1941 die spanische Grenze überschreiten sollten als Auftakt zu dem für den 30. Januar geplanten Angriff auf Gibraltar. Und Churchill fährt fort, daß der Admiral überrascht gewesen sei, als Franco ihm auseinandergesetzt habe, daß es für Spanien unmöglich sei, an dem erwähnten Zeitpunkt in den Krieg einzutreten.

Diese Darstellung Churchills, die sich möglicherweise auf Berichte seines Botschafters in Madrid aus der in Frage stehenden Zeit stützt, gibt ein stark verzerrtes Bild von dem tatsächlichen Ablauf der Dinge. Zunächst einmal ist der Vorschlag, daß Spanien am 10. Januar 1941 in den Krieg eintreten sollte, bereits viel früher an Franco gerichtet worden, und zwar von keinem Geringeren als Hitler persönlich anlässlich der Zusammenkunft der beiden Staatsoberhäupter in Hendaye am 23. Oktober 1940. Aber bereits bei dieser Gelegenheit war der Vorschlag vom Caudillo hinhaltend behandelt worden, und dieser hatte sich, sehr zum Ärger Hitlers und Ribbentrops, nicht auf einen Termin festlegen lassen.

322

Hitler hatte dann Anfang Dezember durch den Botschafter von Stohrer in Madrid anfragen lassen, wie es mit den spanischen Plänen bezüglich Gibraltars stehe, und Stohrer hatte von Franco die Antwort erhalten, daß es Spanien angesichts seiner mangelhaften Rüstung und unzureichenden Versorgungslage unmöglich sei, zu dem von Hitler gewünschten Zeitpunkte in den Krieg einzutreten.

Wenn nun Canaris beauftragt wurde, parallel zu Stohrer beim Caudillo Sondierungen in dieser Frage anzustellen, so ist das nur ein weiteres Beispiel für Hitlers Neigung, in der Außen- wie in der Innenpolitik zweispännig zu fahren. Hitler hatte von Stohrer, wie allgemein von den Beamten des Auswärtigen Dienstes, keine hohe Meinung. Er erhoffte sich von den ihm bekannten guten persönlichen Beziehungen Canaris' zu Franco vielleicht ein besseres Ergebnis. Daß Canaris in der Frage der Zweckmäßigkeit des spanischen Kriegseintrittes eine andere Meinung haben könne als er selbst, kam ihm zu diesem Zeitpunkte wahrscheinlich nicht in den Sinn.

Auf jeden Fall aber war Canaris wohl der letzte, der von

Francos ablehnender Haltung überrascht werden konnte. Das war schon angesichts der engen und freundschaftlichen Beziehungen, welche den Chef des deutschen Nachrichtendienstes mit führenden Personen der spanischen Generalität mindestens seit dem spanischen Bürgerkriege verbanden, unmöglich. Mitglieder der Madrider Zweigstelle der Abwehr erinnern sich sehr genau, daß Canaris, ehe er sich zu seiner Besprechung mit dem spanischen Staatschef begab, sich an Hand des in dieser Dienststelle vorliegenden umfangreichen und erschöpfenden Materials einen genauen Überblick über den Stand der spanischen Land-, See- und Luftstreitkräfte verschaffte. Auf Grund dieser Informationen wollte er, wie er einem ihm nahestehenden Offizier der K. O. Spanien andeutete, dem Cau-

323

dillo gleich mit der offenen Feststellung entgegentreten, er sei zwar von Berlin mit dem Auftrage entsandt worden, eine Äußerung über den Termin des spanischen Kriegseintrittes zu erbitten, habe sich aber inzwischen bereits überzeugt, daß der Stand der spanischen Rüstungen einen solchen Entschluß derzeit nicht zulasse

Nicht nur hätte Canaris einen Kriegseintritt Spaniens zu diesem Zeitpunkt als ein Unglück für alle Beteiligten angesehen, er hätte es auch angesichts seiner eigenen pessimistischen Beurteilung der deutschen Gesamtlage für unverantwortlich gehalten, dem Caudillo wider besseres Wissen zur Teilnahme an einem Kriege zuzureden, den er bereits als unwiderruflich verloren betrachtete. Nach der Haltung des Caudillo bei dem Zusammentreffen in Hendaye, wie auch bei der ganzen vorsichtig abwägenden Natur Francos ist anzunehmen, daß er, zumal mittlerweile die deutsche Niederlage in der Luftschlacht über Großbritannien offenbar geworden war, auch dann abgelehnt hätte, wenn Canaris versucht haben sollte, ihn zur Teilnahme am Kampfe zu bewegen. Daß dieser sich hierzu nicht herbeiließ, dürfte aber sein bereits bestehendes Vertrauen zu dem Admiral weiterhin bekräftigt haben.

In der Folge hatte Canaris noch verschiedentlich ähnliche Ersuchen um spanische Intervention in Madrid zu übermitteln. Er rechnete bei späteren Gelegenheiten noch weniger auf ein Eingehen Francos auf Hitlers Wünsche als beim ersten Male, da die sich ständig verschlechternde deutsche Lage den spanischen Staatschef in seiner Vorsicht nur bestärken konnte. Die Zusammenarbeit Canaris' mit den leitenden spanischen Militärs blieb unter diesen Umständen weiterhin vertrauensvoll. Dies gilt besonders für den damaligen spanischen Nachrichtenchef Martinez Campos und für den Generalstabschef General Vigon. Man spielte gegenseitig mit offenen Karten.

324

Nach der alliierten Landung in Nordafrika gewann die Haltung Spaniens natürlich für Hitler wieder gesteigerte Bedeutung. Die Landung in Nordafrika hat übrigens die Veranlassung zu vielfachen Angriffen auf die Abwehr gegeben. Man hat ihr vorgeworfen, daß sie dieses Ergebnis nicht oder doch nicht rechtzeitig gemeldet habe und daher mit die Schuld daran trage, daß die alliierte Landung ohne deutsche Gegenwirkung habe durchgeführt werden können. Canaris hat sich gegen diese seinem Amt gemachten Vorwürfe dadurch erfolgreich gewehrt, daß er eine Zusammenstellung einer großen Anzahl von Abwehrmeldungen aus den der Landung vorhergehenden Wochen präsentierte, in denen eine bevorstehende Landung großen Stils angekündigt wurde, und unter

denen sich auch Berichte befanden, welche Hinweise auf die tatsächlichen Landungsstellen enthielten. Es ist nicht abzustreiten, daß daneben auch zahlreiche bei der Abwehr eingelaufene und von ihr weitergegebene Nachrichten auf Landungen an anderen Stellen schließen ließen. Canaris konnte aber mit Recht darauf hinweisen, daß (wie in diesem Buche verschiedentlich erwähnt) die Abwehr eine Nachrichten beschaffende Organisation sei, daß die richtige Aus- und Bewertung des eingelaufenen Nachrichtenmaterials nicht ihre, sondern die Aufgabe der hierfür zuständigen Generalstabsabteilungen sei. Immerhin tut man wohl weder Canaris noch der Abwehr ein Unrecht an, wenn man feststellt, daß in diesem Falle aus dem durch sie beigebrachten Material allein nicht mit ausreichender Wahrscheinlichkeit der Schluß gezogen werden konnte, daß die alliierte Landung nun gerade an den Stellen, zu dem Zeitpunkt und in dem Umfange zu erwarten war, wie sie tatsächlich erfolgte. Daß auch Canaris selber trotz des umfangreichen Nachrichtenmaterials, welches die Abwehr über alliierte Landungsabsichten an den General-

325

stab und den Wehrmachtführungsstab geleitet hatte, bis zu einem gewissen Grade durch die Landung in Nordafrika überrascht wurde, kann man wohl auch aus dem Umstande schließen, daß an dem Tage, an dem dieses Ereignis eintrat, er sich in Begleitung des Obersten Piekenbrock, also des Chefs der für den Geheimen Meldedienst zuständigen Abwehrabteilung, gerade auf einer Dienstreise in Kopenhagen befand. Die Landung der Alliierten bildete dann den Anlaß, um eine Lücke in der Organisation des Wehrmachtführungsstabes zu schließen, die sicherlich zu der Überraschung der obersten Wehrmachtführung beigetragen hatte. Der Wehrmachtführungsstab, der im Zuge der Entwicklung immer mehr zu der für die großen strategischen Fragen ausschlaggebenden Instanz geworden war, hatte nämlich bislang keine eigene für die Auswertung der Nachrichten über den Gegner zuständige Abteilung besessen. In der Zeit, in der die deutsche Wehrmacht den Gegnern das Gesetz des Handelns diktiert hatte, war diese Lücke nicht empfunden worden. Die alliierte Landung in Nordafrika war das auch für diejenigen, die es bisher noch nicht gemerkt hatten, sichtbare Zeichen dafür, daß die Initiative an die Kriegsgegner übergegangen war. Jetzt wurde diese Lücke ausgefüllt und eine Ic-Stelle beim Wehrmachtführungsstab geschaffen.

Doch kehren wir noch einmal zurück zu dem Problem der spanischen Kriegsbeteiligung und der Rolle, welche Canaris dabei spielte. Um die Jahreswende 1942/43, also knapp zwei Monate nach der Landung der Amerikaner und Briten in Nordafrika, wurde er erneut beauftragt, über seine militärischen Freunde in Spanien herauszufinden, ob Franco sich im Falle einer angelsächsischen Invasion spanischen Gebietes zur Wehr setzen würde. Er begab sich in Begleitung von Lahousen nach Madrid. Seine Unterredungen mit Vigon und Martinez

326

wande

Campos führten zu keinem schlüssigen Ergebnis, da diese ihn hinsichtlich solcher politischen Frage an den Außenminister Graf Jordana verwiesen, welcher im September 1942 als Nachfolger von Serano Suñer dieses Amt übernommen hatte.

Canaris scheute sich, den Außenminister aufzusuchen. Er befürchtete, dadurch neue Schwierigkeiten mit Ribbentrop her-

aufzubeschwören, der sehr empfindlich auf jedes Eingreifen anderer Instanzen und ganz besonders der ihm verhaßten Abwehr in sein Zuständigkeitsgebiet reagierte. Canaris war um so mehr vorsichtig, als der ihm seit langen Jahren befreundete Botschafter von Stohrer seit einigen Monaten durch Herrn von Moltke abgelöst worden war, zu dem er ähnlich gute Beziehungen wie zu Stohrer noch nicht hatte anknüpfen können. Es kann gleich erwähnt werden, daß die Beziehungen der Abwehr zur Madrider Botschaft, als Botschafter von Moltke nach kurzer Amtsdauer starb und an seine Stelle Dr. Dieckhoff trat, besonders zu dessen Botschaftsrat von Bibra sich wenig günstig entwickelten.

Canaris ließ Martinez Campos gegenüber seine Bedenken ruhig durchblicken. Es entsprach nur dem Vertrauensverhältnis, das zwischen beiden Männern bestand, daß dieser von sich aus einen Ausweg fand, der Canaris, ohne ihn dem Vorwurf auszusetzen, er habe unbefugt in Ribbentropschen Gefilden gejagt, eine Unterhaltung mit dem spanischen Außenminister ermöglichen sollte. Er lud den Grafen Jordana zu einem Tee in seinem Hause ein, in dem Canaris und seine Begleitung als Hausgäste wohnten.

An diesem Tage wurde der Oberst von Lahousen durch einen überraschenden Einfall von Canaris um die verdiente und landesübliche Siesta nach dem guten Mittagessen im Hause Martinez Campos gebracht. Canaris forderte ihn auf, mit ihm in sein Zimmer zu kommen, und begann, ihm den

327

Entwurf eines Telegramms nach Berlin zu diktieren, das über den Chef der Amtsgruppe Ausland, Bürkner, an das Auswärtige Amt geleitet werden sollte. Man kann sich das Erstaunen Lahousens vorstellen, als das Telegramm sich als ein Bericht über die Unterhaltung zwischen Canaris und Jordana entpuppte, welche erst in etwa drei Stunden stattfinden sollte. Nach dem von Canaris diktierten Entwurf hätte Jordana ihm gegenüber erklärt, Spanien werde sich gegen jede Macht verteidigen, welche seine Grenzen verletzen sollte.

Am Spätnachmittag erschien Graf Jordana zum Tee. Nachdem die üblichen Höflichkeiten ausgetauscht worden waren, kam es etwas abseits von den übrigen Anwesenden zu einer Unterhaltung unter vier Augen zwischen Canaris und Jordana, der sich, wie man beobachten konnte, im wesentlichen rezeptiv verhielt, während Canaris an Hand des Zettels mit seinem Telegrammentwurf auf Spanisch auf ihn einredete. Nach Abschluß der Unterhaltung und nachdem Jordana sich verabschiedet hatte, ließ Canaris den Funkspruch nach dem unveränderten Entwurf verschlüsseln und nach Berlin absenden.

Man mag sich fragen, warum Canaris diese Taktik wählte. Sie ist ein typisches Beispiel seiner Methodik. Er war sich über den Sinn der Antwort, welchen er von dem spanischen Außenminister auf seine Frage erhalten würde, nie im Zweifel gewesen. War es für ihn bei seiner Kenntnis der spanischen Verhältnisse doch sonnenklar, daß die Ablösung des als faschistenfreundlich geltenden impulsiven Suñer durch den vorsichtigen Diplomaten Jordana die Rückkehr Spaniens von der von Mussolini erfundenen Non-Belligerenza zur unbedingten Neutralität bedeutet hatte. Er wußte, daß Spanien, wenn es seine Neutralität wahren wollte, sich gegen eine angelsächsische Landung verteidigen müßte. Er hielt diese

328

übrigens nicht für wahrscheinlich, weil ein neutrales Spanien für die Briten und Amerikaner wertvoller war als ein zwangsweise besetztes. Was ihm wirklich Sorge machte, war, daß Hitler auf die Idee verfallen könnte, unter dem Vorwande einer drohenden anglo-amerikanischen Invasion die in Südfrankreich für den Fall einer Komplikation auf der iberischen Halbinsel zusammengezogenen Truppen unter dem Befehl des Generalobersten Blaskowitz in Spanien einrücken zu lassen in dem Glauben, daß die Spanier sich, wenn auch vielleicht mißvergnügt, so doch ohne Widerstand fügen würden. Solche Befürchtungen konnte er gegenüber Jordana aber natürlich nicht offen aussprechen. Er hatte nun die Sorge, daß Jordanas Antwort auf eine bloße Frage nach einer angelsächsischen Invasion nicht so klar sein würde, daß sie in Berlin zugleich als eine Warnung vor einem deutschen Einmarsch verstanden werden würde. Und gerade auf die kam es ihm an. Deshalb der ungewöhnliche Weg, dem Spanier eine Formulierung in den Mund zu legen, die von dessen Standpunkt einwandfrei war, besonders wenn sie ihm von dieser Seite präsentiert wurde, und die zugleich in Berlin in dem von Canaris gewünschten Sinne verstanden werden mußte.

Die Wirkung, die er erwartet hatte, blieb nicht aus. In Berlin herrschte im Auswärtigen Amt und darüber hinaus im Führerhauptquartier einige Tage Schlechtwetter. Canaris zog es nach seiner Rückkehr aus Spanien vor, für einige Zeit unsichtbar zu bleiben. Er flog sofort zu einer Besichtigung von Abwehrdienststellen an die Ostfront.

Gelegentlich dieser Spanienreise hatte Canaris übrigens auch Algeciras einen Besuch abgestattet und hatte so selber einen Eindruck von der riesigen alliierten Kriegs- und Transportflotte in der Bucht zwischen Gibraltar und Algeciras gewinnen können. Sein Aufenthalt in Algeciras fiel gerade

329

auf den letzten Tag des Jahres 1942. Am Silvesterabend vergaß Canaris auf ein paar Stunden die schweren Sorgen, die jetzt stets auf ihm lasteten. Man wohnte nicht im Hotel, sondern in dem Hause des Leiters der in Algeciras bestehenden Abwehrdienststelle, deren Aufgabe besonders die Beobachtung des Schiffsverkehrs durch die Meerenge war. Canaris nahm an diesem Abend nach langer Zeit einmal wieder selbst den Kochlöffel in die Hand. Mit weißer Schürze und einer Küchenchefkappe auf dem Kopfe bereitete er zusammen mit einer alten spanischen Köchin für sich und seine vertrauten Mitarbeiter den zum Festbraten bestimmten Truthahn zu, den man dann nachher in heiterer Stimmung gemeinsam verspeiste und mit gutem spanischen Wein hinunterspülte. An diesem Abend war Canaris wieder einmal ganz der joviale väterliche Freund seiner Untergebenen. Sie empfanden dies dankbar, denn er war seit geraumer Zeit unter der unerhörten Nervenanspannung, die aus der Fülle der Arbeit, der Enttäuschungen und Bitterkeiten herrührte, häufig recht heftig und ungeduldig, manchmal auch ungerecht gegen seine Mitarbeiter geworden. Natürlich zog er sich auch an diesem Abend seiner Gewohnheit entsprechend ziemlich frühzeitig zurück. Die Jüngeren unter seinen Untergebenen benutzten die Gelegenheit, um auf ein paar Stunden auf den Neujahrsball in dem schönen und gepflegten Hotel Reina Maria Christina zu gehen. Dort fanden sie neben spanischer Gesellschaft eine ganze Anzahl von britischen Marine- und Royal-Air-Force-Offizieren, die aus Gibraltar zu dem Ball herübergekommen waren. Wahr-

scheinlich eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen Offiziere von zwei im Kampf miteinander stehenden Nationen sich auf neutralem Boden unter dem gleichen Dache begegneten.

Noch ein paar Erlebnisse von Canaris' zahlreichen Fahrten
330

kreuz und quer durch Spanien während des Krieges verdienen in diesem Zusammenhang Erwähnung. Bei einer dieser Reisen machte Canaris, ehe er über Biarritz und Bordeaux nach Deutschland zurückkehrte, in San Sebastian Station. Im ersten Hotel des schönen Badeorts war durch den Leiter der deutschen Abwehrorganisation in Spanien für den Amtschef und seine Begleiter Quartier gemacht worden. Es war eine prächtige Unterkunft, viel luxuriöser, als es den bescheidenen Ansprüchen von Canaris entsprochen hätte: Ein besonders komfortables Appartement, aus Empfangszimmer, Schlafzimmer und Bad bestehend, im ersten Stock mit schöner Aussicht auf das Meer. Canaris hatte gerade von der Wohnung für die Nacht Besitz genommen, als er plötzlich erklärte, er könne in diesen Zimmern nicht bleiben. Fragen nach dem Grunde blieben zunächst unbeantwortet, aber alles gute Zureden, doch in dem Appartement zu bleiben, war vergeblich. Mit vieler Mühe wurde der Hotelleitung erklärt, was man selber nicht begriff, und eine andere gleichwertige Wohnung in einem anderen Stockwerk und Flügel des Hotels für Canaris gefunden. Jetzt endlich rückte dieser mit dem Grunde seines Widerwillens gegen die erste Wohnung heraus: „Haben Sie sich den Zimmerkellner dort nicht angesehen? Der Kerl sieht genau aus wie Ribbentrop! Ich hätte es unmöglich ertragen können, bei jedem Läuten die Visage von dem Burschen ansehen zu müssen.“

Ein anderes Mal fuhr Canaris mit Piekenbrock und dem Leiter der Madrider Abwehrdienststelle im Auto irgendwo durch Spanien. Vom Wagen aus erregte ein kleines Gut mit einem netten Herrenhaus abseits der Landstraße Canaris' Wohlgefallen. Im Scherz fragte er den in Madrid stationierten Offizier, was so ein Gut wohl kosten könne, er denke daran, nach dem Kriege sich in Spanien auf dem Lande anzuk-

331
kaufen. Der Angeredete ging auf den Scherz ein und erklärte, er werde gleich nach der Rückkehr nach Madrid sich erkundigen und gegebenenfalls das Gut kaufen. „Dann können Sie sich nach dem Kriege hier niederlassen, Herr Admiral“, fügte er, immer noch im Scherz, hinzu. In diesem Augenblick ritt Piekenbrock, man weiß nicht welcher Teufel. Ihm entfuhr die zynische Bemerkung: „Nach dem Kriege, Ew. Exzellenz?“ (Piekenbrock liebte es, in vertrautem Kreise Canaris scherzend mit Exzellenz anzureden.) „Nach dem Kriege wollen Sie sich hier niederlassen? Das ist wohl ein Irrtum, Ew. Exzellenz. Nach dem Kriege werden wir alle.....“ und Piekenbrock machte mit der Hand eine Bewegung, als werde ihm eine Schlinge um den Hals gelegt und zugezogen...

Im Wagen war die heitere Stimmung, die bisher geherrscht hatte, durch „Pieckis“ zynische Bemerkung weggescheucht. Jedem in der Gesellschaft lief es kalt über den Rücken, und alle empfanden die böse Vorbedeutung.

Die guten Beziehungen, die zwischen Canaris und dem Chef des italienischen Nachrichtendienstes und zeitweiligen Militärattaché in Berlin, General Roatta, bestanden, sind bereits mehrfach erwähnt worden. Auch mit dessen Nach-

folger, dem Obersten, späteren General Amé, einem blonden, blauäugigen Piemontesen, der sich von der Mehrzahl seiner italienischen Landsleute durch sparsame Gesten und ein ruhiges, ja reserviertes Auftreten unterschied, konnte er bald ein vertrauensvolles Verhältnis anbahnen. Die Häupter der militärischen Geheimdienste der „Achse“ verstanden sich, wie die Auguren des alten Rom, meistens ohne viel Worte. Mußte gesprochen werden, dann genügten häufig schon halbe Hinweise, und wenn man sich genötigt sah, mit großen Worten „zum Fenster hinaus“ zu reden, so vernahm der Gesprächs-

332

partner die für ihn bestimmten Untertöne. War man sich doch auf beiden Seiten durchaus bewußt, daß man mit Bespitzelungen durch die beiden regierenden Parteien jederzeit rechnen und seine offiziellen Äußerungen dementsprechend einstellen mußte. Canaris', „ekliptische“ Ausdrucksweise wurde daher gerade bei seinem italienischen „Kollegen“ besonders gut begriffen.

Immerhin gab es auch Gelegenheiten

-

meist im engsten

Kreise oder unter vier Augen -, wo sich die Italiener Canaris gegenüber recht deutlich ausdrückten. Ulrich von Hassell verzeichnet in seinem Tagebuch ein Gespräch mit dem zum engsten Vertrauenskreise von Canaris gehörigen Reichsgerichtsrat von Dohnanyi, wonach bereits im Herbst 1941 italienische Offiziere (es dürfte sich mit großer Wahrscheinlichkeit um solche des SIM-Servizio Informazione Militare gehandelt haben) Canaris rund heraus erklärt hätten, Mussolini müsse und werde noch im Laufe des kommenden Winters durch die Armee gestürzt werden. Auf jeden Fall war Canaris sehr frühzeitig über alle Bestrebungen italienischer Armeekreise, die auf den Sturz des faschistischen Regimes und das Ausscheiden Italiens aus dem Kriege gegen die Alliierten abzielten, unterrichtet. Nach dem, was schon verschiedentlich über seinen grundsätzlichen Standpunkt gesagt worden ist, gehörte diesen Bemühungen Canaris' Sympathie. Er knüpfte daran Hoffnungen in zwei Richtungen: Das Ausscheiden Italiens aus dem Kampfe konnte ein Schritt in Richtung auf eine raschere Beendigung des Krieges auf allen Fronten werden. Zum anderen schien die Hoffnung berechtigt, daß der Sturz Mussolinis den Glauben an das autoritäre System in der deutschen Bevölkerung und unter den jungen deutschen Offizieren und Soldaten erschüttern und zugleich bei den immer wieder zaudernden deutschen Heerführern endlich den

333

-

Entschluß zu Taten gegen Hitler und sein Regime erwecken würde. Allerdings ging die Entwicklung in Italien trotz der dortigen günstigeren Voraussetzungen zu denen besonders der Fortbestand der Monarchie als Kristallisationspunkt für den Widerstand der Wehrmacht gegen Mussolini und den Faschismus zu rechnen war viel langsamer, als Canaris 1941 von seinen italienischen Gewährsleuten in Aussicht gestellt worden war; und als im Juli 1943 Mussolini durch den König abgesetzt und durch die neue Regierung Badoglio verhaftet wurde, da verpuffte die Wirkung in Deutschland angesichts der inzwischen weit fortgeschrittenen Vervollkommnung des Terrorsystems sehr rasch.

Canaris hielt jedenfalls in der Zwischenzeit möglichst enge

Führung mit dem Chef des SIM und reiste häufig persönlich nach Italien, um alle Phasen der dortigen Entwicklung aus eigener Anschauung verfolgen zu können. In die Zeit eines dieser Besuche in Italien fällt eine scheinbar triviale kleine Episode, die trotzdem festgehalten zu werden verdient, weil sie wieder einmal Licht auf den Menschen Canaris wirft. Canaris hatte sich mit Amé im Frühjahr 1943 in Venedig getroffen. Er wohnte im Hotel Danieli, in dem auch während des Tages längere Besprechungen mit dem italienischen Nachrichtenchef stattgefunden hatten. Das Treffen fand seinen Abschluß mit einem gemeinsamen Abendessen, an dem auch die wichtigsten Mitarbeiter beider Herren, soweit sie in Venedig zugegen waren, teilnahmen. Canaris war an diesem Abend auffällig nervös und unruhig. Er hatte ein Dienstgespräch nach München angemeldet und wartete ungeduldig auf die Herstellung der Verbindung. Als das Gespräch zustande kam und sich die Abwehrstelle München meldete, stellte Canaris zunächst eine ganze Reihe von Fragen, die sich auf das Wohlbefinden seiner beiden Hunde bezogen, die, wie

334

sich aus der Unterhaltung am Fernsprecher ergab, bei seiner Abreise unpäßlich gewesen waren. Der anschließende dienstliche Teil des Gespräches war verhältnismäßig kurz und rasch erledigt. Amé und die anderen italienischen Herren, die das Gespräch mitanhören konnten, waren sichtlich überrascht, vielleicht auch ein wenig befremdet über die Bedeutung, die Canaris dem Wohlbefinden seiner Hunde beizulegen schien in einer Zeit, in der jeder Tag Entscheidungen von welterschütternder Bedeutung bringen konnte. Einige von Canaris' eigenen Mitarbeitern waren fest überzeugt, daß das Hundethema nichts anderes sein könne, als ein zwischen Canaris und der Münchener Dienststelle vorher verabredeter Code, um dem Nachrichtenchef auf einigermaßen unverdächtige Art irgendwelche wichtigen geheimen Nachrichten zukommen zu lassen. Nur diejenigen, die mit ihm zusammen von Berlin gekommen waren, wußten, daß gar kein Geheimnis hinter dem Telefonat steckte, sondern daß Canaris sich tatsächlich schwere Sorgen um seine erkrankten Hunde machte.

Je größer die Last wurde, welche die Nöte und Ängste von Krieg und Verschwörung ihm auferlegten, je schlechtere Erfahrungen er täglich mit seinen Mitmenschen machte, um so mehr nahm Canaris Zuflucht zur stummen Kreatur. Sein Geist war im Laufe der Zeit so überwach geworden, die Schärfe seines Intellektes so haarfein geschliffen, daß auch die gescheitesten seiner Mitarbeiter ihm nur mehr selten so rasch zu folgen vermochten, wie er es verlangte. So rieb er sich auch an Menschen, die er schätzte und die zu seinen getreuesten Gefolgsleuten gehörten. Er empfand selbst die Ungerechtigkeit, die darin lag, aber er vermochte sich nicht zu helfen. In dieser geistig-seelischen Not war ihm die primitive unartikulierte Anhänglichkeit der Tiere Bedürfnis und Hilfe. Ihnen gegenüber blieb er stets geduldig und lebenswürdig.

335

In Spanien erregte es öfters Aufsehen, daß Canaris stets Zucker für Pferd und Esel in der Tasche hatte, denn dort ist man ja gegenüber den Tieren im allgemeinen nicht sentimental. Seine ganz besondere Liebe aber hatte Canaris für seine Hunde und für Hunde ganz allgemein reserviert. Einen Hund auf der Landstraße zu überfahren, hätte er als ein schweres Verbrechen betrachtet. Seine Kraftfahrer hatten strenge Anwei-

sung, in dieser Hinsicht äußerst vorsichtig zu sein, und wenn er selber am Steuer saß, hielt er lieber auch auf eiligster Fahrt an, bremste so scharf, daß er seinen Wagen mit drei oder vier Menschen darin in Gefahr brachte, ehe er einen Hund überfahren hätte.

Der Dackel Seppl, dessen Bild das Kaminsims seines Arbeitszimmers am Tirpitzufer zierte, ist schon als sein besonderer Liebling erwähnt worden. Während Canaris auf einer Dienstreise im Ausland war, erkrankte Seppl, und trotz aller tierärztlichen Kunst starb er. Nicht nur im Hause Canaris war größte Aufregung über dieses Ereignis. Das Amt Ausland/Abwehr wurde davon verständigt, und auch hier steckte man höchst besorgt die Köpfe zusammen. Man überlegte, wie man dem Chef die Nachricht von dem Tode seines Lieblings beibringen könnte. Schließlich kam man auf eine gute Idee. Bei den Hundehändlern von Berlin ging man auf die Suche nach einem Rauhaardackel, der dem verschiedenen Seppl möglichst ähnlich sein sollte, in dem Gedanken, daß der Kummer leichter überwunden werden könnte, wenn für Seppl bereits Ersatz vorhanden wäre, bevor Canaris die Nachricht von dessen Tod erhielt. Es gelang, ein passendes Tier zu finden, und in der Tat bewährte sich der Gedanke; Canaris war zwar über den Verlust tief betrübt, aber das andere stumme Wesen, das nach seiner Zuneigung verlangte, nahm seine Aufmerksamkeit und Fürsorge sofort in Anspruch.

336

Doch kehren wir zurück zu der italienischen Frage. Die sang- und klanglose Absetzung Mussolinis durch König Victor Emanuel am 25. Juli 1943 hatte naturgemäß in den führenden Kreisen des Dritten Reiches wie ein Donnerschlag gewirkt. Zuerst hatte man in Hitlers Umgebung allerlei wilde Projekte erwogen, sich dann aber durch Badoglio's Erklärung, daß die neue Regierung den Krieg fortsetzen werde, zunächst beruhigen lassen. Die Abwehrdienststelle in Rom, die sehr gute Verbindungen nach den verschiedensten Seiten in Italien besaß, hatte allerdings sehr bald nach dem Regierungswechsel gemeldet, daß man diesen Zusagen Badoglio's nicht zu großes Vertrauen entgegenbringen dürfe und daß, wenn nicht dieser persönlich, dann eine neue italienische Regierung in absehbarer Zeit den Kampf gegen die Alliierten einstellen, ja das Land wahrscheinlich in das Lager der gegen Deutschland kämpfenden Mächte hinüberführen werde. Die Berichte waren aber von Keitel, wie dieser Canaris erklärte, nicht an den „Führer“ weitergegeben worden, weil sie im Widerspruch zu der Beurteilung der deutschen Botschaft in Rom stünden und „den Führer unnütz erregen würden“.

Obwohl man also im Führerhauptquartier noch nicht mit der unmittelbaren Gefahr eines italienischen Abfalls zu rechnen schien, schmiedete man dort allerlei Pläne, um auf jeden Fall einer etwaigen selbständigen Aktion des neuen italienischen Regimes vorbeugen zu können. Es wurde nicht nur die dann bald darauf durchgeführte „Befreiung“ Mussolinis vorbereitet, darüber hinaus wollte man sich nach Möglichkeit auch der Person König Victor Emanuels bemächtigen, ja, es wurde ernsthaft erwogen, auch den Papst aus Rom zu entführen und innerhalb des deutschen Machtbereiches „in Sicherheit zu bringen“. Diese wahnwitzigen Pläne waren Canaris zu Ohren gekommen. Er war nicht nur auf das tiefste entrüstet,

22 Abshagen, Canaris

337

er sah auch klar voraus, daß die Ausdehnung der auf anderen Gebieten schon zur Gewohnheit gewordenen Gangstermethoden der Nazis auf ein gekröntes Haupt und erst recht auf den Heiligen Vater den letzten Rest von Ansehen, den das deutsche Volk in der Welt noch genoß, endgültig zunichte machen und das Deutschland nach dem Kriege erwartende Schicksal noch unsagbar verschärfen würde.

Es ist heute nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, wie Canaris von den Plänen des RSHA Wind bekam. Oster war damals bereits suspendiert¹⁾ und sein kleiner, aber hinsichtlich der Absichten in der Prinz-Albrecht-Straße häufig recht ergiebiger innerer Nachrichtenapparat war dadurch stillgelegt. Möglicherweise kam die Nachricht von Reichskriminaldirektor Nebe, der ja im Lager des schwarzen Gegners saß und auch nach dem Ausscheiden Osters und dem Ausweichen von Gisevius in die Schweiz über den Hauptmann der Reserve Strünck oder andere doch noch hier und da die Möglichkeit hatte, Canaris Informationen von besonderer Wichtigkeit zukommen zu lassen. Jedenfalls waren Lahousen und der Oberst Wessel Freiherr Freytag von Loringhoven bei Canaris, als die Nachricht ankam, und Canaris gab ihnen in seiner Entrüstung sofort Kenntnis von dieser neuen geplanten Infamie. Es war Freytag-Loringhoven, der, obwohl Protestant, als erster Stellung zu der Sache nahm. Er stand auf, ging im Zimmer auf und ab und sagte dann: „So eine Gemeinheit! Wir müßten wirklich die Italiener warnen.“ Er hatte nur zum Ausdruck gebracht, was die beiden anderen auch empfanden. Canaris griff seine Anregung jedenfalls bereitwillig auf. Er entschloß sich, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, um diesem Unheil vorzubeugen.

1) Über die Suspendierung Osters und die Verhaftung seines Mitarbeiters von Dohnanyi wird im nächsten Kapitel noch zu sprechen sein.

338

Die Meldungen der K. O. Rom gaben ihm einen willkommenen Vorwand zu einer Dienstreise nach Italien, um angesichts des dortigen Systemwechsels die Frage der Zuverlässigkeit des Bundesgenossen persönlich zu überprüfen. Diese Reise fand in den ersten Tagen des August 1943 statt und führte Canaris wiederum nach Venedig, wo er ein Zusammenreffen mit General Amé, dem Chef des SIM, verabredet hatte. Canaris war auf dieser Reise von Lahousen und Freytag-Loringhoven begleitet. Dieser war bestimmt, in Kürze an Stelle Lahousens, der als Regimentskommandeur an die Front ging, die Leitung der Abwehrabteilung II zu übernehmen. Canaris wollte die Gelegenheit benutzen, um ihn mit Amé bekannt zu machen.

Canaris wohnte in Venedig, wie gewöhnlich, im Hotel Danieli. Amé kam im Kraftwagen von Rom und brachte den dortigen deutschen K. O.-Leiter mit. In Amés Begleitung war eine größere Anzahl von Offizieren des italienischen Nachrichtendienstes. In einem Privatsalon des Hotels fand ein Frühstück statt, bei dem Amé als Gastgeber fungierte. Canaris saß zur Rechten Amés. Lahousen, der scheidende Leiter von Abwehr II, zu seiner Linken. Gegenüber von Amé war Freytag placiert. Die Aussprache zwischen Canaris und Amé bei Tisch war freimütig und freundschaftlich. Die große Tafelrunde machte es Canaris allerdings unmöglich, das Thema, das ihm besonders am Herzen lag, offen anzusprechen. Die Eingeweihten, Lahousen und Freytag, konnten aber immerhin

hören, daß er Amé in allgemein gehaltenen Worten zu größter Aufmerksamkeit und Vorsicht gegenüber drohenden Überraschungen ermahnte. Für den Nachmittag war ein Ausflug zum Lido in einer Staatsbarkasse für die deutschen Gäste vorgesehen. Canaris ersuchte Lahousen und Freytag, die übrigen Teilnehmer an der Fahrt nach Möglichkeit zu beschäftigen, 339

damit er die Gelegenheit zu einer Aussprache unter vier Augen mit Amé habe. Diese fand während eines anderthalbstündigen Spazierganges am Lido statt. Am Abend entnahmen die Begleiter aus dem, was ihnen Canaris andeutete, daß er seine Warnung habe anbringen können und bei dieser Gelegenheit von Amé auch ganz offen über den wirklichen Stand der Dinge in Italien unterrichtet worden sei.

—

Darüber, daß das Ausscheiden Italiens aus dem Kriege in absehbarer Zeit zu erwarten sein würde, war nach dem Vorangegangenen keiner der Teilnehmer an dieser Zusammenkunft mehr im Zweifel. Um so erstaunter waren die Männer der näheren Umgebung von Canaris, daß am folgenden Vormittag bei einem abschließenden Zusammentreffen Amé Canaris sozusagen bei wiederhergestellter Öffentlichkeit der Verhandlung - in prononciierter Form der unverbrüchlichen Treue und Waffenbrüderschaft Italiens versicherte, und Canaris sich den Anschein gab, als nehme er diese Erklärung für bare Münze. Es war dies offenbar ein zwischen den beiden Nachrichtenchefs vorher verabredetes Verfahren, das bestimmt war, beiden ein Alibi für den Fall einer Bespitzelung zu verschaffen.

Wir haben Unterlagen dafür, in welcher Form Canaris von dieser Erklärung Amés bald darauf Gebrauch machte. Der Abteilungsleiter im Amt IV des RSHA Huppenkothen hat in Nürnberg bei Vernehmungen ausgesagt, daß er kurz nach der Rückkehr von Canaris von dieser Besprechung mit Amé im Gefolge Kaltenbrunners an einem von Canaris in seinem damaligen Stabsquartier in Zossen gegebenen Abendessen teilgenommen habe. Canaris habe bei dieser Gelegenheit betont, nach dem Eindruck, den er von Amé erhalten habe, halte er persönlich es für ausgeschlossen, daß Italien selbständig etwas unternehmen werde, um den Krieg zu beenden. 340

Bei aller Skepsis gegenüber Aussagen von Leuten wie Huppenkothen ist es durchaus denkbar, daß Canaris zu diesem Zeitpunkte sich so gegenüber Kaltenbrunner geäußert hat. Es ist ja nach seiner ganzen Einstellung gegenüber dem Kriege in diesem Stadium kein Zweifel darüber, daß er das bevorstehende Ausscheiden Italiens aus den Reihen der deutschen Satelliten nicht nur als kein Unglück, sondern als einen Segen ansah. Es konnte für ihn deshalb keine Veranlassung bestehen, den SD vorzeitig zu warnen.

Als etwa vier Wochen später wieder nach der Aussage Huppenkothens bei einem anderen Abendessen, diesmal mit SS-Standartenführer Schellenberg, die Rede auf den inzwischen zur Tatsache gewordenen Abfall Italiens kam, salvierte sich Canaris, indem er Schellenberg eine Zusammenstellung aller der sich über einen längeren Zeitraum erstreckenden Meldungen der Abwehr an Keitel vorlegte, in denen eindeutig davon die Rede gewesen war, daß die italienische Wehrmachtführung planmäßig auf einen Sonderfrieden unter gleichzeitiger Ausschaltung Mussolinis hingearbeitet habe. Er

fügte auch bei dieser Gelegenheit hinzu, daß Keitel die Weitergabe dieser Berichte an den „Führer“ unter der bereits erwähnten Begründung verweigert habe.

Es ist bezeichnend, daß Canaris diese Gelegenheit zu einer Vernebelungsaktion benutzte, die offenbar bestimmt war, Amé für den Fall, daß er sich im deutschen Machtbereich befinden sollte, vor Racheakten der Gestapo in Schutz zu nehmen.

Canaris erzählte Schellenberg nämlich, er habe erfahren, daß Amé unmittelbar nach dem letzten Zusammentreffen mit den Spitzen der deutschen Abwehr von Badoglio abgelöst und mit der Führung einer Division beauftragt worden sei. Er habe dieses Kommando aber nicht angetreten, sondern sei auf dem Wege zu seinem neuen Dienstort verschwunden, und er, 341

Canaris, nehme an, er sei umgebracht worden. Soweit Huppenkothen. Tatsächlich wurde Amé kurz nach der Zusammenkunft in Venedig abgelöst und in der Leitung von SIM durch General Carboni ersetzt, der bereits früher den gleichen Posten innegehabt hatte und als ausgesprochener Gegner der „Achse“ bekannt war. Amé sollte eine Division auf dem Balkan übernehmen. Er hat nicht sofort die Reise dorthin angetreten; vielmehr ist er noch nach der italienischen Kapitulation von Mitgliedern der K. O. Italien in Venedig gesehen worden. Canaris war hiervon unterrichtet, hatte sogar die Absicht, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, sah aber dann doch wegen der Gefahr der Kompromittierung für beide Teile hiervon ab.

Daß Canaris alle Vorsichtsmaßnahmen ergriff, um zu verhindern, daß etwaige Aufzeichnungen über seine vertraulichen Beziehungen zum italienischen Nachrichtendienst in falsche Hände fallen könnten, geht daraus hervor, daß er der Abwicklungsstelle Italien – welche die Aufgabe hatte, das nach der Kapitulation in deutsche Hände gefallene italienische Aktenmaterial, soweit es sich auf die Abwehr bezog, zu sichten Befehl gab, alle ihm, Canaris, betreffenden Niederschriften sofort ihm persönlich zuzustellen.

Man sieht, Canaris spielt hier ein gewagtes Spiel. Es ist ein weiter Weg von der Vorsicht, die aus seiner an Oster im Frühjahr 1940 gerichteten Warnung, „Ihr treibt mir hier doch nicht etwa Landesverrat?“ spricht, bis zu diesem Zusammenspiel mit Amé, durch das er Badoglio Warnung vor Gewaltakten Hitlers zukommen läßt. Wobei es eine Ironie des Schicksals ist, daß Badoglio diese Schützenhilfe offenbar gar nicht begreift, oder sowohl dem deutschen Helfer wie seinem eigenen Nachrichtenchef mißtraut; denn nur so ist es wohl zu verstehen, daß er Amé, vielleicht weil dieser zugegeben hat, daß er 342

—

seinerseits Canaris einen Blick in die italienischen Karten erlaubte, in die Wüste schickt. Jedenfalls, die Zeiten, da sich Canaris noch um technische Feinheiten zwischen Hochverrat und Landesverrat den Kopf zerbrach, sind längst vorüber. Seit Oster suspendiert, Dohnanyi verhaftet ist, weiß er, daß sich das von den Schwarzen gesponnene Netz jeden Tag auch um ihn schließen kann. Er arbeitet nicht einmal mehr mit der Finesse, die er an den Tag legte, solange Heydrich noch in der Prinz-Albrecht-Straße saß. Dem plumpen Kaltenbrunner und auch solchem Geschmeiß wie den Schellenberg und Huppenkothen gegenüber wagt er es, dick aufzutragen. Nur so läßt sich's verstehen, daß er sich nicht scheut auf das recht schwache

Venediger Alibi gestützt – innerhalb vier Wochen Schellenberg in Gegenwart von Huppenkoth, der auch das vorige Mal dabei saß, im Grunde das Gegenteil von dem zu unterbreiten, was er Kaltenbrunner erzählt hatte. Damals hielt er den Abfall Italiens auf den bloßen Eindruck von Amés Erklärungen hin – für angeblich ausgeschlossen, jetzt hatte die Abwehr ihn bereits seit Jahr und Tag vorausgesehen und gemeldet! Daß dies den Leuten vom RSHA auch aufgefallen war, läßt sich aus Huppenkoths Aussagen deutlich erkennen. Canaris wird das auch vorausgesehen haben. Aber er fühlte sich in diesem Falle zu sicher, um sich den Kopf viel darüber zu zerbrechen. An Keitel wagte sich Kaltenbrunner im Augenblick kaum heran, und ohne dessen Kurzsichtigkeit in der Beurteilung der italienischen Lage bloßzustellen, konnte er Canaris aus diesem Anlaß nicht ans Leder.

Es ist erwähnt worden, daß im Hochsommer 1943 Lahousen die Abwehr verließ. Schon im Frühjahr des gleichen Jahres war Canaris' engster und vertrautester Mitarbeiter, der Chef von Abteilung I, Oberst Piekenbrock, als Regimentskommandeur an die Front gegangen. In beiden Fällen hatte die

343
Ablösung keinen politischen Hintergrund, sie wäre routinemäßig schon früher fällig gewesen, da vor ihrer Beförderung zum Generalrang nach den bestehenden Regeln beide erst eine gewisse Zeit Truppendienst tun mußten. Auch Bentivegni, der Chef von Abwehr III, stand im Herbst 1943 zur Ablösung heran, mußte aber die Leitung seiner Abteilung dann noch bis zum Frühjahr 1944 weiter übernehmen, da der als sein Nachfolger bestimmte Oberst Heinrich durch einen schweren Autounfall auf längere Zeit dienstunfähig wurde. Das Ausscheiden der seit langen Jahren in engem Vertrauensverhältnis zu ihm stehenden Abteilungsleiter – besonders trifft dies, wie gesagt, für Piekenbrock, aber auch für Lahousen zu – war Canaris, der sich wohl bewußt war, daß sich der vom SD um ihn gezogene Ring von Feindschaft und Verdacht immer enger zusammenzog, eine ernsthafte Kalamität. Es gelang ihm aber, die wichtigen Posten von Abwehr I und II noch einmal mit Offizieren zu besetzen, die hohe sachliche Fähigkeiten mit einer Sinnesart und einer Einstellung gegenüber dem Regime verbanden, die seiner eigenen eng verwandt war. Leiter von Abwehr I wurde der Oberst des Generalstabes Georg Hansen, ein hervorragend begabter Offizier, der vorher die Abteilung Fremde Heere West, das heißt die Generalstabsabteilung geleitet hatte, welcher die Auswertung aller auf die gegnerischen Landstreitkräfte bezüglichen Nachrichten, sowohl der von der Abwehr, wie auch aus anderen Nachrichtenquellen, an der Westfront oblag. Er hatte dadurch schon jahrelang in enger Zusammenarbeit mit der Abwehr gestanden und brachte der Arbeit des geheimen Meldedienstes die nötige Sachkunde und volles Verständnis entgegen. Obwohl er politisch mit Canaris auf der gleichen Linie lag und an der illegalen Arbeit gegen das System tätigen Anteil nahm, verstand er es lange Zeit, die Gestapo über seine wahre Ein-

344
stellung zu täuschen. Diese Täuschung war so vollständig, daß, wie wir noch sehen werden, ihm nach dem Sturz von Canaris die Leitung der Reste der militärischen Abwehr, die unter dem Namen „Amt Mil.“ ins RSHA übernommen wurden, anvertraut wurde. Es scheint, als ob Canaris nach seiner Entlassung aus der Abwehr mit manchem, was Hansen tat,

nicht einverstanden war. Er stand wohl unter dem Eindruck, daß dieser gegenüber dem RSHA zu nachgiebig sei. Aber das sind Werturteile, deren Berechtigung heute nicht mehr nachzuprüfen ist, um so weniger, als auch Hansen nach dem 20. Juli 1944, an dessen Vorbereitung er beteiligt war, ein Opfer der Rache Hitlers wurde.

Von den neuen Mitarbeitern stand Oberst von Freytag-Loringhoven, der die Leitung von Abwehr II im Spätsommer 1943 übernahm, Canaris menschlich besonders nahe. Freytag war Balte, vor dem ersten Weltkriege in St. Petersburg erzogen, hatte im Frühjahr und Sommer 1919 in der baltischen Landeswehr gegen die Bolschewisten gekämpft und war nach kurzer Dienstzeit in der lettischen Armee im Jahre 1922 in die deutsche Reichswehr eingestellt worden. Ein Kamerad sagt über ihn: „Freytag hatte aus seiner russischen Heimat (er sprach nicht nur russisch und lettisch perfekt, sondern beherrschte auch noch mehrere russische Dialekte) die Fähigkeit, fremdes Leid mitzuleiden, mitgebracht. Er selbst litt unsäglich unter dem furchtbaren Zwiespalt, den ihm soldatische Pflicht und sein eigenes Gewissen auferlegten. Sein ganzes Wesen war das eines Gezeichneten.“ Canaris kannte und schätzte Freytag schon aus dessen früherer Tätigkeit als Ic bei der Heeresgruppe Süd an der Ostfront. Freytag hatte sich auch bald seine persönlichen Sympathien erworben. Das war nicht zuletzt in einer gewissen Verwandtschaft der Stellung zu den Problemen des Lebens bei beiden

345

begründet. Auch Freytag neigte zu einer metaphysischen und fatalistischen Betrachtungsweise, ähnlich der, welche sich bei Canaris in den letzten Jahren in immer stärkerem Maße ausgeprägt hatte.

Im Zusammenhang mit Canaris' Bemühungen, einer Ausweitung des Krieges entgegenzuwirken, mag auch die Schweiz erwähnt werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Hitler während des Krieges verschiedentlich mit dem Gedanken gespielt hat, auch die Schweiz dem von ihm beherrschten „neuen, schöneren Europa“ einzugliedern, wenn es auch weder zu konkreten militärischen Vorbereitungen noch zu einem Coup gegen die Eidgenossenschaft gekommen ist. Im Herbst 1942 richtete Ribbentrop einen Erlaß an die deutsche Gesandtschaft in Bern, in dem er um Bericht darüber ersuchte, auf wie lange Zeit die Schweiz mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen versehen sei. In einem ausführlichen Bericht wies die Gesandtschaft darauf hin, daß die Schweiz dank ihrer vorausschauenden Wirtschaftspolitik soviel Rohstoffe und Nahrungsmittel aufgespeichert habe, daß sie in dem sogenannten *réduit national* etwa zwei Jahre aushalten könnte. Welche Art von Plänen der deutsche Gesandte Köcher hinter Ribbentrops Anfrage vermutete, geht daraus hervor, daß er an den Bericht den Hinweis knüpfte, daß die Schweizer ein hartes Bergvolk seien, das im Falle eines Angriffes verbissenen Widerstand leisten werde. Es sei ausgeschlossen, daß die Schweizer die lebenswichtigen Verbindungswege durch den Gotthard und den Simplon unzerstört in die Hand eines Eroberers fallen lassen würden. Eine Erleichterung der Transportlage Italien gegenüber sei daher im Falle eines Angriffes auf die Schweiz auf keinen Fall zu erwarten.

Im Einverständnis mit Köcher gab der der Gesandtschaft zugeteilte Botschaftsrat Theo Kordt Canaris Kenntnis von der

Anfrage Ribbentrops und der Antwort der Gesandtschaft. Canaris unterstrich daraufhin in seiner Berichterstattung an seine vorgesetzten militärischen Stellen in wirkungsvoller Weise den Widerstandswillen und die wirtschaftliche und wehrgeographische Stärke der Schweiz. Den vereinten Bemühungen der Gesandtschaft und der Abwehr scheint es damals gelungen zu sein, Hitler von Angriffsplänen gegen die Eidgenossenschaft abzubringen. Canaris äußerte sich noch kurz vor seiner Entlassung aus der Abwehr bei seinem letzten Besuche in Bern Kordt gegenüber befriedigt über diesen Erfolg der gemeinsamen Bemühungen um die Abwendung eines Angriffes auf die Schweiz.

Schon zu einem früheren Zeitpunkte hatte er in ähnlicher Weise mit dem Auswärtigen Dienst zusammengewirkt. Während des Feldzuges in Frankreich im Sommer 1940 war den vorrückenden deutschen Truppen auf dem Bahnhof von La Charité unter sehr vielen anderen französischen Geheimakten auch ein Briefwechsel des schweizerischen Generals Guisan mit dem französischen Generalstab in die Hand gefallen. Staatssekretär von Weizsäcker, der befürchtete, daß Hitler den Briefwechsel benutzen würde, um die Schweiz einer Verletzung ihrer Neutralität zu bezichtigen und daraus möglicherweise kriegerische Folgerungen zu ziehen, ließ über Kordt die schweizerische Regierung von der Auffindung dieser Dokumente unterrichten. Canaris, der, wie bis zum August 1939 in dem Bemühen um Erhaltung des Friedens, so seitdem in dem Bestreben, den Krieg in möglichst engem Rahmen zu halten, intensiv mit von Weizsäcker zusammenarbeitete, ließ auch auf den ihm zugänglichen Wegen entsprechende Warnungen vor der drohenden Gefahr an die Schweiz ergehen.

SIEBZEHNTE KAPITEL

DER KAMPF MIT DEM INNEREN FEIND

Wir müssen uns noch einmal zusammenfassend etwas eingehender mit dem Verhältnis zwischen Canaris und der Geheimen Staatspolizei bzw. dem Reichssicherheitshauptamt beschäftigen, so wie es sich im Verlaufe des Krieges weiter entwickelte. Daß Canaris bestrebt war, ein wenigstens äußerlich gutes persönliches Verhältnis zu Heydrich aufrechtzuerhalten, ist bereits erwähnt worden. Trotzdem schief das Mißtrauen gegen Canaris und die Abwehr bei Heydrich und auch bei Himmler niemals ein. Das Verhältnis zwischen Reichssicherheitshauptamt und Abwehr wurde auch dadurch immer neuen Spannungen unterworfen, daß Heydrich von Zeit zu Zeit neue Vorstöße unternahm mit dem Ziele, die Zuständigkeit seiner Behörde auf Kosten der Abwehr zu erweitern. Er setzte den Hebel dabei meist bei der Abwehrabteilung III an, deren Arbeitsgebiet sich ja mit dem der Gestapo überschneidet. Auf Drängen Heydrichs kam es um die Jahreswende 1941/42 zu Verhandlungen zwischen ihm und Canaris.

Dieser war bei den Besprechungen begleitet vom Chef der Abwehrabteilung III, Oberst von Bentivegni, während Heydrich außer dem Chef des Amtes IV im RSHA, Gruppenführer Müller, zwei weitere höhere SD-Beamte zuzog. Bei dieser Gelegenheit ließ Heydrich die Katze aus dem Sack, indem er erklärte, nur mit Rücksicht auf die Kriegslage verhandle er überhaupt mit Canaris; nach dem Kriege müsse er das gesamte Arbeitsgebiet der Abwehr für die

Gestapo in Anspruch nehmen. Heydrich scheint sich gewundert zu haben, daß Canaris diese Äußerung ohne Protest hinnahm. Uns kann das, nach dem, was wir über Canaris' Beurteilung der Kriegsaussichten wissen, weniger überraschen. Canaris verfuhr in der Besprechung im übrigen nach seiner bekannten Methode. Er gab scheinbar Heydrichs Forderungen weitgehend nach. Man wurde grundsätzlich verhältnismäßig rasch einig. Heydrich ließ auf der Grundlage der Besprechung einen Vereinbarungsentwurf aufstellen und Canaris übersenden. Darauf antwortete Canaris nach einiger Zeit mit einem Gegenvorschlag, in dem die grundsätzlichen Zugeständnisse in einer ganzen Reihe von Einzelpunkten wieder herabgemindert wurden. Hierauf reagierte Heydrich sehr scharf. Er erklärte, unter solchen Umständen hätten persönliche Verhandlungen mit Canaris gar keinen Zweck. Er drohte mit einem Appell an Himmler und lehnte weitere Besprechungen mit Canaris ab. Als dieser, um die Differenzen gütlich beizulegen, persönlich im RSHA vorsprach, empfing Heydrich den Älteren nicht. Jetzt sah Canaris Gefahr im Verzuge. Er rief Keitel's Eingreifen an, und auf dessen telephonische Intervention bei Heydrich kam es zu einer neuen Aussprache zwischen diesem und Canaris. Sie führte zu einer sofort schriftlich fixierten Einigung über die strittigen Punkte. Canaris war sich darüber im klaren, daß er diesmal aus dem Meinungsstreit mit dem Chef des RSHA als zweiter Sieger hervorgegangen war. Die endgültige Abmachung, die aus diesen Verhandlungen hervorging, wurde Ende Mai 1942 in gemeinsamer Tagung einer größeren Zahl von höheren Funktionären der Gestapo, des SD und der Kriminalpolizei und von Offizieren der Abwehr in Gegenwart von Canaris und Heydrich auf der in anderem Zusammenhang bereits erwähnten Zusammenkunft auf der Burg in Prag bekanntgegeben, wo Heydrich sich in

349
"

seiner Eigenschaft als amtierender Reichsprotektor" von Böhmen und Mähren aufhielt. Die Wahl des Ortes für dieses Treffen kann man wohl auch so auslegen, daß Heydrich damit seinen Triumph über die Abwehr dokumentieren wollte. Es war sein letzter. Eine Woche später wurde er von tschechischen Patrioten ermordet. Das sind in großen Zügen die wichtigsten äußeren Vorgänge im Verhältnis zwischen Canaris und Heydrich während des Krieges. Man ersieht daraus nicht, ob das auf seiten Heydrichs gegen Canaris bestehende Mißtrauen nur aus allgemeiner Feindseligkeit des nationalsozialistischen Polizeichefs gegen den Nichtnazi und seinem Ressentiment gegen die Wehrmacht entsprang, oder ob er spezifische Verdachtsgründe hatte. Aus Aussagen des SS-Standartenführers und Gruppenleiters im Amt IV des RSHA Huppenkothen in Nürnberg scheint hervorzugehen, daß die Gestapo lange Zeit amtlich von den schon mehrere Jahre vor dem Kriege und seit 1938 in ganz konkreter Form in dem Kreise um Beck, Canaris und Oster gesponnenen Umsturzplänen keine genaue und zuverlässige Kenntnis erhalten hat, die ihr die Möglichkeit zum Einschreiten geboten hätte. Immerhin hätten, so meint der genannte SD-Führer rückschauend, diejenigen Dinge, die sie in Erfahrung gebracht hatte, der Gestapo die Gewißheit gegeben, daß im einzelnen noch nicht erfaßbare Kreise innerhalb der Wehrmachtsführung sich mit Umsturzplänen beschäftigten

und daß dabei die Abwehr nicht unbeteiligt sein könne. Der erste Anlaß, bei dem solche Verdachtsmomente sich ergeben haben, scheint der sogenannte Venlo-Zwischenfall gewesen zu sein. In der Nähe des holländischen Städtchens Venlo wurden am 8. November 1939 die beiden Mitglieder des britischen Secret Service Best und Stevens unmittelbar an der deutsch-holländischen Grenze, aber auf holländischem

350
Boden, von Gestapoangehörigen überfallen und gewaltsam auf deutsches Gebiet verschleppt. Der Führer dieser Unternehmung war der spätere Leiter des gesamten Auslandsnachrichtendienstes, Schellenberg. Obgleich die festgenommenen Engländer keine für einzelne Persönlichkeiten belastenden Aussagen machten, schloß der SD aus ihren Vernehmungen doch, daß dem Secret Service Unterlagen über eine Verschwörung hoher deutscher Offiziere gegen Hitler unter Anlehnung an die Westmächte vorliegen müßten. Für das Mißtrauen Heydrichs gegen Canaris und die Abwehr ist es bezeichnend, daß der Chef des RSHA es im Gespräch mit Canaris ablehnte, diesem Einblick in die Protokolle der Vernehmungen von Stevens und Best zu geben. Auf die Frage, ob in den Vernehmungen Belastungsmaterial gegen Mitglieder der Abwehr oder sonstige Wehrmachtsangehörige zutage gekommen sei, antwortete Heydrich zwar verneinend, fügte jedoch hinzu, es habe sich ergeben, daß es immerhin in höheren Wehrmachtskreisen eine Anzahl unsicherer Kantonisten gebe. Wir haben an anderer Stelle erwähnt, daß die Gestapo in der Frage einer etwaigen Warnung der Westmächte vor der Offensive vom 10. Mai 1940 zwar eine nach dem Vatikan führende Spur verfolgte, daß es ihr aber nicht gelang, greifbares Material in die Hände zu bekommen. Immerhin ist aber damals Heydrich nach Aussagen aus Gestapokreisen aufgefallen, daß die Abwehr zwar oft Erkundigungen beim RSHA nach etwaigen Ergebnissen der von der Gestapo in der Angelegenheit geführten Untersuchung einzuholen bemüht war, aber über ihre eigenen Ermittlungen Stillschweigen bewahrte, und es ist für Heydrichs Mißtrauen bezeichnend, daß er strenge Weisung gab, die Abwehr nicht über den Fortgang der Untersuchung zu unterrichten, sich vielmehr persönlich alle etwaigen Äußerungen zu diesem Thema vorbehielt.

351
Anfang 1942 kam der SD erstmalig der im Widerspruch zu der Kompetenzenabgrenzung zwischen Gestapo und Abwehr stehenden Betätigung Osters auf dem Gebiete des innerpolitischen Nachrichtendienstes auf die Spur. Ein ehemaliger Landgerichtsdirektor, Dr. Straßmann, wurde festgenommen, weil er versucht haben sollte, mit politisch linksstehenden Kreisen zwecks Aufnahme eines Nachrichtenaustausches auf innerpolitischem Gebiet Verbindungen anzuknüpfen. Der Verhaftete gab an, auf Veranlassung von zwei Angehörigen von Osters Zentralabteilung gehandelt zu haben. Es ist merkwürdig, daß Heydrich zwar im Kreise seiner höheren Beamten ausdrücklich auf den in diesem Tatbestand zu sehenden Bruch seiner Abmachungen mit Canaris hinwies, jedoch daraus keine Konsequenzen zog. Er ordnete vielmehr an, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Bis zu seinem einige Monate später erfolgenden Tode griff er nicht wieder auf die Angelegenheit zurück.

Das sind einige der zu Heydrichs Kenntnis gelangten Verdachtsmomente gegen die Abwehr, soweit sie innerhalb des

RSHA den engeren Mitarbeitern des Chefs bekannt wurden. Heydrich ging mit seinem Wissen aber sehr ökonomisch um. Bei derartig diskreten Angelegenheiten blieb der Kreis der Mitwisser so eng beschränkt wie nur irgend möglich. Beispielsweise wurde hinsichtlich der Untersuchung des vermuteten Verrates der Westoffensive auf Heydrichs Weisung der Kreis der Mitwisser auf Gruppenführer Müller, die Standartenführer Schellenberg und Huppenkothen und den unmittelbar mit der Untersuchung befaßten Sachbearbeiter beschränkt. Es erhebt sich die Frage, ob Heydrich und Himmler, bei denen geheime und geheimste Informationen von den verschiedensten Seiten zusammenflossen, nicht über die systemfeindlichen Bestrebungen und Vorgänge in der Abwehr erheblich mehr

352

wußten, als sie auch ihren nächsten Mitarbeitern mitteilten. Ferner ist es keineswegs sicher, daß Himmler und Heydrich miteinander mit offenen Karten spielten. Was Himmler anbelangt, so muß man eigentlich annehmen, daß er auf Grund seiner eigenen Fühlungen mit den Kriegsgegnern durch den nachher wegen zu viel Wissens umgebrachten Rechtsanwalt Langbehn mindestens eine Vorstellung davon gehabt hat, daß auch von anderen Seiten ähnliche Bemühungen im Gange waren. Man kann auf Grund dessen, was Langbehn seinen Freunden im Lager der Fronde, u. a. dem Botschafter a. D. von Hassell, berichtet hat, ferner schließen, daß man im Kreise um Himmler schon mindestens seit dem Scheitern der Offensive gegen Moskau in den frühen Wintermonaten 1941 mit dem Gedanken gespielt hat, Hitler zu beseitigen und den Reichsführer SS an seine Stelle zu setzen.

--

Bei dem Material, welches Himmler ohne Zweifel vorgelegen hat, hätte es keiner besonderen Kombinationsgabe auf seiner Seite bedurft, um sich klarzumachen, an welchen anderen Stellen ähnliche Gedanken wie bei ihm selbst und seinem Kreise erwogen wurden und zu dem Schlusse zu gelangen, daß die seit jeher mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtete Abwehr dabei eine besonders wichtige Rolle spielte. Wenn Himmler und Heydrich vorausgesetzt, daß sie in dieser Sache miteinander im Einklang waren - trotz alledem nicht zugegriffen, so könnte sehr wohl der Gedanke mitgespielt haben, daß es zweckmäßig wäre, ruhig die Politiker der Fronde, die Militärs und die Abwehr ihren Putsch machen und Hitler stürzen zu lassen und erst hinterher mit den Machtmitteln der SS einzugreifen. Dann hatte man die Chance, sich als Rächer des von „der Reaktion“ beseitigten „Führers“ aufzuspielen und in der allgemeinen Verwirrung die Macht an sich zu reißen.

23 Abshagen, Canaris

353

Das ist natürlich eine Spekulation, denn aktenmäßige Unterlagen für solche Pläne der SS-Führung haben wir nicht; doch manche Indizien könnten in diesem Sinne ausgelegt werden. Natürlich gibt es auch eine primitivere Erklärung für das Zuwarten, die mit einer bei der Polizei öfters angewandten Praxis begründet werden kann. Die wäre, daß man zwar sehr konkreten Verdacht hinsichtlich der Verschwörung gegen das System gehabt, es aber für zweckmäßig gehalten hätte, solange diese sich nicht in umstürzlerischen Handlun-

gen äußerte, sich auf scharfe Überwachung zu beschränken aus dem Gedanken heraus, daß es besser sei, mit einem bekannten Verschwörerkreis zu tun zu haben, als die ganze Umsturbewegung durch die Verhaftung der bekannten Spitzen unter die Erde zu treiben.

Es ist schon davon gesprochen worden, daß Canaris den Tod Heydrichs mit einem Gefühl der Erleichterung zur Kenntnis nahm. Er hatte das Gefühl, daß Heydrich ihm unangenehm nahe auf der Spur war. Mit den kleineren Geistern unter seinen Gegnern im RSHA hoffte er schon fertig werden zu können, wenngleich er vor Gruppenführer Müller ständig auf der Hut blieb. Mit Heydrichs Nachfolger Kaltenbrunner suchte er zunächst keinen persönlichen Kontakt. Das erste Zusammentreffen der beiden Männer fand am 22. Februar 1943 also rund dreiviertel Jahre nach Heydrichs Tod im Hotel „Regina“ in München statt. Wir haben die Schilderung eines Augenzeugen über dieses Zusammentreffen, die in mancher Hinsicht recht interessant ist. Der Tag des Zusammentreffens war der gleiche, an dem im Gefängnis Stadelheim bei München die Geschwister Scholl wegen ihrer führenden Beteiligung an der Studentenverschwörung an der Universität München hingerichtet wurden. Canaris war über das Schicksal

-

354

des Geschwisterpaares und das brutale Verfahren vor dem Volksgerichtshof unter Freislers Vorsitz tief erschüttert. Vielleicht spielte dieser Umstand mit, wenn der Admiral in dem ganzen ersten Teil der Besprechung mit Kaltenbrunner nach dem Eindruck seiner Begleiter bedrückt, unsicher, ja fast verschüchtert wirkte. Es könnte aber ebensowohl die körperliche Erscheinung Kaltenbrunners daran schuld gewesen sein. Der große, ungeschlachte Kerl im Format eines alpenländischen Holzfällers mit den von Schmissen durchfurchten Backen wirkte irgendwie erdrückend auf Canaris. Auch seine langsame, schwerfällige Redeweise, die auf ein gleichfalls langsam arbeitendes und reagierendes Gehirn schließen ließ, fiel Canaris auf die Nerven. Er wurde noch unsicherer, als Kaltenbrunner eine leichte Anspielung auf die Erregung der Münchener Bevölkerung über die Vollstreckung des Todesurteils an den Scholl-Geschwistern mit einer kaltschnäuzigen Bemerkung, die auf völligen Mangel an menschlichem Empfinden schließen ließ, beantwortete. Canaris beschränkte sich deshalb seinerseits auf ziemlich abgedroschene Phrasen über gute Zusammenarbeit, bis Kaltenbrunner auf dieses Stichwort hin sich äußerst kritisch über den Wiener Abwehrstellenleiter Graf Marogna-Redwitz ausließ. Dieser unterhalte nach seinen Informationen Beziehungen zur konservativen Opposition in Österreich und stehe außerdem in auffallend gutem Verhältnis zu wegen ihrer anglophilen Einstellung verdächtigen Mitgliedern des ungarischen Nachrichtendienstes.

Der Augenzeuge berichtet, daß bei diesem Angriff auf einen seiner Mitarbeiter bei Canaris wie mit einem Schlage alle Unsicherheit verschwunden sei. Er war sich bewußt, daß dieser Angriff nicht unbegründet und über die Person Marognas hinaus für die ganze Abwehr und die Widerstandsbewegung gefährlich sei. Jetzt ließ er gegenüber dem

355

schwerfälligen Kaltenbrunner alle Register seines Intellektes spielen. Er verstand es, das, was Kaltenbrunner als an-

stößig empfunden hatte, als völlig harmlos und im Einklang mit den Aufgaben und Pflichten eines Abwehroffiziers darzustellen. Mit größter Geschicklichkeit wußte er Schwächen in seiner Argumentation zu verdecken, Kaltenbrunners Bedenken völlig zu zerreden, so daß am Ende der Besprechung der neue Chef des RSHA, wenn nicht über die Harmlosigkeit seines Gegenspielers in der Leitung der Abwehr, so doch über die Tätigkeit Marognas völlig beruhigt schien. Über seinen persönlichen Eindruck von Kaltenbrunner machte Canaris unmittelbar nach der Besprechung zu seiner Begleitung nur eine bezeichnende Bemerkung: „Haben Sie die Hände von dem Kerl gesehen? Mörderpranken!“

Trotz dem physischen Widerwillen, den ihm schon Kaltenbrunners äußere Erscheinung einflößte, bemühte sich Canaris, nachdem einmal die persönliche Berührung hergestellt war, mit Kaltenbrunner ein ähnlich gutes äußerliches Verhältnis wie zu seinem Vorgänger Heydrich herzustellen in dem Bestreben, auf diese Weise seinem Gegner in die Karten zu gucken. Kaltenbrunner sowohl wie seine engeren Mitarbeiter Müller, Schellenberg, Huppenkothen und andere waren in der Folge öfters Tischgäste von Canaris in Zossen, wohin die Abwehr am 19. April 1943 ihre Diensträume verlegt hatte. Diese Zweckintimität konnte jedoch nicht verhindern, daß das Netz, welches die Gestapo um Canaris und die Abwehr zu ziehen begonnen hatte, sich stetig enger zusammenzog. Der dirigierende Kopf auf seiten der Gestapo war wohl in erster Linie Müller. Bedrohlich nahe an Canaris selber kamen die Ermittlungen in einem Verfahren, das ursprünglich von der Zollfahndungsstelle Prag ausging. Diese hatte im Dezember 1942 zwei Angehörige der Abwehrstelle München unter

356 dem Verdachte eines Devisenvergehens gefaßt. Die in dem sich hieraus entwickelnden Devisenverfahren gegen Angehörige der Abwehrstelle München getroffenen Ermittlungen gaben der Gestapo Gelegenheit, das Verfahren auf das politische Gleis zu schieben. Hierbei wurden die bereits früher erwähnten Friedensbemühungen, die Dr. Josef Müller auf dem Wege über den Vatikan betrieben hatte, erneut zum Gegenstand des Verfahrens gemacht. Es wurde bereits in diesem Zusammenhange von einer „Generalsclique“ gesprochen und der Name Dohnanyi als der des in Osters Abteilung für die Friedensgespräche zuständigen Sachbearbeiters erwähnt. In der Gestapoleitung in Berlin scheint man allerdings zunächst einigermaßen skeptisch gewesen zu sein. Man hatte dort Oster zwar seit langem im Verdacht oppositioneller Betätigung. Aber das in vielem zunächst noch hypothetische Ergebnis der Münchner Ermittlungen deutete zu vollkommen und eindeutig auf den Tatbestand einer auf der Grenze von Hoch- und Landesverrat liegenden Verschwörung, als daß man ohne weiteres daran zu glauben bereit war. Außerdem war sich Gestapo-Müller darüber klar, daß, wenn das, was seine Münchner Organe ermittelt zu haben glaubten, stimmte, die Untersuchung kaum bei Dohnanyi und Oster würde haltmachen können, sondern auch auf Canaris erstreckt werden mußte. Und das schien ihm doch ein reichlich heißes Eisen zu sein. Er entschied gegen rasches Zufassen und beschloß, sehr vorsichtig vorzugehen. Es ist nicht klar ersichtlich, ob er schon vorher mit Himmler inoffiziell Fühlung genommen hatte. Amtlich jedenfalls wurde dieser erst jetzt gleichzeitig mit Keitel durch einen sehr zurückhaltend abge-

faßten Bericht verständigt, welcher beiden durch Oberstkriegsgerichtsrat Röder beim Reichskriegsgericht, der die Untersuchung der in München Verhafteten führte, auf Veranlassung

357

von Gruppenführer Müller zugeleitet wurde. Die Tendenz war, nach außen hin die politischen Verdachtspunkte möglichst zurückzustellen und die Sache als ein Devisendelikt mit dem Hintergrunde möglicher Korruption zu frisieren, um auf diese Weise Widerstände gegen eine Durchführung der Untersuchung lahmzulegen. In Wirklichkeit sollte natürlich die Untersuchung benutzt werden, um gründlich in die politischen Zusammenhänge in der Abwehr hineinzuleuchten. Röder erhielt den Befehl, die weiteren Ermittlungen als Sonderauftrag des Reichskriegsgerichts durchzuführen. In Ausführung dieses Befehles begab er sich am 5. April 1943 in Begleitung eines Kriminalkommissars zunächst zu Canaris, um diesen vor Beginn der Untersuchung zu orientieren. Canaris zog zu dieser Besprechung Oster hinzu, der sich sofort vor Dohnanyi stellte und erklärte, er übernehme unbesehen die Verantwortung für alles, was diesem etwa zur Last gelegt werde. So ritterlich diese Handlungsweise war, so kann man sich fragen, ob sie gegenüber Menschen, von denen man alles andere als ein ritterliches Benehmen erwarten konnte, zweckmäßig war.

Es folgte dann die unter anderem von Gisevius beschriebene Szene in Dohnanyis Büro, bei der durch die Nervosität der Beteiligten ein Aktendeckel beschlagnahmt wurde, in dem sich unter anderem ein Antrag auf erneute Freistellung des zur Bekennenden Kirche gehörenden Pastors Dietrich Bonhöffer vom Wehrdienst befand. Dieser war schon vorher zu Verhandlungen mit ausländischen protestantischen Kirchenkreisen, die parallel zu Dr. Müllers vatikanischen Besprechungen liefen, eingesetzt worden. Der fragliche Zettel war mit einem O abgezeichnet, das ein Nadelöhr-Becks Deckname war ..Nadelöhr" darstellte, zum Zeichen, daß der Generaloberst einverstanden war. Der SD nahm an, es

358

handle sich um Osters Paraphe, was in den Vernehmungen Osters und Dohnanyis zu Widersprüchen führen sollte. Dohnanyi, dessen Frau und Pastor Bonhöffer wurden sofort verhaftet. Oster, der während der Durchsuchung dabei beobachtet wurde, wie er versuchte, die Zettel verschwinden zu lassen, mußte seinen Dienst einstellen und erhielt später mit Wirkung vom 31. Dezember 1943 seinen Abschied. Mit ihm verlor die Widerstandsbewegung innerhalb und außerhalb der Abwehr ihren tätigsten und hingebungsvollsten Mitarbeiter, der ohne jeden persönlichen Ehrgeiz, stets nur an die Sache denkend, alle seine Kräfte dem Kampf gegen Hitler gewidmet hatte. Zwar ließ man ihn noch geraume Zeit in Freiheit, aber er wurde natürlich scharf überwacht und war an weiterer wirkungsvoller Tätigkeit für die Fronde dadurch gehindert.

Es ist für den Außenstehenden schwer zu verstehen, daß Oster und Dohnanyi sich auf diese Weise überrumpeln ließen, mußten sie doch wissen, daß der SD ihnen seit geraumer Zeit auf den Fersen war. Schon bald nach den Münchener Verhaftungen waren sie überdies von Reichskriminaldirektor Nebe gewarnt worden, daß höchste Gefahr im Verzuge sei, und noch am Vortage hatte Canaris, der irgendwie Wind von

dem schwebenden Verfahren bekommen haben muß, Oster dringend ans Herz gelegt, dafür zu sorgen, daß nichts Belastendes im Büro gefunden werden könne. Vielleicht war Oster dadurch, daß das RSHA schon so viele Gelegenheiten, da es Verdacht gefaßt haben mußte, ungenutzt hatte verstreichen lassen, in Sicherheit gewiegt worden. Er mag wohl auch daran gezweifelt haben, daß man in der Prinz-Albrecht-Straße riskieren würde, öffentlich ein politisches Verfahren gegen die Abwehr anzustrengen und einen direkten Einfall in das Haus am Tirpitzufer zu inszenieren.

359

Daß ausgerechnet Dohnanyi das erste Opfer der Röderschen Untersuchung werden mußte, ist auch insofern besonders tragisch, als gerade dieser eminent kluge Mann sich von jeher der Gefährlichkeit der schriftlichen Festlegung von im Sinne des Dritten Reiches illegalen Tatbeständen klar bewußt gewesen war. Schon zu einem früheren Zeitpunkt hatte er seinem Mitarbeiter Justus Delbrück einmal mit einem Wink auf einen Stoß Geheimakten gesagt: „Jeder Zettel ist ein Todesurteil.“ Aber Oster und seine Mitarbeiter standen andererseits stark unter dem Eindruck der Forderung Becks, Belege über das gesamte Tun und Lassen der Opposition aufzubewahren. Beck hatte besonders in den ersten Phasen des Krieges darauf hingewiesen, daß die Opposition eines Tages werde nachweisen müssen, daß sie bereits zu einer Zeit, als die meisten noch an Hitlers Sieg glaubten, den Entschluß zum Widerstande gegen das verbrecherische Regime gefaßt und betätigt habe. Der ehemalige Generalstabschef selber hatte auch seither die Gewohnheit, jeden seiner Schritte aktenmäßig festzuhalten, nicht aufzugeben. Osters Dokumentensammlung war ja aus einem ähnlichen Motiv, einerseits die Tätigkeit der Opposition, daneben aber vor allen Dingen die Schandtaten des nationalsozialistischen Regimes festzuhalten, begonnen und fortgeführt worden. Der eigentliche Fehler in Osters Rechnung scheint darin gelegen zu haben, daß er nicht rechtzeitig erkannte, daß die Gestapo die Devisenaffäre in München dazu benutzte, ihre politische Untersuchung als ein gegen rein kriminelle Tatbestände gerichtetes Verfahren zu tarnen. Es war ein besonderes Pech für Oster und seine Mitarbeiter und ein Glücksfall sondergleichen für die Gestapo, daß Röder gleich in der ersten Stunde seiner Untersuchung politisches Material, das für Oster persönlich und für die Abwehr schwer belastend war, in die Hand fiel.

360

Röder, der nun Blut geleckt hatte, führte die Untersuchung wochenlang weiter. Er trat sehr großspurig auf, bedrohte Zeugen, prahlte mit seinen persönlichen Beziehungen zu Göring, aber er kam nicht sehr viel weiter. Zwar wurde Dr. Josef Müller in München festgenommen, es wurde auch Anklage gegen ihn erhoben. Es kann aber in der Abwehr kein ihn ernsthaft belastendes Material aufgefunden worden sein, das die von der Münchner Gestapo gegen ihn erhobenen Verdächtigungen bestätigt hätte; denn er wurde freigesprochen. Das bedeutete nicht, daß er in Freiheit gesetzt worden wäre. Die Gestapo behielt ihn vielmehr in Gewahrsam. Freisprüche durch die ordentlichen Gerichte waren in jenen Tagen für diejenigen, welche sich auf den schwarzen Listen der Gestapo befanden, kein Segen. Wünschenswerter waren für sie im allgemeinen nicht zu langfristige Freiheitsstra-

fen im ordentlichen Gerichtsverfahren, die dazu führten, daß die Verurteilten zum Strafvollzug in die der Justizverwaltung unterstehenden Strafanstalten eingeliefert und dadurch zunächst einmal der Willkür der Gestapo entzogen wurden. Das Verfahren gegen Dohnanyi wurde mit Hilfe des Chefrichters des Heeres, Dr. Sack, erfolgreich in die Länge gezogen. Es war noch nicht zur Anklageerhebung gekommen, als der 20. Juli 1944 die letzten Hemmungen für die Gestapo beseitigte und auch Dohnanyi ein Opfer des großen Aufräumens wurde.

Doch kehren wir zu Röders Untersuchung in der Abwehr zurück. Canaris war durch die seiner ganzen Arbeit drohende Gefahr zu höchster Aktivität angespornt worden. Noch einmal bewährte er sich in seiner alten Gewandtheit. Er ließ alle Minen springen, um Röder entgegenzuarbeiten. Dessen Ungeschick und Taktlosigkeit spielten ihm in die Hände. Canaris verstand es, Keitel klarzumachen, daß Röder seine Zustän-

361

digkeit weit überschreite, daß die Untersuchung gegen die Abwehr nur ein Vorwand sei und daß es sich im Grunde um einen Angriff der SS gegen die Wehrmacht und deren Spitze, den Chef des OKW selber, handele. Das machte dann Keitel mobil. Röder wurde abgelöst. Er fiel die Treppe hinauf, wurde zum Generalrichter bei einer Luftflotte auf dem Balkan, möglichst fern von Berlin, befördert.

Wie erbittert Canaris über Röder gewesen sein muß, wird dadurch erhellt, daß er, der sonst jeder Anwendung von Gewalt widerstrebte, ihm gegenüber mindestens der geistige Urheber eines Aktes von Brachialgewalt wurde. Röder hatte im Verlaufe der Untersuchung auch abfällige Äußerungen über die Division „Brandenburg“ gemacht, die er als „Drückebergerverein“ bezeichnet hatte. Der Kommandeur der Division, Generalmajor von Pfuhlstein, stellte daraufhin wie Canaris später mit dem Ausdruck der Befriedigung im vertrauten Kreise erzählte, auf seine, Canaris', Veranlassung - Röder und versetzte diesem, als er nicht sofort eine befriedigende Antwort erteilte, einen Schlag ins Gesicht. Als Pfuhlstein daraufhin in Haft genommen wurde, begab sich Canaris sofort zu Keitel, erklärte diesem, daß Pfuhlstein auf seine Weisung hin gehandelt habe. Infolgedessen sei er, Canaris, verantwortlich. Er betrachte sich deshalb als in Ehrenhaft, solange Pfuhlstein nicht wieder in Freiheit gesetzt sei. Er verließ tatsächlich sein Haus etwa eine Woche nicht, bis er von Keitel die Mitteilung erhielt, daß das Verfahren gegen Pfuhlstein erledigt sei.

Doch zurück zur Untersuchung. Keitel nahm Verhandlungen mit Himmler auf. In dieser Unterredung soll Himmler nach Angaben aus Gestapokreisen eine Haltung eingenommen haben, die nach dem, was wir etwas weiter oben besprochen haben, nachdenklich stimmen muß. Er soll nämlich Keitel er-

362

klärt haben, er habe an der ganzen Angelegenheit nicht das geringste Interesse, habe überdies gar nichts gegen Canaris. Der solle sich die ganze Sache nur zur Lehre dienen lassen und keine unzuverlässigen Elemente bei sich beschäftigen, bzw. sich endlich von solchen freimachen. Es ist tatsächlich schwer zu glauben, daß Himmler um diese Zeit, im Sommer 1943, noch so ahnungslos gewesen sein sollte, wie er nach dieser Auslassung scheinen könnte. Hinter seinem Desinter-

essement muß doch wohl mehr gesteckt haben. Jedenfalls aber gab Himmlers Stellungnahme Keitel die willkommene Möglichkeit, anzuordnen, daß in der weiteren Untersuchung die politische Seite – weil die bisherigen Ermittlungen keinen genügenden Anhalt nach dieser Richtung hin gegeben hätten – zurückzustellen sei. Damit war die ganze Sache wieder auf ein Verfahren gegen etwaige Vergehen devisen- oder zollstrafrechtlicher Natur reduziert. Mit der Verhaftung Dohnanyis und dem Ausscheiden Ostera war die Abwehr als Instrument des Widerstandes, wie wir schon gesehen haben, entscheidend geschwächt. Um etwa die gleiche Zeit gab es im Kreise der nächsten Mitarbeiter von Canaris, wie gleichfalls erwähnt, erhebliche Veränderungen. Es wurde einsamer um Canaris. Wir finden aber in seiner unmittelbaren Umgebung als engeren Vertrauten jetzt den Pianisten Helmut Maurer. Dieser war ein Nachbar von Canaris in Schlachtensee. Aus der Nachbarschaft hatte sich im Laufe der Jahre ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem hochgebildeten und feinsinnigen Musiker und der Familie Canaris entwickelt. Als während des Krieges die Möglichkeit heranrückte, daß Maurer zur Wehrmacht eingezogen würde, hatte Canaris ihm vorgeschlagen, als Zivilangestellter bei der Abwehr einzutreten. Dadurch hatte Canaris nun schon seit einigen Jahren in der Abwehr an unauffälliger

363

Stelle einen Menschen sitzen, auf den er sich unbedingt verlassen konnte. Je länger der Krieg dauerte, je kleiner der Kreis der alten Vertrauten wurde, um so mehr wurde „Onkel Mau“, wie Canaris ihn zu nennen pflegte, zu einem Vertrauten, mit dem er seine Sorgen und Nöte frei besprechen konnte.

Canaris' pessimistische Beurteilung der Aussichten für eine entscheidende Wendung zum Besseren durch einen Umsturz schien durch den Ablauf der Ereignisse mehr und mehr gerechtfertigt. Die Fühlung zu dem Kreise um Beck wurde allmählich lockerer. Dort war die Initiative mehr und mehr in die Hände einer Gruppe junger Generalstabsoffiziere übergegangen, unter denen der Oberst Graf Stauffenberg als Persönlichkeit hervorragte. In diesem Kreise hatte man in mancher Hinsicht andere Ideen als die „Zivilisten“ um Oster. Deren sorgfältig erwogene und durchgearbeitete Staatsstreichpläne wurden in entscheidenden Punkten mißachtet, wie sich später herausstellen sollte, nicht zum Nutzen der Sache. Die politischen Gedankengänge des Kreises um Stauffenberg blieben Canaris fremd. Er setzte dessenungeachtet seinen Verteidigungskampf gegen das RSHA fort. Er unternahm auf eigene Initiative Schritte wie die geschilderte Warnung an Amé in Venedig. Manchmal mag ihm in diesen Wochen und Monaten der Gedanke gekommen sein, das Spiel aufzugeben, sich von dem aussichtslosen Kampfe zurückzuziehen. Aber er gab solchen Regungen nicht ernsthaft nach. Er stand nach wie vor zu dem, was er „Onkel Mau“ einmal zu Anfang des Krieges geäußert hatte, als er ihm ein Exemplar des Romanes „Tsushima“ von Frank Thieß schenkte; auf den unglücklichen Chef der russischen Ostseeflotte, Admiral Rojestwenski, anspielend, hatte er etwa gesagt:

Sehen Sie, dieser Mann ist losgefahren, obgleich er wußte,

364

daß die Regierung ihn bei allen Vorbereitungen zur Fahrt

betrog, obgleich er wußte, daß der Staat ihn kurz nach seiner Abfahrt verraten und diffamieren würde, obgleich er wußte, daß auf seinem Rücken die übelsten Geschäfte ausgepaukt wurden und eine Clique bereit stand, ihn ans Kreuz zu schlagen. Er wußte als Fachmann, daß er mit gänzlich ungenügenden Schiffen und schlecht ausgebildeter Mannschaft fuhr, wußte, daß die Außenpolitik mit England dadurch ins Wanken geriet, und wußte auch, daß er jede etwaige Schlacht verlieren müsse und nie wieder seine Heimat sehen würde. – Dieser Mann ist gefahren für Rußland – trotz alledem und im vollen Bewußtsein dessen, was er tat... ich gehe als Offizier für Deutschland in den Krieg und gebe meinen Posten nicht auf, um zu retten, was noch zu retten ist, und um den mörderischen Nachfolger, der meinen Platz haben will, so lange es irgend möglich ist, auszuschalten.

Dieser letzte Gedanke, die Kaltenbrunner, Müller und Schellenberg nicht in den Besitz der Abwehr und ihrer Möglichkeiten gelangen zu lassen, hielt ihn auch jetzt noch bei der Stange, obwohl er sich bewußt war, daß sein Tsushima, die Schlacht, die ihm und der Abwehr als selbständige Organisation ein Ende bereiten mußte, nicht mehr ferne war.

Im Januar 1944 platzte wieder eine Bombe, auch dieses Mal ganz nahe bei Canaris. Der Kreis um die Witwe des ehemaligen Botschafters Solf, in den sich ein Gestapospitzel einzuschleichen vermocht hatte, wurde verhaftet. Unter den Festgenommenen befand sich der Gesandte O. C. Kiep, der seit Kriegsausbruch im Amt Ausland/Abwehr als Reserveoffizier tätig gewesen war. Beziehungen sowohl zu dem in der Schweiz lebenden früheren Reichskanzler Wirth wie zu dem verabschiedeten Generalstabschef Halder wurden dem SD bekannt. Gleichzeitig erhielt die Gestapo Kenntnis davon, 365

daß die Mitglieder des Kreises durch den gleichfalls in der Amtsgruppe Ausland als Kriegsverwaltungsrat tätigen Grafen Helmut von Moltke und den zur Abwehrabteilung III gehörigen Hauptmann Gehre gewarnt worden waren, daß ihre Telephone überwacht würden, was der Letztgenannte von einem im „Forschungsamt“ tätigen Freund, einem früheren Seeoffizier, erfahren hatte. Kaltenbrunner, Müller und Schellenberg mußten also ganz im Bilde darüber sein, daß in der Abwehr trotz Osters Abgang immer noch gegen sie gearbeitet wurde. Sie schritten aber auch jetzt noch nicht zum Frontalangriff gegen Canaris, obgleich besonders Schellenberg in unermüdlichem Ehrgeiz auf die Zusammenfassung des gesamten politischen und militärischen Nachrichtendienstes in seiner Hand hinarbeitete.

Den unmittelbaren Anstoß zu Canaris' Sturz gab dann aber ein verhältnismäßig fernliegender Vorfall. Ein bei der Abwehrorganisation in der Türkei tätiger Angestellter, Dr. Erich Vermehren, ging mit seiner Frau, einer geborenen Gräfin Plettenberg, die kurze Zeit vorher in der Türkei eingetroffen war, auf die englische Seite über und verschwand mit einem britischen Flugzeug nach Kairo. Es ist von SD-Seite behauptet worden, daß Vermehren der Gegenseite geheimes Nachrichtenmaterial zur Verfügung gestellt habe. Das Ehepaar Vermehren hat selber angegeben, daß es aus religiösen Gründen weitere Mitarbeit im Dienste Hitlers und eine Rückkehr ins Dritte Reich habe ablehnen müssen. Daneben mag die Tatsache eine Rolle gespielt haben, daß die junge Frau Vermehren, welche in Beziehungen zu katholischen Widerstands-

kreisen gestanden haben dürfte, sich bei Rückkehr nach Deutschland mit Recht bedroht fühlen mußte. Die Nachricht von dem Übertritt der Vermehrens erregte in der Türkei und darüber hinaus beträchtliches Aufsehen. Der Fall machte

366

im übrigen Schule. Verschiedene andere Deutsche, darunter ein aus Österreich stammendes Ehepaar von Kletschowsky, welches seit Jahren für die Abwehrabteilung III in der Türkei tätig gewesen war, folgte dem gegebenen Beispiel, und sogar die Sekretärin des der Botschaft beigegebenen Gestapoattachés begab sich, als sie nach Berlin zurückberufen wurde, anstatt abzureisen, in die amerikanische Botschaft.

Die Angelegenheit Vermehren rief bei Hitler einen Wutanfall von selbst bei ihm ungewöhnlicher Heftigkeit hervor. Erschwerend fiel für Hitler offenbar ins Gewicht, daß Vermehrens Dienststellenleiter, der Hauptmann der Reserve Dr. Paul Leverkühn, ihm schon von früherer Gelegenheit in unangenehmer Erinnerung war. Leverkühns Name war im Zusammenhang mit der Aufsehen erregenden Friedensfühlerrede, die Botschafter von Papen am Heldengedenktage 1943 in Ankara gehalten, und die zu einer Beschwerde des japanischen Botschafters Oshima bei Hitler geführt hatte, in Verbindung mit Friedensbemühungen nach amerikanischer Seite genannt worden. In der Tat hatte Leverkühn - trotz des Verbotes politischer Betätigung für die Abwehr mit stillschweigender Duldung durch den Abteilungschef von Abwehr I, Oberst Hansen und durch Canaris - im Einvernehmen mit von Papen Möglichkeiten für die Anknüpfung von Friedensgesprächen erkundet, was ja durchaus im Sinne von Canaris war, was aber auch, wie sich später herausstellte, den Verdacht der Gestapo erweckt hatte. Der Zorn über den Fall Vermehren übertrug sich bei Hitler jedenfalls über Leverkühn auf dessen Chef Canaris. Hitler soll in seiner Wut wiederholt den Namen Leverkühn als den eines typischen Canarisvertreters genannt haben. Canaris selbst, so schimpfte er, sei dafür verantwortlich, daß diese Schweinerei nicht verhindert worden sei. Der bekannte Turnierreiter und SS-Gener-

367

ral Fegelein, der mit der Schwester von Eva Braun verheiratet war (was ihn später, kurz vor Kriegsschluß; nicht vor dem Mordbefehl seines „Schwagers“ Hitler rettete), hat für sich das „Verdienst“ in Anspruch genommen, bei dieser Gelegenheit Hitler vorgeschlagen zu haben, er solle doch „den ganzen Kram“, das heißt also den gesamten Nachrichtendienst, Himmler unterstellen. Jedenfalls berief Hitler diesen zu sich und forderte ihn auf, ihm unverzüglich Vorschläge für die Bildung eines einheitlichen Nachrichtendienstes zu unterbreiten. Canaris erfuhr über Keitel, daß sein Kampf gegen die SS mit dem Siege seiner Gegner geendet habe. Keitel befand sich gerade in Berlin. Jodl rief ihn aus dem Führerhauptquartier an und teilte ihm mit, der „Führer“ habe auf Grund des Vorganges Vermehren angeordnet, daß die Abwehr an das RSHA abzugeben sei. Es war im Februar 1944.

Innerhalb der obersten Instanzen der SS gab es noch Meinungsverschiedenheiten über den Umfang dessen, was man sofort übernehmen sollte. Himmler und Müller waren gewillt, zunächst nicht mehr in das RSHA einzugliedern, als ohne zu große Schwierigkeit verdaut werden könnte. Schellenberg hätte am liebsten das gesamte Amt Ausland/Abwehr verein-

nahmt. Kaltenbrunner entschloß sich schließlich, Himmler einen Text für einen Führererlaß vorzuschlagen, der nach Angaben von SD-Seite etwa folgenden Wortlaut hatte:

1. Ich befehle die Errichtung eines einheitlichen deutschen geheimen Meldedienstes.
2. Mit der Führung des geheimen Meldedienstes beauftrage ich den Reichsführer SS. Dieser und der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht vereinbaren gemeinsam, unter welchen Umständen der militärische Nachrichtendienst in den geheimen Meldedienst zu überführen ist.

368

In erzwungener Untätigkeit
Mitte Juli 1944

Nachdem Himmler seine Zustimmung zu dem Entwurf gegeben hatte, begab sich Kaltenbrunner ins Führerhauptquartier und unterbreitete nach Abstimmung des Textes mit Keitel und Jodl diesen Hitler. Der machte keinerlei Einwendungen, sondern fragte Kaltenbrunner, wenn man dessen Erzählung glauben darf, nur, ob der Erlaß ihm auch alles gebe, was er brauche. Bezeichnend für den ungeminderten Machthunger der SS ist, daß Kaltenbrunner darauf geantwortet haben will, jetzt fehle ihm nur noch der Nachrichtendienst des Auswärtigen Amtes. Auf diese Anzapfung scheint Hitler aber nicht reagiert zu haben.

Canaris hatte mit der praktischen Durchführung des Führererlasses nichts mehr zu tun. Er wurde mit sofortiger Wirkung beurlaubt und vom Dienste suspendiert. Die Verhandlungen zwischen Wehrmacht und SS über die Überleitung standen unter dem Vorsitz des Chefs des Wehrmachtzentralamtes, Generalleutnant Winter, der hierzu von Keitel bevollmächtigt worden war. Sie wurden im einzelnen für die Amtsgruppe Ausland (die beim OKW verblieb, wenngleich mit gewissen Auflagen zugunsten Himmlers) von ihrem Chef Konteradmiral Bürkner, für die drei Abwehrabteilungen von Generalmajor von Bentivegni geführt. Die Abwehrabteilungen I und II wurden zu einem „Amt Mil“ vereinigt und ins RSHA überführt. Chef des Amtes Mil wurde der bisherige Leiter von Abwehr I, Oberst Hansen. Für Abwehr III wurde eine Sonderregelung getroffen, die im einzelnen darzustellen außerhalb des Rahmens dieses Buches liegen würde. Die Zentralabteilung, einst Osters Domäne, wurde aufgelöst. Mit Bitterkeit im Herzen und mit brennender Sorge mußte Canaris sehen, wie sein Werk, das er mit Hingabe aufgebaut und mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit verteidigt hatte, nun zerschlagen wurde. Es war für ihn kein Trost, daß

24 Abshagen, Canaris

369

er mit Sicherheit voraussah, daß die Sieger sich des Preises nicht mehr lange erfreuen würden. Die letzte Organisation, die ein ernsthafter Hemmschuh an der Politik des totalen Terrors gewesen war, bestand nicht mehr. Ihr Fehlen sollte sich schmerzlich bemerkbar machen, als wenige Monate später endlich der verzweifelte Versuch unternommen wurde, vor Toresschluß noch aus deutscher Initiative den Tyrannen zu beseitigen und das System zu stürzen.

Daß die Gestapo in ihrem über ein Jahrzehnt währenden Kampfe gegen die Abwehr eines Tages siegen mußte, kann

bei rückschauender Betrachtung niemanden überraschen, der sich vergegenwärtigt, daß sie in einem Regime, wie das im Dritten Reiche herrschende, eigentlich alle Trümpfe in der Hand hatte. Erstaunlich ist nur, daß sie so lange brauchte, um ihr Ziel der Vereinigung des gesamten inneren und äußeren geheimen Nachrichtendienstes in ihrer Hand zu erreichen. Dieses Streben über neun Jahre hindurch trotz ungeheurer Schwierigkeiten hintertrieben zu haben, ist die außerordentliche Leistung von Canaris. Man wird ihre Bedeutung nur dann richtig würdigen können, wenn man sich vorzustellen versucht, wieviel lückenloser und unerbittlicher der SS-Terror sich im Innern Deutschlands und gegenüber den in Hitlers Machtbereich geratenen Ländern Europas hätte auswirken können, wenn sich die Himmler, Heydrich, Kaltenbrunner und Konsorten frei gewußt hätten von der stetigen Beobachtung und Kontrolle des „alten Fuchses“ vom Tirpitzufer. Diese Leistung aber war Canaris ganz persönlich zuzuschreiben, seiner Kunst der Menschenbehandlung, seinem diplomatischen Geschick, seiner Wendigkeit und Kunst der Verstellung, nicht zuletzt aber dem rücksichtslosen Einsatz seiner Person, mit anderen Worten seiner Zivilcourage.

370

ACHTZEHNTES KAPITEL

SEIN GOLGATHA

Canaris' Beurlaubung dauerte nicht lange. Er erhielt einen neuen Posten. Er wurde Chef des Sonderstabes für Handels- und Wirtschaftskrieg, dessen Standort in Eiche bei Potsdam war. Es war eine Dienststelle ohne größere praktische Betätigungsmöglichkeiten. Trotzdem ist es auf den ersten Blick überraschend, daß der so offenbar bei Hitler in Ungnade gefallene Canaris nicht endgültig verabschiedet wurde, sondern ein neues Kommando erhielt. Wenn man ihm also diese Sinekure gab, so geschah das kaum ihm zuliebe, sondern wohl hauptsächlich, um den im In- und Auslande entstandenen Eindruck, daß die Umwälzung im deutschen Nachrichtendienst ein Symptom für schwere innere Erschütterungen oder Spannungen sei, abzuschwächen. Denn natürlich hatte man die Veränderungen in einer Organisation mit so verzweigten Gliederungen im Auslande nicht vor der Umwelt geheimhalten können.

Dienstlich war Canaris durch sein neues Amt nicht sehr in Anspruch genommen. Mit der Verschwörung gegen Hitler stand er nach wie vor in Verbindung. Allerdings konnte er in seiner neuen Dienststellung kaum große praktische Hilfe leisten, zumal er natürlich von der Gestapo, die über seine systemfeindliche Einstellung keine Zweifel mehr hatte, ziemlich scharf überwacht wurde. Wir wissen bereits, daß er gegen die neue Richtung innerhalb der Verschworenen bei aller persönlichen Wertschätzung für Stauffenbergs Persönlichkeit

371

--

ernste Bedenken hatte. Er bedauerte besonders die Konzentration auf Fragen der künftigen Innenpolitik vor Gelingen der Erhebung und befürchtete wie sich nachher herausstellen sollte, mit Recht, daß darunter die technischen Vorbereitungen des Umsturzes bis ins letzte Detail, auf die man im Kreise um Oster so viel gründliche Arbeit verwandt hatte, leiden könnten. Er hatte seiner ganzen Einstellung entsprechend Bedenken gegen die von den Verschworenen in den Monaten kurz vor dem Umsturzversuch aufgenommene Füh-

lung mit der kommunistischen Untergrundbewegung. Im übrigen war Canaris müde und pessimistisch. Er glaubte, daß es bereits zu spät sei, als daß der Sturz Hitlers noch über die Ehrenrettung des deutschen Volkes hinaus positive Ergebnisse zeitigen könnte.

-

Ja, Canaris war müde. Nach der jahrelangen, unerhörten geistigen und seelischen Anspannung, der Überarbeitung, der ewigen Hast, mußte die plötzliche erzwungene Untätigkeit --- denn gemessen an dem, was hinter ihm lag, war, was sein neues Kommando an Arbeit verlangte, Untätigkeit eine scharfe Reaktion auslösen. Der Mann, der viele Jahre hindurch niemals Urlaub genommen, der nicht einmal sonntags ausgeruht hatte, sah sich plötzlich in eine Lage versetzt, in der es nichts Wesentlichen zu tun gab. Auch zu Hause in Schlachtensee war es einsam und still, denn wegen der zunehmenden Bombengefahr hatte er seine Familie nach Bayern evakuiert. So saß er denn, wenn er nicht in Eiche war, in seinem Garten und las, oder er trieb mit einem ihm bekannten Balten, Baron Kaulbars, russische Sprachstudien, oder „Onkel Mau“, der nach wie vor in der nunmehr unter SD-Ägide stehenden Abwehrabteilung III als unauffälliger Zivilangestellter arbeitete, kam herein und berichtete über die einzelnen Phasen der Überführung des alten „Ladens“ in

372

das RSHA. Aber auch darüber hinaus führte er mit diesem Freunde und Nachbarn stundenlange Gespräche über alle möglichen Dinge zwischen Himmel und Erde.

Im Laufe des Juni verdichteten sich die Canaris erreichenden Nachrichten über einen neuen Versuch, Hitler zu beseitigen und das Regime zu stürzen. Die Tatsache, daß der ganze Plan auf dem Gelingen des Anschlages auf Hitler aufgebaut war, und sich die Gedanken der Beteiligten fast ganz auf diese Anfangsphase der Erhebung konzentrierten, mußte Canaris, der innerlich seine Bedenken gegen das Attentat nie ganz hatte überwinden können, auch jetzt wieder bedenklich stimmen.

Am 20. Juli nachmittags saß Canaris in seinem Hause an der Betazeile in Schlachtensee mit „Onkel Mau“, als das Telephon läutete. Es war Stauffenberg, der ihm Mitteilung machte, der „Führer“ sei tot, eine Bombe habe seinem Leben ein Ende bereitet. Canaris' Reaktion war typisch. Er fragte zurück: „Tot? Um Gottes willen, wer war es denn? Die Russen?“ Natürlich wußte er ganz genau, daß Stauffenberg selber für die Bombe verantwortlich war; aber der alte Abwehrchef wußte auch, daß sein Telephon überwacht und jedes Gespräch mitgehört wurde. (In der Tat stellte sich bei Helmut Maurers Vernehmung durch den SS-Standartenführer Huppenkothen später heraus, daß diesem der Wortlaut des zwischen Canaris und Stauffenberg geführten Gespräches vorlag.) Auch wenn Hitler tot sein sollte, und daran zu zweifeln hatte Canaris ja nach Stauffenbergs präziser Angabe zunächst keinen Anlaß, waren die SS und die Gestapo noch nicht mit einem Schlage erledigt. Man mußte erst einmal abwarten, ob die neue Garnitur der Verschworenen, die an die Stelle Osters und seiner Mitarbeiter getreten war, auch hinsichtlich der Aushebung der Prinz-Albrecht-Straße, in der das Zentrum

373

des Spinnennetzes von Terror und Bespitzelung lag, hin-

reichend vorgesorgt hatte. Übrigens hatte Stauffenberg nur von Hitler gesprochen; was war aus Himmler und Göring geworden? Waren auch sie tot, oder lebten sie noch? Canaris überlegt., „Soll ich nun nach Eiche fahren oder in die Bendlerstraße?“ fragt er, „Onkel Mau“. Aber es ist eine rein rhetorische Frage. Er hat eigentlich in der Bendlerstraße nichts zu suchen. Stauffenberg hat ihn nicht ausdrücklich aufgefordert zu kommen. Wenn alles gut geht, wird in der Bendlerstraße schon genügend Andrang von Leuten sein, die, sobald es sicher scheint, die, „richtige“ Gesinnung dokumentieren wollen. Canaris wartet also zunächst ab. Gegen 5 Uhr nachmittags kommt telephonisch wir wissen nicht von wem die Nachricht, daß das Attentat mißglückt ist. Hitler lebt! Also doch! Er hatte doch recht gehabt, wenn er der ganzen Sache nie richtig getraut hatte. Jetzt entschließt sich Canaris, nach Eiche zu fahren. Dort trifft er bald nach 6 Uhr abends ein. Sein Adjutant ist bereits mit der Abfassung des Glückwunschtelegramms des Sonderstabes für Wirtschaftskrieg an den geliebten Führer“ beschäftigt. Zum Kotzen, aber was hilft es?

-M

An den folgenden Tagen war Canaris meistens in Eiche. Es hieß die Ohren spitzen, um zu hören, was die Gestapo vorhatte. Darüber, daß ihm höchste Gefahr drohe, war er keinen Augenblick im Zweifel, aber, wie immer, wenn es gefährlich wurde, war er in höchster geistiger und auch körperlicher Form. Die Müdigkeit und der Pessimismus waren wie fortgeweht. Am 22. Juli begegnete ihm ein ehemaliger Untergebener aus der Abwehr in Eiche, der über seine Rolle in der Fronde ziemlich genau Bescheid wußte und selbst im gleichen Lager stand. Canaris begrüßte ihn, ohne sich in ein Gespräch einzulassen-im beiderseitigen Interesse, denn man

374

mußte damit rechnen, daß jeder Schritt überwacht wurde. Er sagte nur kurz: „Ja, mein Lieber, so kann man es natürlich nicht machen! Ruf mich doch nächster Tage mal an.“ Der folgende Tag war ein Sonntag. Als der also Angeredete am Montag Canaris in seiner Privatwohnung anzurufen versuchte, erhielt er keine Antwort. Canaris war bereits verhaftet. Ein oder zwei Tage später wurde er selber festgenommen. Canaris' Verhaftung erfolgte am Sonntag, 23. Juli, nachmittags in Schlachtensee. Kein Geringerer als Herr Standartenführer Schellenberg persönlich kam, um den Admiral abzuholen. Canaris hatte Freunde bei sich, seinen Verwandten Erwin Delbrück (nicht zu verwechseln mit dem früher erwähnten Mitarbeiter Ostern, Justus Delbrück) und den Baron Kaulbars. „Onkel Mau“, der auch dagewesen war, hatte sich gerade in sein nebenan gelegenes Haus begeben, um ein wenig zu musizieren. Er hörte das Auto vorfahren und sah, wie Schellenberg mit Canaris abfuhr. Die Fahrt ging zur Prinz-Albrecht-Straße. Es begann die lange und qualvolle Zeit der Haft und der Verhöre. Die Haftzellen waren im Kellergeschoß des großen Verwaltungsgebäudes der Geheimen Staatspolizei untergebracht. Wohl mit Rücksicht auf die vielen Luftalarme waren die Türen der Zellen nicht geschlossen, sondern nur angelehnt. Dafür, daß keiner der Häftlinge entweichen konnte, sorgten mehrere schwerbewaffnete SS-Leute auf jedem Flur. Überdies waren die Gefangenen meist gefesselt, trugen mindestens bei Nacht kurzgeschlossene Handschellen. Canaris befand sich

in Einzelhaft. Theoretisch hätte er nicht erfahren sollen, welche Leidensgenossen sich in den Zellen in seiner Nachbarschaft befanden. Wenn die Gefangenen zu Vernehmungen geführt wurden, dann versicherten sich die Begleitmannschaften vorher, daß alle Türen auf den Korridoren so angelehnt

375

waren, daß die Insassen und die durch die Gänge geführten Häftlinge einander nicht sehen konnten. Aber so grausam der Gestapoterror war, so primitiv und amateurhaft waren die Methoden von Himmlers Polizei. Die Theorie, daß die Gefangenen völlig voneinander isoliert gehalten werden müßten, scheiterte an der Praxis der Luftangriffe. Die Gefangenen waren Himmler und Kaltenbrunner zu wichtig, als daß man sie unnötig der Gefahr, durch alliierte Bomben vorzeitig getötet zu werden, ausgesetzt hätte. Bei Voralarm für Großangriffe wurden daher die Häftlinge aus den Zellen geholt und über den Hof in den sogenannten Himmlerbunker geführt. Dort mußten sie während der Dauer der Luftangriffe an der Wand stehen in bunter Reihe mit den SS-Leuten, so daß nicht zwei Gefangene nebeneinander standen. Natürlich war ihnen verboten, miteinander zu sprechen. Aber zunächst einmal konnte man feststellen, wer denn noch da war. Außerdem ergab sich beim Transport von den Zellen zum Bunker und zurück doch des öfteren die Gelegenheit, ein Wort mit diesem oder jenem Leidensgenossen zu wechseln. Es wurden sogar vereinzelt Briefe ausgetauscht. Die Devise, die sich die Häftlinge gegenseitig übermittelten, war: Auf Zeitgewinn hinarbeiten. Denn selbst hier in den Kellern der Gestapo wurde es jedem von Tag zu Tag klarer, daß das Ende der Hitlerherrschaft nicht mehr fern sein konnte. Daß Canaris in der Prinz-Albrecht-Straße war, erfuhren seine Freunde durch „Onkel Mau“. Dieser bat anlässlich einer Vernehmung im August durch Huppenkothen diesen, er möge doch Canaris einige Blankoschecks für seinen Haushalt unterschreiben lassen. Huppenkothen überlegte einen Augenblick, aber seine menschenfreundliche Sekretärin hatte bereits das Scheckbuch ergriffen und erklärt, das könne ja rasch erledigt werden, worauf ihr Chef zustimmte. In der Tat kam

376

die Sekretärin bereits nach einigen Minuten mit den unterschriebenen Schecks zurück. Canaris war also im Hause. Zu Canaris' Leidensgenossen in der Prinz-Albrecht-Straße gehörten zahlreiche Mitglieder der Opposition gegen Hitler, unter anderen Gördeler, die Generale Halder, Thomas und Oster, der frühere Minister Popitz, Staatssekretär Planck, Chefrichter Sack, Herbert Göring, des Reichsmarschalls Vetter, Dr. Hjalmar Schacht der allerdings Anfang September nach Sachsenhausen transportiert wurde ferner Dr. Josef Müller, Liedig, Strünck und Gehre, auch ein Sohn des Generals Lindemann, Nebe und Pastor Bonhöffer, um nur die wichtigsten zu nennen. Canaris gehörte, wie auch Oster und Müller, zu denjenigen Gefangenen, die ausnahmsweise scharfer Behandlung unterworfen wurden. Er trug eine besonders peinigende Art von Handfesseln, erhielt längere Zeit nur ein Drittel der normalen Gefangenenkost und litt gerade in der Zeit um Weihnachten unter Hunger. Er mußte gelegentlich niedrige Arbeiten verrichten. Als er eines Tages zusammen mit Müller und Gehre den Korridor schrubben mußte -

was immerhin den Vorteil hatte, daß die Freunde sich bei dieser Gelegenheit miteinander verständigen konnten -, mußte er sich von einem gehässigen SS-Mann sagen lassen: „Na, kleiner Matrose, das hättest du dir wohl auch nicht gedacht, daß du noch einmal Flure schrubben müßtest!“ Die Mehrzahl der Häftlinge blieb in der Prinz-Albrecht-Straße bis nach dem schweren Luftangriff in der Nacht vom 3. Februar 1945, in der das Gestapogebäude zerstört wurde. Zu den Ausnahmen gehörte Gördeler, der am 2. Februar zu seiner Hinrichtung abgeholt wurde. Am 7. Februar wurden die Häftlinge, welche mit dem 20. Juli in Verbindung gestanden hatten, von Berlin abtransportiert. In der vorhergehenden Nacht waren noch einige zusätzliche „Gäste“ angekommen und

377

provisorisch untergebracht worden, die am 7. dem Transport angeschlossen werden sollten, darunter Dr. Hjalmar Schacht, Graf Gottfried von Bismarck, vordem Regierungspräsident von Potsdam, und der ehemalige Militärgouverneur von Belgien von Falkenhausen. Da die Wasserversorgung und die Toilettenanlagen durch den Luftangriff zerstört worden waren, hatte man im Hofe Notlatrinen eingerichtet. Dieser Umstand erleichterte die Verständigung unter den „altansässigen“ Häftlingen und den Neuankömmlingen. Der Abtransport erfolgte am 7. Februar. Rückschauend läßt sich feststellen, daß die Gefangenen aus unbekannten Gründen in zwei Gruppen geteilt wurden. Die erste, zu der Canaris, Oster und Strünck gehörten, ging nach Flossenbürg, die zweite, darunter Dr. Josef Müller, Liedig und die Mehrzahl der anderen erwähnten Häftlinge, zunächst nach Buchenwald. Ein Teil dieses zweiten Transportes gelangte dann später, Anfang April, auch noch nach Flossenbürg. Ehe wir aber Canaris nach Flossenbürg begleiten, soll noch kurz über die Methode der Verhöre durch die Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße gesprochen werden. Der bereits mehrfach erwähnte Huppenkothan nahm an den Vernehmungen der wichtigeren Gefangenen - darunter natürlich Canaris - einen sehr starken Anteil. Er gehörte nicht zu dem Typ der „Leute mit Holzhackerkinn“, der in der SS häufig zu finden war, machte vielmehr den Eindruck eines gebildeten Verwaltungs- oder Polizeibeamten. Er bemühte sich auch, zumindest zu Anfang der Vernehmungen, die Allüren eines Gentleman zu zeigen, wenn er aber damit keinen Erfolg hatte, fiel er rasch aus der Rolle. Seine äußeren Formen konnten nicht auf die Dauer darüber täuschen, daß er moralische Hemmungen bei seinem Bemühen, die Häftlinge „fertig zu machen“, nicht kannte. Menschlicher benahm sich vielen Gefangenen gegen-

378

über der Standartenführer Pantzinger, Gruppenführer Müllers Stellvertreter, der sich auch gelegentlich in die Verhöre einschaltete. Außerdem waren die Kriminalkommissare Sonderegger der bereits als Röders Gehilfe im Vorjahre tätig gewesen war Lange, Schrey und Starvitzki an den Vernehmungen in der Prinz-Albrecht-Straße beteiligt, der letztgenannte ein besonders roher Patron, der mit Vorliebe zu handgreiflichen Methoden überging und die Gefangenen ins Gesicht schlug, wenn sie ihm nicht zu Willen waren.

-

Die Tortur, der die Häftlinge ausgesetzt waren, war im übrigen nicht in erster Linie körperlicher Art. Allerdings

kann sich derjenige, der den sensiblen Canaris gekannt hat, vorstellen, was es für ihn bedeuten mußte, wenn ihm auch bei Nacht, wenn er auf der harten Pritsche trotz der kurzgefesselten Hände Schlaf zu finden suchte, eine über dem Fußende angebrachte grelle Lampe direkt ins Gesicht schien. Umwenden des Körpers, ja Abwenden des Hauptes war streng verboten. So blieb der Schlaf, wenn endlich völlige Übermüdung ihn herbeiführte, unruhig und brachte keine Erfrischung. Eine weitere Qual: die bewußt und mit voller Absicht überheizten Zellen! Die Toiletten lagen außerhalb der Zellen. Das war einerseits ein Vorteil, aber andererseits machte es die Gefangenen völlig abhängig von der Gnade ihrer Wärter, die sie je nach Belieben zum Abort führen oder aber warten, manchmal stundenlang warten lassen konnten. Die eigentliche Quälerei aber war geistiger Natur. Immer wieder wurde in den Verhören versucht, die Front der Verhafteten aufzuspalten. Da arbeitete die Gestapo mit den alten Mätzchen zu behaupten, die anderen hätten ja bereits alles gestanden und die Hauptschuld auf den Befragten abgewälzt. Denen, die in niedrigerem Rang oder untergeordneter Dienststellung gewesen waren, wurde gesagt, die Vorgesetzten

379

hätten sie verraten, warum sie sich für die jetzt noch einsetzen und derentwegen Schweigen bewahren wollten. Den ehemaligen führenden Persönlichkeiten aber erzählte man, die Untergebenen hätten bereits alles ausgesagt. Mit solchen Methoden hatte die Gestapo bei diesen Gefangenen allerdings nicht viel Glück. Darauf fiel so leicht keiner herein. Bestimmt kein Canaris. Auch wenn die Gestapokommissare sich unterstanden, an das Gewissen der Häftlinge zu appellieren, die als aufrechte Christen doch einstehen müßten für das, was sie getan hätten, konnte man darüber nur lächeln. Übler wurde es schon, wenn plötzlich zwischen das sachliche Verhör Bemerkungen eingestreut wurden wie: „Wo lebt eigentlich Ihre Frau jetzt?“ Hin und wieder wurden den Häftlingen vor den Verhören auch Injektionen mit unbekannten Drogen gemacht. Überlebende berichten darüber, daß nach diesen Einspritzungen eine Herabsetzung der Konzentrationsfähigkeit bei langen Vernehmungen zu konstatieren gewesen sei. Canaris gewann aus den Verhören, bei denen er sich seinen Gegenspielern in jedem Augenblick turmhoch überlegen fühlte, seine alte Spannkraft zurück, und diese Stärkung seiner geistigen Kräfte ließ ihn auch die körperlichen Widrigkeiten der Haft leichter überwinden. Wie viele seiner Leidensgenossen verwunderte er sich bei näherer Bekanntschaft über die Primitivität des ganzen Gestapobetriebes. Selbst er, der doch geglaubt hatte, ziemlich klare Vorstellungen von seinen Gegnern in der Prinz-Albrecht-Straße zu haben, hatte deren Intelligenz und Tüchtigkeit überschätzt. Jetzt mußte er feststellen, daß die Gestapo vom kriminalistischen Standpunkte aus alles andere als erstklassig war. Das ganze RSHA war ein organisatorischer Wasserkopf, überbürokratisiert und schwerfällig. Es rächte sich, daß viele der durch den Nationalsozialismus an die Spitze gekommenen Polizeiführer keine

380

Fachleute waren, daß bewährte Beamte entweder durch die SS-Methoden vergrämt oder durch politische Konjunkturritter ohne Sachverstand ersetzt worden oder gar wie der bisherige Reichskriminaldirektor Nebe, der jetzt als einer der

Gefangenen im Zellenkeller saß - sogar zur Opposition übergegangen waren und in der Untergrundbewegung gegen die Gestapoleitung gearbeitet hatten.

Jedenfalls hatte Canaris wie andere Häftlinge den Eindruck, daß die Untersuchung eigentlich recht schleppend voranging und nur dürftige Resultate zeitigte. Das berechtigte zu einem gewissen Optimismus, denn die militärische Lage des Dritten Reiches verschlechterte sich ja täglich, und das Ende konnte nicht mehr weit sein. Vielleicht spielte allerdings neben der Untüchtigkeit noch ein anderes Moment mit, wenn die Ergebnisse der Untersuchung lange auf sich warten ließen. Gerade die Kriegslage hatte vielleicht damit zu tun, wenn sich unausgesprochen eine gewisse Solidarität zwischen Vernehmenden und Vernommenen in einem Punkte - dem Spielen auf Zeitgewinn herausbildete. Hofften die Gefangenen auf Befreiung durch das Kriegsende, so strebte ganz offenbar mancher der SS-Helden nach einer Hinausziehung der Untersuchung und damit nach der Verlängerung eines schönen Druckpostens, der ihn vor der Einziehung zum Volkssturm bewahrte. Im übrigen waren in den Vernehmungen gewisse Nuancen zu beobachten. So hatte Huppenkoth den Anschein nach ein besonderes Interesse daran, den Nachweis zu führen, daß der Krieg nicht etwa durch die Fehler Hitlers, sondern nur durch die Sabotage innerhalb der Wehrmacht verloren worden sei, und dadurch die nächste Dolchstoßlegende vorzubereiten.

—

Die Hoffnung, daß es möglich sein sollte, das Verfahren bis über das Kriegsende hinauszuziehen, wurde bei Canaris
381

durch den Abtransport aus dem von den Russen bedrohten Berlin bekräftigt. Auf jeden Fall sah er ein günstiges Vorzeichen darin, daß die „grüne Minna“ sich nach Südwesten bewegte, fort von der ihm instinktiv unbehaglichen Nähe der Roten Armee.

Diese Hoffnungen und Vorzeichen sollten sich als trügerisch erweisen. Es folgt der letzte Akt. Die Szene rollt im Konzentrationslager Flossenbürg ab, und über dem Tor dieses Lagers stand unsichtbar geschrieben: „Laßt alle Hoffnung fahren...“

Ehe das Konzentrationslager dort errichtet wurde, war Flossenbürg ein kleines, weltabgeschiedenes Nest in einem Seitental des Oberpfälzischen Waldes, nicht weit von dem Städtchen Weiden und nahe der alten bayerisch-böhmischen Grenze. Durch das Abkommen von München war im Herbst 1938 die Grenze erheblich nach Osten vorgeschoben worden, denn Flossenbürg liegt ziemlich genau auf der Breite von Pilsen, bis an dessen Vororte sich das Dritte Reich durch die Einverleibung des Sudetenlandes ausgedehnt hatte. Die Gegend um Flossenbürg ist nicht ohne Reize. Es ist eine Mittelgebirgslandschaft, wie man sie vielerorts in Süd- und Mitteldeutschland findet.

Himmlers Schergen trieben hier tagtäglich Zehntausende von Arbeitssklaven aus vieler Herren Ländern hinaus in den Wald und in den Steinbruch, und der winterliche Wald hallte wider von den Flüchen der Wärter und dem Stöhnen und Jammern der Gefangenen. In Flossenbürgs Baracken, die für 16 000 Gefangene gebaut waren, hatte man in den letzten Kriegsjahren durchschnittlich gegen 60 000 zusammenge-

pfercht. Es herrschten hier ähnliche Zustände wie in den anderen in aller Welt berüchtigt gewordenen Lagern - Buchen-
382

wald, Sachsenhausen, Dachau und wie sie alle heißen und wir wollen hier nicht näher auf das schon oft beschriebene Massenelend eingehen.

Wie andere Konzentrationslager hatte auch Flossenbürg einen im Gegensatz zu den hölzernen Baracken aus Ziegeln massiv aufgemauerten einstöckigen Zellenbau, in der Lagersprache „Bunker“ genannt. In „normalen“ Zeiten - sofern man bei einer Institution dieser Art von normal überhaupt sprechen darf - hatten die rund vierzig Zellen des Bunkers dazu gedient, mit Ordnungsstrafen, wie zum Beispiel Einzelhaft und Kostentzug, belegte Häftlinge unterzubringen. Jetzt waren sie für Sonderhäftlinge, sogenannte „Prominente“, bestimmt. Bis zu hundert solcher vom nationalsozialistischen Regime als besonders gefährlich betrachteten Personen waren zeitweise in den vierzig Zellen untergebracht. Von bekannten Persönlichkeiten sei der ehemalige österreichische Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg erwähnt, der mit seiner Frau und kleinen Tochter zeitweise in Flossenbürg war und eine bevorzugte Behandlung insofern genoß, als die Familie gemeinsam in einem etwas größeren und besser eingerichteten Raume hausen durfte. Auch Dr. Hjalmar Schacht gehörte eine Zeitlang zu den Insassen des Flossenbürger Bunkers, ebenso der bayerische Politiker und spätere Minister Dr. Josef Müller und einige andere der bereits als Gefangene in der Prinz-Albrecht-Straße Erwähnten. Es gab auch eine Reihe von Ausländern unter den Insassen des Bunkers; darunter waren vierzehn britische Fliegeroffiziere, der letzte tschechoslowakische Landwirtschaftsminister, und kurz vor dem Zusammenbruch auch eine Anzahl von griechischen Generälen.

In der Zelle 21 des Bunkers saß Anfang Februar 1945 der Oberstleutnant des Königlich Dänischen Generalstabes H. M.
383

Lunding. Er war, bis im Jahre 1942 der Generalstab seines Heimatlandes auf Befehl Hitlers aufgelöst wurde, Chef des dänischen militärischen Nachrichtendienstes gewesen. Das war anscheinend für die Nazis genügend Grund, ihn hinter Schloß und Riegel zu setzen. Nach Aufenthalt in einer Reihe von anderen Verließen war er etwa acht Monate früher in Flossenbürg gelandet, wo er zeitweise mit dem Stopfen von Pullovern beschäftigt wurde. Die Einzelhaft ist für einen geistig regen, an intensive Tätigkeit gewöhnten Menschen eine Tortur, und man versucht in solcher Lage, mit allen erdenklichen Mitteln etwas Abwechslung in die Monotonie des ewig gleichen Tagesablaufes zu bringen.

Schon bald nachdem Lunding die Zelle 21 bezogen hatte, entdeckte er, daß sie einen großen Vorteil bot. Das Holz der Tür zum Korridor war wohl zur Zeit des Baues noch zu grün gewesen. Es hatte sich gezogen, so daß ein Querspalt entstanden war. Durch den konnte man, wenn man das Gesicht dicht an die Tür legte, auf den Korridor und darüber hinaus durch das auf der anderen Seite des Ganges befindliche Fenster auf den Lagerhof sehen und das sich dort abspielende Leben verfolgen. Von dem Augenblicke an, da Lunding diese Beobachtungsmöglichkeit entdeckt hatte, brauchte er sich nicht mehr über Langeweile zu beklagen. Dies um so weniger,

als die Tür zur Lagerschreibstube nur etwa sieben oder acht Meter von seiner Zellentür entfernt war und daher der Korridor in diesem Teile des Bunkers den größten Teil des Tages recht belebt zu sein pflegte. Da außerdem das ganze Gebäude ziemlich hellhörig war und das Ohr sich durch die Gewohnheit schärfte, so hörte der Gefangene auf Nr. 21 auch manches, was kaum für ihn bestimmt war.

Das meiste, was der Spalt in der Tür dem Beobachter zeigte, war allerdings traurig, ja erschütternd und geeignet, die

384

ohnmächtige Erbitterung gegen diejenigen, die für diese Vergewaltigung und Qual von Tausenden und Abertausenden verantwortlich waren, immer wieder neu zu nähren. Durch die Lage seiner Zelle und die - unter den gegebenen Umständen mit der inneren Notwendigkeit gleichbedeutende Möglichkeit der Beobachtung wurde Lunding in den zehn Monaten, die er in Flossenbürg verbrachte, Zeuge von zwischen 700 bis 900 Hinrichtungen. Denn der Weg von der Schreibstube, wo man den zur Hinrichtung Bestimmten die letzte fahrende Habe abnahm, zur Richtstätte führte an dem Fenster vorüber, das Lundings Späherposten gerade gegenüber lag. Nur etwa zwanzig Meter entfernt erhob sich auf dem Lagerhof ein Halbdach, in dessen Wand sechs Ringe eingelassen waren, durch welche die Stricke liefen, mit denen man die zum Tode bestimmten Häftlinge erhängte, und daneben ein Kugelfang, aus einer etwa einen Quadratmeter großen Bleiplatte bestehend, vor der diejenigen niederknien mußten, die durch den von der OGPU übernommenen „Genickschuß“, „liquidiert“ werden sollten. Bei seinen täglichen halbstündigen Spaziergängen auf dem Lagerhof hatte Lunding Gelegenheit, diesen Hinrichtungsort zu sehen, und die notwendigen Aufklärungen dazu lieferte der für Zelle 21 zuständige SS-Rottenführer, mit dem der dänische Offizier durch kleine Bestechungsgeschenke von dem, was von seinen Liebesgabenpaketen nach der üblichen Plünderung in der Schreibstube übriggeblieben war, allmählich auf den Gesprächsfuß gekommen war. So moralisch tiefstehend dieser Wärter auch war, so gebot doch der Selbsterhaltungstrieb, ein einigermaßen freundschaftliches Verhältnis zu ihm herzustellen. Immerhin war er auch nicht ganz so böseartig wie seine Vorgesetzten, die beiden Scharführer Wolf und Weihe, die keine Möglichkeit vorübergehen ließen, um die ihrer Gewalt

25 Abshagen, Canaris

385

hilflos ausgelieferten Insassen des Bunkers zu quälen, mit unflätigen Redensarten zu beschimpfen und zu bestehlen. Sie spielten übrigens auch zugleich die Hauptrolle bei den zahlreichen Exekutionen.

Im ersten Februardrittel traf ein neuer Transport von „Prominenten“ in Flossenbürg ein. Der Wärter verriet Lunding, daß er einen interessanten Zellennachbar bekommen habe. Allerdings sprach er von dem Neuankömmling in Zelle 22 mit den Ausdrücken tiefsten Abscheus. Es sei einer der schlimmsten Verräter an Führer und Vaterland, nämlich der Admiral Canaris. Bei der Nennung dieses Namens horchte Lunding auf. Als ehemaliger Chef des dänischen geheimen Nachrichtendienstes wußte er natürlich ziemlich genau über den ehemaligen deutschen Abwehrchef Bescheid. Zusammengetroffen war er allerdings mit Canaris nicht. Während dessen

wiederholten Besuchen in Kopenhagen in den ersten Jahren des Krieges hatte der natürliche Takt es dem dänischen Nachrichtenchef verboten, seinen „Kollegen“ von der deutschen Wehrmacht, welche Dänemark widerrechtlich besetzt hielt, etwa aufzusuchen. Er hatte aber durch zuverlässige Informatoren erfahren, daß Canaris mit allen Mitteln, die ihm in seiner amtlichen Stellung zur Verfügung standen, bemüht gewesen war, seine Hand über dem dänischen Generalstab und dem dänischen Heere zu halten und Übergriffe der SS und Gestapo, welche diese schon damals im Schilde führten, abzuwenden. Er hatte auch Canaris zu jener Zeit mehrmals in der Halle und im Restaurant des Kopenhagener Hotels d'Angleterre gesehen und hatte daher keine Schwierigkeit, seinen neuen Nachbarn, als er ihn in den folgenden Tagen auf dem Hof und dem Korridor sah, zu identifizieren. Der Kopf mit den weißen Haaren und die großen, blauen Augen, die auch in den Monaten der Haft nichts von ihrer

386

Leuchtkraft eingebüßt hatten, waren unverkennbar, wenn auch das Gesicht nicht mehr die alte rosige Farbe zeigte, sondern von jener nicht kreidigen, aber fahlen Blässe war, die ein längerer Gefängnisaufenthalt nun einmal mit sich bringt. Wir haben das Zeugnis Lundings dafür, daß Canaris zur Zeit seiner Einlieferung in Flossenbürg physisch und seelisch noch völlig ungebrochen war. Er war, wie gesagt, blaß, aber nicht unnatürlich bleich, er sah keineswegs verhungert oder besonders abgemagert aus, sein Gang war und blieb noch eine ganze Zeit auch in Flossenbürg elastisch, seine Bewegungen waren rasch und sicher. Er trug keine Sträflingstracht, sondern seine eigene Kleidung, einen grauen Zivilanzug, über dem er und das werden diejenigen, die Canaris kannten, als typisch für ihn ansehen bei jedem Verlassen der Zelle, auch wenn es nur zum Verhör in einem Raum auf dem gleichen Korridor ging, stets einen gleichfalls grauen Tweedmantel anzuziehen pflegte. Lunding bemerkt auch, daß Canaris immer in seiner äußeren Erscheinung gepflegt aussah. Er trug stets ein Hemd mit weißem Kragen und einen Schlips. Stets, bis auf den Tag seiner letzten Vernehmung. Da fehlte die Krawatte. In einem allerdings fand schon äußerlich die tiefe Demütigung, welche die Gestapo ihrem verhaßten Gegenspieler zuzumuten entschlossen war, sinnfälligen Ausdruck. Bei Tag und Nacht mußte er in der Zelle Handfessel und Fußketten tragen. Der Nachbar hörte deutlich, wie die Ketten am Boden nachschleiften, wenn Canaris in seiner Zelle auf- und abging. Nur außerhalb der Zelle, beim Spaziergang und bei den Verhören, durfte er die Fesseln ablegen. Durch den gemeinsamen Wärter erfuhr Lunding, daß sein Nachbar wie er selber Sonderverpflegung erhielt, das heißt ein Essen, das aus der Küche der Bewachungsmannschaften stammte und einigermaßen ausreichend und leidlich zubereitet

387

war. Durch den Wärter wurde auch die erste Verbindung zwischen den Zellen 21 und 22 hergestellt. Lunding vertraute ihm einen Brief an Canaris an, in dem er sich diesem zu erkennen gab und ihm seine längeren Erfahrungen in der Routine des Lagers zur Verfügung stellte. Er empfing auf dem gleichen Wege eine Antwort. Sie trug die gleichen Charakterzüge wie die meisten Briefe, die Canaris in den Jahren seiner

Zeit als Abwehrchef geschrieben hatte: Sie war darauf berechnet, daß sie von seinen Feinden, das heißt der Gestapo, mitgelesen würde. Canaris bestätigte darin den Empfang von Lundings Brief und beteuerte, daß seine Verhaftung das Ergebnis von Irrtümern und Mißverständnissen gewesen sein müsse, da er die ihm zur Last gelegten Delikte nicht begangen, sondern nur seine Pflicht getan habe. Solche Vorsicht ist verständlich, sie war gegenüber einem Fremden - zumal in Anbetracht des Boten, durch den die Korrespondenz befördert werden mußte gerechtfertigt. Immerhin war durch den Briefwechsel die Verbindung zwischen den beiden Zellen-nachbarn hergestellt.

-

Lunding versuchte nun, einen Gedankenaustausch mittels Klopfen an der Wand herbeizuführen. Die ersten Versuche waren nicht von Erfolg gekrönt; Canaris besaß nicht mehr die nötige Vertrautheit mit dem Morsealphabet, dessen sich Lunding mangels anderer Verständigungsmittel bediente. Erst Tage später bot ein glücklicher Zufall die Möglichkeit einer Verständigung über eine andere Chiffre für das Klopfen. Die beiden begegneten sich auf dem Flur, vor der Schreibstube, als Lunding von seinem Spaziergang auf dem Hof zurückkehrte, während Canaris auf die Vorführung zu einer Vernehmung wartete. In aller Kürze wurde verabredet, sich des in Gefängnissen üblichen Klopfsystems zu bedienen, welches das Alphabet in fünf Buchstabengruppen zu je fünf

388

einteilt. Wenn man das J ausfallen läßt, ergeben sich gerade fünf solcher Gruppen. Beim Signalisieren wird für jeden Buchstaben erst die Gruppe und dann seine Stellung innerhalb derselben geklopft. Der Name Canaris würde also, wie folgt zu klopfen sein:

Noch am gleichen Abend begann die Unterhaltung durch die Wand, die in den folgenden Wochen nicht abreißen sollte. Zu Anfang ging es langsam und stockend, weil Canaris sich erst allmählich mit dem Klopfalphabet vertraut machen mußte, aber mit der Zeit konnten die beiden Nachbarn sich ganz flott verständigen. Der Umstand, daß Lunding die deutsche Sprache sehr gut beherrschte, erleichterte den Gedankenaustausch, in dessen Verlauf der Däne übrigens feststellen konnte, daß Canaris über seinen Fall und sein Schicksal Bescheid wußte. Aus diesen meist nächtlich geführten „Unterhaltungen“ durch die Wand gewann Lunding den Eindruck, daß Canaris mindestens in den ersten Wochen seiner Haft in Flossenbürg die Hoffnung, sich der Schlinge, in der die Gestapo ihn gefangen hatte, doch noch zu entziehen, nicht aufgegeben hatte. Wiederholt betonte er, daß die Gestapo keine schlüssigen Beweise gegen ihn in Händen halte. Natürlich war Canaris darüber im Bilde, daß sich die Herrschaft des Nationalsozialismus rasch ihrem Ende näherte. So sehr die Gestapo auch bemüht war, die Häftlinge über das Geschehen in der Welt im Dunkel zu halten, so war es für Männer von der Erfahrung eines Canaris oder Lunding nicht schwer, schon aus der Haltung ihrer Kerkermeister Schlüsse über die Entwicklung zu ziehen. So glaubte auch wohl Canaris, die Vernehmungen so lange hinziehen zu können, bis der endgültige Zusammenbruch des Regimes seine Kerkertüre öffnen würde.

389

Diese Hoffnung so sehr sie sicherlich gedämpft war

durch die Skepsis, die ihm im Laufe der Jahre zur zweiten Natur geworden war - mag dazu beigetragen haben, Canaris die großen und kleinen Widerwärtigkeiten dieser letzten Wochen erträglicher erscheinen zu lassen. Dazu gehörten besonders die Verhöre durch eine ganze Reihe von SS-Beauftragten, die teils zum Stabe des Lagers gehörten, teils vom Reichssicherheitshauptamt besonders für seine Befragung delegiert worden waren. Anfangs waren diese Vernehmungen nicht mit besonderen Quälereien verbunden. Jedenfalls vergriff man sich zunächst nicht körperlich an ihm. Aber für einen sensiblen Menschen, der sein ganzes Leben lang einen Horror vor Roheit und vor Menschen, deren äußerer Habitus auf Brutalität schließen ließ, gehabt hatte, war es schon eine Qual, mit Leuten wie Starvitzky oder den Scharführern Wolf und Weihe auch nur in einem Raume weilen zu müssen. Gegenüber dieser Notwendigkeit fielen die unflätigen und verletzenden Beschimpfungen, mit denen er von solchen Kreaturen täglich bedacht wurde, kaum noch besonders ins Gewicht.

In den langen Stunden des Wartens von einer Vernehmung zur anderen wurden natürlich in Canaris' Geist auch immer wieder Fragen lebendig wie die, ob er richtig gehandelt und ob nicht das Schicksal, das jetzt über ihm hing, durch anderes Vorgehen hätte abgewendet werden können. Nicht als ob er sich jemals Vorwürfe über seinen „Verrat“ an dem „Führer“ gemacht hätte. Nein, aus dem, was er Lunding gegenüber äußerte, geht eindeutig hervor, daß er bis zuletzt von der grundsätzlichen Richtigkeit der großen Linie seines Tuns überzeugt war. Aber hätte nicht im einzelnen manches besser, richtiger, geschickter gehandhabt werden können? - Der Gedanke an die Schicksalsgefährten und Leidensgenossen, von

390

denen mehrere nur wenige Zellen entfernt von ihm saßen, drängte sich naturgemäß immer wieder auf. Trotz der Maßnahmen der Kerkermeister, die darauf abzielten, jeden Häftling möglichst vollkommen von seinen Mitgefangenen zu isolieren, erfuhr man natürlich im Laufe weniger Wochen ziemlich genau, was im Bunker vor sich ging. Daß Oster und Strünck gleichfalls hier waren, wußte er schon seit seiner Ankunft, daß dann später - Anfang April - auch Josef Müller und Liedig gleichfalls nach Flossenbürg gebracht worden waren, blieb ihm kein Geheimnis. Bei aller Geheimnistuerei waren ja die Burschen von der SS im Grunde furchtbar primitiv. Was man nicht durch den Wärter erfuhr oder aus mitgehörten Gesprächen der Wachmannschaften entnahm, das ergab die eigene Beobachtung. Manchmal fing man beim Spaziergang ein Wort eines Mitgefangenen auf, dem man auf dem Korridor begegnete, manchmal sah man sogar ein bekanntes Gesicht aus der Entfernung. Also fehlte es nicht an Stoff zum Grübeln, und die endlose Monotonie der Tage und Nächte gab reichlich Zeit, um sich den Kopf zu zerbrechen. Canaris zerbrach sich den Kopf, aber der Geist des Widerstandes gegen seine Quälgeister war nicht zu brechen. Die Verhöre führten nicht zu dem von der Gestapo gewünschten Ergebnis. In der zweiten Märzhälfte kam Kaltenbrunner höchstpersönlich nach Flossenbürg, um seinen alten Gegenspieler und Widersacher, der so lange vermocht hatte, die Errichtung des Nachrichtenmonopols der Gestapo zu verhindern, bis dieses eigentlich keinen großen Sinn mehr hatte, selber zu vernehmen. Auch für diese dramatische Unterredung haben

wir den Bericht des geschulten und zuverlässigen Augenzeugen. Von seinem Beobachtungsposten am Türspalt sah Lunding die beiden Männer im Gespräch auf dem Lagerhof. Immer wieder gingen sie auf und ab, der große vierschrotige

391

22

Kaltenbrunner, schwerfällig, bärenhaft, mit langsamen Bewegungen, hin und wieder seine Mörderpranken" drohend erhebend, und der neben ihm klein und schwächlich aussehende Canaris, lebhaft gestikulierend, offenbar gegen Kaltenbrunners Behauptungen energisch remonstrierend.,,Nein, der ist noch lange nicht fertig", sagte sich der Beobachter. Es sollte aber nicht mehr lange dauern, bis er,,fertig gemacht" wurde. Allerdings sein Widerstand wurde bis zuletzt nicht gebrochen, den Gefallen tat er den Henkersknechten der Gestapo und des SD nicht. Sie erfuhren nicht, was der Mitwisser so vieler Verschwörungen und Komplotte, der mindestens indirekt an fast allen Versuchen, das Vaterland und die Welt von der Tyrannei Hitlers und dem Terror Himmlers zu befreien, Anteil gehabt hatte, in seinem Gehirn verborgen hielt. Er gab nichts davon her, selbst als sie nach Kaltenbrunners Abreise von der seelischen Quälerei zu körperlichen Mißhandlungen übergingen. Davon berichtete er zwei- oder dreimal um den 1. April herum dem dänischen Kameraden. Denn als Kameraden empfand er den Leidensgenossen, den einzigen, zu dem er in den Nöten dieser Wochen sich aussprechen konnte, seitdem sie sich wieder einmal im Gange begegnet waren und einander tief in die Augen geblickt hatten. Seit diesem Blick, der jeden bis auf den Grund der Seele des anderen schauen ließ und der dem Überlebenden bis auf diesen Tag unvergessen geblieben ist, hatte Canaris die beruhigende Überzeugung, daß in seinen schwersten Stunden ein Kamerad an seiner Seite stehen würde, und daß neben dieser Kameradschaft die Tatsache, daß sie verschiedenen Nationen angehörten, und daß seine der des anderen bitteres Unrecht angetan hatte, leicht wiegen würde. In der Nacht vom 8. auf den 9. April fand in Flossenbürg die Justizkomödie eines SS-Standgerichtes gegen Canaris,

i

392

Oster, Strünck und eine Reihe ihrer Leidensgenossen statt, zu der als Ankläger Huppenkothen aus Berlin gekommen war. Es war in den frühen Morgenstunden des 9. April, als Canaris, von einer mehrstündigen Vernehmung zurückkehrend, seinem Nachbarn durch Klopfen erklärte:,,Das, glaube ich, war das Letzte." Er fügte hinzu, daß er wieder schwer mißhandelt worden sei und daß man ihm anscheinend das Nasenbein gebrochen habe. Er nehme an, daß sein Schicksal besiegelt sei und er sterben müsse.,,Ich sterbe für mein Vaterland, ich habe ein reines Gewissen. Sie als Offizier werden begreifen, daß ich nur meine vaterländische Pflicht tat, wenn ich versuchte, der verbrecherischen Sinnlosigkeit, mit der Hitler Deutschland ins Verderben führt, entgegenzutreten. Es war vergebens, denn jetzt weiß ich, daß Deutschland untergehen wird, ich habe es schon seit 1942 gewußt." Man sieht, alle Hemmungen, die Canaris noch in seinem Briefwechsel mit Lunding gehabt hatte, waren jetzt von ihm abgefallen. Er brauchte seine Gedanken nicht mehr zu verhüllen. Er wußte, daß auf der anderen Seite der Wand eine mitfühlende Seele, ein ver-

trauter Freund saß, und er wußte auch, daß sein Leben abgeschlossen war, daß er selbst ein Mithören durch die Gestapo nicht mehr zu scheuen brauchte. Die Klopfzeichen gingen noch weiter. Canaris gab Lunding eine letzte Botschaft für seine Frau. Es war lange nach 2 Uhr morgens, ehe die Zeichen endeten und Lunding sich zu kurzer Ruhe auf seine Pritsche legte.

-

Wie Canaris die wenigen verbleibenden Stunden dieser Nacht verbrachte, wissen wir nicht. Ob er noch einmal sein Leben vor seinem geistigen Auge vorüberziehen ließ? Ob er sich im Gebet auf den Weg durch die dunkle Pforte vorbereitete? Eines können wir mit Sicherheit annehmen: Daß er nicht mit Gott über sein Schicksal haderte, denn wir wissen.

393

daß er bereits seit Jahren in dem ihm eigenen religiösen Fatalismus zu der Überzeugung gekommen war, daß auch er, obgleich persönlich unschuldig, für das Unheil, das Hitler über die Welt gebracht hatte, würde büßen müssen. Gegen 6 Uhr morgens wurde es lebhaft im Bunker. Noch war es dunkel draußen, aber die elektrischen Lampen hielten den Lagerhof grell beleuchtet. Lunding hörte, wie sein Nachbar aufgerufen und aus der Zelle geführt wurde. Vor der Zelle wurden Canaris die Hand- und Fußfesseln abgenommen. Klirrend fielen sie zu Boden. Dann wurde er in Richtung nach der Schreibstube abgeführt. Mehrere andere Häftlinge wurden ebenfalls dorthin gebracht. Deutlich waren die scheltenden Stimmen der SS-Leute zu hören. Dann scharf das Kommando: „Alles ausziehen!“ Das war das sichere Zeichen, daß die Gefangenen vor der Schreibstube zur Hinrichtung geführt werden sollten, denn die SS tötete ihre Opfer nackt. „Los!“ Wie ein Peitschenschlag zischt das Kommando. Und wie ein Schatten sieht der Zeuge, der in atemloser Spannung und tiefem Mitgefühl an seinem Spalt in der Tür den unerbittlichen Ablauf des Dramas verfolgt, jenseits des Fensters den nackten Oberkörper und den weißen Haarschopf seines Zellennachbarn im bleichen Zwielflicht, in dem der neue Tag mit den Strahlen der elektrischen Hofbeleuchtung kämpft, über den Hof huschen, seinem Golgatha entgegen. Und nun entwickelt sich der grausige Rhythmus der Sammelhinrichtungen, die Lunding schon so oft an dieser Stelle erlebte. Er wartet, ob er keinen Schuß hört. Denn der da eben zur Richtstätte ging, war doch ein hoher Offizier, und Offizieren pflegte selbst die SS meist den Tod durch Erschießen zuzubilligen. Nicht als ob viel Wertunterschied zwischen dem Tod durch den Strang oder durch Genickschuß bestände, denn das, was man als den soldatischen Tod durch ein

394

Schützenkommando betrachtete, gab es im Dritten Reiche schon lange nicht mehr, das betrachtete man auch wohl als ein Überbleibsel aus einem längst überwundenen ritterlichen Zeitalter.

Auf jeden Fall hörte Lunding keinen Schuß, und da der Morgen windstill war - bei Sturm konnte man die Abschüsse der zur Hinrichtung benutzten Kleinkalibergewehre trotz der kaum 20 Meter betragenden Entfernung öfters nicht hören, so bedeutete das den Strang. Nicht lange konnte Lunding hierüber nachdenken, knapp vier bis fünf Minuten waren verstrichen, als von der Richtstätte der Ruf

„Der Nächste“ erschallte, worauf es von der Schreibstubentür, „Los“ antwortete; und wieder huschte ein nackter Mensch durch den grauen Morgen seinem Schicksal entgegen. Acht oder neun Mal tönte am Morgen des 9. April 1945 das Kommando, „Los“ über den Hof vor dem Bunker von Flossenbürg. In einer guten halben Stunde war für diesen Tag das grausige Geschäft vorüber. Lärmend kamen die SS-Leute, die als Henker gedient, über den Hof und zogen sich, wie immer nach Hinrichtungen, auf einige Zeit in die Schreibstube zurück. Was sie drinnen taten, wurde den Gefangenen nicht bekannt, ob sie die Kleider der Getöteten unter sich verteilten, ob sie sich mit einem Schnaps nach der Exekution stärkten, oder ob es sich nur darum handelte, die nötigen bürokratischen Notwendigkeiten zu erfüllen, etwa die Meldungen über die Vollstreckung der Todesurkase an die höheren Gestapostellen auszufertigen, wir wissen es nicht. Nach kaum einer halben Stunde war auch dieses Konventikel der Henker beendet. Etwa um die gleiche Zeit, als die SS-Leute wieder aus der Schreibstube kamen, zwischen 7 und 7.30 Uhr morgens, sah Lunding, wie Häftlinge aus dem Barackenlager die Leichen der eben Hingerichteten auf Tragbahnen davontrugen zur

395

Verbrennung auf einem Holzstoß hinter dem Zellenbau. Wilhelm Canaris war tot. Wir wissen von Mitgefangenen, daß mit ihm Hans Oster, Theodor Strünck, Gehre und Dr. Sack starben; die Namen der übrigen Opfer dieses Aprilmorgens sind uns nicht bekannt. Tröstlich ist nur eines: Sie, die an diesem Morgen starben, fanden ein rasches Ende. Zu langen Quälereien war zwischen jedem „Los“ und dem darauf folgenden „Der Nächste“ keine Zeit gewesen. Es war alles rein routinemäßig verlaufen, wie immer in den zehn Monaten, die Lunding schon in Flossenbürg zugebracht hatte, bei den über 700 Hinrichtungen, deren Zeuge er geworden war. Canaris starb, kurz bevor der SD die restlichen „Prominenten“ von Flossenbürg abtransportierte. Diese wurden Mitglieder jenes merkwürdigen Transportes, der schließlich nach mancherlei Ängsten und Fährlichkeiten zunächst durch einen entschlossenen Wehrmachtoffizier aus den Klauen der SS-Bewachung befreit und dann schließlich von den amerikanischen Truppen nach Capri gebracht wurde. Über die Motive, die Himmler bestimmten, diese Männer, Frauen und Kinder, unter denen sich Deutsche neben Angehörigen fast aller Nationen Europas befanden, auf ihre merkwürdige Reise zu schicken, können wir nur Mutmaßungen anstellen. Vielleicht, daß er mit ihnen, so wie er es schon früher einmal mit den Juden hatte anstellen wollen, glaubte, ein letztes Tauschgeschäft machen zu können und wenigstens seine persönliche Sicherheit zu erkaufen. Wie das auch sein mag, eines scheint sicher: Canaris und seine vertrauten Mitarbeiter, die mit ihm am 9. April in Flossenbürg ihr Leben lassen mußten, als das Herannahen der amerikanischen Truppen bereits baldige Befreiung zu versprechen schien, wollten Himmler und Kaltenbrunner unter gar keinen Umständen in alliierte Hand fallen lassen, selbst nicht als Tauschobjekt. Canaris wußte zu viel, sein

396

Wissen sollte nicht auf die Nachwelt kommen. Damit haben wir zugleich die Deutung für die Vernichtung der in Zossen gefundenen Osterschen Akten, bei denen ja ein Teil des Canaristagebuches war, durch Huppenkothen auf Befehl

Kaltenbrunners. Auch der Rechenschaftsbericht von Canaris sollte ausgelöscht werden. Wenn niemand sonst, dann wußten Himmler und Kaltenbrunner, wo unter den nach dem Wüten des Volksgerichtshofes noch Überlebenden ihr entschlossenster Feind und der vielwissende und unbestechliche Zeuge war, der besser als irgendein anderer der Welt ein wahres Bild der Hitlerherrschaft und des Himmlerterrors würde geben können. Deshalb mußte Canaris sterben.

397

SCHLUSS-STRICH

An den Anfang dieses Buches ist ein Ausspruch Talleyrands gestellt. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, Parallelen zwischen Canaris und Gestalten der napoleonischen Ära aufzuzeigen. Meist allerdings wird Fouché, der ehrgeizige und rücksichtslose Polizeiminister Napoleons, zum Vergleiche herangezogen. Die phantasievollen Berichte und Erzählungen, die aus Canaris einen machthungrigen, grausamen, gleichmütig über Leichen dahinschreitenden Meisterspion, Geheimdienstchef und Übermilitaristen machen möchten, könnten allerdings den Glauben erwecken, daß er ein Mann nach der Art des „Mitrailleur de Lyon“, des vom Priesterschüler zum Jakobiner und vom Jakobiner zum Millionär und Herzog von Otranto avancierten verschlagenen Politikers, den Stefan Zweig mit Recht den „vollkommensten Machiavellisten der Neuzeit“ genannt hat, gewesen sei. Wer aber den Ausführungen des vorliegenden Buches gefolgt ist und die darin aufgezeichneten Tatsachen und Ereignisse glaubhaft findet, wird mit dem Verfasser übereinstimmen, daß es, wenn überhaupt, nur recht äußerliche Berührungspunkte zwischen Canaris und Fouché gibt.

Ein Vergleich mit Talleyrand läge schon erheblich näher. Ihm und Canaris sind manche Charakterzüge gemeinsam: Der scharfe Verstand und der geschliffene Witz, die Kunst der Menschenbehandlung und die Fähigkeit, komplizierte inter-

398

ationale Situationen aus einer Mischung von Sachkenntnis und Intuition heraus blitzschnell richtig zu beurteilen. Talleyrand und Canaris waren gute Patrioten, aber ihre Liebe zum eigenen Lande beeinträchtigte nicht ihr Verständnis für andere Völker, und beiden lag das Wohl Europas am Herzen. Talleyrand und Canaris war es vom Schicksal bestimmt, unter Autokraten zu dienen, und die Unmöglichkeit legaler Opposition zwang sie, einen unterirdischen Kampf gegen die Regime zu führen, in denen sie hohe Ämter bekleideten. Beiden hat der Unverstand der eigenen Landsleute den Vorwurf des Verrates gemacht. Dabei waren beide Verschwörer aus Not, nicht aus Lust an der Verschwörung. Sie hatten den in Autokratien seltenen Mut, ihre Machthaber offen zu warnen, so lange sie hoffen konnten, diese dadurch von ihren gefährlichen Wegen abzubringen. Erst die Fruchtlosigkeit dieses Bemühens zwang sie, den legalen Weg zu verlassen und zu den Mitteln der Verstellung, der Täuschung und der List zu greifen. In seiner Biographie Talleyrands begründet Duff Cooper das Vorgehen des napoleonischen Ministers in Sätzen, die ohne weiteres auch auf Canaris anzuwenden sind: „Es ist einer der schwersten Fehler der Autokratie oder unumschränkten Einzelherrschaft als Regierungsform, daß sie keinen Raum für eine gesetzmäßige Opposition läßt. Der einzelne Untertan, der ehrlich davon überzeugt ist, daß sein

Land leidet und infolge schlechter politischer Führung auch weiterhin leiden wird, hat zwischen zwei Wegen zu wählen: entweder er muß beim Untergange seines Landes ein untätiger Zuschauer sein, oder er muß zur Abwendung des Unheils Schritte tun, die von seinen Feinden als Landesverrat bezeichnet werden. Offene Opposition ist Empörung oder Landesfriedensbruch, heimliche Opposition wird zum Hochverrat; und doch kann es Voraussetzungen geben, durch die

ein solcher Landesverrat zur Pflicht eines vaterlandsliebenden Mannes wird."

Soweit Duff Cooper.

Ähnliche Verhältnisse zwangen

Canaris, einen Weg zu beschreiten, der in vielem ganz ähnlich dem war, den fünfviertel Jahrhunderte vor ihm Talleyrand gegangen ist. Doch dürfen über den Parallelen nicht die Unterschiede der Zeitalter, des Milieus und, nicht zuletzt, auch der Charaktere übersehen werden.

Der Grad der Selbstherrschaft und der Unterdrückung der Freiheit unter Napoleon I. war milde, wenn man ihn an der Terrorherrschaft Hitlers und der Gestapo mißt. Dabei mag die moderne Technik, welche der Gestapo erst ihre Allgegenwärtigkeit ermöglichte und die Massenvernichtungsmethoden zur Verfügung stellte, eine Rolle spielen. Aber Charakterzüge der beiden Nationen fallen vielleicht noch schwerer ins Gewicht. Denken wir nur beispielsweise daran, eine wie wesentliche Komponente des französischen Genius das Maß ist. Obschon Napoleons korsisches Blut oft gegen dieses Maß revoltierte, konnte auch er sich nicht dem Einfluß des französischen Geistes entziehen. Seine Autokratie kannte Grenzen und ließ zum Beispiel seinem opponierenden Minister ein Maß von Freiheit des Handelns und der Sprache, von dem im Reiche Hitlers niemand auch nur hätte träumen dürfen. Es ist eben deutsche Tragik, daß wir allzu leicht im Guten wie im Bösen das Maß der Dinge völlig verlieren. So vollzog sich der Widerstand eines Canaris unter einem viel stärkeren Druck als der, welchem Talleyrand jemals ausgesetzt war. Auch seine Freunde werden Talleyrand kaum nachgesagt haben, daß er selbstlos gewesen sei. Er war Egoist, und er war Grandseigneur und machte den selbstverständlichen Anspruch, als Grandseigneur zu leben, *aux frais de la princesse*, wie man in Frankreich zu sagen pflegt, soweit dies nur eben möglich

400

i

war. Er war auch darin ganz Franzose, daß er eine sehr klare Wertschätzung für die Realitäten dieser Welt hatte, für Besitz, Stellung, persönlichen Einfluß und Macht. Er sorgte stets dafür, daß sein Vermögen sich vermehrte, und machte sich kein Gewissen daraus, seinen amtlichen Einfluß seinem persönlichen Vorteil dienstbar zu machen. Canaris dagegen stand dem, was man das praktische Leben nennt, indifferent gegenüber. In materiellen Dingen, wenn nicht in geistigen, war er ein Bohemien. Er hatte kein Verhältnis zum Gelde. Obgleich Millionen, kaum kontrolliert, durch seine Hand flossen, blieb er arm. Er begehrte nichts für sich. Dagegen gab er, wo er konnte, und manchmal mehr als er eigentlich konnte, und ließ die Rechte nicht wissen, was die Linke tat. Er half Tausenden von Unbekannten, ohne jemals auf Dank,

geschweige denn auf Vergeltung zu rechnen. Er war uneigennützig bis zur Selbstaufgabe. Er riskierte viele Male sein Leben für seine Freunde und für völlig Fremde.

Am klarsten kommt der Unterschied zwischen Talleyrand und Canaris wohl in ihrem Verhältnis zu Gott und Religion zum Ausdruck. Talleyrand, in seiner Jugend zum Bischof geweiht, handelte sein Leben lang aus rein rationellen Motiven. In der Revolution verriet er ohne Bedenken die Kirche. Erst auf dem Totenbette machte er seinen Frieden vielleicht nicht mit Gott, aber jedenfalls mit dessen Stellvertreter auf Erden. Auch jetzt war sein Glaube an Gott, wie es schien, nicht allzu fest, aber er hielt es wohl für sicherer, auf alle Fälle mit den Gnadenmitteln der Kirche ausgerüstet durch die dunkle Pforte zu gehen. Canaris aber fühlte sich stets als ein Geschöpf Gottes, er war tief religiös, und gerade in den kritischen letzten Jahren seines Lebens stellte er sich ganz unter das göttliche Gesetz, das ihm unendlich wichtiger erschien als menschliche Satzung.

26 Abshagen, Canaris

401

Canaris' Wirkungsbereich war viel enger umschrieben als der Talleyrands. Dieser hatte entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung Europas für ein ganzes Jahrhundert. Canaris gehörte nicht in die erste Garnitur der Mächtigen des Dritten Reiches. Wohl war sein Arbeitsfeld weltweit, aber seine Einflußmöglichkeiten auf das große Geschehen waren nur sekundärer, indirekter Natur. Das entsprach im Grunde seinem Wesen und seinen Wünschen. Er war wohl zufrieden, Diener der Sache zu sein, der er sich ergeben hatte, er hatte nicht den Ehrgeiz, selbst zu führen. Seine letzte Botschaft an den dänischen Zellennachbarn legt Zeugnis dafür ab, daß Canaris sich bis zuletzt - obwohl sein Wirken in den letzten neun Jahren mindestens so stark politischen wie soldatischen Charakter gehabt hatte als Offizier, nicht als Politiker fühlte. Dabei blieb er sich stets bewußt, daß schon die Bezeichnung Offizier die ja von officium, die Pflicht, abgeleitet ist den Angehörigen dieses Berufsstandes ein besonders hohes Maß von Verantwortung auferlegt. Ihm war sein Beruf nicht Broterwerb, auch nicht Karriere, Stufenleiter zu persönlichem Aufstieg, sondern wirklich ein nobile officium.

G

-

-

Doch bedeutete ihm Pflicht nicht Kadavergehorsam. Er war wohl nach Blut und Herkunft nicht Preuße, aber er kannte die preußische Geschichte gut genug, um zu wissen, daß die besten unter den preußischen Offizieren, von Ziethen zu Scharnhorst und Gneisenau, von York von Wartenburg zum alten Moltke, ihre Pflicht nicht im Jasagen, sondern im Einstehen für und im Ringen um das, was sie vor ihrem Gewissen für recht hielten, gesehen hatten. In dieser Pflichtauffassung, in seinem ihm von seinem Gewissen befohlenen Widerstand gegen Unrecht, Unmenschlichkeit und Gemeinheit, ja besonders in seiner Bereitschaft, um seines Gewissens

402

willen sich auch von seinen Standesgenossen als Verräter steinigen zu lassen, war er preußischer als viele, die heute den Stein gegen ihn aufheben.

Der Erfolg blieb ihm versagt. Wohl konnte er im einzelnen Unheil verhüten, im großen scheiterten seine Pläne, vielleicht gerade weil er nicht ehrgeizig sich selbst an die Spitze drängte, weil er zu gewissenhaft jeden Schritt überprüfte, ehe er ihn tat. Aber er wollte und konnte eben nicht über seinen Schatten springen, er kannte sein Maß. Wenn er auch in seinem Kampfe unterlag, so verdient sein Bild doch, klar umrissen und festgehalten zu werden. Denn er ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel von vielen – einige sind ja in diesen Seiten verzeichnet dafür, daß es auch im Dritten Reich noch Offiziere gab, in denen die noblen Traditionen der Vergangenheit lebendig waren, Offiziere, die ihr Leben und ihre Ehre einsetzten für den guten Namen Deutschlands und für einen Pflichtbegriff, der in der ganzen christlichen Welt verstanden wird und Geltung hat.

—

26*

403

NAMENSVERZEICHNIS

Abetz, Botschafter, 292/93
Alexander, britischer Feldmarschall 242
Alfons XIII., König von Spanien
44. 49. 196
Amé, Cesare 27. 105. 332.334/35.
339 ff. 364
Antonescu, Jon 245/46
Arco-Valley, Graf 63
Arnauld de la Perrière, U-Bootkommandant 49
Auer, bayer. Minister 63
Badoglio, ital. Marschall 334.
337. 341/42
Bamler, Oberst 121/22
Bassewitz, Graf, Botschaftsrat 43
Bebel, August 22
Beck, Generaloberst 71. 151. 154.
179/80. 185/86. 191. 221. 248/
49. 259. 264. 312. 350. 358.
360. 364
Benesch, Eduard 194
Bentivegni, von, Oberst 122/23.
289. 344. 348. 369
Bernhardt, deutscher Kaufmann
161. 164.
Best, Mitglied des Secret Service
350/51
Beta, Ottomar 147
Bibra, von, Botschaftsrat 327
Bier, Geheimrat 65
Bismarck, Fürst Otto, Reichskanzler 22. 92
Bismarck, Graf Gottfried 378
Blaskowitz, Generaloberst 329
Blomberg, von, Generalfeldmarschall 55. 94/95. 105. 139. 151.
177
Blos, württ. Staatspräsident 71
Bonhöffer, Dietrich 358. 377

Bose, Subhas Chandra 105.
318/19
Brauchitsch, von, Generalfeld-
marschall 179. 185/86. 210.
213. 222. 224. 239. 249. 310
Braun, Eva 367
Bredereck, Rechtsanwalt 69
Brentano, Familie 26
Brockdorf-Rantzau, Graf,
Reichsaußenminister 65
Bülow, von, Siedlerfamilie in
Argentinien 39
Bülow, Fürst und Fürstin 60
Bülow, von, Staatssekretär 141
Buonaparte, Giuseppe 27
Bürkner, Leop. 126 f. 218. 229 f.
262. 295. 307. 328. 369
Canaris, Auguste Amélie 19 ff. 30
Canaris, Carl 19 f 29
Canaris, Nicoleta 27
Canaris, Erika, geb. Waag 58.
72. 87. 137
Canaris, Thomas 26
(s. a. Kanaris, Konstantin)
Canarisi, Gaspare 26
Caracciola, Familie 26
Carboni, ital. General 342
Carol II., König von Rumänien
245
Chamberlain, Neville 191. 226
Churchill, Winston 252, 258/59.
321/22
Ciano, ital. Außenminister 162.
196. 198. 264
Cooper, Duff 399/400
Dahlerus, Birger 206
Delbrück, Erwin 375
Delbrück, Justus 360. 375
Dieckhoff, Botschafter 327
Dietl, General 256
Dittmann, Unabhäng. Sozial-
demokrat 52/53. 68. 82
404
Dohnanyi, Hans von 180. 221.
314. 333. 338. 343. 357 ff. 361.
363
Dohnanyi, Frau von 358
Dönitz, Großadmiral 33
Donovan, Bill 242
Durst, Colonel 242
Ebert, Reichspräsident 53. 57. 62
Ehrhardt, Kapitän zur See 59.
70. 73
Eichhorn, unabhäng. Sozial-
demokrat 56
Eisner, Kurt 63
Elser, Attentäter 226
Ernst, sozialdemokratischer Poli-
tiker 56
Escherich, Forstrat 71

Etzdorff, Hasso von 221
Falkenhausen, von, General 378
Fegelein, SS-General 367
Fouché, Herzog von Otranto,
Polizeiminister Napoleons I.
398
Franco, Francisco 105. 113.
155/56. 159 f. 276. 321 f
Frank, Karl Hermann 185. 231
Freisler, Präsident des Volks-
gerichtshofes 355
Freytag-Loringhoven, Wessel,
Freiherr 338/39. 345
Fritsch, Freiherr von, General-
oberst 154. 177/78. 180/81. 224
El Gailani, irakischer Politiker
316/17
de Gaulle, französischer General
290. 293
Gebhardt, Peter von 26/27
Gehre, Hauptmann 366. 377. 396
Geist, amerikanischer General-
konsul 219/20
Georg V., König von England
169
Gersdorff, von, Oberst 313
Geßler, Reichswehrminister 70.
74/75
Gilsa, von, Major 70
Giraud, französischer General
291 ff. 296/97
Gisevius, Hans Bernd 8. 24. 123.
150. 205. 220/21. 227. 338. 358
Gneisenau, General der Be-
freiungskriege 402
Goebbels, Joseph 103. 209. 258
Goerdeler, Carl Friedrich 191.
221. 225. 259. 377
Göring, Herbert 377
Göring, Hermann 7. 141. 161 ff.
170. 174. 178/79. 206. 210.
220. 239. 262. 299. 360. 374
Grobba, Gesandter 317
Gröner, General 70
Groscurth, Oberstleutnant
123 ff. 182. 221. 316
Großmann, Stefan 66
Guisan, schweizerischer General
347
Gürtner, Reichsjustizminister 180
Hacha, tschechoslowakischer
Staatspräsident 194
Halder, Generaloberst 123. 173.
186. 191. 221/22. 227. 233.
239. 249. 266. 315. 365. 377
Hammerstein-Equord, Freiherr
von, Generaloberst 167
Hansen, Georg 344/45. 367. 369
Hari, Mata, siehe Mata Hari
Hassell, Ulrich von 8. 131. 144.

220. 225. 259. 333. 353
Heinrich, Oberst 344
Heinz, Oberstleutnant 236
Helldorf, Graf, Polizeipräsident
144. 179. 221
Henlein, sudetendeutscher Poli-
tiker 185. 231
Hennyey, von, ungarischer Ge-
neralstabsoffizier 187
Hentig, von, Gesandter 144
Heydrich, Reinhard 7. 77. 94.
138 ff. 145 ff. 167/68. 177. 196.
227. 235. 263. 282. 296/97.
304/05. 343. 348 ff. 370
Himmler, Heinrich 7. 94. 110.
139/40. 145/46. 169/70. 177.
179. 206/07. 227. 234. 238.
241. 264. 282. 349. 352/53. 357.
362/63. 368 ff. 374. 376: 382.
392. 396/97
Hindenburg, von, Reichspräsi-
dent 55
405

Hitler, Adolf, durch das ganze
Buch
Homlok, ungarischer General
105
Horthy, ungarischer Reichsver-
weser 105
Huerta, mexikanischer Staats-
präsident 35
Huppenkothen, SS-Standarten-
führer 340 ff. 350. 352. 356.
373. 376 ff. 380. 392/93. 397
Ino, Baron 127 ff.
Jenke, Oberst 127
Jeschow, Chef der OGPU 168
Jodl, Generaloberst 126. 211.
214. 232. 310. 368/69
Jost, SD-Beamter 196
Jordana, Graf, spanischer Außen-
minister 327 ff
Kalle, deutscher Militärattaché 42
Kaltenbrunner, Ernst 284. 340.
343. 354ff. 365/66. 368 ff. 376.
391/92. 396/97
Kanaris, Konstantin 24 ff. 90
Kanya, von, ungarischer Außen-
minister 189
Kapp, Generallandschafts-
direktor 73
213 ff.
Kaufmann, Gauleiter 93
Kaulbars, Baron 372. 375
Keitel, Generalfeldmarschall 126.
151. 162. 179. 181. 186. 193.
196/97. 199. 208 ff.
229 ff. 238/39. 270. 283. 288 ff.
293 ff. 302. 308. 337. 341. 343.

349. 357. 361 ff. 368/69.
 Keitel, General, Chef der Personalabteilung des OKW 303
 Keppler, Staatssekretär im A. A. 274
 Kiep, Otto C. 316. 365
 Kletschkowski, von, Ehepaar 366
 Kluge, von, Generalfeldmarschall 314
 Köcher, Gesandter 346
 Konowalec, ukrainischer Nationalistenführer 214
 Köhler, Kapitän zur See 34
 Kordt, Erich 153. 173. 191
 Kordt, Theo 173. 191. 346/47
 Krohn, von, Marineattaché 41 ff. 48 ff.
 Kuttner, Redakteur des „Vorwärts“ 57
 Lahousen, Erwin von 124 ff. 182. 206 ff. 213. 224. 236. 277. 280. 283. 289. 291. 294 ff. 299. 303/04. 314. 326/27. 338/39. 343/44.
 Langbehn, Rechtsanwalt 353
 Lange, Kriminalkommissar 379
 Langenheim, Kaufmann 161
 Laval, Pierre 290. 292/93
 Leeb, Ritter von, Generalfeldmarschall 315
 Lehmann, Ministerialdirektor 230
 Leverkus, Dr. Paul 367
 Liebknecht, Karl 53. 61. 64 ff.
 Liedig, Franz 251 ff. 377/78. 391
 Lindemann, General 377
 Löwenfeld, von, Kapitän zur See 59.67
 Lüdecke, Fregattenkapitän 37
 Ludendorff, General 73. 83
 Lunding, H. N., dänischer Generalstabsoffizier 384 ff. 393 ff
 Lüttwitz, von, General 73
 Luxemburg, Rosa 61. 64. 69
 Malaparte (Pseudonym) 173
 Mannerheim, finnischer Feldmarschall 105
 Marogna-Redwitz, Graf, Oberst 124/25. 182. 184. 196. 355/56
 Martinengo, Fridolin 26
 Martinengo, Joannetta 26
 Martinez Campos, spanischer General 324. 326/27
 Mata Hari 42
 Maurer, Helmut 363/64. 372 ff.
 Melnyk, ukrainischer Nationalist 209. 214/15
 Metaxas, griechischer General und Politiker 270
 Miller, General, russischer Emi-

grantenführer 169
Moltke, von, Botschafter 327
406
Moltke, Graf Helmut, General-
feldmarschall 222. 315. 402
Moltke, Graf Helmut, Kriegs-
verwaltungsrat 307. 365
Moruzow, Chef der rumänischen
Siguranza 245/46
Moses, Reichstagsabgeordneter
68/69. 81
Mountbatten, Lord Louis 242
Muff, Generalstabsoffizier 71
Mufti von Jerusalem 105. 316 f
Müller, Dr. Josef 248/49. 264.
266. 357.361. 377/78. 388. 391
Müller, SS-Gruppenführer 295.
304 ff. 348. 352. 354. 356/57.
365/66. 368. 378
Mussolini, Benito 152/53. 158.
162. 196/97. 200. 205. 270.
290. 328. 333/34. 337. 341
Napoleon I., Kaiser der Fran-
zosen 27. 268. 398. 400
Nebe, Reichskriminaldirektor
144. 179. 221. 338. 359. 377.
381
Nicolai, Oberst 113
Noske, Gustav 53. 55. 57. 62.
69 ff. 157. 251
Olbricht, General 312
Oldershausen, von, Generalstabs-
offizier 74
Oshima, japanischer Botschafter
113. 367
Oster, Hans 10. 119 ff. 124. 127.
144. 146. 155. 168. 172 ff.
178 ff. 186. 190. 205. 217. 221.
223/24.227/28. 236. 248. 250 ff.
259 ff. 289. 295. 303. 314.
338. 343. 350. 352. 357 ff.
363/64. 366. 369. 372/73. 375.
377/78. 391. 393. 396/97
Pabst, Waldemar 59. 67
Paltzo, Generalstabsoffizier 224
Pantzinger, SS-Standartenführer
378
Papen, Franz von 367
Papst Pius XII. 248. 337/38
Paravicini, Maria Saveria 27
Patzig, Conrad 94. 141
Paulus, General 224/25
Pechel, Rudolf 8. 220
Petain, Marschall von Frankreich
290. 292
Petljura, ukrainischer General
214/15
Pflugk-Hartung, von, Brüder 69
Pfuhlstein, von, Generalmajor
362

Piekenbrock, Generalmajor 121.
126. 136. 166. 168. 206. 262.
289. 293. 326. 331/32. 343/44
Planck, Staatssekretär 377
Popitz, preußischer Finanzmini-
ster 377
Popp, Dorothea 40
Preußen, Joachim Prinz von 63
Primo de Rivera, spanischer
Ministerpräsident 158
Puricelli, Familie 26
Quisling, Vidkun 250
Raeder, Großadmiral 95/96. 179.
186. 249 ff
Ratibor, Prinz, Botschafter 43
Reed Rosas (Pseudonym) 39 ff.
43 ff
Reichenau, von, Generalfeldmar-
schall 139. 151. 224/25. 239
Reinecke, General 230. 303 ff
Reinhardt, Oberst, Kommandeur
des 4. Garderegiments 57
Reinhardt, Generalmajor 240
Ribbentrop, Joachim von 110.
143. 187. 190. 196. 198/99.
206. 208. 213. 215 ff. 258. 264.
270. 273. 277/78. 280. 293.
318. 327. 331. 346
Richter, Eugen 22
Richthofen, von, General 163
Ritter, Botschafter 126
Rivet, L., französischer General 8
Roatta, italienischer General
105. 162/63. 196. 332
Robles, Gil 161
Roccamora, Graf, spanischer
Militärattaché 164
Röder, Oberstkriegsgerichtsrat
357 ff. 379
Rohleder, Oberst 263/64. 266
Rojestwenski, russischer Admiral
364
407

Romanones, Graf, spanischer
Außenminister 44
Rommel, Generalfeldmarschall
243. 271
Roper, Trevor 8
Rosenberg, Alfred 141
Rundstedt, von, Generalfeldmar-
schall 225
Runge, Soldat 64
Russell, Sean 277/78
Ryan, Frank 277
Sack, Chefrichter des Heeres
180, 361. 377. 396
Salazar, portugiesischer Minister-
präsident 158
Sas, holländischer Militärattaché

261/62
Scapini, Führer der französischen
Kriegsgefangenen 292
Schacht, Hjalmar 172. 186. 191.
221. 377/78. 383
Scharnhorst, General der Be-
freiungskriege 402
Scheidemann, Philipp 52/3. 62. 65
Schellenberg, SS-Standarten-
führer 8. 148. 341. 343..351/52.
356. 365/66. 368. 375
Schlabrendorff, Oberleutnant
d. R. 313
Scholl, Geschwister 354
Schrey, Kriminalkommissar 379
Schuschnigg, Kurt von 182. 383
Seeckt, von, General 75. 83.
116/17. 167. 170. 223
Singer, Kurt 7. 8
Skorzeny, SS-Oberstleutnant
242/43
Solf, Witwe des Botschafters
365
Sonderegger, Kriminalkommissar
379
Sotelo, Calvo 155
Spee, Graf, Admiral 36/37
Spengler, Oswald 17
Sperrle, General 163
Stalin, Josef 158. 195
Starvitzki, Kriminalkommissar
379. 390.
Stauffenberg, Graf, Oberst 364.
371.373/74
Stevens, Mitglied des Secret
Service 350/51
Stohrer, von, Botschafter 43. 323
Straßmann, Landgerichtsdirektor
a. D. 352
Strünck, Theodor 338. 377/78.
391. 393. 396
Suchong, Leutnant 67
Suñer, Serano 322. 327/28
Talleyrand, Fürst von Benevent,
Außenminister Napoleons I. 5.
398 #
Theotokis, Graf 88
Thieß, Frank 364
Thomas, General 185. 230. 249.
377
Tippelskirch, von, Oberst 189
Toeppen, Intendanturrat 111.
136
Tresckow, Henning von 313
Truman, Harry 283
Tuchatschewski, Sowjetmarschall
167 ff
de Valera, Eamon 275
Vansittart, Sir Robert 191
Vargas, spanischer Diplomat 164

Veesenmayer, nationalsozialistischer Diplomat 273/74, 276 ff
Vermehren, Erich 366/67
Vermehren, Frau, geb. Gräfin Plettenberg 366
Victor Emanuel III., König von Italien 196. 334. 337
Viebahn, Max von 70/71.74. 185
Vigon, spanischer General 324. 326
Vogel, Oberleutnant 65. 67/68.70
Volkmann, General 163

Waag, Carl Friedrich 58
Waag, Erika, s. Canaris, Erika
Walter, Oberleutnant 244
Warlimont, General 163. 230. 232/33. 310
Weihe, SS-Scharführer 385. 390
Weizsäcker, Freiherr von, Staatssekretär 143. 173. 187. 190/91. 221. 280. 347
Weygand, französischer General 289 ff. 293
408
Wilhelm II., deutscher Kaiser 52.54
Willberg, General 161
Winter, Generalleutnant 369
Wirth, Reichskanzler 365
Witzleben, von, Generalfeldmarschall 191. 221. 226
Wohlthat, Helmuth 206. 219/20
Wolf, SS-Scharführer 385. 390
York von Wartenburg, General der Befreiungskriege 402
Zechlin, deutscher Diplomat 43
Zeitzler, General 315
Ziethen, friderizianischer General 402
Zweig, Stefan 398

|
INHALT
Vorwort
Prolog
Erstes Buch / Stolz weht die Flagge
Erstes Kapitel: Mit silbernem Löffel
.....
Zweites Kapitel: Der junge Offizier
Drittes Kapitel: „Etappe Madrid“
Viertes Kapitel: Kriegsende und Revolution
Fünftes Kapitel: In der Marine der Republik
Zweites Buch / In Tyrannos
7
17
19
31
41
51

76
Selbstbesinnung
99
Sechstes Kapitel: Chef der Abwehr
101
Siebentes Kapitel: Männer um Canaris
115
Achstes Kapitel: Canaris und Heydrich
138
Neuntes Kapitel: Spanisches Rätsel
150
Zehntes Kapitel: Kampf um den Frieden
167
Drittes Buch / Quadratur des Zirkels
Zwischenbilanz
203
Elftes Kapitel: Der Sturm bricht los
205
Zwölftes Kapitel: Entscheidungen des Gewissens
248
Dreizehntes Kapitel: Sabotage
273
Vierzehntes Kapitel: Sabotage der Sabotage
286
Fünfzehntes Kapitel: Allerlei Gestalten
302
.....
Sechszehntes Kapitel: Gegen die Ausweitung des Krieges 320
Siebzehntes Kapitel: Der Kampf mit dem inneren Feind 348
Achtzehntes Kapitel: Sein Golgatha
371
Schlußstrich
Namensverzeichnis
398
404
i

DD247.C213A2
Gea
13.3 2108 00093 7816
8.3.63
10

CANARIS

THE LIBRARIES
VNIVER
ET RERV
SIGILLUM
ET DOCERE
CAVSAS
GEORGIA
SAGE ORS
EXQVIRERE
ITATIS
1785
THE
UNIVERSITY OF GEORGIA
GA

SEP 31053
DATE DUE
OCZUXUX19831Z
z0 € JXUX 11764
ZUXUXZUXUZ

DD 247

C21342

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

KARL HEINZ ABSHAGEN

CANARIS

PATRIOT UND WELTBURGER

Jewish trator

UNION VERLAG STUTTGART

Entwurf für Einband und Schutzumschlag:

Hermann Saile

34. bis 36. Tausend

Nachdruck verboten. Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere die
der Übersetzung, der fotomechanischen Wiedergabe, der Übertragung durch
Rundfunk,
des Vortrags und der Verfilmung. Druck: Union Druckerei GmbH Stuttgart,
1959

Meine sogenannten Verbrechen bestehen nur in der
Phantasie von Dummköpfen. Hat ein kluger Mann
es je nötig gehabt, Verbrechen zu begehen? Das
Verbrechen ist das Hilfsmittel politischer Tröpfe...
Ich habe Schwächen gehabt, vielleicht auch Un-
tugenden, aber Verbrechen fi donc!

TALLEYRAND

im Gespräch mit dem Dichter Lamartine

THE UNIVERSITY

LIBRARIES

OF GEORGIA

63-9727

VORWORT

Wohl über keine Figur des zweiten Weltkrieges ist so viel
und so Widerspruchsvolles erzählt und geschrieben worden
wie über den Chef des Geheimdienstes der deutschen Wehr-
macht, Admiral Wilhelm Canaris. Hunderte von Zeitungs-
und Zeitschriftenartikel im In- und Auslande sind seiner Per-
sönlichkeit gewidmet worden; in einer ganzen Anzahl von
Büchern, die seit Kriegsende erschienen sind, spielt er eine
gewichtige Rolle. Überprüft man unvoreingenommen diese
umfangreiche Literatur, dann kann man nicht sagen, daß sie in
ihrer Gesamtheit dazu beitrüge, ein auch nur einigermaßen
zutreffendes Bild von der Person und dem Wirken des Chefs
der Abwehr zu vermitteln.

Unter den Büchern, welche Canaris in den Vordergrund stel-
len, muß eines als typisch für den weitaus größten Teil der bis-
her erschienenen Canarisliteratur hervorgehoben werden. Es
heißt Spione und Verräter des zweiten Weltkrieges, stammt
von dem aus Deutschland emigrierten Journalisten Kurt
Singer und ist sowohl in den Vereinigten Staaten wie in der
Schweiz erschienen. Typisch ist es vor allen Dingen wegen der
Unbekümmertheit, mit der auf seinen 300 Seiten mit den
Tatsachen umgesprungen wird. Wollte man Singers Darstel-
lung als zutreffend annehmen, dann wäre Canaris für das
meiste, was man Hitler und Göring, Himmler und Heydrich,

dem Oberkommando der Wehrmacht und dem Generalstab sowie der Führung der Kriegsmarine vorgeworfen hat, allein
7

oder doch in erster Linie verantwortlich, hätte der Chef der Abwehr nebenbei auch nach seinem Belieben über die Gestapo, ja über Armeen und Geschwader verfügen können. Nach Singers Darstellung könnte man zu dem Schluß kommen, daß im Dritten Reiche Canaris mindestens soviel zu sagen gehabt hätte, wie Hitler selbst. Ein immerhin ernster zu nehmender ausländischer Beobachter, der englische Professor Trevor Roper, bezeichnet in seinem Buche *The last days of Hitler* Canaris als einen zweifelhaften politischen Intriganten, unter dessen unfähiger Leitung die Abwehr ein Parasitendasein geführt habe. Roper scheint trotz aller moralischen Verurteilung Schellenbergs Spionage- und Terrororganisation mehr imponiert zu haben als die Abwehr. Von ausländischen Beurteilern dürfte der ehemalige Chef des französischen militärischen Geheimdienstes, General L. Rivet, in einem in der *Revue de défense nationale* erschienenen Aufsatz, in dem er sich scharf von Kurt Singer absetzt, dem deutschen Abwehrchef am besten gerecht werden. Darin wird Persönlichkeit und Leistung von Canaris durch einen unzweifelhaften Fachmann objektiv gewürdigt und in ritterlicher Weise anerkannt.

-

Naturgemäß begegnet uns der Name Canaris in zahlreichen Veröffentlichungen aus der Feder von Mitgliedern der deutschen Widerstandsbewegung. So wird er verschiedentlich in dem unter dem Titel *Vom alten Deutschland* erschienenen Tagebuch Ulrich von Hassells erwähnt. Gisevius verzeichnet in *Bis zum bitteren Ende* eine ganze Reihe von Episoden, in denen Canaris eine Rolle gespielt hat und anerkennt, daß dieser ihn niemals im Stich gelassen habe. Rudolf Pechel unterstreicht in seinem Buche *Deutscher Widerstand* die Bedeutung, welche Canaris als Gegenspieler Hitlers zukam. Pechel wendet sich auch gegen die Ungerechtigkeit, mit der Canaris vielfach vorwiegend wohl aus Unkenntnis der

8

wahren Zusammenhänge verurteilt wird und weist darauf hin, wie wünschenswert es sei, sein wahres Charakterbild zu zeichnen.

-

In der Tat hat Canaris das Schicksal gehabt, fast von allen Seiten angegriffen und beschimpft zu werden. Während ihn die einen als Spion, als ehrgeizigen und brutalen Nationalisten und Militaristen darstellen, sehen andere darunter viele ehemalige Standesgenossen des Admirals - in ihm einen Verräter, der ihrer Auffassung nach der eigenen Wehrmacht und dem deutschen Volke den Dolchstoß in den Rücken versetzt hat.

-

Ich habe in ehrlichem Bemühen um Objektivität und Wahrheit den Versuch unternommen, ein Lebens- und Charakterbild von Wilhelm Canaris zu zeichnen. Dabei bin ich bestrebt gewesen, den falschen Nimbus, mit dem Canaris durch kriminal- und spionageromanhafte Darstellungen umgeben worden ist, zu zerstören und ihn als den anziehenden Menschen, den mutigen Offizier, den ehrlichen Patrioten und den guten Europäer und Weltbürger zu zeichnen, als der er mir auf Grund persönlicher Kenntnis und umfangreichen Materials,

das ich im Laufe der letzten Jahre habe sammeln können, erscheint.

Ich habe Canaris erst verhältnismäßig spät, im Frühjahr 1938, kennengelernt, und meine persönliche Berührung mit ihm beschränkte sich auf wenige, allerdings recht intensive Unterhaltungen in kleinem Kreise in diesem und dem folgenden Jahre, in denen jedesmal die außenpolitische Lage sehr offen besprochen wurde. Dieser Kontakt war gerade ausreichend, um mir einen persönlichen Eindruck von der Weite des geistigen Horizontes, der erstaunlich raschen Auffassungsgabe, der intimen Kenntnis ausländischer, speziell englischer Verhältnisse, der Sicherheit des politischen Urteils und dem

9

tiefen, verhaltenen Humor des Admirals zu vermitteln. Meine Aktivlegitimation für die Abfassung dieser Lebensbeschreibung sehe ich aber weniger in diesem im Grunde doch nur flüchtigen persönlichen Zusammentreffen mit Canaris als darin, daß eine große Anzahl derjenigen, welche ihm im privaten und im dienstlichen Bereich nahegestanden haben, mir ihre Erinnerungen und Eindrücke und auch ein ziemlich umfangreiches Brief- und Aktenmaterial zur Verfügung stellten.

Tief bedauerlich ist es, daß das Dokument, welches Canaris selber für die Klarstellung seines Tuns und Lassens vor der Nachwelt bestimmt hatte, sein mit großer Sorgfalt geführtes Tagebuch, nicht mehr existiert. Nach Canaris' Entlassung aus der Leitung der Abwehr im Frühjahr 1944 wurde der größte Teil dieser Aufzeichnungen von einem seiner Offiziere an einen sicheren Ort auf dem Lande gebracht. Von der Witwe dieses Getreuen, der selbst ein Opfer des 20. Juli 1944 wurde, sind diese Bände nach dem Scheitern des Umsturzversuches aus der begreiflichen Sorge, Tortur und Erpressung könnten es doch in die Hände der Gestapo bringen und dieser Unterlagen für die Verfolgung noch weiterer Mitglieder der Widerstandsbewegung liefern, vernichtet worden. Das Tagebuch war nur in einem Exemplar vorhanden. Bis zum Sommer 1939 schrieb Canaris es mit eigener Hand, von da an seine Sekretärin nach Diktat auf der Schreibmaschine ohne Durchschlag. In Einzelfällen erlaubte Canaris seinem Mitarbeiter Oster, von besonders interessanten Eintragungen Abschrift für seine Privatakten zu nehmen. Diese Abschriften sind zusammen mit den übrigen Akten Osters mehrere Wochen nach dem 20. Juli 1944 in einem Panzerschrank in Zossen gefunden worden. Unter den Osterschen Papieren befanden sich zahlreiche Dokumente über die Schandtaten und Absurditäten

10

des nationalsozialistischen Regimes sowie mehrere Umsturzpläne und Aufzeichnungen über die Widerstandsbewegung. Außer den Osterakten sind auch die Tagebuchaufzeichnungen von Canaris aus der Zeit vom März 1943 bis zum Juli 1944 von der Gestapo gefunden worden. Was die Gestapo von diesen Tagebuchblättern besaß, ist nach Aussagen von höheren SD-Führern in Nürnberg in der Zeit kurz vor dem Zusammenbruch des Dritten Reiches nach dem Schloß Mittersill in Österreich gebracht und dort Anfang Mai 1945 verbrannt worden. Erhalten sind nur einzelne Tagebuchaufzeichnungen von Canaris dadurch, daß dieser gelegentlich dem einen oder anderen seiner Abteilungschefs gestattete, Eintragungen aus seinem persönlichen Tagebuch, die sich auf den Dienstbereich des Betreffenden bezogen, abschriftlich in

das Tagebuch seiner Abteilung aufzunehmen. Dieser Praxis ist es zu danken, daß wenigstens einige Proben aus dem Canaristagebuch in die nachfolgende Darstellung aufgenommen werden konnten.

Vor Abfassung dieses Buches habe ich, wie bereits angedeutet, mit einer großen Anzahl von Menschen, die Canaris in den verschiedenen Phasen seines Lebens nahestanden, gesprochen. Mit vielen anderen, die ich persönlich nicht erreichen konnte, habe ich einen, zum Teil recht umfangreichen, Briefwechsel geführt. Leider waren meine Ermittlungen dadurch beschränkt, daß viele der Vertrauten, die während des Krieges mit Canaris zusammenwirkten, nach dem 20. Juli 1944 sein Schicksal teilten. Andere sind gefallen oder noch nicht aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt.

Unter der großen Zahl der Mitarbeiter, die ich befragte, war keiner, welcher nicht mit Hochachtung von seinem alten Chef gesprochen hätte. Auch diejenigen, welche an seiner dienstlichen oder politischen Arbeit in der einen oder anderen Hin-

11
sicht Kritik übten, rühmten seine menschlichen Qualitäten. Viele sprachen von ihm als einem Freunde, Jüngere nannten ihn ihren väterlichen Freund. Aber darüber hinaus ergab sich ein äußerst interessantes Phänomen: Viele meiner Gesprächspartner und Korrespondenten gaben, ganz offenbar bona fide, der Überzeugung Ausdruck, das volle uneingeschränkte Vertrauen des Admirals genossen zu haben. Je weiter ich in meinen Ermittlungen vordrang, um so deutlicher wurde es mir aber, daß gerade diejenigen, welche tatsächlich Canaris am nächsten gestanden und am engsten mit ihm zusammengearbeitet hatten, sich bewußt waren, daß sie stets nur in einen begrenzten Ausschnitt seines Tuns und seines inneren Wesens Einblick hatten gewinnen können. Diese nächsten Vertrauten hatten erkannt, daß Canaris sich so leicht keinem Menschen ganz erschloß. Es hängt wohl damit zusammen, daß eigentlich alle Befragten in ihrer Erinnerung recht verschiedene Vorstellungen von Canaris bewahrt hatten. Aus meinen Unterhaltungen mit jedem einzelnen der alten Mitarbeiter und Freunde des Admirals trat mir ein neuer, von allen vorherigen sich deutlich unterscheidender Canaris entgegen, und so erwuchs mir die Aufgabe, aus der Unzahl dieser aus verschiedenen Perspektiven aufgenommenen Charakterbilder, deren jedes immer nur eine besonders geartete Spiegelung in einer spezifischen Beleuchtung war, die Resultate zu ziehen. Hätte ich nicht in meiner Erinnerung selbst einen, wenn auch nur flüchtigen Eindruck von dieser vielgestaltigen Persönlichkeit gehabt, ich hätte an der übernommenen Aufgabe verzweifeln müssen. So wie es ist, muß ich gestehen, daß das Bild, welches ich nach bestem Wissen und Einfühlungsvermögen von Wilhelm Canaris habe entwerfen können, eine Skizze bleiben mußte. Ich habe mich bemüht, sie so lebensstreu zu gestalten, wie es mir die angedeuteten Umstände ermög-

12
lichten. Ich darf hinzufügen, daß ich, um die Darstellung nicht in der Fülle von Anekdotischem untergehen zu lassen, mich auf das, was mir für die Charakteristik wesentlich erschien, beschränkt und auf manche an sich reizvolle Episode, die mir glaubwürdig berichtet wurde, verzichtet habe.

Allen denen, die mir durch ihre Auskünfte die Durchführung meiner Aufgabe ermöglicht haben, gebührt mein aufrichtiger Dank. Es sind ihrer zu viele, als daß ich sie einzeln

aufzählen könnte. Ich bitte diejenigen unter ihnen um ihre Duldsamkeit, welche enttäuscht sein werden, daß meine Deutung von Canaris' Charakter nicht mit ihren Erinnerungen in Einklang zu bringen ist. Ich fürchte, ihre Zahl wird nicht gering sein.

K. H. A.

ERSTES BUCH

STOLZ WEHT DIE FLAGGE

1

PROLOG

Zeit der Handlung: Jahrhundertwende. Das 19. geht zur Ruhe, das 20. steigt herauf. Diesmal ist's mehr als bloß äußerliche Zäsur, die sich aus zufälliger, von Menschen gesetzter Zeiteinteilung alle zehn mal zehn Jahre ergibt. Ein Zeitalter geht um diese Jahrhundertwende seinem Grabe entgegen.

Nur die Menschen merken die Zeitenwende nicht, wollen nicht begreifen, daß mit dem 19. Jahrhundert die bürgerliche Welt des humanistischen Liberalismus mit ihrer optimistischen Weltbetrachtung, ihrem blinden Glauben an den unaufhaltsamen Fortschritt der Menschheit, ihrem flibustierhaften Unternehmungsgeist und falschen Gefühl der Sicherheit, ihrem nur durch Humanität in Schranken gehaltenen und erträglich gemachten Nationalismus zu Ende geht. Sie merken es nicht; das dumpfe Ahnen einzelner, daß nicht alles zum besten stehe, bleibt der großen Mehrheit der Zeitgenossen - das gilt für Führer wie Geführte, für Kluge ebenso wie für Toren-fremd. Selbst ein Oswald Spengler kommt mit seiner natürlich schon seit geraumer Zeit konzipierten Untergangsprophetie erst heraus, als das Gefüge des bürgerlichen Lebens, wie es das 19. Jahrhundert kannte, durch die erste große Katastrophe bereits erschüttert ist.

Den Kindern des vergangenen Jahrhunderts, denen, welche die Alte Welt noch bewußt erlebten, raubt zunächst diese Erschütterung aller materiellen und ethischen Werte ihrer Jugend nicht den überkommenen Optimismus. Ihre Zeit mag

2 Abshagen, Canaris

17

tot sein, sie wissen es nicht, sie leben, und als Individuen zeigen sie bemerkenswerte Vitalität. Sie wollen nicht glauben, daß das Weltbild ihrer Jugend ein für allemal der Vergangenheit angehört. Ein, zwei Jahrzehnte lang versuchen sie immer wieder, die Stücke der zerbrochenen Welt zusammenzukitten. Unentmutigt durch Rückschläge gehen sie den Weg zurück zu dem, was ihnen normale Ordnung scheint, und wollen nicht begreifen, daß die Normen, die sie meinen, nicht mehr gelten und die in schweren Wehen kreißende Welt neue die ihnen dann auch fremd und feindlich erscheinen müßten noch nicht geboren hat. So bleibt ihr unermüdliches Wirken und Streben umsonst, es sei denn, daß ihnen

—

einigen früh, anderen spät, manchen freilich niemals - die Erkenntnis von der Zeitenwende aufgeht und sie einen ganz neuen Anfang machen.

18

ERSTES KAPITEL

MIT SILBERNEM LÖFFEL

Wilhelm Canaris wurde, wie man in England sagt, mit dem silbernen Löffel im Munde geboren. In seinem elterlichen Hause herrschte, wenn nicht Reichtum, so doch solide Wohlhabenheit. Der gesunde Knabe, der am 1. Januar 1887 in

Aplerbeck, Kreis Dortmund, zur Welt kam, war der jüngste von drei Kindern des Hüttendirektors Carl Canaris und dessen Gattin Auguste Amélie, geborene Popp. Den größten Teil seiner Jugend verlebte Wilhelm Canaris in dem großen Hause in Duisburg-Hochfeld, in das die Familie einige Jahre nach seiner Geburt übersiedelt war. Hier hatte der lebhafteste Junge alles, was sich ein Knabenherz wünschen und erträumen kann. Der große Garten um das Haus war der ideale Tummelplatz für Indianerspiele mit gleichaltrigen Gefährten. Da gab es Gebüsch, in denen man sich verstecken, hohe Bäume, die man erklettern konnte. Auf dem eigenen Tennisplatz erlernte er früh das Spiel, das ihm bis in die letzten Jahre seines Lebens für die immer seltener werdenden Stunden der Entspannung bevorzugter Zeitvertreib blieb. Wilhelm wuchs in einer harmonischen Familie auf. Von den Eltern wurde er verwöhnt. Der Vater war eine herbe, zurückhaltende Natur, aber sein Jüngster, der durch seinen Humor und seine originellen Einfälle wie alle Welt auch den Vater häufig zum Lachen brachte, war sein Vorzug. „Über Wilhelmchen wurde immer gelacht“, berichtet die Schwester, die, vier Jahre älter als der Kleine, diesen bemutterte und verwöhnte. Auch die Mutter konnte sich dem Charme des Jungen nicht

19

entziehen und hatte Mühe, den Ernst zu wahren, wenn Wilhelmchen ihrem strafenden Blick mit der Bemerkung begegnete: „Mama, deine Blicke sind wie Röntgenstrahlen.“ Von 1893 bis 1896 besuchte Wilhelm die Vorschule des Realgymnasiums zu Duisburg und rückte dann zu Ostern 1896 in die Sexta ein. Den ziemlich weiten Schulweg brauchte er nicht zu Fuß zu machen. Die Familienequipage brachte ihn jeden Morgen zur Schule und holte ihn des Mittags wieder ab. Mit dem Kutscher verstand sich Wilhelm ausgezeichnet. Wenn die Familie an schönen Sommertagen ausfuhr, dann saß Wilhelm auf dem Kutschbock neben dem Kutscher und unterhielt die ganze Gesellschaft im Wagen mit immer neuen Einfällen. Aber er war auch sein eigener Kutscher, denn schon frühzeitig hatte er einen Ziegenbock erhalten, der einen kleinen Leiterwagen zog, und mit dem er im Garten herumkutschte. Als Wilhelm fünfzehn Jahre alt wurde, schenkte ihm der Vater ein Reitpferd; so wurde er ein begeisterter und guter Reiter. Zeit seines Lebens hat Canaris jede Gelegenheit zum Reiten benutzt. Er liebte Pferde – wie er überhaupt ein großer Tierfreund war – und verstand sie zu behandeln. Auch mit schwierigen Gäulen wurde er dank seinem Einfühlungsvermögen und seiner weichen Hand fertig. Schon frühzeitig entwickelte er, was der Engländer „horse sense“ nennt, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Schon als kleiner Hosenmatz bewies Wilhelm Beobachtungsgabe und den Trieb, den Dingen auf den Grund zu gehen, Gaben, die ihm später in der Marine den Spitznamen „der Kieker“¹⁾ eintrugen und ihn für seine Aufgabe als Nachrichten-1) Über die Herkunft und Bedeutung dieses Spitznamens herrscht unter den ehemaligen Kameraden keine Einmütigkeit. In alten Briefen an Canaris findet man auch die Schreibweise Kieka und Kika. Doch steht fest, daß er bereits im Jahre 1916 in der „Etappe Madrid“ als „der Kieker“ bekannt war.

20

tenchef prädestinierten. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, und seine Beobachtungen und treffenden Bemerkungen dazu brachten die Erwachsenen nicht selten in Verlegenheit.

Die Atmosphäre des Elternhauses und des Kreises, in dem die Familie sich bewegte, spielte naturgemäß bei der Formung des Charakters des Heranwachsenden eine große Rolle. Beide Eltern waren religiös ohne scharf betonte konfessionelle Einstellung. Die Familie Canaris war ursprünglich katholisch gewesen. Erst Wilhelms Großvater war, als er sich mit einer Protestantin verheiratete, zu deren Bekenntnis übergetreten. Wilhelms Mutter hatte, obgleich sie aus einer evangelischen Familie stammte, eine gewisse Neigung zum Katholizismus. Beide Eltern waren keine regelmäßigen Kirchgänger. Der Kirchenbesuch beschränkte sich, wie in jenen Zeiten, in denen die liberale Theologie die große Mode war, in weiten protestantischen Kreisen üblich, meist auf die hohen kirchlichen Feste. Aber die Kinder wurden in dem selbstverständlichen Glauben, daß eine höhere Macht das menschliche Leben führt und überwacht, und in den Grundsätzen christlicher Ethik erzogen. Diese Erziehung geschah weniger durch belehrende Worte als durch das lebende Beispiel der Eltern. Wilhelm Canaris war, auch wenn bei ihm keine eindeutige konfessionelle Bindung erkennbar war, ein tief religiös empfindender Mensch. Er war kein regelmäßiger Kirchgänger, aber an hohen Festtagen ging er mit Frau und Töchtern in die evangelische Kirche in Dahlem, aber es ist wohl ein Erbe seiner Mutter, daß gerade in den schweren letzten Jahren seines Lebens auf ihn die mystische Atmosphäre katholischer Kathedralen eine starke Anziehungskraft ausübte.

Beide Eltern waren geistig hochstehende Menschen mit vielseitigen Interessen und Kenntnissen. Ein so gewecktes Kind wie Wilhelm profitierte natürlich viel von den Unter-
21

haltungen der Großen. Die Zeit, in welcher der Geist des Jungen begann, von seiner Umwelt kritisch Notiz zu nehmen, war die wilhelminische Ära. Es war eine Periode stürmischer wirtschaftlicher Entwicklung. Im Ruhrrevier wurden immer neue Schächte in die Erde getrieben, schossen ständig neue und größere Hochöfen und Hüttenwerke aus dem Boden. Das noch junge Deutsche Reich entwickelte sich im Handumdrehen zum führenden Industriestaat des Kontinents. Der Außenhandel nahm zu, die Flotte, für welche die Panzerplatten an der Ruhr geschmiedet wurden, wuchs. Die Kolonialpolitik des Reiches regte die Phantasie besonders der Jugend an.

Natürlich war man im Hause Canaris patriotisch eingestellt. Der Vater war begeisterter Bismarckverehrer. In dem Konflikt zwischen dem alten Kanzler und dem jungen, unerfahrenen Kaiser gehörten seine Sympathien uneingeschränkt dem Reichsgründer. Sonst redete man im Hause im allgemeinen nicht viel von Politik; nur wenn Reichstagswahlen bevorstanden oder außergewöhnliche Ereignisse eintraten, hörten die Kinder die Eltern untereinander oder mit Hausgästen gelegentlich einmal politische Themen berühren. Da fielen wohl mit dem Ausdruck der Mißbilligung Namen wie die des Fortschrittlers Eugen Richter oder des Sozialdemokraten August Bebel. Man selbst war nationalliberal. Diese Partei war damals im Industrieviertel noch führend
vor dem

Zentrum, dem die katholischen Industriellen zum erheblichen Teile angehörten. Die Annäherung zwischen den „Schlotbaronen“ und den preußischen Konservativen lag noch in der Zukunft.

In dem industriellen Milieu, in dem Wilhelm Canaris aufwuchs und das sich schon damals als die Wirtschaft fühlte und bezeichnete, hatte man mit dem Sozialismus sowohl

22

wegen seiner klassenkämpferischen wie seiner internationalistischen Tendenzen -begreiflicherweise nichts im Sinne. Es waren noch die goldenen Zeiten der kaum eingeschränkten Unternehmerinitiative. Man nahm, auch wenn man sich mit der Existenz der Gewerkschaften wohl oder übel abfinden mußte, im Grunde einen Herr-im-Hause-Standpunkt ein, der allerdings in der Praxis durch eine Art von patriarchalischem sozialem Verantwortungsbewußtsein erheblich gemildert wurde. Denn in vielen Fällen war der Aufstieg vom Arbeiter zum Unternehmer und Fabrikherrn in zu rascher Generationenfolge zurückgelegt worden, als daß sich auf seiten der Industrierherren ein Klassenhochmut hätte entwickeln können. Das Klassenressentiment wurde von unten her gepredigt und konnte im westdeutschen Industrierevier erst Wurzeln schlagen, als der einheimische Arbeiterstamm durch Zuzug aus dem Osten mit fremden Elementen durchsetzt worden war.

—

Man kann im späteren Leben von Canaris die Wirkung dieses Milieus seiner Jugend deutlich feststellen. Eine instinktive Abneigung gegen den Marxismus - besonders in seinen extremen Formen blieb stets in ihm lebendig. Andererseits war ihm ein sehr starkes soziales Verantwortungsbewußtsein überkommen, das er aus der industriellen in die militärische Umwelt mitnahm und das in seiner Fürsorge für seine Untergebenen aller Grade Ausdruck fand. Canaris war völlig frei von sozialem Hochmut und Ressentiment. Deshalb wurde es ihm so leicht, nach der Revolution von 1918 mit Vertretern aller Parteien, auch der proletarischen, umzugehen. Aus diesem Grunde beruhte auch sein Widerstand gegen Hitler nicht auf der Ablehnung des Gefreiten" oder „des Stubenmalers", sondern hatte tiefere und ernstere Gründe. Die Familie Canaris hatte keine militärische Tradition. So-

23

weit wir dem Stammbaum auch nachgehen
und wir können

ihn in ungebrochener Linie bis in das sechzehnte Jahrhundert urkundlich verfolgen, finden wir keinen aktiven Soldaten unter den Vorfahren des Admirals. Es ist eine typisch bürgerliche Familie. Der Großvater väterlicherseits war als Bergwerksdirigent in der Gegend von Brilon tätig und hatte den Titel königlicher Bergrat; weiter zurück finden wir unter den Canaris mehrere kurtrierische Beamte, einen Kammerrat und einen Direktor der kurtrierischen Leinenmanufaktur, daneben sind unter den Vorfahren Kaufleute, Handwerker und Juristen. Die mütterliche Familie stammt aus dem Coburgischen. Der Großvater mütterlicherseits war herzoglich sächsischer Oberförster. Unter den Vorfahren tritt hier das bauerliche Element stärker in Erscheinung als bei den Canaris. Mehrere Generationen zurück finden wir unter den Stammmüttern ein Fräulein von Pollheim und eine Demoiselle von Triesch, auch de Driesch geschrieben, deren Namen auf adelige Herkunft schließen lassen. Doch ändert dies nichts an dem bürgerlichen Charakter des Stammbaumes.

Auch bei äußerster Streckung der Phantasie wird man den Admiral Canaris nicht als Vertreter einer Junker- oder Offi-

zierskaste bezeichnen können, wie dies hie und da in der umfangreichen Literatur über den ehemaligen deutschen Nachrichtenchef geschehen ist.

Der ausländische Klang des Namens Canaris hat zu zahlreichen Spekulationen über die Herkunft seines Trägers geführt. Man hat ihn als Griechen, ja selbst als Levantiner bezeichnet. Vielfach ist der deutsche Admiral fälschlich als ein Nachkomme oder doch als naher Verwandter des in den griechischen Freiheitskämpfen berühmt gewordenen Seehelden und späteren Ministerpräsidenten Konstantin Kanaris angesehen worden. Auch Wilhelm II. soll

24
nach einem glaubwürdigen Bericht an den Rand einer dienstlichen Meldung über einen Versenkungserfolg des damaligen U-Bootkommandanten Wilhelm Canaris einen Vermerk etwa des Sinnes geschrieben haben: „Ist das ein Nachkomme des griechischen Freiheitskämpfers?“ Es ist nicht ohne Reiz festzustellen, daß sich die Familie des späteren Admirals selber eine Zeitlang in dem Glauben gewiegt hat, mit dem tapferen Griechen verwandt zu sein. Um die Jahrhundertwende war es in bürgerlichen Familien noch nicht üblich, sich allzu intensiv mit der eigenen Herkunft zu beschäftigen. Die Canaris waren sich wohl bewußt, daß ihr Name ausländisch klang und daß ihre Vorfahren vor einer ganzen Reihe von Generationen in Deutschland eingewandert sein mußten. Woher, das wußten sie nicht. Die Gleichheit des Namens verlockte zu der Annahme, daß man mit dem griechischen Seefahrer verwandt sei. In der Tat benutzten Vater und Mutter Canaris um die Wende des Jahrhunderts die Gelegenheit einer Reise nach Griechenland, um die griechischen „Verwandten“ in Athen zu besuchen, von denen sie auch freundlich aufgenommen wurden. Es wurde sogar eine Nachbildung des in Athen stehenden Denkmals des Seehelden erworben und nach Duisburg gesandt, wo sie im Hause des Hüttendirektors aufgestellt wurde. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Erzählungen über den heldenhaften „Vorfahren“ nicht nur allgemein die rege Phantasie des jungen Wilhelm beflügelten, sondern ihn in dem Wunsche, Seeoffizier zu werden und es dem alten Griechen gleichzutun, bestärkten. Tatsächlich hat Canaris, als er längst über die Herkunft seiner Familie genau Bescheid wußte und in keinem Zweifel mehr darüber sein konnte, daß in seinen Adern griechisches Blut nicht floß, mit jenem puckischen Humor, der ihm eigen war, vor sich selber und anderen gern

25
ein wenig mit der griechischen Verwandtschaft kokettiert. Ein Bild, ein farbiger Stahlstich des alten Konstantin Kanaris, das diesen in griechischer Nationaltracht darstellt, hing in seinem Hause in Schlachtensee, und er zeigte es gern seinen Besuchern.

Wilhelm Canaris selber hat in späteren Jahren die Forschung nach der Herkunft seiner Familie eifrig betrieben. Die von ihm angeregten Untersuchungen haben einwandfrei ergeben, daß seine Familie von einem Thomas Canaris abstammt, der zusammen mit mehreren Brüdern im letzten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts von Sala am Comer See in Westdeutschland einwanderte und im Kurtrierischen, in Bernkastel, ansässig wurde, wo er sich mit der Tochter seines aus der gleichen Gegend stammenden Landsmannes Puricelli verheiratete. Die italienischen Einwanderer, deren

es in jener Zeit in West- und Süddeutschland eine ganze Menge gab (man denke an Namen wie Caracciola, Brentano u. a.), scheinen noch längere Zeit hindurch ziemlich stark zusammengehalten zu haben, denn noch der Urgroßvater des Admirals, der kurtrierische Kammerrat Franz Canaris, heiratete im Jahre 1789, also ungefähr hundert Jahre nach der Einwanderung des vorerwähnten Stammvaters Thomas, die Jungfrau Joanetta, Tochter eines am Reichskammergericht praktizierenden Dr. jur. Fridolin Martinengo. Der Stammbaum der verschiedenen Zweige der Familie Canaris in Deutschland ist in einem mit Ahnen- und Stammtafeln versehenen im Jahre 1938 als Privatdruck erschienenen Buch aus der Feder von Peter von Gebhardt anschaulich dargestellt und erläutert worden. Darin wird auch die väterliche Linie der Vorfahren in Italien bis auf den im Jahre 1506 urkundlich erwähnten Gaspere Canarisi lückenlos nachgewiesen, und darüber hinaus werden vermutliche Vorfahren bis ins vier-

26

zehnte Jahrhundert an Hand von mailändischen Urkunden aufgezeigt. Dieses Buch wurde auf Anregung von Wilhelm Canaris zusammengestellt. Am Neujahrstage 1942 übersandte der damalige Chef des S.I.M. (Militärischen Informationsdienstes) im italienischen Oberkommando, Oberst, später General Cesare Amé, dem Admiral Canaris ein kostbar ausgestattetes, eigens für diesen Zweck zusammengestelltes Werk über die Familie Canaris-Canarisi, das eine Reihe von Faksimile-Abdrucken urkundlicher Eintragungen über die verschiedenen Zweige der in Norditalien hochangesehenen Familie und Bilder ihrer von altersher gehöriger Häuser und Besitzungen enthält.

In dem ersterwähnten Buch von Gebhardt wird übrigens darauf hingewiesen, daß eine gewisse Verbindung zwischen den deutschen Canaris und den griechischen Kanaris nicht ganz von der Hand zu weisen ist, allerdings nicht in dem Sinne, daß Wilhelm Canaris von dem griechischen Freiheitskämpfer abstammte, sondern daß auch die griechischen Kanaris ihren Ursprung in Norditalien genommen hätten, da der Name nicht griechischen Ursprungs und die Familie in ihrer griechischen Heimat, der Insel Psara, eingewandert ist. Die Canaris scheinen überhaupt ein wanderlustiger Stamm gewesen zu sein, und es mag hier als ein Kuriosum erwähnt werden, daß auch Napoleon I. unter seinen Vorfahren eine Canaris gehabt hat. Nach den Feststellungen von Gebhardt war der Großvater des Kaisers, Giuseppe Buonaparte, verheiratet mit Maria Saveria Paravicini, deren Mutter den Mädchennamen Nicoleta Canaris trug. Da auch die Paravicinis aus Oberitalien stammen und ein Zweig dieser Familie gleichfalls am Comer See ansässig war, ist es durchaus denkbar, daß diese Nicoleta Canaris aus der gleichen Familie kam, von der Wilhelm Canaris abstammt.

27

Wenn also über die Abstammung der Familie Canaris aus Norditalien kein Zweifel mehr bestehen kann, so kann andererseits doch gesagt werden, daß sie in den zwei Jahrhunderten, die sie sich zur Zeit der Geburt von Wilhelm Canaris auf deutschem Boden befand, völlig eingedeutscht war. Ein Blick auf die Stammtafel zeigt, daß der Admiral sehr viel mehr deutsche als italienische Vorfahren hatte. Und doch hatte er seinen italienischen Ahnen zweifellos manche der Eigenschaften zu verdanken, die seinen in so vielen Fa-

cetten schillernden Charakter entscheidend beeinflussten: die eigenartige Paarung von buntfarbiger Phantasie und einem an das unwahrscheinliche grenzenden Realitätssinn, der hintergründige, manchmal ans Skurrile streifende Humor, die fast wie Heimweh wirkende Liebe zu den Ländern des Mittelmeers, Spanien, Italien und Griechenland, und das instinktive Verständnis für die Mentalität der lateinischen Nationen, um nur einige zu nennen. Und selbst im Äußerlichen besaß er eine Eigenschaft, die an die Ahnen aus sonnigeren Breiten erinnerte: sein Wärmebedürfnis, verbunden mit fast grotesk wirkendem Abscheu vor Kälte, das ihn selbst in den Hundstagen in unseren Breiten kaum jemals ohne Mantel ins Freie gehen ließ.

Auf dem Realgymnasium in Duisburg war Wilhelm Canaris ein guter, wiß- und lernbegieriger Schüler. Schon früh machte sich seine Sprachbegabung bemerkbar, und er nahm von der Schule eine bessere praktische Kenntnis des Englischen und Französischen mit als die große Mehrzahl seiner Mitschüler. Er las viel. Besonders geschichtliche Themen interessierten ihn, und er liebte Bücher, die seine Kenntnis über fremde Länder erweiterten. Ein phänomenales Gedächtnis machte es ihm leicht, das einmal Gelesene zu behalten und gewissermaßen geistig zu katalogisieren, so daß er es bei passender

28
Gelegenheit wieder hervorholen konnte. Noch in viel späteren Jahren war der sonst bei ihnen beliebte Onkel Wilhelm in einer Beziehung der Schrecken der Neffen; er, „wußte stets alles“ und vermochte dadurch die mit weniger gutem Gedächtnis Begabten leicht in Verlegenheit zu bringen. Wir haben schon festgestellt, daß die Familie Canaris keine militärische Tradition hatte. Überdies hatte man in den Kreisen der aufstrebenden deutschen Industrie um die Jahrhundertwende für das Berufsoffizierstum wenig übrig. Die Industriellen hatten ein gewisses Vorurteil gegen das junkerische Element im Heer, ebenso wie manche adelige Offizierskreise zu jener Zeit in den Industriellen noch die „Koofmichs“ und die „Schlosser“ sahen. Die Industrie war wohl von der Notwendigkeit eines starken Heeres als Schutz des Reiches überzeugt, die Söhne dienten möglichst in „guten“ Regimentern (Vater Canaris selbst hatte es bei den Metzger Pionieren zum Oberleutnant der Reserve gebracht und schätzte die militärische Disziplin und Ordnung) und wurden Reserveoffiziere; aber als Lebensberuf für die eigenen Söhne ging die „brotlose“ Offizierslaufbahn dem natürlich stark entwickelten Erwerbsinstinkt von Männern, die beruflich gewohnt waren, scharf zu kalkulieren, wider den Strich. Weniger fremd als dem Offizierskorps des Heeres stand man dem der Marine gegenüber, das nicht so stark mit „feudalen“ Traditionen und Vorurteilen belastet schien. Trotzdem hatte Vater Canaris Bedenken, seinem jüngsten Sohne den erstrebten Eintritt in die Marine zu gestatten. Ehe eine endgültige Entscheidung über Wilhelms Berufswahl gefällt worden war, starb der verhältnismäßig junge Vater-er war eben 52 Jahre alt-im Herbst 1904 während einer Kur in Bad Nauheim plötzlich an einem Herzleiden. Im folgenden Frühjahr beendete Wilhelm seine Schul-

29
laufbahn am Duisburger Realgymnasium mit erfolgreich bestandener Reifeprüfung. Die Mutter legte seinem Wunsche, Seeoffizier zu werden, keine Hindernisse mehr in den Weg. Am 1. April des Jahres 1905 trat Wilhelm Canaris als See-

kadett in Kiel in die Kaiserliche Marine ein.

30

ZWEITES KAPITEL

DER JUNGE OFFIZIER

Die Seekadettenausbildung in der Kaiserlichen Marine stellte an die künftigen Seeoffiziere körperlich und geistig hohe Anforderungen. Auf eine kurze allgemein militärische und infanteristische Ausbildung an Land folgte eine dreivierteljährige Auslandsreise auf einem Schulschiff, welche durch die nordeuropäischen Gewässer und anschließend entweder ins Mittelmeer oder nach Westindien führte. 1905 dienten als Schulschiffe noch alte Segelfregatten mit Hilfsmaschinen. Die Unterbringung der Kadetten war primitiv, der seemännische Dienst hart und anstrengend. Dazu kam noch die theoretische Ausbildung in Navigation, Waffenkunde und anderen für den künftigen Seeoffizier notwendigen Wissenschaften. Der nur eben mittelgroße, schwächliche Canaris erwies sich als geschmeidig und ausdauernd genug, um alle Anforderungen des Dienstes zu bewältigen. In den theoretischen Fächern zeigte es sich, daß er weit über den Durchschnitt begabt und ausnahmsweise geistig beweglich war. Alle Prüfungen bestand er spielend. Er war dem, was man als Gamaschendienst zu bezeichnen pflegt, abgeneigt, aber anpassungsfähig genug, um auch in dieser Hinsicht den Ansprüchen seiner Vorgesetzten zu genügen. Einer seiner Kameraden aus den ersten Jahren seiner Marinelaufbahn erklärte, daß in seinem Wesen schon damals Eigenschaften vorgezeichnet gewesen seien, die ihn später charakterisierten und fügt erläuternd hinzu, Canaris sei nach einem alten Wort schon zu jener Zeit, „schnell zu hören, langsam aber zu reden

31

und langsam zum Zorne" gewesen. In diesem Wort kommt treffend die natürliche Zurückhaltung und Mäßigung zum Ausdruck, die für Canaris sein ganzes Leben hindurch bezeichnend gewesen ist. Das darf aber nicht zu dem Schlusse verleiten, daß er ein Mucker oder Streber gewesen sei. Er war ein guter Kamerad, er nahm teil an den jugendlichen Streichen, die in einer Gemeinschaft von gesunden jungen Männern zwischen 18 und 20 Jahren als Ausdruck der Vitalität mit Naturnotwendigkeit ausgeheckt werden, er hatte Freude an lustigen „Garnen" und „Doentjes", ob andere sie erzählten oder gelegentlich er selbst eines zum besten gab. Mit einem Wort, sein angeborener Humor bewährte sich bei diesem ersten Heraustreten aus dem Kreise der Familie in die Außenwelt. Ja, dieser stille, verschmitzte Humor war neben seiner raschen Intelligenz und seiner schon in dieser Lebensphase hervortretenden Hilfsbereitschaft gegenüber jedem, der in größeren oder kleineren Nöten war, vielleicht mitbestimmend dafür, daß Canaris innerhalb seiner „Crew" bald zu denjenigen gehörte, die wie das in jedem Seekadettenlehrgang, unter den jungen Offizieren jedes Regimentes, den Studenten jeder Verbindung und in allen vergleichbaren Gemeinschaften junger Männer der Fall zu sein pflegt eine nicht irgendwie definierte, aber von den übrigen stillschweigend anerkannte Führerrolle spielten.

—

Die wissenschaftliche und praktische Weiterausbildung der nach Abschluß des Seekadettenjahres zu Fähnrichen zur See Beförderten wurde an der Marineschule in Kiel fortgesetzt. Es folgten Waffenlehrgänge und dann wieder ein

Bordkommando. Canaris wurde als Fähnrich zur See im Herbst 1907 auf den Kreuzer „Bremen“ versetzt, der als Stationsschiff auf der mittel- und südamerikanischen Station eingesetzt war. Ein Jahr später wurde er zum Leutnant zur

32

Der Seekadett

See befördert. Er tat als Adjutant des Kommandanten Dienst. In den lateinamerikanischen Ländern gehörten damals wie heute die Revolutionen und Pronunciamentos zum täglichen Brot des politischen Lebens. Die Stationskreuzer der großen Seemächte hatten dafür zu sorgen, daß die wirtschaftlichen Interessen ihrer Länder und Leben und Habe ihrer Staatsbürger bei diesen häufigen Umwälzungen möglichst nicht in Mitleidenschaft gezogen würden. Canaris hatte in seiner Stellung als Adjutant des Kommandanten reichlich Gelegenheit, die politischen Hintergründe des Geschehens zu studieren. Er nutzte diese Chance aus, um sich mit der Geschichte, Kultur und dem öffentlichen Leben der ibero-amerikanischen Welt eingehend vertraut zu machen. Er erwarb sich schon damals die Grundlage seiner später ausgezeichneten spanischen Sprachkenntnisse. Aber darüber hinaus empfing der junge Offizier hier die erste praktische Schulung auf dem Gebiet der Menschenbehandlung, der diplomatischen oder doch quasi-diplomatischen Verhandlungen. Seinem angeborenen Takt, seinem Fingerspitzengefühl gelang es, kleinere politische Erfolge zu erzielen, und es ist nicht zu verwundern, daß der junge Leutnant sich nicht ohne einen gewissen Stolz den Bolivar-Orden an die Brust heftete, der ihm von einer der südamerikanischen Regierungen verliehen wurde.

Es ist später von manchen Seeoffizieren behauptet worden, Canaris sei eigentlich nie ein richtiger Seeoffizier, sei weniger Seemann als politischer Intrigant gewesen. Beispielsweise hat im Prozeß vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg Dönitz mißbilligend erklärt, Canaris sei eben ganz anders als die übrigen Seeoffiziere gewesen, und er, Dönitz, habe kein Vertrauen zu ihm gehabt. Die Aussagen der Kameraden aus der Zeit vor dem ersten Weltkriege und während

3 Abshagen, Canaris

33

dieses Krieges lauten ganz anders. Allerdings gehörte nach ihren Erzählungen Canaris nicht zu den wilden Draufgängern, sein abwägender Verstand hielt stets die Gefühle im Zaum, er schätzte die Risiken ab, ehe er sie einging, aber wenn er den Einsatz als richtig erkannt hatte, setzte er sich bedingungslos ein. So bewährte er sich auch im Anschluß an sein Kommando auf der „Bremen“ als Wachoffizier auf Torpedobooten in der Nordsee. Der Dienst auf diesen kleinen Fahrzeugen war hart, auch in Friedenszeiten gefahrvoll, wurde aber mit Recht als eine Hohe Schule der Seemannschaft betrachtet. Canaris kam bei diesem Dienste zugute, daß er gegen die Seekrankheit, der auf den Torpedobooten bei Schlechtwetter oft auch alte Fahrensleute verfielen, völlig gefeit war.

Der Herbst 1912 sah ihn aber wieder auf Auslandskommando. Er wurde dem Kreuzer „Dresden“ zugeteilt, der bald darauf ins östliche Mittelmeer auslief. Das Schiff war bestimmt, in dem inzwischen ausgebrochenen Kriege der Balkanstaaten gegen die Türkei die deutschen Interessen wahrzu-

nehmen. Für Canaris bot sich hier die Gelegenheit, die Balkan- und die Meerengenprobleme aus nächster Nähe zu studieren. Das bunte Volksleben von Stambul fesselte ihn, aber ihn interessierten auch die nicht weniger vielfarbigen Verflechtungen der Politik am Goldenen Horn. So befaßte er sich in zahlreichen Unterhaltungen mit ortsansässigen Landsleuten auch mit der Bagdadbahnfrage.

Im folgenden Jahre lief die „Dresden“ nach kurzem Heimataufenthalt erneut aus, um vor Vera Cruz die „Bremen“ als Stationskreuzer auf der mittel- und südamerikanischen Station abzulösen. Canaris kehrte also wieder in bekannte Gegenden und zu ihm vertrauten Problemen zurück. Dem Kommandanten der „Dresden“, Kapitän zur See Köhler, kam

34

die Erfahrung des mittlerweile zum Oberleutnant beförderten Canaris naturgemäß sehr zugute. Und es gab wirklich schwierige Aufgaben zu lösen. In Mexiko war wieder einmal Revolution. Es kam zu schweren Kämpfen zwischen den Truppen des Präsidenten Huerta und den Rebellen um die Stadt Tampico. Die Mehrzahl der ausländischen Kriegsschiffe hatte sich aus dem Tampicofluß zurückgezogen, nur die „Dresden“ hararte 20 Seemeilen oberhalb der Mündung aus trotz der Drohung der Rebellen, sie würden die riesigen Öltanks im Hafen auslaufen lassen und damit den Fluß in Brand stecken. So gelang es der „Dresden“, mehrere Hundert flüchtige Bürger der Vereinigten Staaten an Bord zu nehmen, die dann später auf der Außenreede dem Chef des dort liegenden amerikanischen Geschwaders wohlbehalten übergeben werden konnten. Im Juli 1914 legte Präsident Huerta sein Amt nieder. Der „Dresden“ fiel die Aufgabe zu, ihn nach Kingston (Jamaika) in Sicherheit zu bringen. Bei diesen schwierigen Aufgaben, die Landeskennntnis und Takt erforderten, stand Canaris seinem Kommandanten als Gehilfe zur Seite.

Anschließend an die Reise nach Kingston begab sich die „Dresden“ nach den Gewässern von Haiti, wo sie sich mit dem Kreuzer „Karlsruhe“ traf, der sie ablösen und zugleich ihren bisherigen Kommandanten übernehmen sollte. Die „Dresden“ hätte danach in die Heimat zurückkehren sollen. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges aber brachte eine Änderung in der Bestimmung des Schiffes, das den Befehl erhielt, sich im Kreuzerkrieg gegen die alliierte Handelschiffahrt an der südamerikanischen Küste zu betätigen. Größere Erfolge konnte die „Dresden“ aber nicht erzielen. Ihre Turbinenanlage verschlang so große Kohlenmengen das Schiff hatte noch keine Ölfeuerung –, daß die Aufgabe der Bunkerfüllung aus Hilfsschiffen auf hoher See alle tak-

35

tischen und strategischen Absichten und Erwägungen völlig überschattete. Es gelang der „Dresden“ jedoch, sich Anfang Oktober 1914 mit dem Geschwader des Admirals Graf Spee im Stillen Ozean bei der Osterinsel zu vereinigen. Sie nahm an dem siegreichen Gefecht bei Coronel teil. Anschließend lief die „Dresden“ zusammen mit dem Kreuzer „Leipzig“ zu kurzem Aufenthalt in Valparaiso ein, um Frischwasser und Proviant einzunehmen, nachdem die Besatzung schon wochenlang hauptsächlich von Salzfleisch und Konserven gelebt hatte.

Aus dieser Zeit sind zwei Briefe erhalten, welche Canaris am 2. November, dem Tage nach dem Gefecht von Coronel, und am 12. November, am Abend vor dem Einlaufen in Val-

paraiso, an seine Mutter schrieb. Sie sind typisch für die ruhige, sachliche Art, in der er über sein Kriegserleben und seine Auffassung von den Dingen sich zu äußern pflegte, und deswegen seien einige kurze Auszüge daraus hier wiedergegeben. Anschließend an seine klare und nüchterne Darstellung des Gefechtsverlaufes schreibt Canaris am 2. November: „Sehr gefreut habe ich mich über die Haltung unserer Besatzung. Bei keinem einzigen habe ich die geringste Erregung gesehen. Es herrschte eine größere Ruhe als bei Besichtigungen und Friedensübungen.“ Über die Bedeutung des Gefechtes äußert er sich mit vorsichtigem Optimismus: „Sicher ein schöner Erfolg, der uns zunächst Luft schafft und vielleicht auch Einfluß auf die Gesamtlage hat. Hoffentlich geht es so weiter.“ Und zehn Tage später nimmt er Stellung zu Nachrichten, welche „Scharnhorst“ aus Valparaiso mitgebracht hatte und wonach das französische Zentrum durchbrochen und die englischen Minister abgesetzt sein sollten. Er bemerkt hierzu trocken: „Hoffentlich sind diese Nachrichten nicht ganz erfunden“ und fügt hinzu: „Die Friedens-

36

aussichten sind wohl noch immer recht gering. Es wird wohl noch lange dauern, bis England erledigt ist...“ Eine weitere Bemerkung läßt darauf schließen, daß auch sein neuer Kommandant, der Fregattenkapitän Lüdecke, der vor Haiti die Führung des Schiffes übernommen hatte, den Wert des in lateinamerikanischen Dingen erfahrenen Canaris zu schätzen wußte. Es heißt in dem Briefe nämlich: „Der Kommandant ist mir gegenüber recht rücksichtsvoll und immer sehr nett. Er läßt mir große Selbständigkeit und bespricht alles mit mir.“

Nicht auf lange Zeit hatte der Sieg von Coronel dem Geschwader des Grafen Spee Luft verschafft. Die britische Flottenleitung hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die für das britische Prestige gefährliche Schlappe auszuwetzen. Am 8. Dezember stieß das deutsche Geschwader vor den Falklandinseln auf überlegene britische Streitkräfte. In der sich entwickelnden Seeschlacht fanden alle deutschen Schiffe ihren Untergang, nur der „Dresden“ gelang es dank ihrer hohen Geschwindigkeit zu entkommen. Den Rest des Antipodensommers 1914/15 über hielt sich das Schiff, das durch Kohlenmangel hilflos war und unter Proviantknappheit litt, in den Fjorden, Buchten und Kanälen der Feuerlandinseln versteckt. Erst nachdem es mit großen Mühen gelungen war, den nötigen Nachschub zu erhalten, konnte der Kommandant daran denken, wieder aktiv in den Kreuzerkrieg einzutreten. Aber auch jetzt wieder blieb der „Dresden“ der Erfolg versagt. Am 9. März 1915 ankerte das Schiff in chilenischen Hoheitsgewässern bei Mas a Tierra wegen Kohlenmangels. Da erschien überraschend der an artilleristischer Ausrüstung weit überlegene englische Kreuzer „Glasgow“ und eröffnete das Feuer auf das deutsche Schiff. Der Oberleutnant Canaris wurde von seinem Kommandanten als Par-

37

lamentär an Bord des britischen Schiffes entsandt. Es war eine dramatische Situation, ein eigenartiges Nachspiel zu den Gefechten von Coronel und Falkland. Die „Glasgow“ war als einziges britisches Schiff bei Coronel entkommen, die „Dresden“ als einziges deutsches in der Schlacht bei den Falklandinseln. Dramatisch war auch die Unterhaltung, die Canaris mit dem britischen Kommandanten hatte: Canaris

machte diesen darauf aufmerksam, daß die „Dresden“ sich in neutralen chilenischen Gewässern befinde und die Beschießung durch die „Glasgow“ gegen das Völkerrecht verstoße. Die Antwort des britischen Kapitäns war kurz und bündig. Er sagte: „Ich habe Befehl, die Dresden' zu vernichten, wo immer ich sie treffe. Alles übrige werden die Diplomaten Großbritanniens und Chiles regeln.“ Canaris kehrte unverrichteter Dinge auf sein Schiff zurück, und das Gefecht nahm seinen Fortgang. Unter dem überlegenen Feuer der „Glasgow“ versenkte sich die „Dresden“ selber durch Flutung ihrer Bodenventile. Mit der Besatzung wurde auch Canaris durch die chilenischen Behörden interniert. Die seemännische und diplomatische Geschicklichkeit, die Canaris in dieser ersten Phase des Weltkrieges auf der „Dresden“ an den Tag legte, kann nicht besser ins Licht gerückt werden als durch die Wiedergabe des Urteils eines Kameraden aus jener Zeit, der sich wie folgt ausdrückte: „Ich bin mir klar darüber, daß wir uns mit der ‚Dresden‘ niemals bis zum März 1915 halten können, wenn Canaris nicht alles so meisterlich durchdacht und sein Ideenreichtum sich nicht immer wieder aufs glänzendste bewährt hätte.“ Die Verwundeten der „Dresden“ wurden nach Valparaíso gebracht, die übrigen Offiziere und Mannschaften auf der Insel Quiriquina interniert. Nicht lange hielt Canaris die erzwungene Untätigkeit der Internierung aus. Er beschloß,

38

zu entfliehen und nach Deutschland zurückzukehren. Wohl hatten auch manche seiner Kameraden den gleichen Wunsch. Aber bei keinem waren die Voraussetzungen für ein Gelingen des schwierigen Unternehmens so günstig wie bei Canaris, welcher die spanische Sprache nunmehr vollkommen beherrschte und deshalb verhältnismäßig leicht in der Bevölkerung Südamerikas untertauchen konnte. Er suchte und erhielt die Zustimmung seines Kommandanten, der ihn beauftragte, im Falle des Gelingens seiner Flucht den vorgesetzten Dienststellen in Deutschland einen genauen Bericht über die letzten Monate der „Dresden“ und ihre Versenkung zu erstatten.

Die Flucht war eine sportliche Leistung erster Ordnung. Zunächst hieß es, im Ruderboot von Quiriquina das Festland gewinnen. Dann ging es über Land, größtenteils zu Pferd, über die Anden. Weihnachten 1915 feierte Canaris bereits auf der argentinischen Seite im Hause einer deutschen Siedlerfamilie namens von Bülow. In Buenos Aires schaute er sich nach einem geeigneten Schiff um. Canaris hatte sich mittlerweile in den jungen chilenischen Witwer Reed Rosas verwandelt, der auf dem Wege nach Holland war, um sich dort um eine Erbschaft aus dem Verwandtenkreise seiner englischen Mutter zu kümmern. Sein chilenischer Paß war gut und glaubwürdig. Er nahm Passage nach Rotterdam auf dem Dampfer „Frisia“ des Holländischen Lloyd. Während der Überfahrt betrachteten manche der Fahrgäste einander mit Mißtrauen. Dieser Schweizer oder jener Holländer schienen nicht so recht in der Wolle gefärbt. Auf die Idee, daß der Chilene Reed Rosas, der bald nach der Ausfahrt aus Buenos Aires gute Beziehungen zu mehreren britischen Reisegenossen angeknüpft hatte und die Gelegenheit benützte, um sein mütterliches Englisch ein wenig aufzufrischen, nicht der sein

39

könnte, als der er sich ausgab, auf die Idee kam niemand.

Wie zu erwarten, wurde das Schiff bei der Annäherung an die europäischen Gewässer von englischen Bewachungsfahrzeugen angehalten und veranlaßt, Plymouth anzulaufen. Passagiere und Mannschaften wurden von Beamten des englischen Sicherheitsdienstes einer genauen Prüfung unterzogen. Canaris bestand auch dieses peinliche Examen rasch und ohne Schwierigkeiten. Mehrere andere Passagiere mußten ihre Kabinen mit Zellen an Land vertauschen, um dort genauer vernommen zu werden. Wie wenig man Verdacht auf Canaris hatte, geht daraus hervor, daß einer der englischen Beamten ihn bat, ihm behilflich zu sein und festzustellen, ob ein anderer Passagier, der behauptete, Chilene aus Valparaiso zu sein, auch wirklich den dortigen Dialekt spreche. Mehrere der englischen Mitreisenden richteten dringende Einladungen an Reed Rosas, sie doch nach Erledigung seiner Erbschaftsangelegenheiten in England zu besuchen. Er nahm die Einladungen dankend an, nachkommen konnte er ihnen verständlicherweise nicht. Er war glücklich, als das Schiff Plymouth hinter sich ließ und Kurs auf Rotterdam nahm. Wenige Tage später saß Canaris, der nicht ohne Schwierigkeiten auf seinen chilenischen Paß die Einreise von Holland ins Reichsgebiet bewerkstelligt hatte, bei seiner Tante Dorothea Popp in Hamburg. Er war die Nacht hindurch gefahren und sah müde und übernächtigt aus. Jetzt, nachdem die Strapazen und Gefahren seiner abenteuerlichen Flucht überstanden waren, setzte die Reaktion der monatelang überspannten Nerven ein. Er zitterte an Hand und Fuß, er wollte nichts essen und konnte nicht schlafen. Und ohne sich wirkliche Ruhe zu gönnen, reiste er weiter, um sich bei seinen Vorgesetzten zu melden und den Auftrag seines Kommandanten auszuführen.

40

DRITTES KAPITEL

„ETAPPE MADRID“

Im Laufe des Sommers 1916 tauchte Canaris in Spanien auf. Wir wissen nicht, auf welchem Wege er durch die britische Blockade dorthin gelangte. Er trat wieder unter dem Namen Reed Rosas auf. Der chilenische Paß, der ihm auf der Heimfahrt von Valparaiso so wertvolle Dienste geleistet hatte, war auch jetzt wieder eine gute Tarnung. Es ist nicht zu verwundern, daß die Marineleitung den jungen Offizier, der sich mit soviel Gewandtheit durch die britische Kontrolle durchgeschlagen und der die Maske des Neutralen ibero-amerikanischer Nationalität so erfolgreich getragen hatte, in Spanien für Aufgaben einsetzte, bei denen eben jene Talente erforderlich waren, die Canaris so überzeugend unter Beweis gestellt hatte. In der „Etappe Madrid“ wie Canaris und seine Kameraden ihren Dienstbereich nannten war der

deutsche Marineattaché Korvettenkapitän a. D. von Krohn sein Vorgesetzter. Krohn war infolge einer im Boxerkrieg erlittenen Verwundung aus dem aktiven Marinedienst ausgeschieden, bei Kriegsausbruch aber reaktiviert worden. Durch seine in Lissabon geborene und in Portugal aufgewachsene junge Frau, deren Vater eine angesehene Stellung im Wirtschaftsleben der iberischen Halbinsel einnahm und Honorarkonsul einer der südamerikanischen Republiken war, hatte er neben seiner amtlichen auch wertvolle persönliche Beziehungen zu Kreisen der spanischen und internationalen Gesellschaft Madrids.

Madrid war in jenen Jahren ein Zentrum der politischen

41

und militärischen Spionage der kriegführenden Mächte. Für den deutschen militärischen Nachrichtendienst war Spanien neben der Schweiz einer der wichtigsten Beobachtungspunkte für die Vorgänge in Frankreich. Der deutsche Militärattaché Kalle war der Chef der gegen Frankreich eingesetzten Agenten, während die Hauptaufgabe des Marineattachés naturgemäß die Beobachtung der alliierten Seestreitkräfte-besonders der britischen Flotte und ihres wichtigen Stützpunktes Gibraltar, die Überwachung des alliierten und neutralen Seeverkehrs im Interesse des Unterseebootkrieges und die Versorgung deutscher U-Boote und Hilfskreuzer von spanischen Häfen aus war. Natürlich überschnitten sich die Aufgaben beider Attachés gelegentlich, und man ist wohl berechtigt zu sagen, daß der natürliche und wünschenswerte Wettbewerb zwischen den beiden „Fakultäten“ manchmal intensiver war, als unbedingt im Interesse der Sache notwendig gewesen wäre. Aber deshalb blieben ihre Aufgaben im wesentlichen getrennt, und die Marine hatte mit der Spionage gegen Frankreich, in der u. a. die wegen der dramatischen Umstände ihrer Entlarvung durch die französische Gegenspionage und ihrer Hinrichtung in Paris weltbekannt gewordene Tänzerin Mata Hari tätig war, nichts zu tun. Die Geschichten, welche eine Verbindung zwischen ihr und Canaris feststellen wollen, sind reiner Kombination entsprungen.

Die wesentliche Aufgabe Canaris' bestand darin, in den spanischen Hafenstädten Mitarbeiter für die besonderen Aufgaben der deutschen Marine zu finden und anzuwerben: Männer, die den Schiffsverkehr in den Häfen beobachteten oder die Seeleute von alliierten und in alliierten Diensten fahrenden Handelsschiffen aushorchten. Ferner sollte er Händler mit Schiffsproviand und Schiffsbedarf sowie Schiffer von Küstenfahrzeugen ausfindig machen, die bereit waren, bei der

42

Versorgung deutscher U-Boote und Überwasserfahrzeuge mit Kohle, Öl und Proviand mitzuwirken. Das alles waren Aufgaben, die der Marineattaché und die zu seinem offiziellen Stabe gehörenden Personen nicht persönlich durchführen konnten. Dafür aber war der Anglo-Chilene Reed Rosas die geeignete Persönlichkeit. Er war nicht nur wegen seines chilenischen Passes der richtige Mann für diese Arbeit. Seine Beherrschung der spanischen Sprache, sein feines Einfühlungsvermögen in die südländische Mentalität, seine unerschütterliche Geduld gegenüber den in Spanien unvermeidlichen Verzögerungen und immer erneuten Vertröstungen auf morgen und immer wieder auf morgen, das waren Gaben, die ihn besonders für seine Aufgabe befähigten.

Seine schriftlichen Arbeiten, besonders seine Berichte für die vorgesetzten Dienststellen in Berlin, verrichtete Canaris meist im Hause v. Krohns, wo er auch außerdienstlich ein gern gesehener Gast war. Seine eigene Wohnung wechselte er des öfteren. Sie wurde außer für den engsten Kreis der Mitarbeiter Krohns geheimgehalten. Obgleich er offiziell keinerlei Beziehungen zur Deutschen Botschaft hatte, kam er trotzdem gesellschaftlich mit dem Botschafter Prinz Ratibor und dessen Familie und mit den wichtigsten Mitgliedern der Botschaft, darunter dem Botschaftsrat Graf Bassewitz, Legationssekretär von Stohrer (der später, während des zweiten Weltkrieges, selbst als Botschafter in Madrid fungieren sollte)

und dem aus Tanger nach Madrid zurückgezogenen Vizekonsul Zechlin (später Pressechef im A. A.) in Berührung. Die Botschaft in der Calle Castellana war ein Zentrum vornehmer Geselligkeit, der Botschafter selber sowohl wie die Prinzessin und ihre zahlreichen Töchter waren in den Kreisen des spanischen Hochadels und der sehr exklusiven Madrider Gesellschaft jener Tage äußerst beliebt. Die Stimmung in Spanien

43

während des ersten Weltkrieges war gegenüber den Kriegführenden geteilt. König Alfons XIII. war bestrebt, sein Land neutral zu halten, und stand in dem Rufe, mit Deutschland zu sympathisieren, ein erheblicher Teil der Gesellschaft neigte zu den Alliierten, und auch in der Regierung standen einflußreiche Persönlichkeiten, wie der Außenminister Graf Romanones, mit ihren Sympathien im Lager der Ententemächte. Trotz seiner Jugend machte Canaris auf viele der Menschen aus den verschiedensten Lebenskreisen, denen er in seiner Arbeit oder auf gesellschaftlichem Boden in Madrid begegnete, den Eindruck einer starken, fertigen und eigenständigen Persönlichkeit. So mancher war überrascht, wenn ihm aus dem jugendlichen Gesicht des knapp mittelgroßen schwächlichen jungen Mannes unter stark gezeichneten Brauen ein paar große blaue Augen entgegenblickten, die ihm bis in das Innerste der eigenen Seele zu schauen schienen. Seinem ganzen Wesen nach war Canaris schon damals ernst, über seine Jahre hinaus ernst, was nicht besagen soll, daß er nicht im Freundeskreis fröhlich, ja gelegentlich ausgelassen sein konnte. In seiner Arbeit war Canaris sehr erfolgreich. Es gelang ihm in kurzer Zeit, sich das volle Vertrauen seines Vorgesetzten von Krohn zu erwerben. Aus seiner engen Berührung mit zahlreichen Spaniern aus allen Bevölkerungsschichten erwuchs in Canaris eine tiefe Sympathie für das spanische Volk, der er sein ganzes Leben treu geblieben ist und die in späteren Jahren weit über das Persönliche hinaus geschichtliche Bedeutung gewinnen sollte. In der Zeit von etwas über einem Jahr, die Canaris damals in Spanien verbrachte, legte er die Grundlage für die freundschaftlichen Beziehungen und das Vertrauensverhältnis zu einigen der Männer, die zwanzig Jahre später in Spanien an führenden Stellen des Staates und der Wehrmacht ihres Landes stehen sollten. Trotz seiner

44

Erfolge und trotz so vieler wertvoller menschlicher Beziehungen war Canaris in Spanien nicht glücklich. Er litt in dem spanischen Klima mit seinem extrem heißen Sommer und mindestens auf der kastilischen Hochebene und in den nördlichen Küstengebieten unwirtlichen Winter schwer unter Malaria, die er aus Südamerika mitgebracht hatte. Vielleicht noch mehr aber trieb den jungen Offizier das Gefühl, daß er an die Front gehöre, aus dem Wohlleben der „Etappe Madrid“ fort. Obgleich von Krohn ihn ungern gehen sah, verschloß er sich dem Wunsche des jüngeren Kameraden nicht und befürwortete sein Gesuch um Versetzung in eine mobile Dienststellung. Berlin genehmigte das Gesuch, und Canaris machte sich auf den Weg nach Deutschland.

Wieder sollte der chilenische Paß als Tarnung dienen. Um der Reise eine plausible Begründung zu verleihen, gab sich Reed Rosas als ein von der Schwindsucht Befallener aus, der in der Schweiz Heilung von seiner Krankheit suche. Durch die Malaria war er so abgezehrt, daß man ihm sein Leiden glauben konnte. Ein carlistischer spanischer Priester, mit dem

Canaris sich angefreundet hatte, begleitete ihn auf seiner Reise, die über den Süden Frankreichs und Norditalien nach der Schweiz führen sollte. Zuerst schien alles glatt zu gehen. Die spanisch-französische und die französisch-italienische Grenze wurden ohne Anstand passiert. Aber kurz vor der Schweizer Grenze, auf dem Bahnhof von Domodossola, wurden die beiden Reisenden verhaftet. Natürlich war die Tätigkeit von Canaris den alliierten Spionagediensten in Spanien nicht entgangen, und seine Tarnung als chilenischer Staatsangehöriger war auf die Dauer doch wohl durchschaut worden. Nur dem Umstande, daß seine Abreise von Madrid sich überraschend und in aller Stille vollzogen hatte, war es zuzuschreiben gewesen, daß man ihn nicht schon beim Übertritt

45

auf französisches Gebiet festgenommen hatte. Die italienischen Sicherheitsbehörden aber hatte das Signalement des falschen Reed Rosas noch gerade zur Zeit erreicht. Canaris saß im italienischen Gefängnis. Auch der spanische Priester, der ihn begleitet hatte, war in Haft. Endlos waren die Vernehmungen. Immer wieder versuchten die Beamten der italienischen Spionageabwehr, durch überraschende Fragen die Gefangenen aus dem Konzept zu bringen. Canaris blieb bei seiner Erzählung, und auch der Padre gab sein Geheimnis nicht preis. Um seinen tuberkulösen Zustand glaubhafter zu machen, biß sich Canaris in die Lippen, bis sie bluteten und spie das Blut in den Spucknapf der Zelle. Glücklicherweise war sich die gegnerische Gegenspionage über die wirkliche Identität des Gefangenen nicht im klaren, nur davon war man überzeugt, daß er ein deutscher Spion sein müsse. Die Tage der Haft dehnten sich. Canaris machte sich Vorwürfe, nicht vorsichtig gehandelt und möglicherweise auch den spanischen Priester mit ins Unglück gerissen zu haben. Sein Schicksal schien ihm besiegelt. Nicht der Tod erschien ihm schrecklich, als Seemann und als Offizier hatte er dem oft genug ins Auge gesehen. Aber gegen den Tod durch den Strang, der dem Agenten der Spionage bestimmt schien, bäumte er sich auf. Tatsächlich kam eines Tages der Beschließer, der ihm den Napf mit dem Essen brachte, mit einem breiten Grinsen in die Zelle. Er musterte den Gefangenen von oben bis unten, dann machte er mit den Händen eine Geste, als ob er sich eine Schlinge um den Hals legte, wies dann mit dem Finger auf Canaris und sagte gehässig: „Dopodomani“ (d. h. übermorgen) und dann mit röchelnder Stimme, als ob er ersticke, „krik!“.

Dieses Mal ging das Schicksal des Gehängtwerdens an Canaris vorüber. Die Nachricht von seiner Verhaftung hatte in

46

Madrid bei seinen Freunden nicht nur Entsetzen hervorgerufen, sie hatte auch tatkräftige Hilfe mobilisiert. Einflußreiche Beziehungen wurden eingesetzt, der italienischen Regierung wurde auf diplomatischen und auf inoffiziellen Wegen nahegebracht, daß allem gegenteiligen Augenscheine zum Trotz Reed Rosas wirklich der sei, als den ihn sein chilenischer Paß ausweise. Ob die italienische Gegenspionage von diesen Argumenten wirklich überzeugt wurde, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hielt man es in Rom für opportun, den Vorstellungen, die zugunsten des Gefangenen von Domodossola gemacht wurden, Folge zu geben. Allerdings willigte man nicht ein, daß die Reise nach der Schweiz fortgesetzt würde. Canaris und sein geistlicher Begleiter wurden

an Bord eines spanischen Frachters gebracht, der von Genua über Marseille nach Cartagena laufen sollte. Vielleicht glaubte man auf italienischer Seite, auf diese Weise die unangenehme Angelegenheit sich vom Halse geschafft zu haben, ohne daß sachlich dadurch viel geändert würde, denn in Marseille würden schon die französischen Kollegen, die man rechtzeitig ins Bild gesetzt hatte, sich der Angelegenheit annehmen, und in Paris würden Vorstellungen zugunsten des verdächtigen „Chilenen“ wahrscheinlich nicht so leicht Erfolg haben wie unter den gegebenen Verhältnissen in Rom.

Das wenigstens war die Überzeugung von Canaris: Lief das Schiff Marseille an, dann war es um sein Leben geschehen. Die Franzosen würden in der Lage sein, Agenten aus Madrid herbeizuzitieren, die zwar nicht wußten, daß er der Oberleutnant zur See Canaris war, die aber aus eigener Anschauung genug Verfängliches über seine Tätigkeit in Spanien berichten konnten, um ein Todesurteil vor einem französischen Kriegsgericht sicher zu machen. In dieser Notlage entschloß sich Canaris zu einem Schritt, der zeigt, wie gut er bereits

47

die spanische Mentalität zu beurteilen gelernt hatte. Er ging zu dem Kapitän des Schiffes und appellierte an dessen Ritterlichkeit. Er erklärte ihm ganz offen, daß er nicht der Chilene Reed Rosas, sondern ein deutscher Offizier sei. Er lege sein Schicksal in die Hände des Kapitäns. Laufe dieser Marseille an, dann fälle er damit gleichzeitig das Todesurteil über seinen Fahrgast. Und der spanische Seemann erwies sich als der Caballero, als den Canaris ihn eingeschätzt hatte. Er setzte den Kurs direkt auf Cartagena. Wenn die französische Gegenspionage in Marseille auf den von italienischer Seite avisierten Fang harrte, dann wartete sie vergebens.

Im Hause von Krohns glaubte man, es erscheine ein Geist, als Canaris bleich und abgemagert, unangemeldet ins Haus trat. Man hatte ihn trotz der Bemühungen der einflußreichen Freunde verloren gegeben. Jetzt saß er, vom Wechselfieber geschüttelt, im Empfangszimmer und erzählte zwischen Fieberanfällen von den aufregenden Erlebnissen der letzten Wochen. Trotz des Ernstes dieser Geschehnisse brach hin und wieder der Humor des Erzählers durch und die Zuhörer konnten sich eines Lächelns nicht erwehren, als er das Gestenspiel des italienischen Schergen mit seinem „Dopodomani krik“ mit vollendeter Schauspielkunst vorführte, nicht ahnend, daß er dreißig Jahre später tatsächlich auf diese hundsföttische Art ums Leben kommen sollte.

•

Manchem hätten die Erfahrungen im italienischen Gefängnis wohl die Lust zu weiteren Versuchen, nach Deutschland zurückzukehren, genommen. Canaris aber blieb, kaum daß er sich von den Strapazen und Entbehrungen der Gefängniszeit einigermaßen erholt hatte, mit allen Kräften bemüht, die Rückkehr zum Frontdienst auf anderem Wege zu bewerkstelligen. Er hatte, wie er sich Kameraden gegenüber ausdrückte, die Nase voll vom Dienst in der sogenannten

48

„Etappe Madrid“. Dabei hatte die Arbeit im Geheimdienst für ihn große Reize. Ihn lockte das gefährliche Spiel, bei dem es mehr auf Intuition als auf nüchternes Raisonement ankam. Er hatte Freude an der Beobachtung der abenteuerlichen Figuren, mit denen er umgehen mußte, dieser Glücksritter, dieser Gentlemen of Fortune, die in der Halb- und Unterwelt

der Spionage und Sabotage bald für diese, bald für jene Seite oder auch wohl gleichzeitig für beide arbeiteten, ja oft genug ihre Geldgeber auf beiden Seiten narreten und betrogen. Sein scharfer Intellekt hatte Freude daran, sich mit solchen ausgekochten Jungen zu messen, ihnen hinter die Schliche zu kommen, sie durch geistige Überlegenheit sich und der Sache des eigenen Landes dienstbar zu machen. Und doch empfand Canaris dieses reizvolle Spiel damals noch nicht als seine eigentliche Lebensaufgabe. Die war für ihn der Dienst an der Front, auf den Schiffen, die auf hoher See gegen den vielfach überlegenen Gegner kämpften oder unter der See den, je länger der Kampf währte, an Schärfe und Gefahr ständig zunehmenden Kleinkrieg gegen die überseeischen Verbindungslinien des britischen Weltreiches führten. Die Tätigkeit, die Canaris in Spanien betrieb, hatte indirekt dem Unterseebootkrieg gedient. Jetzt hatte er den Wunsch, selber als U-Bootkommandant aktiv an diesem Krieg teilzunehmen.

Im Hause von Krohn wurden die Möglichkeiten einer Heimreise eifrig erwogen. Man kam auf die Idee, daß Canaris durch eins der im Mittelmeer eingesetzten deutschen Unterseeboote aus einem spanischen Hafen abgeholt werden könnte. Vor einiger Zeit hatte U 35, das unter dem Kommando des durch seine Versenkungserfolge bekannt gewordenen Kapitänleutnants Arnauld de la Perrière stand, ganz offiziell Cartagena angelaufen, um einen Brief des deutschen Kaisers an König Alfons zu überbringen. Bei diesem Anlaß

4 Abshagen, Canaris

49

1

hatte der Kommandant die Gelegenheit gehabt, die Einfahrt und die Wasserverhältnisse des Hafens kennenzulernen. Cartagena schien also der geeignete Hafen für die Einschiffung von Canaris zu sein, und U 35, das immer noch, auf den österreichischen Kriegshafen Pola gestützt, Krieg gegen die alliierte Handelsschiffahrt im Mittelmeer betrieb, sollte in der Lage sein, ohne allzuviel Risiko die Unternehmung durchzuführen. Von Krohn drahtete diesen Vorschlag an die Marineleitung nach Berlin, die ihre grundsätzliche Zustimmung gab. Im Laufe eines längeren Telegrammwechsels wurden die Einzelheiten genau verabredet. Vielerlei war vorzubereiten. Es mußte beispielsweise eine mondlose Nacht gewählt werden, um der Aufmerksamkeit der Ententeagenten, die von Krohn und Canaris Tag und Nacht zu beschatten bemüht waren und nur mit Schwierigkeit abgeschüttelt werden konnten, zu entgehen, und die spanischen Küstenwachen nicht aufmerksam zu machen. Zweimal mißglückten Versuche zur Einschiffung, weil die feindlichen Agenten irgendwie Wind von dem Unternehmen bekommen hatten. Endlich, beim dritten Male, ging alles nach Wunsch. Spät am Abend des verabredeten Tages kam Canaris mit der Eisenbahn in Cartagena an. Es war gelungen, die Spürhunde der feindlichen Nachrichtendienste abzuschütteln. Canaris stieg in das kleine Boot, das ihn aus dem inneren Hafen auf die Reede bringen sollte. Der Bootsführer kannte die Gewässer des Hafens genau und steuerte den Platz an, der ihm bedeutet worden war. Pünktlich zur verabredeten Stunde tauchte der Kommandoturm des U-Bootes auf. Die Turmluke wurde geöffnet. Canaris gab das vereinbarte Kennwort und stieg über. Die Luke schloß sich und nach wenigen Minuten war U 35 untergetaucht und mit Kurs auf Pola unterwegs.,,Etappe Madrid"

gehörte für Canaris der Vergangenheit an.

50

VIERTES KAPITEL

KRIEGSENDE UND REVOLUTION

Canaris' Wunsch, zur Unterseebootwaffe versetzt zu werden, wurde nach seiner Rückkehr nach Deutschland erfüllt. Allerdings sollte noch geraume Zeit verstreichen, ehe es „ran an den Feind“ ging. Zunächst einmal mußte der künftige U-Bootkommandant sich mit seiner neuen Waffe vertraut machen. Es folgten Monate der Schulung, und auch als diese vorüber waren, mußte Canaris seine Ungeduld, an die Front zu kommen, noch einige Monate bezähmen, denn zunächst erhielt er ein Kommando als Lehrer an die U-Bootschule in Eckernförde, ehe er im Frühjahr 1918 als Kommandant im Unterseekrieg eingesetzt wurde. Er brachte sein Boot über den Atlantik und durch die von den Engländern scharf überwachte Straße von Gibraltar wohlbehalten ins Mittelmeer und führte dann Handelskrieg von dem österreichischen Stützpunkt Cattaro aus. Der Weltkrieg neigte sich seinem für Deutschland ungünstigen Ende zu. Gerade um die Zeit, als Canaris sein selbständiges Kommando erhielt, hatte der U-Bootkrieg seinen Höhepunkt überschritten. Die britischen Abwehrmaßnahmen, besonders das ständig vervollkommnete Geleitzugsystem, machten trotz rücksichtslosen Einsatzes die Aufgabe der deutschen Unterseebootwaffe immer schwieriger. Canaris gelang es mit seinem Boot zwar, eine Reihe von Angriffen auf die gegnerische Schifffahrt erfolgreich durchzuführen, aber diese Erfolge hielten sich in den zeitbedingten Grenzen. Anfang Oktober wurde die Lage in Cattaro für die dort stationierten deutschen Unterseeboote unhaltbar. Die

51

k. u. k.-Fronten brachen überall, in Italien und auf dem Balkan, zusammen. Die Soldaten hielten sich meist nicht lange mit Revolten auf, sondern nahmen den Rucksack auf den Buckel und zogen heim. Im südslawischen Hinterland von Cattaro aber war der Aufstand gegen die Überreste des habsburger Regimes in vollen Gange. Die Verkehrswege waren gesperrt, Nachschub an Treibstoff, Öl und Munition aus dem Reich war nicht mehr zu erwarten. In einer Besprechung des Flottillenchefs mit den Kommandanten wurde daher der Entschluß gefaßt, daß die Boote der Flottille, jedes für sich, versuchen sollte, nach dem Heimathafen Kiel durchzubringen. Mitte Oktober gingen die Fahrzeuge der Flottille einzeln von Cattaro in See. Als sich elf Boote nach gefahrvoller, glücklich überstandener Fahrt vor der norwegischen Küste im Skagerrak wiedertrafen, erhielten sie aus Kiel Funkprüche über die bei der Hochseeflotte ausgebrochene Revolte. Am 8. November lief die Flottille in geschlossener Formation unter der Kriegsflagge in Kiel ein. Von den Masttoppen der Flotte wehte die rote Fahne. Am folgenden Tage floh Kaiser Wilhelm II. nach Holland, und der Abgeordnete Scheidemann verkündete von den Stufen des Reichstagsgebäudes, daß das deutsche Volk auf der ganzen Linie gesiegt habe. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie diese unglückliche Formulierung des sozialdemokratischen Politikers auf das Offizierskorps, das nach Jahren schwerer Kämpfe und hingebungsvollen Einsatzes sich dem militärischen und politischen Zusammenbruch des Vaterlandes gegenüber sah, wirken mußte. Auch Canaris war empört über die „Sozis“, die er nach den Erfahrungen, welche die Marine im Jahre 1917 bei

dem niedergeschlagenen Meutereierversuch gemacht hatte¹⁾),

¹⁾ Damals waren die Fäden, die zu einigen Führern der Unabhängigen Sozialdemokratie, darunter dem Abgeordneten Dittmann, liefen, 52

als die Ursache der Meuterei betrachtete, ohne sich in den ersten Tagen im roten Kiel viel mit den Schattierungen von Ebert und Noske über Scheidemann zu Dittmann und Liebknecht abgeben zu können. Der jetzt fast 32jährige Seeoffizier war durch die Niederlage weniger überrascht worden als viele seiner Kameraden. Sein klarer Verstand und seine Weltkenntnis, die er noch während des Krieges bei seinem Aufenthalt in Chile und Argentinien und dann 1916/17 in Spanien hatte erweitern können, hatten ihn schon seit geraumer Zeit erkennen lassen, daß ein Sieg nicht mehr zu erwarten sei. Vor allen Dingen hatte er sich nicht mehr durch die Erfolge des Frühjahrs und Sommers 1918 in Frankreich blenden lassen, weil er aus eigener Erfahrung hatte feststellen müssen, daß der U-Bootkrieg sein Ziel nicht erreichen konnte und damit die einzige Waffe gegen die auf die Dauer für Deutschland tödliche Blockade sich als stumpf erwies. Vielleicht ist es gut, schon hier einzuschalten, daß Canaris natürlich als Seeoffizier in England den Hauptgegner sah, daß aber diese Erkenntnis bei ihm niemals zu einem Haß gegen die Engländer führte. Man könnte ihn eher schon in jener Zeit als einen Anglophilen bezeichnen. Jedenfalls hatte er eine hohe Meinung von der britischen Flotte und der seemännischen und soldatischen Tüchtigkeit ihres Seeoffizierkorps. Aber ähnlich wie er gesellschaftlich auf Grund der aus einer sorglosen Kindheit und Jugend resultierenden Sicherheit niemals irgendwelche Komplexe hatte und mit Hoch und Niedrig gleich zwanglos zu verkehren vermochte, so fühlte er sich auch den Engländern gegenüber mit völliger Selbstverständlichkeit als ein gleichwertiger Gegner. Man konnte bei ihm zu keiner zwar klar zutage getreten. Während aber die örtlichen Rädelsführer vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen wurden, waren die Abgeordneten, in denen die Marine die wahren Urheber sah, durch die parlamentarische Immunität dem Zugriff entzogen.

53

Zeit, auch nicht in den dunklen Tagen 1918/19, Spuren jener Haßliebe gegenüber den Engländern feststellen, der man unter seinen Kameraden bei der Marine öfters begegnen konnte und die ihren Grund meist in sachlich gar nicht begründeten - Minderwertigkeitskomplexen gegenüber der älteren und größeren Marine hatte.

Wie die überwiegende Mehrzahl seiner Kameraden war Canaris Monarchist. Man kann nicht einmal sagen, daß er es aus politischer Überzeugung gewesen wäre. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit dieser oder jener Staatsform hatte sich weder für den Industriellensohn noch für den Berufsoffizier jemals ernsthaft erhoben. Die Offiziere der Kaiserlichen Marine fühlten sich Wilhelm II., welcher der Flotte ein so lebhaftes Interesse entgegengebracht und an ihrem Aufbau so intensiv mitgewirkt hatte, eng verbunden. Das war in der jungen Reichsmarine nicht, wie in der Schwesterwaffe, eine auf jahrhundertelanger Tradition beruhende Verbundenheit, sondern ein fast persönliches Verhältnis jedes einzelnen Offiziers zu seinem Kriegsherrn. Dieses Treueverhältnis wurde nicht dadurch beeinträchtigt, daß man in Seeoffizierskreisen vielfach auch die Schwächen des Kaisers klarer erkannte als andern Orts. Um so peinlicher mußten die Seeoffiziere die Flucht des

Kaisers ins Ausland empfinden, sie erschien den Nachdenklichen unter ihnen- und dazu zählte Canaris ohne Zweifel wie eine Fahnenflucht. Denn der Fahneneid - dieser „leibliche Eid“, wie es in der alten Formel hieß war ja im tiefsten Grunde nicht eine einseitige Willenserklärung, sondern ein gegenseitiger, durch Anrufung Gottes mit besonderer Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit umhelter Vertrag, der Treue um Treue verlangte und voraussetzte. Die Gedanken, die sich Canaris Ende 1918 über die Flucht seines Kaisers und die Natur des Fahneneides machte, dürften ihm viele Jahre

-

54

später, 1934, ein klareres Werturteil über den Eid auf die Person des „Führers“ ermöglicht haben, der nach dem Tode Hindenburgs der Wehrmacht unter Bruch der Reichsverfassung mit Beihilfe Blombergs aufgenötigt wurde, als dies bei der Mehrzahl der hohen Offiziere aller Wehrmachtsteile der Fall war. Canaris hat sich dann später jedenfalls nicht hinter diesem schon durch seine Entstehungsgeschichte entwerteten Eid auf einen notorisch und chronisch Wort- und Eidbrüchigen versteckt, als die Not des Vaterlandes ihn zum Widerstand gegen ein verbrecherisches Regime aufrief.

Aber kehren wir zurück zu der Situation in Kiel im November 1918. Die Monarchie war zusammengebrochen, die Bande der Disziplin in der Flotte waren zerrissen. Selbst auf den Mannschaften der von der ursprünglichen Meuterei bei der Schlachtflotte nicht berührten kleinen Kreuzer und Torpedoboote und den Besatzungen der U-Boote, die in voller Ordnung und in uneingeschränktem Gehorsam gegenüber ihren Offizieren zurückgekehrt waren, konnte auf die Dauer die Hetze der roten Agitatoren nicht wirkungslos bleiben. In dem Chaos, das Niederlage und Revolution in Kiel heraufbeschworen hatten, schien der sozialdemokratische Abgeordnete Noske der einzige Kristallisationspunkt für die Wiederherstellung der Ordnung zu sein. Manche der Kameraden lehnten den Gedanken der Zusammenarbeit mit dem „Sozi“ ab. Andere zogen es vor, überhaupt den Marinerock auszuziehen, sei es, daß sie wirtschaftlich unabhängig waren und die Möglichkeiten zum Übergang in einen Zivilberuf sahen, sei es, daß sie es vorzogen, der Heimat, die die heimkehrenden Krieger nicht ehrte, den Rücken zu kehren und ihr Glück draußen in der Welt zu suchen. Canaris hätte dank der Stellung und der Beziehungen seiner Familie den ersten Weg unbedenklich einschlagen können, und seine Kenntnisse

55

des Auslandes und fremder Sprachen hätten ihm ein Fortkommen auch außerhalb der deutschen Grenzen erleichtert. Aber er fühlte sich zu tief mit seinem Beruf verbunden und zu stark seinem Vaterlande verpflichtet, als daß er in dieser Notzeit auch nur einen Augenblick daran gedacht hätte, „auszusteigen“. Er zerbrach sich kaum den Kopf über die sozialen und politischen Hintergründe der Revolution. Er sah die Unordnung, die sie im Gefolge hatte, und sah weitere schwere Erschütterungen voraus, wenn sie nicht rasch eingedämmt wurde. So war es für ihn keine schwere Wahl, sich in die Ordnungszelle einzugliedern, die sich um Gustav Noske zu bilden begann.

In der ersten Januarhälfte 1919 finden wir Canaris in Berlin. Wie viele Offiziere der Marine und des Heeres will er

im Kampf gegen „Spartakus“ seinen Mann stehen. In Berlin ist der Teufel los. Eben hat der Rat der Volkskommissare den „unabhängigen“ Polizeipräsidenten Eichhorn abgesetzt, aber der an seiner Stelle bestimmte Sozialdemokrat Ernst hat Schwierigkeiten, den Polizeiapparat in der Reichshauptstadt, der durch die Ereignisse der letzten Wochen erschüttert und zersetzt ist, in die Hand zu bekommen. Der Kampf um das Rote Haus am Alexanderplatz artet in ein wochenlanges Tauziehen zwischen SPD, Unabhängigen und Spartakus aus. Die Linksradikalen beherrschen in Berlin die Straße. Alle nicht den Spartakisten oder den Unabhängigen nahestehenden Zeitungen sind tagelang am Erscheinen verhindert. Ihre Redaktionen und Druckereien sind von roten Marinesoldaten (sehr viele Angehörige der sogenannten Volksmarinedivision hatten übrigens niemals in der Marine gedient, sondern trugen die Marineuniform zu Unrecht) und von radikalen Mitgliedern der Arbeiterschaft sowie von verbrecherischen Elementen, die die Revolution

56

zum Deckmantel ihrer Raub- und Plünderungsgelüste nahmen, besetzt. Die Radikalen machen alle Anstrengungen, um die auf den 19. Januar angesetzten Wahlen zur Nationalversammlung zu hintertreiben. Sie möchten ohne Umweg über das parlamentarische System den Rätestaat nach russischem Muster einführen.

In dieser Not entsteht das Bündnis zwischen gemäßigten Sozialdemokraten und den Offizieren der Monarchie. Die Gefahr eines Sieges der Radikalen und die Nachrichten über die polnische Bedrohung der östlichen Grenzgebiete lassen auf beiden Seiten alte Vorurteile zurücktreten. Die Gardekavallerieschützen-Division (GKD), die nach der Rückkehr von der Front ihr Hauptquartier zunächst im Königin-Luise-Stift in Dahlem aufgeschlagen hatte, siedelt nach dem Einmarsch in Berlin Mitte Januar ins Edenhotel über. Sie wird eine der Hauptstützen der Regierung Ebert-Noske. Es bilden sich die ersten Freikorps, in denen zu Hunderten Offiziere in Mannschaftsuniform Dienst tun. Man sieht überraschende Bilder, und die Zeitungen enthalten Meldungen, die noch wenige Wochen vorher unglaublich erschienen wären. Die Frankfurter Zeitung berichtet Anfang Januar, daß der Chefredakteur des sozialdemokratischen Zentralorgans Vorwärts, Kuttner, der im Felde schwer verwundet war, sich als Führer von Regierungstruppen am Brandenburger Tor hervorgetan habe. Andererseits kämpfen Heereseinheiten schon Ende Dezember um das Berliner Königliche Schloß, während andere Verbände wenig später unter dem Befehl des Obersten Reinhardt, des letzten Feldkommandeurs des 4. Garderegiments zu Fuß, das von Spartakisten besetzte Gebäude des Vorwärts an der Lindenstraße stürmen, nachdem mit Feldkanonen eine Bresche in die Straßenfront geschossen ist. Nach Pressemeldungen soll sich ein Prinz von Preußen unter

57

den Befreiern des sozialdemokratischen Zeitungshauses befunden haben. Die Meldung mag nicht stimmen, aber sie ist symptomatisch für die Situation. Am 13. Januar melden die Blätter „Sieg der Ordnung in Berlin“. „Die zweite Revolution ist für diesmal abgeschlagen“, schreibt die im allgemeinen zuverlässige Frankfurter Zeitung. In dieser Atempause entschließt sich Canaris, der sich bei der GKD im Edenhotel gemeldet hat, einen Auftrag anzunehmen, der ihn verpflichtet,

die Lage in Süddeutschland zu erkunden und dort die Organisation von Einwohnerwehren nach dem von der Führung der GKD entworfenen und inzwischen in Berlin und vielen anderen Orten bereits eingeführten Muster anzuregen. Neben diesen dienstlichen Aufträgen zieht noch ein ganz persönliches Anliegen Canaris nach dem Süden Deutschlands. 1917, während seiner U-Bootausbildung, hat er in Kiel die Freundin der Schwester eines Kameraden kennengelernt, Erika Waag, Tochter des 1913 verstorbenen Fabrikbesitzers Carl Friedrich Waag aus Pforzheim. Das fein gebildete, kunst- und musikliebende junge Mädchen hatte auf ihn einen starken Eindruck gemacht. Jetzt, da der Krieg vorüber ist, will er ihr die Frage stellen, die er schon lange auf dem Herzen hatte, die er aber, solange die tägliche Gefahr des Todes vor dem Feind über ihm schwebte, nicht hatte aussprechen wollen. Während in Berlin die Kämpfe wieder aufleben, verlobt sich Canaris in Pforzheim.

Im Verlaufe des Februar war Canaris von seiner Mission nach Süddeutschland zurückgekehrt und hatte sich wieder bei der GKD gemeldet, die ihn für einige Wochen als ihren Verbindungsoffizier und Vertreter in Sachen der Einwohnerwehr zur Nationalversammlung nach Weimar entsandte. Dies erschien der Führung der Division deswegen dringend erforderlich, weil die Umsturzparteien mit allen Mitteln bestrebt

58

waren, den Einwohnerwehrgedanken zu diskreditieren. Denn seine Durchführung, zusammen mit der etwa gleichzeitig ins Leben gerufenen Technischen Nothilfe, mußte den Erfolgen der Radikalen ein Ende setzen. Nach Lösung dieser Aufgabe trat Canaris zum Stabe der neu aufgestellten Marinebrigade Löwenfeld, an deren Aufbau er in den nächsten Monaten einen wesentlichen Anteil hatte. Sein Büro war zeitweise im Edenhotel nahe dem Zoologischen Garten im Berliner Westen, in dem sich auch das Hauptquartier der Garde-Kavallerie-schützen-Division befand. Das Offizierkorps dieser Division, die den Kern der Regierungstruppen in Berlin bildete, war eine eigenartige Mischung: Neben zahlreichen normalen und tüchtigen Berufsoffizieren, die der veränderten politischen und sozialen Situation hilflos gegenüberstanden und nichts anderes anstrebten, als auch unter den neuartigen Verhältnissen nach bestem Wissen und Vermögen ihre soldatische und vaterländische Pflicht zu tun, gab es alle möglichen Schattierungen von Landsknechts- und Abenteurernaturen und Menschen, die in der Not der Zeit plötzlich in sich die Berufung zum politischen Retter ihres Volkes entdeckt und tiefgründige Verschwörungen im Kopfe hatten. Unter den vielen interessanten Erscheinungen, die zu jener Zeit im Edenhotel aus- und eingingen, und mit denen Canaris durch seine Dienststellung in engen Kontakt kam, seien hier nur zwei erwähnt, die der Öffentlichkeit später bekannt geworden sind: der Kapitän Ehrhardt, Führer der Marinebrigade gleichen Namens, später eine der Hauptpersonen im Kapp-Putsch und Begründer der Geheimorganisation Konsul, und der I. Generalstabsoffizier der GKD, Hauptmann Waldemar Pabst, ein hochintelligenter, beweglicher, mit scharfem Mutterwitz und spitzer Zunge begabter Mann, auf vielen Sätteln gerecht, dem man wenige Jahre später überraschenderweise

59

als Stabschef der österreichischen Heimwehren in Wien wieder begegnete.

In der Halle des Edenhotels herrschte in jenen Monaten eine Atmosphäre, die an Wallensteins Lager erinnerte. Das war ein Kommen und Gehen, ein Hackenzusammenschlagen und Sporenklirren, ein Wiedertreffen mit alten Kameraden; da wurden Erinnerungen ausgetauscht, Pläne geschmiedet, da kamen Offiziere und Ordonnanzen aus allen Teilen des Reiches, von den Freikorps, die sich allerorts bildeten, von den Formationen des Grenzschutzes, ja von den Baltikumkämpfern. Aber auch an Zivilisten fehlte es nicht. Da konnte man Abgesandten der Reichsregierung begegnen, die mittlerweile ja nach Weimar übergesiedelt war, Politikern aller Schattierungen, Monarchisten und Republikanern, nüchternen Realisten und verschrobenen Utopisten; und alle wollten sie etwas von den Soldaten, die ja die Macht in Händen hatten, Macht zum Guten und zum Bösen. Alle nur erdenklichen Anliegen und Ansinnen wurden an die Führer der Regierungstruppen gerichtet. Dieser wollte Schutz gegen Spartakus so hatten der frühere Reichskanzler Fürst Bülow und die Fürstin im Edenhotel Zuflucht gefunden -, jener hatte einen Plan für den Sturz der Republik und die Einsetzung der Monarchie; ein Mann der äußersten Linken bildete sich ein, durch ein Bukett von Versprechungen und Drohungen die Truppe auf seine Seite ziehen zu können. Eines Tages wurde auch eine in Rußland ausgebildete radikale Gruppe ausgehoben, die den Auftrag hatte, das Hotel zu einem gegebenen Zeitpunkt in die Luft zu sprengen.

Schon bald hatten die Vorgesetzten herausgefunden, daß der Kapitänleutnant Canaris in besonders hohem Grade die Gabe, mit Menschen umzugehen, besaß. So fielen ihm viele dieser Verhandlungen mit politischen Abgesandten zu. Die

60

Kameraden bewunderten sein in zahllosen Besprechungen und Konferenzen bewährtes diplomatisches Geschick. Noch heute schmunzeln sie in der Erinnerung an jene Tage.,,Er verstand es, mit allen fertig zu werden, für jeden fand er den richtigen Ton, für den Deutschnationalen, der eben zur einen Tür hinausging, genau so wie für den Unabhängigen, der im gleichen Augenblick zur anderen hereinkam", berichtet ein ehemaliger Seeoffizier, der zu jener Zeit Canaris beobachten konnte.

Im Januar, während Canaris in Süddeutschland weilte, waren Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die führenden Köpfe der Spartakisten, ums Leben gekommen. Angehörige der GKD waren der Täterschaft oder doch der Mittäterschaft verdächtigt. Die Reichsregierung hatte eine Untersuchung der Angelegenheit angeordnet, welche in ganz Deutschland und darüber hinaus großes Aufsehen erregt hatte. Eine Verschärfung der ohnehin gespannten Situation trat dadurch ein, daß die kommunistische Rote Fahne durch Indiskretionen der zu der Untersuchung zugezogenen Vertreter der Unabhängigen Sozialdemokratie und des Spartakusbundes in die Lage versetzt wurde, bisher unbekannte Einzelheiten über die näheren Umstände des Todes der beiden Spartakistenführer zu veröffentlichen. Diese Darstellung vermischte in so geschickter Weise Tatsachen und bloße Kombinationen, daß ein völlig verzerrtes Bild entstand und neuer Zündstoff in die ohnehin erregten Massen der Reichshauptstadt geworfen wurde. Die Veröffentlichung der Roten Fahne war deshalb sowohl für die Reichsregierung wie für die Führung der GKD, weniger aus sachlichen als aus politischen Gründen, recht

peinlich. Die Regierung war trotz den- in erster Linie dank dem von den Regierungstruppen gewährten Schutz - einigermaßen glatt verlaufenen Wahlen zur Nationalversammlung

61

und deren Zusammentritt in Weimar in einer prekären Lage. Wenn auch die Wahl Friedrich Eberts zum vorläufigen Reichspräsidenten als ein erstes Zeichen einer sich allmählich anbahnenden Konsolidierung angesehen werden konnte, so galt das Machtwort der neuen Regierung unter Scheidemanns Ministerpräsidentenschaft doch nur sehr bedingt. Die Regierung ruhte auf zwei Pfeilern, den Regierungstruppen und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Beide schienen nicht unbedingt verlässlich. Die Loyalität der Arbeiterschaft war stetig durch die Propaganda der extremen Linken, der Spartakisten und Unabhängigen, bedroht, die mit Vorliebe auf die antimilitaristischen Instinkte der Massen abgestellt und bestrebt war, die Regierungstruppen als verkappte Reaktionäre darzustellen, welche die errungenen Freiheiten wieder zunichte zu machen bestrebt seien.

An dieser Propaganda war wiederum richtig, daß ein erheblicher Teil der Mannschaften und Offiziere der Regierungstruppen und Freikorps tatsächlich die von Sozialdemokraten geführte und maßgeblich beeinflusste Regierung nur deshalb unterstützte, weil sie in ihr das kleinere von zwei Übeln sah. Wir haben schon früher einmal gesagt, daß Canaris sich im November 1918 letzten Endes nur deshalb an den „Sozi“

Noske angeschlossen hatte, weil er in ihm den einzig erkennbaren Kristallisationspunkt für die Wiederherstellung einer staatlichen Ordnung sah. Ähnlich wie er dachten sehr viele seiner Kameraden, manche, die aus alten Offiziersfamilien stammten, standen wahrscheinlich der Regierung des Tages noch erheblich weniger positiv gegenüber als er. Diejenigen militärischen Führer aber, die weiter sahen als die jungen Leutnants und Hauptleute und sich ihrer Pflicht und Verantwortung voll bewußt waren, befanden sich in einer peinlichen Klemme. Sie führten ja keine reguläre Truppe in einem wohl-

62

geordneten Rechtsstaat, sondern Freiwillige in einem Lande, in dem der Bürgerkrieg noch keineswegs beendet war. Sie mußten bemüht sein, die Moral ihrer Truppe nicht Belastungen auszusetzen, die Disziplin und Gehorsam in Gefahr bringen konnten.

Um sich zu vergegenwärtigen, wie labil die politische Lage in Deutschland in jenen Tagen war, genügt es, einen Blick in die Zeitungen vom Februar und März 1919 zu werfen. Da wimmelt es nur so von Putschversuchen von rechts und links, von Attentaten und Streiks. Um nur ein paar aufs Geratewohl herausgegriffene Ereignisse zu erwähnen: Reaktionärer Putsch in München unterdrückt, Prinz Joachim von Preußen in diesem Zusammenhang verhaftet und, obgleich sich herausstellt, daß er nichts mit dem Unternehmen zu tun hatte, über die bayerische Grenze nach Preußen abgeschoben, meldet zum Beispiel die Frankfurter Zeitung am 19. Februar. Wenige Tage später wird Kurt Eisner in München auf offener Straße von Leutnant Graf Arco-Valley erschossen, im bayerischen Landtage der sozialdemokratische Minister Auer durch Schüsse verwundet, ein Zentrumsabgeordneter tödlich getroffen; ein Generalstreik in der bayerischen Hauptstadt die Folge. Streiks im rheinisch-westfälischen Industrierevier, Unruhen in Mannheim, Belagerungszustand über ganz Baden

verhängt, und so fort und so fort, das ist eine kleine „Blütenlese“ von knapp einer Woche. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie diese Nachrichten auf die jungen Offiziere und Soldaten der Regierungstruppen wirken mußten. Bei denen war aus dem Erleben der Straßenkämpfe, die von den Spartakisten mit allen, auch den hinterhältigsten, Mitteln geführt wurden, ein bitterer, ein blinder Haß gegen die Linksrevolutionäre erwachsen, der durch die dauernden Beschimpfungen durch spartakistische Volksredner und Zeitungen als „Noske-

63
garden“, „Zuhälter der Reaktion“, „Volksverräter“, von noch unflätigeren Ausdrücken ganz zu schweigen, immer neu angefacht wurde. Für die Mehrheit der Regierungssoldaten waren Liebknecht und Rosa Luxemburg die sichtbare Verkörperung des Feindes gewesen, gegen den sich der Kampf richtete. An dem Ende, das die beiden gefunden, konnte der Durchschnittsoffizier und Soldat nichts besonders Verwerfliches oder gar Bedauerliches finden. Schließlich hatte man ja gerade viereinhalb Jahre Krieg hinter sich, und die Auffassungen vom Wert des einzelnen Menschenlebens hatten in dieser Zeit für die Männer an der Front eine erhebliche Änderung erfahren. Auch die Nachdenklicheren unter den Männern im Edenhotel, zu denen Canaris gehörte, konnten sich der hier geschilderten Atmosphäre nicht ganz entziehen. Auf jeden Fall bedeutete die durch die Aufrollung der Liebknecht-Luxemburg-Angelegenheit in der Roten Fahne notwendig werdende Beschleunigung des Gerichtsverfahrens gegen die der Tat Verdächtigen eine ernste Belastung der Zuverlässigkeit der Truppe.

Immerhin vergingen Wochen und Monate, bis es zur Hauptverhandlung kam, da einer der Hauptverdächtigen, der Soldat Runge, der inzwischen zu seinem Stammtruppenteil entlassen und auf dem Transport desertiert war, erst Mitte April bei einer Grenzschutzformation gefunden und festgenommen werden konnte. Die Hauptverhandlung fand Anfang Mai vor dem Feldkriegsgericht der Garde-Kavallerieschützen-Division statt, dem der Kapitänleutnant Canaris als Beisitzer angehörte. Die Reichsregierung hatte auf die Zusammensetzung des Gerichts mehrfach Einfluß genommen in einer Weise, die von den Beschuldigten als eine Beeinträchtigung der Unbefangenheit der Richter zu ihren Ungunsten empfunden wurde. Mittlerweile aber waren Ereignisse eingetreten, welche das

64
Verfahren in den Augen der Öffentlichkeit völlig überschatteten. In München war die Räterepublik ausgerufen und nach etwa vierwöchigem Bestand in blutigen Straßenkämpfen wieder gestürzt worden. Die gerade vor Beginn des Liebknecht-Luxemburg-Prozesses bekanntgewordenen Münchener Geiselmorde waren eine passende Illustration für die Verwilderung der politischen Moral in Deutschland, an der die äußerste Linke die Hauptschuld trug und deren Opfer ihre eigenen Führer geworden waren. Schließlich waren am Tage vor Beginn der Verhandlung dem Grafen Brockdorff-Rantzau in Versailles die alliierten Friedensbedingungen übergeben worden, die Scheidemann als ein „befristetes Todesurteil“ bezeichnete. Auf dem Wege zum Gerichtssaal lasen die meisten Militär Richter wie die siebzig geladenen Zeugen und die sieben Sachverständigen die Berliner Morgenzeitungen, welche - von rechts bis links - die Friedensbedingungen als „Gewaltfrieden“ verdamnten.

Trotz der durch diese Ereignisse erregten Stimmung verlief die Verhandlung sachlich und ordentlich. Von der extremen Linken ist später versucht worden, das Urteil des Feldkriegsgerichtes als parteiisch zu diskreditieren. Auch der sozialdemokratische Vorwärts, der zwar zugab, daß die Untersuchung sorgfältig geführt worden sei, bedauerte, daß die vier Offiziere, die an der Tötung Lieb knechts beteiligt waren, völlig freigesprochen wurden, und bemängelte auch das Urteil im Falle Luxemburg, insbesondere weil der Hauptangeklagte, der Oberleutnant Vogel, nur wegen Wachvergehens und Mißbrauchs der Dienstgewalt zu einer Gefängnisstrafe, nicht aber wegen Teilnahme am Totschlag oder Mord verurteilt worden war. Aber mindestens im Lieb knecht fall war schon nach dem Befund der unter Mitwirkung von Geheimrat Bier vorgenommenen Obduktion, der den Aussagen der

5 Abshagen, Canaris

65
Beteiligten nicht widersprach, kaum ein anderes Urteil zu erwarten gewesen, und auf jeden Fall lag kein Grund vor, den guten Glauben der Richter in Frage zu stellen. Diese Auffassung vertrat unter anderen die demokratische Vossische Zeitung, die meinte, daß auch ein Geschworenengericht kaum zu einer anderen Entscheidung hätte kommen können als das Kriegsgericht. Allerdings, so fügte das Blatt hinzu, wären die psychologischen Begleitumstände im Falle eines zivilen Gerichtes anders gewesen und hätten dem Spruche in der Öffentlichkeit größeres Vertrauen verschafft ein Hinweis auf das durch die Pressehetze der äußersten Linken besonders in großen Teilen der Arbeiterschaft geschaffene oder doch geschürte Mißtrauen gegen die Militärgerichtsbarkeit und die Truppe im allgemeinen. Einige bemerkenswerte Sätze aus dem Kommentar der Frankfurter Zeitung über das Urteil (Nummer 359 vom Freitag, 16. Mai 1919) seien hier zitiert: „Wenn indes dieser Teil des Urteils (gemeint ist der Freispruch im Falle Lieb knecht, Anmerkung des Verfassers) benutzt wird, um das ganze Verfahren als eine Komödie hinzustellen, so muß demgegenüber doch festgestellt werden, daß von allen Kritikern der Untersuchungsbehörde und des Gerichts niemand, soviel wir sehen, eine konkrete Unterlage für die Anzweiflung des guten Glaubens der Richter hat beibringen können, und daß ein so kluger und unbefangener Beobachter wie Stefan Grossmann, der der ganzen Verhandlung beigewohnt hat, seinen Eindruck in der Vossischen Zeitung dahin zusammenfaßt, keiner der Richter habe auch nur einen Moment lang Rechtsbeugung zugunsten der Angeklagten im Sinne gehabt.“

Wir haben die Geschichte des Prozesses, an dem Canaris, wie gesagt, als Beisitzer im Feldkriegsgericht teilnahm, deswegen mit einiger Ausführlichkeit behandelt, weil in der

66

Folgezeit verschiedentlich im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit von seiten der politischen Linken schwere Anschuldigungen gegen Canaris erhoben worden sind, auf die wir hier gleich eingehen wollen.

Der unmittelbare Vorwurf richtete sich dabei nicht dagegen, daß Canaris dem Kriegsgericht als Beisitzer angehört habe, auch wurde ihm nicht ausdrücklich Parteilichkeit zugunsten der Angeklagten vorgeworfen. Dagegen ist auch noch Jahre später immer wieder behauptet worden, Canaris habe dem wenige Tage nach seiner Verurteilung aus der Unter-

suchungshaft entflohenen Oberleutnant Vogel zur Flucht verholfen. Die Umstände dieser Flucht sind bis auf diesen Tag nicht vollständig geklärt worden. Als das Entweichen Vogels bekannt wurde, richtete die Berliner Linkspresse scharfe Angriffe gegen hohe militärische Dienststellen. Besonders das preußische Kriegsministerium und die Führung der Garde-Kavallerieschützen-Division wurden der Beihilfe zur Flucht Vogels beschuldigt. Die den unabhängigen Sozialdemokraten nahestehende Zeitung Die Freiheit behauptete, daß Hauptmann Waldemar Pabst und ein Leutnant Suchong ihre Hand im Spiele gehabt hätten. Der falsche Auslandspaß für Vogel sollte nach dem gleichen Blatte in der Paßstelle des Kriegsministeriums ausgestellt worden sein, die, wie sich herausstellte, gar nicht existierte.

Es wurde durch die Militärbehörden eine kriegsgerichtliche Untersuchung durchgeführt, in deren Verlauf auch Canaris als der Beihilfe verdächtig festgenommen wurde. Seine Verhaftung verursachte unter den Offizieren und Mannschaften der Marinebrigade Löwenfeld so große Erregung, daß das Kriegsgericht gegen die persönliche Bürgschaft des Kapitäns zur See von Löwenfeld Canaris aus der Haft entließ. Er mußte sich aber verpflichten, für die Dauer der Untersuchung das Stabs-

67
quartier der Brigade, welches sich zu dieser Zeit im königlichen Schloß in Berlin befand, nicht zu verlassen. Weder der höfische Prunk der Umgebung, in der er einige Tage Stubenarrest verbringen mußte, noch die schwebende Untersuchung, vermochten seinen Humor zu dämpfen. Er zog gerade aus der Inkongruenz zwischen seinem Quartier und den gegen ihn erhobenen Vorwürfen die Berechtigung zu einer so ausgelassenen Stimmung, wie wir sie selten bei ihm finden. Nach Berichten von Kameraden, die in diesen Tagen mit Canaris zusammen waren, war das Schloß für ihn, wie man so sagt, ein fideles Gefängnis. Das Untersuchungsergebnis, wonach Canaris mit der Flucht Vogels nichts zu tun gehabt hatte, vielmehr um die fragliche Zeit gar nicht in Berlin gewesen war, setzte diesem Arrest ein Ende.

Es sei hier gleich erwähnt, daß trotz dieser Klärung des Sachverhaltes der Vorwurf, Canaris habe als Mitglied des Kriegsgerichts sich der Begünstigung der im Liebknecht-Luxemburg-Verfahren angeklagten bzw. verurteilten Offiziere schuldig gemacht, noch Jahre später von Politikern und Presseorganen der Linksparteien erneut erhoben worden ist. Die Angelegenheit Vogel wurde im Unterausschuß des parlamentarischen Untersuchungsausschusses von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Moses am 23. Januar 1926 in dramatischer Weise aufgerollt, als Canaris - nunmehr Korvettenkapitän in der Marineleitung - im Auftrage des Reichswehrministers als Gutachter über den Meutereiversuch im Jahre 1917 auftrat und dabei scharf die Klingen mit dem unabhängigen Abgeordneten Dittmann kreuzte, der selber im Hintergrunde des Aufstandsversuches auf der Flotte im Jahre 1917 eine der Hauptpersonen gewesen war. Im Ausschuß sekundierte nun der Mehrheitssozialdemokrat Moses seinem „unabhängigen“ Kollegen und protestierte dagegen,

68
daß als Vertreter des Reichswehrministeriums dem Ausschuß ein Mann präsentiert worden sei, der als Richter die Flucht des Mörders der Rosa Luxemburg mitverschuldet habe. Als Canaris es ablehnte, sich vor dem Ausschuß in eine Dis-

kussion dieser persönlichen Frage einzulassen, kam es zu stürmischen Kundgebungen der Linken. Man rief Canaris Beschimpfungen wie „Mörder! Helfershelfer! Kaiserlump!“ zu, und es dauerte geraume Zeit, bis es dem Vorsitzenden gelang, die Ruhe wiederherzustellen. Eine amtliche Mitteilung des Reichswehrministeriums stellte noch am gleichen Tage die völlige Haltlosigkeit der Vorwürfe des Abgeordneten Moses unter Hinweis auf die 1919 durchgeführte gerichtliche Untersuchung fest. Noch einmal wurde ein ähnlicher Vorwurf fünf Jahre später - Canaris war mittlerweile als Kapitän zur See Chef des Stabes der Nordseestation - laut auf Grund einer Zeugenaussage des aus dem Kapp-Putsch bekannten ehemaligen Rechtsanwaltes Bredereck in einem Prozeß mit politischen Hintergründen. Nach den Angaben Brederecks sollte Canaris vom Nationalverband Deutscher Offiziere zugunsten der im Liebknecht-Luxemburg beschuldigten Offiziere gesammelte Gelder unter Mißbrauch seiner Stellung als Richter den wegen Erschießung Liebknechts angeklagten Brüdern von Pflugk-Hartung ins Gefängnis geschmuggelt haben, um ihnen so die Flucht zu ermöglichen. Auch diesmal ergab die Untersuchung des Falles durch das Reichswehrministerium, daß der Fall erheblich anders gelegen hatte, daß erst nach dem Freispruch der genannten Offiziere Canaris mit Zustimmung des damaligen Reichswehrministers Noske sich darum bemüht hatte, die Auszahlung dieser Gelder an die Pflugk-Hartungs und deren Kameraden zu erwirken, teils als Beitrag zu den Verteidigungskosten, teils um den Angehörigen der Betroffenen, die fortgesetzten Belästigungen und tät-

69

lichen Bedrohungen durch Kommunisten ausgesetzt waren, ein zeitweiliges Verschwinden aus Berlin zu ermöglichen. In beiden Fällen, 1926 und 1931, stellten sich die Wehrminister Dr. Geßler und General Gröner, beide gute Demokraten, nach gründlicher Untersuchung der Vorgänge eindeutig vor ihren angegriffenen Untergebenen, was genügen dürfte, um die Angriffe gegen Canaris als unberechtigt zu erweisen. Ende Mai 1919 hatte Canaris einen Unfall, der leicht ernstere Folgen hätte nach sich ziehen können. Anschließend an einen privaten Besuch in Pforzheim zwecks „offizieller“ Verlobung reiste er nach München zu Kapitän Ehrhardt, der an der Befreiung Bayerns von der Räteregierung hervorragenden Anteil gehabt hatte, und wollte von dort nach Berlin fliegen. Das Flugzeug mußte aber bei Jüterbog auf einem Sturzacker notlanden und setzte recht unsanft auf. Canaris litt längere Zeit unter der Rippenquetschung, die er sich bei dieser Gelegenheit zugezogen hatte.

Daß auch der erste Reichswehrminister der deutschen Republik, unter dessen Augen sich ja im Sommer 1919 das Untersuchungsverfahren gegen Canaris in Sachen Vogel abgespielt hatte, von dessen Unschuld überzeugt war, ist schon daraus zu ersehen, daß wir wenige Wochen später Canaris in der Adjutantur des Ministers wiederfinden. Der Chefadjutant war Major von Gilsa, unter ihm standen der Hauptmann Max von Viebahn und der Kapitänleutnant Canaris. Als Canaris dem Stabe Noskes beitrug, war dieser bereits aus dem ehemaligen Gebäude des Generalstabes, der „Roten Bude“, nach einem Zwischenstadium in der Lietzenburger Straße, nach der Bendlerstraße übergesiedelt, in der das Reichswehrministerium dann auf die Dauer verbleiben sollte. Das persönliche Verhältnis von Canaris zu Noske war gut. Noskes Loyalität

gegenüber den Offizieren, die sich in schwieriger Situation
70

hinter die sozialdemokratischen Minister gestellt hatten, und die Zivilcourage, mit der er die ihm unterstellten Männer auch gegenüber seinen eigenen mit Mißtrauen gegen die Offiziere erfüllten Parteifreunden verteidigte, hatte ihm aufrichtige Zuneigung bei den Offizieren seiner Umgebung erworben. Im übrigen hatte auch der große knochige Mann mit den hochgezogenen Schultern und den dunklen Augen hinter der metallgefaßten Brille einen trockenen Humor, der bei Canaris verwandte Saiten anklingen ließ.

Im Herbst 1919 war die Befriedung und Konsolidierung im Reiche immerhin so weit fortgeschritten, daß der Reichswehrminister es riskieren konnte, eine Rundreise nach Süddeutschland zu machen, um mit den süddeutschen Länderchefs Fragen, die mit der Rolle des Heeres als Garant der inneren Ordnung zusammenhingen, zu besprechen. Zuerst ging es nach München. Viebahn und Canaris fuhren im Salonwagen des Ministers mit diesem zusammen. In Bayern war die Lage noch immerhin so gespannt, daß Noske davon absah, irgendwelche Truppen zu besichtigen, und sich darauf beschränkte, mit den zuständigen Ministern und den Offizieren des Generalkommandos Besprechungen abzuhalten. Außerdem besuchte er den Forstrat Escherich, den Begründer der nach ihm benannten Selbstschutzorganisation, abgekürzt „Or-gesch“, welche damals für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung ein nicht unbedeutender Faktor war. Die Reise ging dann weiter nach Stuttgart, wo längere Besprechungen Noskes mit Staatspräsident Bolz stattfanden, während Viebahn und Canaris die Lage mit dem ersten Generalstabs-offizier des Generalkommandos, späteren Militärattaché in Wien, Muff, besprachen, und nach Karlsruhe, wo der spätere Generalstabschef Beck als Generalstabsoffizier beim Generalkommando fungierte. In Stuttgart und Karlsruhe besichtigte
71

Noske auch einige Einheiten der dort stationierten Truppen. Zwischen dem Minister und den beiden Adjutanten herrschte zu jener Zeit ein besonders ungezwungenes menschliches Verhältnis, und Noske nahm es auch nicht übel, wenn die beiden Offiziere sich einmal einen harmlosen kleinen Scherz auf seine Kosten erlaubten.

Am 20. November dieses Jahres verheiratete sich Canaris mit Erika Waag. Die Hochzeitsfeier fand in der Heimatstadt der Braut, Pforzheim, statt. Die Ehe mit dieser gebildeten, kultivierten Frau, die ihm im Laufe der folgenden Jahre zwei Töchter schenkte, war vom ersten Tage bis zu Canaris' tragischem Ende ausgeglichen und harmonisch. Es war eigentlich stets eine rechte Seemannsehe, denn selbst in den langen Zeiten seiner Landkommandos zwischen dem Dienst an Bord und erst recht nach seiner Ernennung zum Abwehrchef war Canaris viel fern von Hause. Aber je mehr ihn sein Beruf und sein ewig suchender Geist umhertrieben, um so mehr wurde das gepflegte Heim, wo von der Frau des Hauses bis zu den Diensthofen alles ganz auf den Hausherrn eingestellt war, ein Hafen, wo der von äußerer und innerer Unruhe Getriebene auf kurze Tage oder manchmal nur Stunden Frieden fand, sich ausruhen und entspannen konnte, um den Anforderungen, die sein immer tätiges Leben nach kurzer Rast an ihn wieder stellen würde, mit frischer Energie entgegentreten zu können.

Wenige Monate später, im März 1920, ging Canaris durch eine neue Krise seines Lebens, die zugleich eine Krise der deutschen Republik war. Der Winter 1919/1920 hatte zu einer neuen Verschärfung der innerpolitischen Gegensätze geführt. Die durch den Versailler Vertrag geförderte Auf-
erstehung nationalistischer Tendenzen, die sich allmählich immer deutlicher abzeichnenden wirtschaftlichen Folgen des
72

verlorenen Krieges, die in der vorläufig noch langsamen, aber unerbittlich fortschreitenden Verschlechterung der Währung auch für den letzten Mann fühlbar wurden, die aus den Haarspaltereien der Parteien folgende Diskreditierung der demokratischen Regierungsform, die noch keinen Rückhalt in einer demokratischen Gesinnung hatte, alles dies waren Zeichen für politisches Schlechtwetter. Die allgemeine Verdrossenheit hatte auch die durch die Abrüstungsbestimmungen des Friedensvertrages mit der Entlassung bedrohten Mitglieder der Armee und Marine erfaßt. Diesmal wurde die Republik nicht von links, sondern von rechts bedroht. War 1918 die Entscheidung für die Regierung und für Noske leicht gewesen, weil sie zugleich die Entscheidung gegen die Meuterer, gegen Spartakus und die drohende Räterepublik war, so lag jetzt die Sache ganz anders. Diesmal standen gegen die Regierung Männer auf, die den Offizieren, aber auch einem großen Teil der Soldaten als die Vertreter einer Ära erschienen, die man gegenüber den kümmerlichen Verhältnissen des Augenblicks als die gute alte Zeit ansah, Leute, von denen man sich eine Rückkehr zu solchen besseren Tagen erhoffte. Da war ja nicht nur der Generallandschaftsdirektor Kapp an der Spitze, von dem die meisten nicht viel wußten. Hinter der Sache standen ganz andere Männer. Hatte sich Kapp nicht mit Ludendorff, in dem die Mehrzahl der Offiziere immer noch den Feldherrn sah, in dessen Wohnung in der Margarethenstraße besprochen, und hatte nicht Ludendorff dem Unternehmen seinen Segen gegeben? Hatte nicht der neue Reichskanzler in Männern wie Ehrhardt die militärischen Führer, hinter denen die Truppe durch Dick und Dünn gehen und alle Widerstände gegen einen vaterländischen Wiederaufbau hinwegräumen würde? Zwar der militärische Oberbefehlshaber, der General von Lüttwitz, schien noch einen
73

Augenblick zu schwanken. Sein Chef des Stabes von Oldershausen fuhr nach Döberitz den Marinebrigaden entgegen, um sie zur Umkehr zu bewegen, aber er kam bekehrt und begeistert für die Sache der „neuen vaterländischen Regierung“ zurück.

Vor die Wahl zwischen Noske und seiner Truppe, als deren Beauftragter bei dem politischen Minister er sich stets gefühlt hatte, gestellt, entschied sich Canaris ohne Zögern für die Truppe, genau so wie seine Kameraden im Stabe Noskes. Vielleicht wäre die Entscheidung anders ausgefallen, wenn Noske selbst in Berlin geblieben und von dort aus an die Militärs appelliert hätte. Aber er ging mit dem Reichskabinett nach Stuttgart. Der Zettel mit der Aufforderung an die Berliner Arbeiterschaft zum Generalstreik, den seine Adjutanten nach seiner Abreise auf dem Schreibtisch vorfanden, bestärkte diese nur in der Richtigkeit ihres Entschlusses. Die Begeisterung dauerte allerdings nicht lange. Zu bald erkannte Canaris, daß die „neue Reichsregierung“ zwar die Wilhelmstraße zu besetzen vermocht hatte, daß sie aber damit am

Ende ihres Lateins zu sein schien. Gegen die Waffe des Generalstreiks waren auch die entschlossenen Männer der Marinebrigaden hilflos, und nach achtundvierzig Stunden war der Traum der vaterländischen Erneuerung ausgeträumt. Canaris, Viebahn und noch einige weitere Kameraden durften einige Tage lang in der Haftzelle des Polizeipräsidiums über die Ereignisse der letzten Tage nachdenken, ehe sie wieder in Freiheit gesetzt wurden. Die Reichsregierung war klug genug, zu erkennen, daß sie auch jetzt noch auf die Truppen angewiesen war. Ein neuer Wehrminister, der Demokrat Dr. Geßler, war an die Stelle Noskes getreten, der nach der Teilnahme der Berliner Truppen an dem Putsch nicht mehr zu halten war und dem Sturm in seiner eigenen Partei weichen mußte.

74

Geßler verstand es, mit Takt und Festigkeit, unterstützt durch den General von Seeckt, die Erschütterungen, die durch den gescheiterten Putsch in der Truppe ausgelöst waren, zu überwinden. Die Disziplin innerhalb der Verbände war kaum beeinträchtigt. Es galt vor allen Dingen, wieder gegenseitiges Vertrauen herzustellen, und das gelang in überraschend kurzer Zeit.

75

FÜNFTES KAPITEL

IN DER MARINE DER REPUBLIK

Der Kapp-Putsch war nicht spurlos an Canaris vorübergegangen. Hatte ihm bei aller Intelligenz bisher noch gelegentlich ein Rest von leutnanthaftem Leichtsinn angehaftet, der in einem eigenartigen Widerspruch sowohl zu seinem Alter

-

-

er hatte immerhin mittlerweile das dreiunddreißigste Jahr erreicht wie zu dem Ernst stand, der aus den klaren blauen Augen zu sprechen schien, so trat er jetzt in eine Periode eiserner Zielstrebigkeit und zäher Arbeit ein. Die Zeit politischer Pronunciamentos war für den Kapitänleutnant Canaris vorüber, alle seine Energien gehörten nun dem Wiederaufbau der Flotte. Denn Canaris war und blieb ein begeisterter Seeoffizier und Patriot, und eine starke moderne Flotte war nach seiner Auffassung für die Wiederherstellung Deutschlands als eine der großen Mächte im europäischen Konzert erforderlich. Die Bestimmungen des Versailler Vertrages, welche dem Reich nur Schiffstypen minderer Kampfkraft in beschränkter Zahl erlaubten, lehnte Canaris wie die Mehrzahl seiner Kameraden ab. Auch er sah in dem Vertrag auf Grund der Umstände, unter denen er zustande gekommen war, ein Diktat, das dem Besiegten keine moralische Bindung auferlegte. Er war gewillt, alle seine Kräfte einzusetzen, um die Versailler Bestimmungen, soweit sie die Marine betrafen, zu durchkreuzen.

Zunächst waren seine Möglichkeiten in dieser Richtung allerdings beschränkt. Im Sommer 1920 wurde er nach Kiel

76

versetzt, wo er zwei Jahre lang als Admiralstabsoffizier beim Kommando der Marinestation der Ostsee Dienst tat. Im Jahre 1922 wurde er dann I. Offizier des Kreuzers „Berlin“. Auch dieses Kommando, während dessen Canaris im Jahre 1923 zum Korvettenkapitän befördert wurde, dauerte zwei Jahre. Die „Berlin“ diente als Schulkreuzer für Seekadetten. Unter diesen befand sich der spätere Chef des Reichssicherheitshauptamtes Heydrich. Es ist nicht zutreffend, daß Canaris

irgend etwas mit dem Ehrengericht zu tun gehabt hätte, das zu Heydrichs Ausscheiden aus der Marine führte. Dieses Ereignis trat erst Jahre später ein, als Heydrich die „Berlin“ verlassen hatte. Canaris ist Heydrich erstmalig im Jahre 1935 wieder begegnet, als er die Leitung der Abwehrabteilung übernommen hatte. Um diese Zeit war Heydrich bereits Leiter des Sicherheitshauptamtes.

Blicken wir an dieser Stelle einmal zurück auf die Jahre, die seit Canaris' abenteuerlicher Rückkehr aus Spanien im Jahre 1917 verstrichen sind, so müssen wir feststellen, daß die zahllosen über ihn verbreiteten Geschichten, die sein Leben als eine ununterbrochene Folge von mehr oder minder anrühenden Abenteuern und Unternehmungen im Geheim- und Spionagedienst darstellen, mit der Wahrheit nichts zu tun haben, sondern in das Reich der Fabel gehören. Tatsächlich hatte Canaris nach dem Intermezzo in der „Etappe Madrid“, wo seine Tätigkeit auch nur wenig mit eigentlicher militärischer Spionage zu tun hatte, vielmehr in erster Linie dem Nachschub für die im Handelskrieg eingesetzten Unterseeboote und Überwasserstreitkräfte gewidmet war, lange Jahre nichts mehr mit Geheimdienst zu tun. Seine Laufbahn war die eines besonders begabten und tüchtigen jungen Seeoffiziers und spielte sich abwechselnd bei Stäben und im Dienst an Bord ab. Allerdings zeigte Canaris besonderen Eifer. Über das

77

durch den Dienst erforderte Maß hinaus interessierte er sich für den Wiederaufbau der Marine. Er wälzte Pläne, wie die die Leistungsfähigkeit der Flotte beeinträchtigenden Bestimmungen des Friedensvertrages umgangen werden könnten. Er führte eine lebhaftes Korrespondenz mit alten Kameraden, welche aus der Flotte ausgeschieden waren und in der Handelsschifffahrt, der Industrie oder auch in der Politik neue Wirkungsbereiche gefunden hatten. Er suchte, ihre Anhänglichkeit an die Marine dieser in irgendeiner Form nutzbar zu machen. Er nahm tätigen Anteil an allen Bestrebungen, außerhalb der deutschen Grenzen, jenseits des Zugriffs der Kontrollkommissionen der Entente, die theoretische und praktische Forschungsarbeit besonders auf dem Gebiet der Unterseebootwaffe fortzusetzen in der Hoffnung, daß doch einmal der Tag kommen werde, an dem die deutsche Reichsmarine davon wieder profitieren könne. In der Tat hat Canaris bei den verschiedenen Projekten, in Holland Spanien und Finnland U-Boote nach deutschen Mustern zu bauen, mitgewirkt oder hat doch mindestens davon gewußt. Nicht alle Kameraden und Vorgesetzten aus jener Zeit waren mit dieser Aktivität einverstanden, aber andererseits ist es angebracht festzustellen, daß es sich dabei nicht etwa um Privatunternehmungen einzelner Offiziere handelte, sondern daß die obersten Instanzen der Marineleitung und des Reichswehrministeriums, ja der politischen Führung des Reiches mindestens in großen Zügen unterrichtet und einverstanden waren, auch wenn sie aus guten Gründen nach außen keinen Wert darauf legten, Genaueres darüber zu wissen. In diesem Zusammenhang kamen Canaris erstmalig die während des Krieges in Spanien angebahnten Verbindungen zugute. Er stellte sie mit großem Eifer in den Dienst der ihm als wichtig erscheinenden Aufgabe.

78

In zahlreichen Briefen aus jener Zeit an einen kleinen Kreis vertrauter Freunde, die mit ihm in diesen delikaten An-

gelegenheiten zusammenarbeiteten, treten gewisse Eigenschaften hervor, die für den Canaris der späteren Jahre, den Abwehrchef, charakteristisch werden sollten. Der Briefschreiber bedient sich vielfacher Tarnungen und kryptischer Umschreibungen für die von ihm genannten Personen und Örtlichkeiten, so daß diese Briefe für den Nichteingeweihten unverständlich bleiben. Daneben spricht aus ihnen oft ein kaustischer Humor, der trotz seiner Schärfe nicht verletzend ist, weil er gerade wegen der direkten Spitzen gegen die wirkliche oder angenommene Begriffsstutzigkeit der Empfänger entwaffnend wirkt. Und noch eines fällt auf, wenn man diese vielen Briefe liest. Fast in jedem zweiten oder dritten verwendet sich Canaris bei seinen Freunden zugunsten irgendeines Hilfsbedürftigen: Einmal ist es ein nach Beendigung seiner Dienstzeit entlassener Feuerwerksmaat, der eine Stellung in der Handelsschiffahrt sucht, ein anderes Mal der Sohn eines Bekannten eines Freundes, der Seemann werden will und dem eine Empfehlung an den Schulschiffsverein besorgt werden soll, und wieder ein anderes Mal ein ehemaliger Kamerad, der Versicherungsmakler geworden ist und wohlhabenden Freunden mit großen Stellungen in der Wirtschaft empfohlen wird. Hilfsbereitschaft kennzeichnet Canaris schon zu dieser Zeit, und so wie später beschränkt sie sich nicht auf Menschen, die ihm nahestehen. Er ist gekränkt, als er in einem der Fälle, da er sich für einen ihm persönlich Fremden eingesetzt hat, aus der Antwort des Freundes, dessen Hilfstellung nachgesucht wurde, schließen muß, dieser vermute persönliches Interesse bei ihm.,,Ich bin mit dem Soundso weder verwandt noch verschwägert, ich glaubte nicht nur ihm, sondern auch Dir einen guten Dienst zu erweisen, als

79

ich Dir diese Geschäftsverbindung empfahl . . ." schreibt er, offenbar ernstlich verletzt.

Anschließend an die Dienstleistung auf der „Berlin“ unternahm Canaris eine „Berufsbelehrungsfahrt“ nach Japan. Sie begann im Mai 1924 und endete im Oktober des gleichen Jahres. Canaris reiste nicht auf einem der schnellen Luxusdampfer - die Marine verfügte nicht über große Geldmittel für solche Zwecke -, sondern auf einem der kleineren Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der „Rheinland“, einem Schiff, das hauptsächlich Fracht beförderte, daneben aber auch Einrichtung für eine beschränkte Anzahl von Passagieren hatte. Die Reise ging sehr gemächlich vor sich, viel zu gemächlich für den ungeduldigen Canaris; zahlreiche Häfen wurden unterwegs angelaufen, so daß für den Besuch in Japan selber nur 12 Tage übrig blieben. Über die Hintergründe dieser „Berufsbelehrungsfahrt“ wissen wir nichts Genaues. In einem Brief, den Canaris auf dem japanischen Schnelldampfer „Nagasaki Maru“ während der Rückfahrt von Kobe nach Schanghai, wo er wieder an Bord der „Rheinland“ gehen will, schreibt, spricht er davon, daß er nach anfänglichen Schwierigkeiten mit dem Erfolge seiner Reise sehr zufrieden sei. Nach Ansicht alter Kameraden dürfte auch sie in Verbindung mit Unterseebootfragen gestanden haben, denn auf der japanischen Kawasaki-Werft wurden in jenen Jahren mehrere Unterseeboote und Unterseekreuzer nach deutschen Vorbildern für die japanische Marine gebaut.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland begann wieder eine neue Phase in der beruflichen Laufbahn von Canaris. Er wurde im Oktober 1924 Referent im Stabe des Chefs der

Marineleitung im Reichswehrministerium. Damit war er nunmehr im Zentrum der Marinepolitik der deutschen Republik. In dieser Dienststellung hatte er sich hauptamtlich mit den

1

U-Boot-Kommandant 1918

Fragen zu befassen, an denen er bisher bereits aus eigenem Antriebe und neben seinen eigentlich dienstlichen Aufgaben mit so großer Hingabe gearbeitet hatte. Auch jetzt noch war seine Tätigkeit aus den bereits erwähnten Gründen vielfach geheim, vieles mußte im Zeichen der Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrages getarnt getan werden - aber mit dem, was man gemeinhin als militärischen Geheimdienst bezeichnet, hatte es immer noch nichts zu tun. Mehrfach in diesen Jahren seiner Tätigkeit im Reichswehrministerium unternahm Canaris Reisen nach Spanien im Interesse eines Austausches von Erfahrungen im Schiffsbau, wobei nicht nur Fragen der Unterseebootkonstruktion, sondern auch beispielsweise des Baues schneller, für die Begleitung der Flotte geeigneter Tanker eine Rolle spielten. Seine Beherrschung der Landessprache, sein Verständnis für die spanische Mentalität waren bei der Durchführung seiner Aufgaben von höchstem Wert. Zugleich wuchs, je öfter er in Spanien weilte, um so mehr seine Zuneigung zu diesem Lande und seinen Bewohnern. In diese Zeit seiner Dienstleistung in der Marineleitung fällt auch das bereits erwähnte Hervortreten im Reichstagsuntersuchungsausschuß im Januar 1926. Ganz abgesehen von der Sensation, welche die Attacke des Abgeordneten Moses im Ausschuß und darüber hinaus in der ganzen Öffentlichkeit verursachte, ist für denjenigen, der die Entwicklung von Canaris verfolgen will, sein Auftreten bei dieser Gelegenheit von hohem Interesse. Die Parteien der Linken, und zwar nicht nur die Unabhängigen, sondern auch die Mehrheitssozialdemokraten, bezeichneten Canaris als einen Reaktionsär, einen verkappten Monarchisten, der in der Marine der Republik nichts zu suchen habe.¹⁾ Selbst Blätter der bürgerlichen Linken hielten es für mindestens „taktisch verfehlt“, daß sich der Vertreter des Reichswehrministeriums von 1926 mit der Führung der Kaiserlichen Hochseeflotte von 1917 identifiziert habe. Was war wirklich geschehen? Canaris hatte sich in seinen Ausführungen vor dem Ausschuß nicht so sehr gegen die im Zusammenhang mit dem mißglückten Meutereiversuch von 1917 abgeurteilten Matrosen und Heizer gewandt, wenngleich er die vom Chef der Hochseeflotte gefällten Urteile als unter den gegebenen Verhältnissen gerechtfertigt verteidigte. Die wirkliche Spitze seines Referates hatte sich aber gegen die Politiker gerichtet, welche 1917 hinter der Revolte gestanden hatten, aber, wie bereits erwähnt, wegen ihrer Immunität als Abgeordnete nicht zu fassen gewesen waren. Da einer derselben, der unabhängige Abgeordnete Dittmann, als Referent in dem betreffenden Untersuchungsausschuß fungierte, ist es kein Wunder, daß die Ausführungen von Canaris von beträchtlicher Schärfe waren und die Linke reizten, die dann mit den bereits erwähnten „Enthüllungen“ über die Vergangenheit von Canaris antwortete.

81

lichen Linken hielten es für mindestens „taktisch verfehlt“, daß sich der Vertreter des Reichswehrministeriums von 1926 mit der Führung der Kaiserlichen Hochseeflotte von 1917 identifiziert habe. Was war wirklich geschehen? Canaris hatte sich in seinen Ausführungen vor dem Ausschuß nicht so sehr gegen die im Zusammenhang mit dem mißglückten Meutereiversuch von 1917 abgeurteilten Matrosen und Heizer gewandt, wenngleich er die vom Chef der Hochseeflotte gefällten Urteile als unter den gegebenen Verhältnissen gerechtfertigt verteidigte. Die wirkliche Spitze seines Referates hatte sich aber gegen die Politiker gerichtet, welche 1917 hinter der Revolte gestanden hatten, aber, wie bereits erwähnt, wegen ihrer Immunität als Abgeordnete nicht zu fassen gewesen waren. Da einer derselben, der unabhängige Abgeordnete Dittmann, als Referent in dem betreffenden Untersuchungsausschuß fungierte, ist es kein Wunder, daß die Ausführungen von Canaris von beträchtlicher Schärfe waren und die Linke reizten, die dann mit den bereits erwähnten „Enthüllungen“ über die Vergangenheit von Canaris antwortete.

Es mag nicht besonders weltklug gewesen sein, daß Canaris sich auf dieses Duell mit Dittmann einließ, aber mit dieser Feststellung sind die menschlichen Gegebenheiten des Vorfalles nicht erschöpft. Schließlich bestand eben das Offizierskorps der Marine der Republik - mindestens in den mittleren und oberen Dienstgraden - noch durchweg aus Männern, die selber der Kaiserlichen Marine angehört hatten und die gegen die für den Meutereiversuch von 1917 und die Meuterei von 1918 nach ihrer Auffassung Verantwortlichen mit tiefer Erbitterung erfüllt waren. Canaris sprach daher für die überwältigende Mehrheit seiner Standesgenossen. Dabei halten hat, ist letzten Endes zum Teil auf die damals gegen ihn gerichtete Presse-Kampagne zurückzuführen.

82

spielten rein politische Erwägungen gar keine oder eine ganz untergeordnete Rolle. Ausschlaggebend war das natürliche Gefühl des Seeoffiziers, das gegen den Gedanken der Meuterei aufstand. In Sachen Meuterei ist man nämlich in allen Kriegsflotten äußerst empfindlich. Auch in demokratischen Marinen hat es immer wieder Revolten der Mannschaften gegen ihre Offiziere gegeben. Die französische Flotte verzeichnet deren eine ganze Reihe sowohl vor 1914/18 wie nachher, und die britische Marine hat, man kann fast sagen traditionell man denke zum Beispiel an die Meuterei von Invergordon zu Beginn der dreißiger Jahre, von Zeit zu Zeit mit solchen Schwierigkeiten zu tun. Jeder Seeoffizier, gleichgültig welcher Nationalität und welcher politischen Überzeugung, wird in dieser Frage instinktiv mit seinen Sympathien hinter seinesgleichen stehen, welches auch sonst immer seine Beziehungen zu der betroffenen Flotte sein mögen. Es war infolgedessen für den mit seemännischen Fragen Vertrauten kein sehr überzeugender Vergleich, wenn beispielsweise der Demokratische Zeitungsdienst sein Bedauern über die in Canaris' Äußerungen vor dem Ausschuß liegende Solidaritätserklärung mit der Kaiserlichen Marine auf die Feststellung stützte, der General von Seeckt denke ja auch nicht daran, alles das zu verteidigen, was Ludendorff einst gesagt und getan habe. In der Marine konnte der Zwischenfall im Ausschuß das Ansehen und die Stellung von Canaris jedenfalls nur festigen. Er ist im übrigen ein Beweis mehr, daß zu jener Zeit Canaris die Welt noch durchaus aus der Perspektive des für seinen Beruf begeisterten patriotischen Seeoffiziers betrachtete.

Seine Karriere entwickelte sich weiter entsprechend der Norm. Auf eine fast vierjährige Tätigkeit in der Marineleitung folgte wieder ein Bordkommando. Anschließend an eine sechswöchige Erholungsreise nach Argentinien mit dem italienischen Dampfer „Conte Rosso“, die er auch zu inoffiziellen Kontakten mit hohen Offizieren der argentinischen Marine benutzte und die ihn auf dem Rückwege wieder einmal über Spanien führte, wurde Canaris im Juni 1928 I. Offizier des in Wilhelmshaven stationierten Linienschiffes „Schlesien“. Ein I. Offizier auf einem großen Kriegsschiff ist ein vielbeschäftigter Mann. Ihm obliegt die Leitung des ganzen inneren Dienstes und eigentliche Verwaltung dieses sehr komplizierten wirtschaftlichen und technischen Mechanismus. Von seiner Tüchtigkeit hängt es in erster Linie ab, ob die Besatzung auf einem Schiff vom Typ der „Schlesien“ handelte es sich um fast 800 Menschen materiell zu ihrem Recht kommt und sich wohl an Bord fühlt, was wieder von aus-

83

nischen Dampfer „Conte Rosso“, die er auch zu inoffiziellen Kontakten mit hohen Offizieren der argentinischen Marine benutzte und die ihn auf dem Rückwege wieder einmal über Spanien führte, wurde Canaris im Juni 1928 I. Offizier des in Wilhelmshaven stationierten Linienschiffes „Schlesien“. Ein I. Offizier auf einem großen Kriegsschiff ist ein vielbeschäftigter Mann. Ihm obliegt die Leitung des ganzen inneren Dienstes und eigentliche Verwaltung dieses sehr komplizierten wirtschaftlichen und technischen Mechanismus. Von seiner Tüchtigkeit hängt es in erster Linie ab, ob die Besatzung auf einem Schiff vom Typ der „Schlesien“ handelte es sich um fast 800 Menschen materiell zu ihrem Recht kommt und sich wohl an Bord fühlt, was wieder von aus-

schlaggebender Bedeutung für den im Schiff herrschenden Geist und die dienstlichen Leistungen ist. Schicken wir gleich voraus, daß Canaris seinen Dienst in dieser schwierigen und verantwortlichen Stellung nach dem Urteil zahlreicher Zeugen mit vorbildlichem Eifer versah und den Interessen der Mannschaft besondere Fürsorge angedeihen ließ. Trotz seiner starken Arbeitsbelastung ließ er die durch seine Tätigkeit in der Marineleitung geweckten Interessen nicht außer acht. Er stand weiterhin in regem Briefwechsel mit seinem alten Freundes- und Kameradenkreis. Oft holte man seinen Rat ein, besonders wenn es sich um die Beziehungen zu Spanien handelte, in denen Canaris besser als irgendein anderer Bescheid wußte. Es ist interessant, festzustellen, daß diese intensive Tätigkeit außerhalb seines eigentlichen Dienstbereiches der Aufmerksamkeit selbst der nächsten Kameraden in Wilhelmshaven entging. Noch nachträglich erscheint es manchen von ihnen unglaublich, daß der vielbeschäftigte I. Offizier der „Schlesien“ an irgend etwas, was außerhalb seines Schiffes lag, hätte aktiven Anteil nehmen können. Und außerdem

84

wäre das, so argumentieren sie, ja unmöglich der Aufmerksamkeit der Kameraden entgangen, denn Wilhelmshaven war so ausschließlich Marinestadt, und die Offiziere der Marine waren so eng miteinander verbunden und auch im außerdienstlichen Verkehr so sehr aufeinander angewiesen, daß es undenkbar schien, daß dem einen selbst die intimsten Gedanken des anderen auf die Dauer hätten verhüllt bleiben können.

Nun, die so dachten, täuschten sich. Von der umfangreichen Korrespondenz, welche Canaris zu jener Zeit in Fragen, die unmittelbar oder mittelbar mit dem Aufbau der Flotte zusammenhingen, führte, ist nur ein geringer Teil erhalten, aber er genügt, um zu zeigen, wie intensiv diese „Nebenbeschäftigung“ war. Aus ihr geht hervor, wie sehr man immer wieder auf den Ideenreichtum von Canaris, seine enorme Personen- und Sachkenntnis und auf seine Fähigkeit, Menschen zu behandeln, zurückgreifen mußte. Ganz besonders in den langwierigen Verhandlungen mit den spanischen Persönlichkeiten, welche an dem Erfahrungsaustausch in Schiffbaufragen interessiert waren, war es Canaris, der es auf der einen Seite verstand, die angeborene Neigung der Südländer zur Verzögerung und Vertröstung durch taktvolle Vorstellungen wenigstens teilweise zu überwinden und andererseits seinen deutschen Kameraden und den in die Verbindung eingeschalteten deutschen Wirtschaftskreisen das nötige Verständnis für die Eigenart ihrer Vertragspartner zu vermitteln. Das beste Zeugnis für seine hierbei bewiesene Geschicklichkeit ist, daß er sich die Freundschaft der beteiligten spanischen Persönlichkeiten durchweg bewahrte und in maßgebenden spanischen Regierungs-, Wehrmachts- und Wirtschaftskreisen ein hohes Vertrauen in seine Person erwarb, was sowohl während des spanischen Bürgerkrieges

85

als besonders im zweiten Weltkriege von großer Bedeutung werden sollte.

Bemerkenswert an der umfangreichen Korrespondenz, welche Canaris in diesen Jahren seiner Tätigkeit als I. Offizier der „Schlesien“ führte, ist die Tatsache, daß Fragen der inneren Politik niemals auch nur am Rande berührt werden. Alles dreht sich um die Marine. Noch immer steht sein Beruf als

Seeoffizier im Mittelpunkt seines Denkens und Handelns. Der Anfang seiner Dienstleistung in Wilhelmshaven und auf der „Schlesien“ fällt allerdings noch in die kurze Scheinblüte der deutschen Wirtschaft, die sich auf Grund der nach Annahme des Dawesplanes nach Deutschland fließenden ausländischen Kredite entwickelt hatte. Aber schon 1929 begann sich die neue Wirtschaftskrise durch Zunahme der Arbeitslosenziffer abzuzeichnen, eine Krise, welche sich immer deutlicher als eine weltweite Erscheinung erwies. Gleichzeitig verschärfte sich in Deutschland der innerpolitische Kampf. Die NSDAP machte, besonders unter der Jugend, große Fortschritte. Die Septemberwahlen des Jahres 1930 brachten die Nationalsozialisten als zweitstärkste Partei in den Reichstag. Auch in der Marine machte sich das Eindringen nationalsozialistischer Ideen, besonders, bei den jüngeren Offizieren und Mannschaften, mehr und mehr bemerkbar. Ein Altersgenosse von Canaris, der gleichzeitig mit ihm um jene Zeit auf dem in Wilhelmshaven stationierten Teile der Flotte Dienst tat, faßt sein Urteil über die Situation Anfang der dreißiger Jahre rückblickend in dem lapidaren Satz zusammen: „Bei den Leuten war damals alles Nazi.“ Er fügt aber hinzu, daß man sich unter den älteren Offizieren zunächst den Kopf nicht sehr darüber zerbrochen habe, denn die Dienstfreudigkeit der Mannschaften habe nicht darunter gelitten. Man darf auch nicht vergessen, daß unter dem See-

86

offizierskorps das Ressentiment gegen die marxistischen Parteien auf Grund der Ereignisse von 1917/18 naturgemäß sehr stark war und man damals vielfach in den Nationalsozialisten ein Bollwerk gegen Versuche der Kommunisten, wieder Fuß in der Flotte zu fassen, sah. Die Nationalsozialisten gebärdeten sich damals vor der „Machtergreifung“ ja noch als eine auf dem Boden des Christentums stehende vaterländische Bewegung, die sich das Ziel gesetzt hatte, den Klassenkampf zu überwinden. Gerade unter denjenigen, die der Partei in diesen Jahren beitraten oder mit ihr damals sympathisierten, war der Prozentsatz ehrlicher Idealisten sehr beträchtlich, besonders in den Kreisen, die erst unter dem Druck der wirtschaftlichen Not begonnen hatten, sich für die Innenpolitik zu interessieren, und die nicht die Möglichkeit hatten, hinter die Kulissen der politischen Bühne zu schauen.

In die Zeit, in der Canaris I. Offizier auf der „Schlesien“ war, fällt eine Episode, die zur Vervollständigung seines Charakterbildes verzeichnet werden soll. Von Ende November bis Anfang Dezember 1929 verlebte Canaris mit seiner Gattin einen etwa zweiwöchigen Urlaub bei griechischen Freunden auf Korfu. Das verdient vermerkt zu werden, denn Canaris war kein eifriger Urlauber. Später, besonders während des Krieges, war es ein Beschwerdepunkt seiner Untergebenen, daß der Chef gar kein Verständnis für die Notwendigkeit einer Ausspannung, sei es für sich selber, sei es für die Mitglieder seines Amtes, hatte. Schon der dienstfreie Sonntag erschien ihm überflüssig, und mindestens seine Abteilungschefs mußten auch sonntags zur Lagebesprechung ins Amt kommen. Canaris selber ging so in seiner Arbeit auf, daß er Urlaub als störende Unterbrechung empfand. Nahm er in den Jahren, bevor er mit der Leitung der Abwehr

87

betrachtet wurde, wirklich einmal ein paar Wochen Ferien und

ging irgendwo mit der Familie in ein Ostsee- oder Nordseebad, dann wußte er nichts Rechtes mit der Ruhe anzufangen. Er setzte seine Korrespondenz, die sich immer hauptsächlich um mit dem Dienst und der Marine zusammenhängende Fragen drehte, mit verstärkter Intensität fort, um so den Ausfall der normalen Tagesarbeit auszugleichen.

Der Aufenthalt in Korfu aber machte eine Ausnahme. Hier, in der geliebten Mittelmeerlandschaft, umleuchtet von einem Abglanz der Antike, finden wir einen ganz neuen, gelockerten, zugleich fröhlichen und beschaulichen Canaris. Die heitere, spielerische Seite seines Wesens, die sonst von gespanntem Ernst überlagert ist, tritt hier im Lande der Phäaken einmal zutage. Seine reiche Phantasie schlägt den Bogen von der Gegenwart zu der leuchtenden Vergangenheit. Ihm ist, als sei es nur ein Tag und eine Nachtwache, seit Odysseus, mit dessen Tatendrang, Weltweisheit und List ihn so vieles verbindet, an diesem Strande angetrieben wurde.

Das Wetter war die ganze Zeit strahlend schön. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit waren die Tage heiß, der Himmel tiefblau, die Nächte aber schon kühl; doch des Abends saß sich's gut vor dem Kamin, in dem die Scheite aus Olivenholz knisterten und dem Raum einen aromatischen Duft, fast ein wenig wie Weihrauch, gaben. Da plauderte man mit dem Hausherrn von Doukades, dem Grafen Theotokis, vormals Hofmarschall König Konstantins, über die Geschichte der Insel und ganz Griechenlands, über die homerische Mythologie, über die geologischen Verhältnisse Korfus, über Balkan- und Mittelmeerpolitik und über Literatur. Da gab es für den wißbegierigen Canaris keine langweilige Minute. Er interessierte sich brennend für die griechische Umwelt, für die Landessprache, die Gebräuche der Korfioten, ihre Lieder und Tänze,

88

für die malerischen Trachten und die volkstümlichen Gedichte. Es waren sorglose Tage, jeder ein Feiertag. Und jede Mahlzeit ein wahres Festmahl mit fremdartiger, guter Kost, an der Canaris, der gern selbst gelegentlich für den engeren Freundeskreis den Kochlöffel in die Hand nahm, reges Interesse zeigte. Was gab es da für leckere Gerichte: des feineren Geschmacks wegen in Seewasser gekochte Langusten, dann jede Art von Fischen, die köstlichen kleinen Rougets, Sardinen, Branzini; auch Hühner und Puten, auf korfiotische Art zubereitet, und die Spezialität des Landes: am Spieße gebratene Lämmer. Das alles gewürzt mit den aromatischen Kräutern, deren Duft in der Herbstsonne die ganze Landschaft durchdringt, und angefeuchtet mit dem wohlschmeckenden Rot- und Weißwein des Landes.

Canaris war beliebt bei jedermann. Auch diejenigen, mit denen er sich nicht im Gespräch verständigen konnte, da er die Landessprache nicht beherrschte, fühlten, daß sie einem Freunde gegenüberstanden, der auch ohne Worte ihr Wesen begriff. Mit den Kindern des Hauses hatte er rasch Freundschaft geschlossen, und am St. Nikolaustag überraschte er sie, indem er selber in der Vermummung des bei Kindern zugleich beliebten und gefürchteten Heiligen erschien.

So ungetrübt waren diese Urlaubstage, daß sie wie im Rausch vorübergingen. Canaris war so gefangen von der Schönheit der Landschaft und der Harmonie dieser ganzen Umwelt mit seinem eigenen Ich, daß er einen Augenblick daran dachte, Seemannschaft und Karriere aufzugeben, hier ein kleines Gut zu kaufen und hinfort ein arkadisches Da-

sein zu führen. Es war nur der Traum eines kurzen Augenblicks. Der Urlaub ging zu Ende, und Canaris kehrte aus dem besonnten Korfu in das winterliche Wilhelmshaven und an Bord der „Schlesien“ zurück.

89

Schon bald aber sollte er Doukades wiedersehen. Im folgenden Sommer machte die „Schlesien“ eine Kreuzfahrt durch das Mittelmeer. Ein kurzer Aufenthalt auf Korfu war vorgesehen. Die Gastfreunde vom vergangenen Herbst benutzten die Gelegenheit, um für die Offiziere des deutschen Schiffes und die Herren und Damen der korfiotischen Gesellschaft einen großen Ball zu geben. Es war ein Fest, von dem die Einwohner noch lange sprachen.

Von dieser Reise brachte Canaris das Bild des griechischen Seehelden Kanaris mit nach Hause. Es war ein Geschenk seiner Gastgeber, das ihn an die Ferienzeit in Doukades erinnern sollte... als ob es eines besonderen Zeichens für die Erinnerung an diese goldenen Tage bedurft hätte. Aber dennoch freute sich Canaris über das Bild des „Ahnherren“ aufrichtig. Es erhielt einen Ehrenplatz in seinem Hause.

Mehrfach während seiner etwas über zweijährigen Dienstzeit auf der „Schlesien“ wurde von verschiedenen interessierten Seiten innerhalb und außerhalb der Marineleitung darauf gedrängt, Canaris' Bordkommando abzukürzen und ihm wieder ein Tätigkeitsfeld in Berlin zu geben, in dem seine diplomatischen Talente wie in den vergangenen Jahren für die Marine nutzbar gemacht werden könnten. Auch Canaris wäre eine Rückkehr in die Marineleitung oder die Verwendung für Sonderaufträge im Ausland sehr erwünscht gewesen. Aber er hatte in der Marineleitung nicht nur Freunde hinterlassen. Jedenfalls entschieden die für die Personalien zuständigen Stellen anders. Bis zum Oktober 1930 blieb Canaris auf der „Schlesien“ er war inzwischen, am 1. Juli 1929, zum Fregattenkapitän aufgerückt, und als er dann wieder eine Stellung in einem höheren Stabe erhielt, war es auch nicht in der Zentrale in Berlin. Er wurde anstatt dessen Chef des Stabes des Kommandos der Marinestation der Nordsee,

90

das heißt, er blieb in Wilhelmshaven. Er erlebte daher die für die innerpolitische Entwicklung Deutschlands entscheidenden Jahre 1930 bis 1932 gewissermaßen in denaturierter Form. Wilhelmshaven war, wie schon vorher gesagt, damals eine reine Marinestadt, das zivilistische Element - jedenfalls für die Angehörigen der Marine - praktisch nichtexistent. In dieser Hinsicht ändert sich für Canaris auch nicht viel, als er am 1. Dezember 1932 das Kommando des Linienschiffs „Schlesien“ übernimmt, also des Schiffes, auf dem er schon vorher als I. Offizier über zwei Jahre Dienst getan hatte. Er ist jetzt 43 Jahre alt. Er ist Kommandant eines großen Schiffes. Aber doch fragt man sich, ob er völlig befriedigt ist von dem Ablauf seiner Karriere in den letzten Jahren. Für seinen regen Geist ist der Kreis der Kameraden in Wilhelmshaven kein voll befriedigender Tummelplatz. Auch an seinem Schiff kann er kaum ungeteilte Freude haben. Die „Schlesien“ ist ein altes Schiff, lange vor dem ersten Weltkrieg gebaut, war schon 1914 veraltet, hat im vierten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts keinen ernstesten Kampfwert mehr. Trotzdem setzt er alles daran, aus seinem Kommando einen Erfolg zu machen. So wie er ein ausgezeichnete I. Offizier war, ist er auch ein guter Kommandant, allerdings kein be-

quemer für seine Offiziere. Dazu kennt er den Dienst in allen Einzelheiten zu genau, dazu ist er selber viel zu fleißig, viel zu penibel. So liebenswürdig und verständnisvoll besonders für die menschlichen Schwächen der jungen Leute er auch ist, so große Hilfsbereitschaft er gegenüber jedem an den Tag legt, der sich in wirklicher Notlage befindet, so scharf und streng verfolgt er Nachlässigkeit im Dienst. Nein, ein bequemer Vorgesetzter ist der Kapitän zur See Canaris nicht. Die Mannschaften haben es allerdings wieder gut. Für sie sorgt er wie als I. Offizier vorbildlich.

-

91

Zwei Monate, nachdem Canaris Kommandant der „Schlesien“ geworden ist, ernennt der Reichspräsident Hitler zum Reichskanzler. Unter den jungen Offizieren und bei einem sehr großen Teil der Mannschaften der Flotte wird dieses Ereignis mit großer Begeisterung aufgenommen. Endlich eine nationale Regierung, die sicherlich die Beschränkungen des Versailler Vertrages bald abschütteln und der Flotte wieder die ihr gebührende Stellung verschaffen wird, denkt man. Auch Canaris steht der neuen Regierung zunächst nicht ablehnend gegenüber, wenn er auch den blinden Enthusiasmus der Jugend nicht teilt. Dazu sieht er die Mängel der Regierung zu gut. Er erkennt auch wohl früher als die meisten seiner Generation im Offizierskorps, daß die „Nationale Regierung“ keine echte Koalition ist, sondern daß darin die Nationalsozialisten kraft ihrer Beherrschung der Straße eine übermächtige Stellung haben und daß die Gefahr besteht, daß sie ihre Koalitionsgenossen eines Tages an die Wand drücken werden. Die Totalität dieser Entwicklung sieht aber auch er nicht gleich voraus. Er glaubt wie viele andere, daß der Reichspräsident und die Reichswehr stark genug sein werden, um Hitler, wenn er zu weit gehen sollte, in Schach zu halten. Inzwischen aber, so meint er, kann man die Dynamik des Nationalsozialismus ausnützen, um außenpolitisch eine weitere Lockerung der durch Versailles angelegten Fesseln und innenpolitisch eine Überwindung der wirtschaftlichen Not mindestens zu versuchen. Die von Hitler proklamierte Außenpolitik friedlicher Revision des Friedensvertrages sagt Canaris zu, eine scharfe Sprache gegenüber Moskau ist ihm auch nicht unsympathisch. Die Marine hat an der für das Heer wertvollen Zusammenarbeit mit der roten Wehrmacht kaum ein Interesse, und Canaris ist trotz der vom Vater ererbten Verehrung für Bismarck nicht Preuße genug, um sich ernst-

92

haft von dem Gedanken einer deutsch-russischen Kombination gegen den Westen etwas zu versprechen. Außerdem ist bei ihm die Gegnerschaft gegen den Marxismus instinktiv. Er ist nicht umsonst aus schwerindustriellem Milieu hervorgegangen, auch ist die Rolle des Kommunismus bei der Marinerevolte von 1918 und die Mitwirkung sowjetischer Helfer bei den Berliner Spartakusrevolten bei ihm unvergessen.

-

Vieles an den Nazis ist ihm allerdings höchst unsympathisch. Er kann die „Leute mit dem Holzhackerkinn“ nicht vertragen. Das dumme, prahlerische Gerede vieler nationalsozialistischer Funktionäre fällt ihm auf die Nerven. Und der törichten Prahler gibt es zu viele unter den hohen Nazi-funktionären. Die Methode der Saalschlachten, der Terrorisierung der Gegner - Dinge, von denen man allmählich auch

im weltfernen Wilhelmshaven allerlei hört - ist dem Mann, der mehr und mehr gelernt hat, mit den Waffen der Überredung, des Witzes, der Schläue, ja auch der Übertölpelung des Gegners seine Ziele zu erreichen, und der brutale Gewalt nicht leiden kann, in tiefster Seele zuwider. Den Betrug des Reichstagsbrandes zu durchschauen, fällt ihm nicht schwer. So wird er skeptischer und besorgter, je länger die Sache dauert, ohne daß sich von irgendeiner Seite ernster Widerstand bemerkbar macht. Allerdings trifft er auch Männer unter den Nazis, die ihm besser gefallen. Bei einem Besuch der „Schlesien“ in Hamburg kommt der dortige Gauleiter und Reichsstatthalter Kaufmann an Bord. Canaris und er finden ein gewisses Gefallen aneinander. Kaufmann macht auf Canaris den Eindruck eines ganz vernünftigen Mannes, mit dem man schon politische Geschäfte machen könnte. Solche Leute müßten nach seiner Meinung an die Spitze kommen. Dann wäre vielleicht doch noch etwas Gescheites aus dieser Regierung zu machen.

93

Aber das sind alles rein private Erwägungen eines Seeoffiziers, dessen Laufbahn anscheinend ihrem Ende entgegengeht. Im Herbst 1934 kommt seine Kommandantenzeit auf der „Schlesien“ zum Abschluß, und Canaris wird zum Festungskommandanten von Swinemünde ernannt. Das Städtchen an der mittleren der drei Odermündungen ist zu jener Zeit ein volkstümliches Ostseebad. Es gibt dort ein paar Küstenbatterien und eine Marinegarnison. Der Posten des Festungskommandanten ist nicht gerade das, was sich ein ehrgeiziger Seeoffizier wünschen würde. Lorbeeren sind da nicht zu ernten. Swinemünde ist nicht die Vorstufe zu weiterem Aufstieg, es ist ein totes Gleis. Wer dorthin versetzt wird, der darf noch ein paar Jahre im Genuß des vollen Gehalts als Kapitän zur See verschnaufen, ehe er mit dem Charakter als Konteradmiral in die Pension geht. Canaris hat sich auch schon völlig damit abgefunden, daß auf die Jahre aufreibender Arbeit und ständiger Unruhe jetzt beschaulichere Tage folgen werden, oder er denkt doch, er habe sich damit abgefunden. Er stellt bei einer Besichtigung seines neuen Tätigkeitsbereiches fest, daß der viele Kilometer lange, breite Sandstrand ein sehr gutes Reitgelände abgeben wird. Hier wird er seinem Lieblingssport nach Herzenslust huldigen können.

Es sollte aber ganz anders kommen. Gerade jetzt, da es schien, daß Canaris' Laufbahn zu Ende sei, sollte sie erst recht eigentlich beginnen. In Berlin, im Reichskriegsministerium, hatte sich in der Abwehrabteilung eine Personalfrage erhoben, die nach baldiger Lösung verlangte. Der Leiter der Abteilung, der Kapitän zur See Conrad Patzig, ein tüchtiger, gerader Offizier, war wegen stetiger Konflikte mit dem Reichsführer SS und Heydrich bei seinem Vorgesetzten, dem damaligen Reichskriegsminister von Blomberg, in Ungnade

94

gefallen. Blomberg forderte den Oberbefehlshaber der Marine, den Admiral Raeder, auf, Patzig von seinem Posten abzulösen, weil dieser für die Partei nicht tragbar sei. Man hat sich häufig gefragt, wie es eigentlich zugegangen sei, daß in der deutschen Wehrmacht die Leitung der Abwehr und damit des geheimen Meldedienstes, der doch zum größeren Teile den Bedürfnissen des Heeres zu dienen hatte und dessen Personal überwiegend aus Offizieren der

Armee bestand, nicht nur einmal, sondern nach Patzigs Ablösung wieder mit einem Seeoffizier besetzt wurde. Ursprünglich mag wohl die in Deutschland weit verbreitete Auffassung mitgespielt haben, daß jeder Seeoffizier ein besonders welt-erfahrener Mann sein müsse, weil ja die Kriegsschiffe auf Auslandsreisen in alle möglichen fremden Länder kommen. Daß nur wenige der Offiziere bei den meist kurzen Hafenaufenthalten mehr und tiefere Eindrücke sammeln können als etwa ein Vergnügungsreisender, wird meist übersehen. Nachdem aber nun einmal die Marine den Posten des Abwehrchefs innehatte, legte sie Wert darauf, ihn auch zu behalten. In der 1934 noch nicht so stark wie später aufgeblähten Wehrmacht war naturgemäß jeder Wehrmachtswweig bestrebt, einmal gewonnene Positionen zu behaupten. Unter den nach ihrem Rang für die Dienststellung in Frage kommenden Seeoffizieren erschien zu jenem Zeitpunkte eigentlich nur Canaris geeignet. Er war der einzige, von dem man annehmen konnte, daß er sich ohne lange Vorbereitung einzuarbeiten vermöchte. Aus seiner bisherigen Dienstzeit wußte man, daß er die Eigenschaften besaß, die ihn zum Nachrichtenchef befähigen würden, daß sein durchdringender Verstand und seine Gewandtheit, verbunden mit der Fähigkeit, Menschen zu behandeln, die mangelnde Erfahrung im eigentlichen Nachrichtengeschäft ersetzen könnten.

95

Raeder zögerte längere Zeit, ehe er sich entschloß, Canaris mit der Leitung der Abwehrabteilung zu betrauen. Dieser lag ihm persönlich nicht, er fürchtete sich vor der Zusammenarbeit mit einem Manne, dessen geistige Beweglichkeit er genau kannte und der ihm gerade wegen seiner Wendigkeit, wegen seines Handelns mehr nach Intuition als nach Rasonnement, undurchsichtig erschien, ja manchmal etwas unheimlich war. Um aber die Leitung der Abwehr für die Marine zu sichern, überwand Raeder seine Bedenken. Canaris wurde mit dem Posten betraut, den er nach mehrwöchiger Einarbeitung offiziell am 1. Januar 1935 antrat.

96

7 Abshagen, Canaris

ZWEITES BUCH

IN TYRANNOS

SELBSTBESINNUNG

Ein Mann verharret einen Augenblick und schaut um sich. Über dem tätigen Leben hatte er fast vergessen, nach dem Sinne all seines Tuns und Lassens zu fragen. Jetzt geht ihm auf, daß das Jahrhundert, das ein Drittel seines Laufs vollendet, sein Ziel noch nicht enthüllt hat. Es gibt keine wahre Ordnung und keine allgültigen Normen mehr. Zwar legen noch alle paar Monate in Genf Staatsmänner aus der Hälfte der Welt Lippenbekenntnisse ab, aber der Bund, welcher der Welt neue, bessere Ordnung bringen sollte, blieb von Anfang ein Torso und ist jetzt todkrank. Noch spielt sich der Verkehr zwischen den Staaten scheinbar in diplomatischen Formen ab, die aus einer Zeit stammen, in der es ein Konzert der Mächte gab, aber das Konzert besteht nicht mehr. Mächtige Staaten betrachten die offizielle Diplomatie nur noch als Fassade, lassen ihre wichtigsten internationalen Geschäfte durch unterirdische Kanäle besorgen. Innenpolitik und Außenpolitik überschneiden sich. Ein neuer, verflachter, verpöbelter Machiavellismus macht sich breit. In einem europäischen Staate nach dem anderen erhebt die Tyrannis ihr Haupt, wie

in der Antike auf die Straße und die urteilslose Masse gestützt. Die Tyrannen mögen sich untereinander befehden, die durch ihre Propagandamaschinen in die Welt hinausposaunten falschen Heilslehren mögen sich scheinbar widersprechen; im Grunde ist ihr Ziel das gleiche. Was noch vom humanen liberalen Zeitalter übrigblieb, soll zerstört werden.

99

den, mit den Mitteln roher Gewalt wollen sie erobern, die Persönlichkeit soll geknechtet werden, und zur Erreichung ihrer Ziele sind sie zu jeder Rechtsbeugung bereit. Der Mann auf der Höhe seines Lebens wird gewahr, daß neue Fronten quer über die Staatengrenzen, mitten durch die Völker hindurch aufbrechen und daß sich dadurch für das Individuum, für die verantwortungsbewußte Persönlichkeit ganz neue Probleme erheben, die mit den Regeln, die man ihn in seiner Jugend lehrte, nicht zu meistern sind. Er erkennt in diesem Augenblicke der Besinnung, daß er vor einer Situation steht, für die es keinen Vorgang gibt, daß Gewohnheit, Brauch und Sitte und das geschriebene Gesetz ihm keinen Weg zu weisen vermögen. Und er sieht, daß er von nun an all sein Tun und Lassen unter ein höheres Gesetz stellen muß, das göttliche Gesetz, dessen Wortlaut ihm in jedem Augenblick sein eigenes Gewissen diktieren wird.

100

SECHSTES KAPITEL

CHEF DER ABWEHR

Canaris war 47 Jahre alt, als er die Leitung der Abwehrabteilung übernahm. In der äußeren Erscheinung wirkte er trotz der rosigen Frische seines Gesichtes älter, denn sein Haar war bereits schlohweiß. So bürgerte sich der Name „Der alte Weißhaarige“ bei denen, die mit ihm zu tun hatten, bald ein. Das erklärt sich um so leichter, als Canaris auch durch die Reife seines Urteils und durch die Zurückhaltung, mit der er es abzugeben pflegte, den Eindruck eines weisen Alten erweckte. Er trug sein Herz nicht auf der Zunge, seine Ausdrucksweise war in den Worten eines Mannes, der mit ihm im Widerstand gegen Hitler zusammenarbeitete, „eklyptisch“. Er hatte allen Grund, gegenüber der Außenwelt seine wahren Auffassungen zu verbergen. Wir wissen bereits, daß Canaris nicht zu denen gehörte, die den Nationalsozialismus von Anfang an verwarfen. Zu welchem genauen Zeitpunkt er erkannt hatte, daß die Hitlerei keine vorübergehende Erscheinung sei, die mit den normalen politischen Mitteln des parlamentarischen Systems überwunden werden könnte, sondern daß es sich um ein die gesamte Existenz Deutschlands, ja Europas gefährdendes Phänomen handle, wissen wir nicht. Zu der Zeit, als er Chef der Abwehr wurde, war diese Erkenntnis in ihm bereits gereift. Der Judenboykott und die immer gesetzlosere Formen annehmende Verfolgung aller „Nichtarier“, seine Beobachtungen am 30. Juni des vorhergehenden Sommers und das, was er über den ganzen Umfang

101

THE UNIVERSITY

LIBRARIES

OF

FGEOORGIA

-

der an diesem und den folgenden Tagen begangenen Mordtaten und Grausamkeiten zuverlässig erfahren hatte, hatten genügt, um ihm die letzten Zweifel daran, daß an eine

„Mauserung“ Hitlers und seiner „Paladine“ nicht zu denken sei, zu nehmen. Aber noch erfreute er sich nicht zuletzt wegen der Angriffe, die in der Vergangenheit von der Linken wiederholt mit so großem Geräusch gegen ihn gerichtet worden waren

bei den leitenden Männern der NSDAP des Rufes, ein „sicherer“ Mann zu sein, und Canaris sah keinen Grund, diesen Glauben vorzeitig zu erschüttern. Denn natürlich war er sich von Anfang an darüber klar, welches Machtinstrument ihm mit der Abwehr gerade in dem sich immer mehr in Richtung auf die Totalität entwickelnden autoritären Staat in die Hand gegeben worden war.

Als Canaris Ende 1934 der Marine den Rücken kehrte, um die Leitung der Abwehr zu übernehmen, war er längst über die Aufgabe, der er sich 1920 gewidmet hatte, nämlich am Wiederaufbau der deutschen Flotte mit allen seinen Kräften mitzuwirken, hinausgewachsen. Das soll nicht heißen, daß er, wie nachträglich manche seiner Kameraden aus der Marine behauptet haben, aus der Marine „desertiert“ wäre. Eher ist das Gegenteil der Fall. Die Versetzung auf den Posten des Festungskommandanten von Swinemünde im Herbst 1934 war ja, wie wir bereits andeuteten, ein Beweis, daß nach Auffassung und Willen der für die höhere Personalbesetzung in der Flotte Verantwortlichen Canaris' Marinelaufbahn damals ihren Höhepunkt erreicht, wenn nicht überschritten hatte.

Diejenigen, welche so entschieden, hatten im Grunde wohl nicht einmal unrecht. Zwar hatte Canaris sich sowohl als I. Offizier wie als Stabschef der Nordseestation und schließlich als Kommandant der „Schlesien“ durchaus bewährt. Aber

102

-

wenn wir uns den Canaris von Ende 1934 vorstellen, finden wir in ihm kaum die spezifischen Eigenschaften, die von einem Geschwader- oder Flottenchef erwartet werden müssen. Es fehlte ihm gewiß nicht an Mut – daß er nicht nur physischen Mut, sondern auch die sehr viel seltenere Zivilcourage in besonders hohem Maße besaß, hat er als Abwehrchef ja Hunderte von Malen bewiesen, aber wir finden bei ihm nicht jene Unbekümmertheit und Unbefangenheit, jenes Maß von Draufgängertum, welche zum Flottenführer ebenso wie zum Kavalleriegeneral nun einmal gehörten. Er war von Natur ein Mensch, der sorgfältig abzuwägen gewohnt war, und seine Tätigkeit in den zwanziger Jahren, die ihn in der unsicheren politischen Situation der werdenden Republik immer wieder zu Notlösungen, zu Tarnungen, ja zu Ausflüchten und Listen zwang, hatte diese angeborene Einstellung noch bekräftigt. Ein Kamerad aus jener Zeit erzählt, daß sich diese Wesensart sogar beim Segelsport gezeigt habe: „Canaris segelte immer so dicht am Winde, mit schlackernden Segeln.“

Aber auch subjektiv war für Canaris das Aufgabengebiet der vergangenen Jahre zu eng geworden. Durch seine umfangreiche Lektüre und durch seine vielen Auslandsreisen hatte sich sein Blick geweitet. In den schwierigen Verhandlungen mit Politikern und Geschäftsleuten, mit Schiffsreedern und Werftdirektoren, Inländern und Ausländern hatte er gelernt, die Dinge nicht nur von einer, sondern von allen Seiten zu betrachten. Das hatte in ihm die Neigung zur Objektivität entwickelt. Vielleicht trug dann gerade die Schwarz-Weiß-Manier, in welcher Hitler und Goebbels das Weltgeschehen

für das deutsche Volk darzustellen liebten, dazu bei, daß Canaris bewußt wurde, was in seinem Unterbewußtsein sich längst vollzogen hatte, nämlich daß er die Ereignisse nicht mehr durch die deutsche Brille, sondern mit den Augen des
103

Kosmopoliten sah. Freilich war er immer noch zuerst Deutscher und Patriot. Seine Liebe zur deutschen Heimat und zum deutschen Volk war nicht geringer, ja wenn möglich noch intensiver geworden, weil er vergleichen gelernt und daraus die Schlußfolgerung gezogen hatte, daß nicht immer alles Recht auf deutscher und alles Unrecht auf der anderen Seite zu finden war. Dieser neue kosmopolitische Canaris fand in der Leitung der Abwehr ein Betätigungsfeld, das gewissermaßen für ihn geschaffen schien.

In der Tat hätte auch, ganz abgesehen von der besonderen politischen Situation der Jahre 1934/35, die Wehrmacht kaum eine bessere Wahl für den Posten des Abwehrchefs treffen können. Hier war wirklich ein Mann von Welt, der alle Voraussetzungen für eine erfolgreiche Führung des schwierigen Amtes mitbrachte. Er war weit gereist und hatte sich eine ungewöhnliche Kenntnis der Verhältnisse in einer ganzen Reihe von Ländern erworben. Zwar sprach Canaris nicht, wie manchmal behauptet worden ist, ein halbes Dutzend oder mehr Sprachen perfekt. Aber er beherrschte das Spanische vollkommen in Wort und Schrift, sprach gut englisch und konnte auf Französisch und Italienisch auch einigermaßen komplizierte Unterhaltungen pflegen, ohne daß er auf volle Beherrschung dieser Sprachen Anspruch erhoben hätte. Auch von anderen Sprachen hatte er mindestens eine Ahnung und verstand es im gegebenen Falle, rasch ein paar Sätze zu erlernen und eine kleine Ansprache in ihm sonst völlig fremden Idiomen zu halten. Viel wichtiger aber war es, daß dieser Mann die seltene Gabe hatte, mit Menschen der verschiedensten Nationen umzugehen, den Takt, unwillkürlich den richtigen Ton mit jedermann zu treffen, ob dies nun schwierige Fälle im eigenen Lande waren, wie der „Führer“ und andere nationalsozialistische Granden, oder so verschiedenartige
104

Typen wie der spanische „Caudillo“ Francisco Franco, der Finnländer Mannerheim, die Italiener Roatta und Amé, die Ungarn Horthy und Homlok, der Mufti von Jerusalem oder der Inder Subhas Chandra Bose, um nur einige wenige zu nennen. Mit einer solchen Varietät von Persönlichkeiten wurde Canaris fertig. Mit beinahe weiblicher Intuition wußte er jeden von der richtigen Seite zu nehmen, jedem Vertrauen einzuflößen.

Die Abwehr war, als Canaris ihre Leitung übernahm, noch ein ziemlich „kleiner Laden“. In den folgenden Jahren dehnte sie sich stetig aus. Es soll hier keine Geschichte der Abwehr geschrieben werden; das muß berufeneren Federn überlassen bleiben. Aber ein paar Worte müssen über das Wachsen dieser Organisation doch gesagt werden. Als Canaris sein Amt antrat, gab es im Reichskriegsministerium eine Abteilung Abwehr. Im Laufe des Jahres 1938 fand eine zweimalige Umorganisation statt, die im Zusammenhang mit der Schaffung des Oberkommandos der Wehrmacht an Stelle des mit Blombergs Ausscheiden aufgelösten Kriegsministeriums stand. Das Ergebnis war die Amtsgruppe Abwehr, die in fünf Abteilungen aufgegliedert war, nämlich die Abteilung Ausland, die drei eigentlichen Abwehrabteilungen und die Zentral-

abteilung, welcher die gesamte Verwaltung, Finanzierung und das Rechtswesen unterstand. Im Jahre 1941 endlich wurde die Gesamtorganisation dann zum Amt Ausland/Abwehr erhoben, in dessen Rahmen die bisherige Abteilung Ausland nun ihrerseits Amtsgruppe wurde, während die Abwehrabteilungen und die Zentralabteilung im wesentlichen unverändert blieben.

Die Abteilung und spätere Amtsgruppe Ausland hatte die Verbindung zwischen dem OKW und dem Auswärtigen Amt aufrechtzuerhalten. Sie war gleichzeitig die Zentralstelle für

105
die deutschen Militär-, Marine- und Luftwaffenattachés im Ausland und „betreute“ die ausländischen Wehrmachtattachés in Deutschland. Schließlich hatte sie eine besondere Unterabteilung, welche völkerrechtliche Fragen, soweit sie die Wehrmacht betrafen, bearbeitete. Mit Spionage, das heißt mit der Beschaffung von Nachrichtenmaterial aus dem Auslande auf geheimen Wegen, hatte die Abteilung bzw. Amtsgruppe Ausland nichts zu tun.

Das war ausschließlich Aufgabe der Abwehrabteilung I. Ihr oblag der sogenannte geheime Meldedienst. Sie empfing über ihre Außenstellen die Berichte der V.-Leute (Abkürzung für Vertrauensleute) im Auslande, in denen die für die militärische Führung wichtigen Nachrichten über die Wehrmacht, die waffentechnische und kriegsindustrielle Ausrüstung anderer Staaten, der möglichen Gegner, aber auch der vermutlichen Neutralen, enthalten waren. Es sei hier gleich gesagt, daß die Abwehr im allgemeinen und die Abwehrabteilung I im besonderen nur für die Beschaffung der Nachrichten verantwortlich war, die sie gegebenenfalls mit einer Beurteilung hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Quelle – zur Auswertung an die zuständigen Generalstabsabteilungen der interessierten Wehrmachtzweige in den Oberkommandos des Heeres, der Luftwaffe und der Marine, sowie während des Krieges an den Wehrmachtsführungstab (General Jodl) weiterleitete.

An Wichtigkeit und auch an Umfang ihres Personals rangierte die Abwehrabteilung III unmittelbar hinter Abwehr I. Ihr Arbeitsgebiet war die eigentliche Spionageabwehr, das heißt, sie hatte die erfolgreiche Arbeit der gegnerischen Nachrichtendienste in Deutschland zu verhindern, die feindlichen Spionagesysteme nicht nur aufzudecken, sondern nach Möglichkeit zu durchlöchern (beispielsweise durch in sie hinein-

106
lanzierte Provokateure), etwaiger feindlicher Sabotage gegen die eigene Wehrmacht, das eigene Verkehrsnetz und die eigene Rüstungsindustrie vorzubeugen. Diese Aufgabenstellung brachte zwangsläufig eine ziemlich enge Zusammenarbeit mit dem Sicherheitsdienst der Gestapo, dem SD, mit sich.

Erheblich kleiner als die beiden anderen Abteilungen war Abwehr II, deren Aufgabe in erster Linie die Arbeit im Rücken des Gegners war, also die Sabotage im Feindesland, die Zerstörung wichtiger Verbindungen hinter der Front des Feindes, Aufgaben, die ziemlich genau jenen der während des Krieges berühmt gewordenen britischen „Kommandos“ entsprachen. Zur Durchführung dieser Aufgaben wurden von Abwehr II nach Möglichkeit politisch mißvergnügte Elemente der in Frage kommenden Länder, in Osteuropa meistens Angehörige unterdrückter nationaler Minderheiten, heran-

gezogen; die Pflege der Beziehungen zu solchen Elementen gehörte daher auch zum Arbeitsbereich der Abteilung. Es kann hier gleich gesagt werden, daß Canaris dem Gedanken der Sabotage von vornherein einigermaßen skeptisch gegenüberstand. Er hatte eine zu realistische Einschätzung der auf diesem Gebiete gegebenen Möglichkeiten, als daß er sich auch von erfolgreichen Sabotageunternehmungen für den Kriegsverlauf irgendwie wesentliche - geschweige denn entscheidende Wirkungen versprochen hätte. Gegen die Anwendung von Sabotage sprach bei ihm auch der Umstand, daß nach menschlichem Ermessen die von Sabotageakten zu erwartenden Erfolge in gar keinem Verhältnis zu der daraus entstehenden Verbitterung im gegnerischen Lager stehen würden. Schließlich sträubte er sich rein gefühlsmäßig gegen die dabei stets zu befürchtende Schädigung von unbeteiligten Zivilisten beiderlei Geschlechts an Leib und Leben.

107

All diese Bedenken gingen andererseits nicht so weit, daß Canaris sich grundsätzlich gegen jede Anwendung von Sabotage eingesetzt hätte. In dieser Hinsicht, wie überhaupt in seiner ganzen Tätigkeit als Chef der Abwehr, ließ er sich von dem Grundgedanken leiten, daß es seiner Pflicht entspräche, solange er einmal dieses Amt innehatte, alle Möglichkeiten eines militärischen Geheimdienstes, die der eigenen Wehrmachtsführung dienten, zu erschöpfen unter einer Voraussetzung. Nämlich nur das konnte auf seine Billigung und Mitwirkung rechnen, was den allgemein gültigen und in der Wehrmacht zivilisierter Mächte anerkannten Regeln der Kriegführung entsprach. Liefen die Befehle Hitlers oder der nach seinen Weisungen und Intentionen handelnden militärischen Vorgesetzten dieser Voraussetzung zuwider, dann wurden sie von der Abwehr nicht ausgeführt. Es war dabei eine je nach Lage der Dinge verschieden zu beantwortende Frage, ob man den Befehl von oben zunächst einmal diltatorisch behandelte in der Hoffnung, daß er durch andere Ereignisse in den Hintergrund gedrängt und allmählich in Vergessenheit geraten würde; ob man versuchte, durch Gegenvorstellungen die Anweisung rückgängig zu machen; oder ob man vorgab, etwas zu tun, wobei man unter Umständen den Anschein besonders großer Geschäftigkeit erweckte, und in der Tat nichts Zweckdienliches unternahm. Solche Fälle sind zu Dutzenden, wenn nicht zu Hunderten vorgekommen. Beispiele werden wir noch verschiedentlich anführen. Hierin, aber auch nur hierin, in der Hintertreibung verbrecherischer Befehle, deren Ausführung der Wehrmacht zur ewigen Schande gereicht hätte, liegt die Sabotage der deutschen Kriegführung - u. U. war es eine Sabotage der Sabotage

-> welche

Canaris von manchen Vertretern des Offizierkorps zum Vorwurf gemacht wird, die noch immer nicht begriffen haben,

108

daß sie es nicht zuletzt dem toten Canaris verdanken, wenn das OKW, die Generalität und die Admiralität und der Generalstab nicht in corpore zu verbrecherischen Organisationen erklärt worden sind.

Die Abwehr, so wie sie bei Ausbruch des Krieges im Herbst 1939 dastand, war im wesentlichen das Werk von Canaris. Aus dem „kleinen Laden“ war eine große und recht leistungsfähige Organisation geworden. Canaris war auf seine Abwehr stolz. Er fühlte sich ihr eng verbunden, aber er war sich

auch der Verantwortung bewußt, die er mit dem Aufbau dieses Instrumentes auf sich genommen hatte. Es ist wohl in erster Linie diesem Verantwortungsgefühl zuzuschreiben, daß er auf seinem Posten ausharrte, lange nachdem er nicht nur von der Niederlage, ja von der bevorstehenden Vernichtung Deutschlands überzeugt war, sondern auch nicht mehr an die Möglichkeit glaubte, Deutschland vor Eintreten dieser Katastrophe von der Geißel des Hitler-Systems befreien zu können. Selbst dann noch verteidigte er bis zum letzten seine Position an der Spitze der Abwehr, um wenigstens so lange wie möglich zu verhindern, daß sie in die Hände der ihm gut bekannten Gesellen vom SD fiel, die, wie er wußte, das von ihm geschmiedete Werkzeug bedenkenlos für ihre verbrecherischen Ziele einsetzen würden.

Obgleich Canaris mit Recht die Abwehr als sein Werk in Anspruch nahm, so war er sich doch nicht im unklaren darüber, daß der Ausbau der Organisation in diesem Umfange nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht besondere Zeitumstände und politische Gegebenheiten mitgewirkt hätten. Der Aufbau der Abwehr fiel in die Zeit der allgemeinen Aufrüstung und der rapiden materiellen und personellen Aufblähung der Wehrmacht. Es lag sozusagen im Zuge der Zeit, alle Institutionen der Wehrmacht zu vergrößern. Ganz be-
109

sonders aber kam dem Ausbau der Abwehr die naive, ja geradezu ans Groteske grenzende Vorstellung führender Nationalsozialisten, Hitler und Ribbentrop an der Spitze, von dem von ihnen geradezu ins Legendenhafte erhobenen britischen Secret Service zu Hilfe. Etwas diesem Phantasieprodukt möglichst nicht nur Gleichwertiges, sondern sogar Überlegenes wollte auch Hitler haben. Ribbentrop und Himmler hätten dieses Ziel naturgemäß lieber außerhalb der Wehrmacht verfolgt, aber Canaris war damals bei Hitler noch in Gnaden, und die Abwehr war die einzige Organisation, in der ein lebensfähiger Keim für einen großen Geheimdienst vorhanden war. Deshalb spielte Geld für den Ausbau eine untergeordnete Rolle, mindestens soweit es sich um Ausgaben in deutscher Währung handelte. Die Devisenfrage war auch für die Abwehr ein Problem, aber darin sind sich die an maßgebenden Stellen stehenden Mitarbeiter, soweit sie noch in der Lage sind, Zeugnis abzulegen, einig: für Ausgaben, deren Wichtigkeit von Canaris anerkannt wurde, war auch die Devisenfrage kein Hemmnis.

Canaris hat während seiner Tätigkeit als Abwehrchef über viele Millionen nach eigenem Ermessen verfügt. Aber bei aller Reichlichkeit der ihm zur Verfügung stehenden Mittel hielt er den Daumen auf dem Portemonnaie. Er bestand, gerade weil der Geheimdienst für schwache Charaktere in dieser Hinsicht besonders große Versuchungen in sich barg, soweit nur irgend möglich auf genauer Rechnungslegung. Bezeichnend ist eine kleine Szene aus der Vorkriegszeit: Einer der erprobtesten V.-Leute der Abwehr, ein Mann, der das volle Vertrauen von Canaris genoß, zu diesem auch in freundschaftlichem persönlichen Verhältnis stand, war nach längerem Aufenthalt in Übersee wieder einmal in Berlin. Er sollte über seine recht erheblichen Spesen abrechnen, und
110

es kam zu einer ziemlich erregten Aussprache zwischen dem V.-Mann, einem lebhaften Südländer, und dem Leiter der Kasse, dem Intendanturrat Toeppen, der kurz vorher die

Kassengeschäfte übernommen hatte und als „neuer Besen“ besonders scharf in der Überprüfung der Belege war. Der V.-Mann appellierte an die Entscheidung des Amtschefs und trug als Beispiel mit großer Eindringlichkeit eine Episode von seiner Reise nach Südamerika vor, wie er in einem der kleineren südamerikanischen Staaten ein großes Diner gegeben und für einen hohen örtlichen Würdenträger, dessen Unterstützung er im Interesse seines Auftrages benötigte, eine beträchtliche Summe in britischen Pfunden unter die Serviette gelegt habe. „Und jetzt soll ich dafür Belege beibringen!“ rief er erbittert aus. Canaris übernahm in diesem wie in vielen anderen Fällen die Verantwortung für die Auszahlung des verlangten Betrages. Er mußte versuchen, in seiner Person das schwierige Problem zu lösen, nämlich eine einwandfreie Verwendung der zur Verfügung stehenden staatlichen Mittel in einem Dienst, der seiner Natur nach nicht die normalen Kontrollmöglichkeiten zuläßt.

Seine persönliche Integrität ist auch von der Gestapo, die sich sonst gern der Verdächtigung untreuer Verwendung von anvertrauten Geldern bediente, nicht in Frage gestellt worden. In der Tat hat Canaris von den reichen Geldmitteln, die ohne erschöpfende Kontrollmöglichkeiten durch seine Hand flossen, persönlich nicht profitiert. Sein persönlicher Lebenszuschnitt war und blieb im Verhältnis zu seinem Rang und seiner Stellung bescheiden. Er suchte und empfing auch keine Sonderzuwendungen und Dotationen vom „Führer“.

Als er sich im Jahre 1936 das kleine Haus in Schlachtensee an der Betazeile kaufte, in dem er bis zu seiner Verhaftung im Jahre 1944 gewohnt hat, da wurde die kostbare Meistergeige

111

seiner Gattin verkauft, weil sonst die Ersparnisse nicht ausgereicht hätten, um die Kaufsumme zu decken.

Auch in seiner Dienststelle war Canaris ein Gegner unnötiger Ausgaben. Die Abwehr blieb, nachdem sie an Umfang und Bedeutung unter seiner Leitung zugenommen hatte, in ihrem alten „Fuchsbau“ am Tirpitzufer 74-76, so genannt nicht etwa nach dem Amtschef, obwohl mancher ihn als einen alten, schlaunen Fuchs angesehen haben mag, sondern wegen der vielen unübersichtlichen, halbdunklen Korridore, Vorder- und Hintertreppen dieses ehemaligen „hochherrschaftlichen“ Etagenhauses, das mit seinen Salons und „Berliner Zimmern“, seinen Küchen, Mädchenkammern und sonstigem Nebengelaß als Bürogebäude denkbar unpraktisch war und in dem sich der Uneingeweihte beinahe mit Sicherheit verirren mußte. Canaris veranlaßte weder den Umzug in andere, für den Bürobetrieb geeignetere Räume – das wäre übrigens wegen der Nähe zum Oberkommando der Wehrmacht, zu dem man durch eine direkte Verbindung ohne Betreten der Straße gelangen konnte, kaum wünschenswert gewesen

noch einen gründlichen Umbau. Er war auch mit seinem eigenen Dienstzimmer, das im obersten Stockwerk des Hauses lag und mit einem altmodischen, häufig aussetzenden Fahrstuhl erreichbar war, völlig zufrieden. Dieser Raum, durch den man durch ein von zwei Sekretärinnen besetztes Vorzimmer gelangte, war denkbar bescheiden, hatte nichts gemein mit den pompösen Sälen, welche die Größen des nationalsozialistischen Regimes als ihre Arbeitszimmer zu bezeichnen pflegten. Das Zimmer war mittelgroß, enthielt nur das notwendige Mobiliar, das aus alten Beständen ziem-

lich wahl- und stillos zusammengestellt schien. Vor dem Zimmer lag eine vorgebaute Terrasse, von der man auf den Landwehrkanal hinunterblicken konnte. Auf dem Schreib-

112
tisch stand eine Erinnerung an die Marinelaufbahn des Chefs, ein Miniaturmodell des Kreuzers „Dresden“, auf dem er die Schlachten von Coronel und den Falklandsinseln mitgemacht hatte. Daneben ein Briefbeschwerer, auf einer Steinplatte drei bronzene Affen, der eine, das Ohr durch die angelegte Hand verstärkt, angespannt lauschend, der zweite interessiert in die Weite schauend, der dritte das Maul mit der Hand bedeckend: das Symbol der Abwehr, sie soll hören und sehen, aber schweigen.

Unter den Bildern an der Wand fiel eine große Photographie des spanischen Caudillo mit einer längeren Widmung auf, daneben ein japanisches Gemälde, eine Art von Teufelsfratze, ein Geschenk des japanischen Botschafters Oshima. An einer anderen Wand die Photographien früherer Chefs des deutschen Geheimdienstes, darunter eine des berühmten Chefs der Abteilung IIIb des deutschen Generalstabes im ersten Weltkrieg, des Obersten Nicolai. Irgendwo über einem Diwan eine Weltkarte. Natürlich eine Karte der ganzen Welt, denn die Interessen des Mannes, der hier arbeitet, enden nicht an den Grenzen Deutschlands oder Europas, sondern erstrecken sich auf alle Länder dieser Erde. Das Mobiliar dieses seltsamen Arbeitszimmers wird vervollständigt durch ein paar Aktengestelle, von „Seppl“, dem Rauhaardackel, öfters ungestraft als „Eckstein“ benutzt, einen kleinen Panzerschrank und ein eisernes Feldbett, auf dem sich Canaris nach dem Mittagessen gelegentlich eine kurze Weile zur Ruhe legt. Wenn die politische oder militärische Lage besonders hochgespannt ist, dann kommt es auch vor, daß der Admiral hier in seinem Dienstzimmer die Nacht verbringt, um im Bedarfsfalle jederzeit „greifbar“ zu sein.

Er empfindet nicht, daß die Einrichtung seines persönlichen Büros seiner Stellung eigentlich nicht ganz entspricht, beson-

8 Abshagen, Canaris
113

ders wenn man bedenkt, daß er hier häufig ausländische Besucher von Rang empfangen muß. Er ist von solchen Äußerlichkeiten völlig unabhängig. Er bewilligt nicht einmal das Geld für einen anständigen Teppich, der den Raum ein wenig repräsentabler machen würde. Einer seiner Mitarbeiter meint, Canaris hätte sich wahrscheinlich nicht gewundert, wenn man ihm statt des Schreibtisches eines Tages eine große Kiste ins Zimmer gestellt hätte. Nur das Bild des „Seppl“, das gegenüber von Canaris' Schreibtischstuhl auf dem Kaminsims stand, hätte nicht fehlen dürfen.

Es war in diesem Raum, in dem Canaris, wenn er nicht auf Reisen war, arbeitete. Hier hielt er auch die tägliche Lagebesprechung, „die Kolonne“ genannt, ab.

114

SIEBENTES KAPITEL MÄNNER UM CANARIS

Das Personal der Abwehr war keineswegs einheitlich zusammengesetzt. Rückblickend kann man es in drei Hauptgruppen einteilen. An erster Stelle zu nennen sind diejenigen Offiziere, welche ihre eigentliche militärische Ausbildung und Schulung im wesentlichen in der Armee oder Marine der Monarchie genossen hatten, nach der Revolution von 1918

aus dem aktiven Dienst ausgeschieden und dann zu einem späteren Zeitpunkt in den Nachrichtendienst der Reichswehr, zunächst meist als Zivilangestellte, eingetreten waren, bis sie dann im Zuge der Entwicklung als Ergänzungsoffiziere (E-Offiziere) wieder mit militärischem Rang in die Hitlersche Wehrmacht auch formell eingeordnet wurden. In dieser Kategorie waren die Traditionen, die Berufs- und Ehrauffassungen der alten Armee am stärksten lebendig. Sie stellte einen sehr erheblichen Teil der ständigen Sachbearbeiter in den Abwehrabteilungen. Nicht ganz identisch mit diesen Männern, die schon jahrelang vor Hitlers Machtergreifung der Reichswehr in anonymer Stellung gedient hatten, ehe sie wieder die Uniform des E-Offiziers anlegen konnten, waren diejenigen, welche nach der durch Hitler in die Wege geleiteten Aufrüstung und Vergrößerung des Heeres aus dem Zivilleben, in dem sie meist keine ihren Erwartungen und Ansprüchen entsprechenden Positionen erreicht hatten, in die Wehrmacht strömten und nach sehr kurzer Auffrischung ihrer meist erst aus der Zeit des ersten Weltkrieges stammenden militärischen

115

Kenntnisse rasch Karriere machten. Auch die Abwehr erhielt von diesem Zustrom im Zuge ihrer Vergrößerung einen Anteil. Man war aber hier angesichts der besonderen Anforderungen, die hinsichtlich Vorbildung und Auslandskenntnis gestellt werden mußten, in der Lage, besser zu sieben, als das bei der Truppe vielfach möglich war, und im großen und ganzen können auch diese später Reaktivierten in der Abwehr der erstgenannten Gruppe zugerechnet werden. Einen wesentlich anders gearteten Typ repräsentierten diejenigen Offiziere, die durch die Schule der von Seeckt geschaffenen Reichswehr gegangen waren. Die älteren unter ihnen hatten zwar auch noch den Weltkrieg 1914-18 in dem Heer oder der Marine des Kaisers mitgemacht, hatten aber ihre wirkliche soldatische Formung und letzten Schliff in der intensiven Fachausbildung des 100 000-Mann-Heeres erhalten. Sie waren hochqualifizierte Berufssoldaten mit einer fachlichen Schulung, die in der ganzen Welt kaum ihresgleichen hatte. Der General von Seeckt war beim Aufbau der Reichswehr bestrebt gewesen, möglichst viel von den ethischen Grundlagen und dem Ideengut des alten Offizierskorps zu konservieren, mindestens alles das zu übernehmen und in den Offizieren der Republik lebendig zu erhalten, was von dauerndem Wert erschien. Zu einem erheblichen Teile war ihm das gelungen. Trotzdem tut man den Offizieren der Reichswehr wohl kaum Unrecht, wenn man feststellt, daß ein gewisses Maß von Verbeamtung mit dem Übergang von der Königlich Preußischen Armee und den gleichfalls dynastisch verankerten Kontingenten der anderen ehemaligen deutschen Länder zur Wehrmacht der Republik unvermeidlich verbunden war. Die Treue, die man der unpersönlichen Reichsverfassung schwor, war nicht ein volles Äquivalent des persönlichen Gefolgschaftsverhältnisses zum Obersten Kriegsherrn und

116

Landesvater. Mindestens einem nicht ganz unerheblichen Prozentsatz unter den Offizieren der Reichswehr war ihre Laufbahn mehr praktischer Beruf, Profession und Lebensstellung als innere Berufung, eine sachliche Feststellung, die ohne jede abfällige Absicht gemacht wird.

Beiden vorgenannten Kategorien gemeinsam war die traditionelle Abneigung des Offiziers, sich mit Fragen der Innen-

politik zu befassen, geschweige denn sich in die inneren Streitigkeiten aktiv einzuschalten. Gerade die Reichswehr unter der Nachwirkung von Seeckts Haltung betrachtete sich wohl als die ultima ratio der verfassungsmäßigen Reichsregierung auch für den Fall eines etwa zum Schutze von Ruhe und Ordnung notwendig werdenden Einsatzes im Innern. Aber das hatte nichts zu tun mit einer persönlichen Beschäftigung der einzelnen mit der Frage, was denn eigentlich in den Fragen der inneren Politik rechtens sei. Weder die Offiziere, die noch in den Auffassungen des Heeres der Monarchie wurzelten, noch ihre Kameraden von der Reichswehr waren, „politische Soldaten“.

Die fanden sich erst unter der jüngeren Generation derer, die ihre Offizierslaufbahn unter Hitler begonnen hatten oder doch ihre überraschend schnelle Beförderung der raschen Aufblähung der Wehrmacht in den Jahren seit 1935 verdankten. Zwar gab es auch unter diesen jüngeren Offizieren des Dritten Reiches viele, welche aus Familientradition und auf Grund der in ihrem gesellschaftlichen Milieu herrschenden Skepsis gegenüber dem Nationalsozialismus sich noch ein gewisses Maß von innerer Unabhängigkeit bewahrten, aber die Zahl der überzeugten Anhänger des Regimes, das anscheinend spielend einen außenpolitischen Erfolg nach dem anderen errang, das die „Fesseln von Versailles“ abschüttelte, das die Wehrhoheit des Reiches wiederherstellte und damit jedem

117

einzelnen von ihnen eine beispiellose Karriere ermöglichte, war unter den jungen Hauptleuten, Rittmeistern und Leutnants ungeheuer groß. Daraus ergab sich eine durch die militärische Disziplin nur oberflächlich überbrückte Kluft zwischen den älteren und jüngeren Offizieren, die wohl noch viel unmittelbarere Auswirkungen gehabt hätte, wenn nicht die Rivalität zwischen der Wehrmacht und der Partei und ihren Gliederungen, besonders zwischen Heer und SS, doch immer wieder auf einen Ausgleich zwischen den Generationen innerhalb der Wehrmacht hingewirkt hätte.

Es kann hier gleich gesagt werden, daß in der Abwehr die hier skizzierten Gegensätze im allgemeinen nicht besonders scharf zutage traten. Die menschliche Qualität und das geistige Niveau der in der Abwehr tätigen Offiziere waren mit wenigen Ausnahmen weit über Durchschnitt hoch in allen drei Kategorien. Die Besonderheiten des Geheimdienstes erforderten und erzwangen ein beträchtliches Maß von Respekt für die persönlichen Eigenarten jedes Mitarbeiters. Schließlich war die Zahl der zur dritten Kategorie gehörigen jüngeren Offiziere, die naturgemäß den wahrscheinlichsten Ausgangspunkt für Reibungen und Konflikte gebildet hätten, in der Abwehr verhältnismäßig klein. Sie nahm erst im Verlaufe des Krieges erheblich zu. Aber selbst unter diesen ausnahmsweise günstigen Umständen erforderte die Leitung eines mit so komplizierten Aufgaben betrauten Amtes, wie es die Abwehr war, unter den besonderen im Dritten Reich gegebenen personellen Voraussetzungen die ganze Kunst der Menschenbehandlung eines Canaris.

Unter den Männern, welche er bei Übernahme der Abwehr vorfand, war einer, welcher in der Folge eine bedeutsame Rolle nicht nur in der Abwehr und im Leben von Wilhelm Canaris, sondern auch in der deutschen Widerstandsbewegung

118

spielen sollte, der damalige Major Hans Oster. Die Schick-

salsfäden beider Männer sind eng miteinander verschlungen, und Oster wird uns in den folgenden Seiten noch des öfteren wieder begegnen. Hier sei nur kurz seine Persönlichkeit umrissen. Oster gehörte unbedingt zu der vorstehend an erster Stelle charakterisierten Offizierskategorie. Der Mann mit der eleganten schlanken Reiterfigur, der die verlogene Demagogie und moralische Verworfenheit des nationalsozialistischen Regimes aus tiefster Seele haßte, wurzelte ganz in den Auffassungen, die er als junger Offizier in den Jahren vor 1914 in sich aufgenommen hatte. Obgleich er keinen Moment an monarchistische Umsturzpläne dachte, war er in seinem Herzen von der Überlegenheit der monarchischen Staatsform im allgemeinen und besonders für Deutschland überzeugt und fühlte sich mit dem nach Holland geflohenen Kaiser, solange dieser lebte, durch ein persönliches Treueverhältnis verbunden. Zwar hatte Oster nach 1918 eine Reihe von Jahren der Reichswehr angehört, aber er war dann um 1930 aus dem 100 000-Mann-Heer verabschiedet worden und erst nach mehrjähriger Pause als E-Offizier wieder in die Wehrmacht eingetreten. Es ist wohl dieser Unterbrechung seiner Karriere zuzuschreiben, daß er nicht ganz dem Typ des Reichswehroffiziers assimiliert worden war, sondern die Herkunft aus der Armee des Kaiserreichs nicht verleugnen konnte. Oster ist wahrscheinlich in der Wehrmacht einer der ersten gewesen, der die Gefahren des Nationalsozialismus nicht nur für Deutschland im allgemeinen, sondern auch für die Wehrmacht im besonderen, also für den Bereich, für den er sich unmittelbar mitverantwortlich fühlte, klar erkannte. Vor allen Dingen aber war er wohl entschlossener als irgendein anderer seiner Standesgenossen, hieraus persönlich die Konsequenzen zu ziehen. Er war mit tiefem Ernst bei der Sache, 119

-
ein Ernst, den er nur unvollkommen hinter einer gewissen zur Schau getragenen, aber durch einen sächsischen Einschlag gemilderten militärischen Schnoddrigkeit zu verbergen wußte. Hans Oster war ein Mann von glühender Vaterlandsliebe aber wie bei Canaris war es bei ihm keine Affenliebe, er erkannte die deutschen Schwächen sehr klar, ohne sein Land und sein Volk deshalb weniger zu lieben und von sehr empfindlichem Ehrgefühl. Wir werden das bei Ereignissen, die in kommenden Kapiteln besprochen werden sollen, stets in Erinnerung behalten müssen, wenn wir zu gerechten Würdigungen gelangen wollen. Das Verhältnis zwischen Oster und Canaris war nicht frei von Spannungen. Das lag in der Verschiedenheit der Charaktere begründet. Hier der vorsichtige, jeden Zug sorgfältig abwägende, durch Intuition abwechselnd vorangetriebene und gehemmte, seine wahren Absichten stets tarnende Canaris, dort der ungeduldig vorwärtsdrängende, draufgängerische, manchmal recht unvorsichtige Oster. Aber sie waren sich einig in der Zielrichtung, in der entschlossenen Ablehnung sowohl der Kriegspolitik wie des inneren Terrorregimes des Nationalsozialismus, und sie ergänzten sich ausgezeichnet. Wenn Osters Draufgängertum ihn in eine Klemme gebracht hatte, dann gelang es jahrelang Canaris durch allerlei Listen, die gefährliche Situation zu vernebeln oder auch durch mutigen Einsatz seiner eigenen Person und Stellung Oster und dessen vertraute Mitarbeiter gegen die von der Gestapo drohenden Gefahren abzuschildern. Noch eines war Canaris und Oster gemeinsam: ein tiefes

religiöses Empfinden als Grundlage ihres Handelns. „Man konnte sowohl mit Canaris wie mit Oster stets ein religiöses Gespräch führen“, erzählt ein langjähriger vertrauter Mitarbeiter,,,bei Canaris wie bei Oster waren nicht politische, sondern ethische Erwägungen die Triebfeder ihres Handelns.

120

Sie stellten sich unter ein höheres Gesetz als die Satzungen des nationalsozialistischen Staates, und das gab ihnen die Kraft, gegebenenfalls nicht nur den physischen, sondern auch den bürgerlichen Tod auf sich zu nehmen."

An der Spitze der Abwehrabteilung I stand lange Jahre der Oberst des Generalstabes Piekenbrock, unter den Vertrauten „Piecki“ genannt, ein lebensfroher, immer zu guten Witzen aufgelegter Rheinländer. Seine hohe Intelligenz und sein trockener Humor machten ihn Canaris besonders sympathisch. Canaris hatte zu ihm unbedingtes Vertrauen. Ihm gegenüber sprach er sich freier aus, als zu den übrigen seiner engsten Mitarbeiter. Wenn er überhaupt einem Menschen alles, was er auf dem Herzen hatte und was ihn bedrückte, gesagt hat, dann dürfte Piekenbrock dieser Mann gewesen sein. Allerdings ist kaum anzunehmen, daß Canaris sich überhaupt einem einzelnen restlos erschlossen haben sollte. Es entsprach seiner Art, selbst im Kreise der ihm am nächsten stehenden Mitarbeiter sein Vertrauen gewissermaßen aufzuteilen, die ihn quälenden Sorgen stückweise im Gespräch bald mit diesem, bald mit jenem abzureagieren.

--

Die nächstwichtige Abteilung Abwehr III leitete bis Kriegsausbruch der Major und spätere Oberst des Generalstabs Bamler. Ihm hat Gisevius im ersten Bande seines umstrittenen Buches Bis zum bitteren Ende ein sehr unfreundliches Zeugnis ausgestellt. Tatsächlich war Bamler ein großer Bewunderer des nationalsozialistischen Systems oder gab sich doch aus opportunistischen Gründen als ein solcher aus, was zutreffender sein dürfte, wenn sich die Nachrichten bestätigen, wonach er jetzt sein kommunistisches Herz entdeckt haben und in sowjetischen Diensten stehen soll. Bamler, dessen Abteilung, wie bereits erwähnt, dienstlich ziemlich viel mit dem SD zu tun hatte, war bestrebt, zwischen beiden

121

Organisationen nicht nur korrekte Beziehungen aufrechtzuerhalten, sondern ein enges und, wie er sich ausdrückte, „kameradschaftliches“ Verhältnis herzustellen. Davor graute Canaris natürlich, der ängstlich bestrebt war, dem SD möglichst wenig Einblick in die Angelegenheiten der Abwehr zu gewähren, und der deshalb freundschaftliche und kameradschaftliche Beziehungen seiner Herren mit der anderen Fakultät vermieden wissen wollte. Er war deshalb in aller Stille bemüht, Bamler auszubooten. Dieser kam unwissentlich Canaris' Bestrebungen entgegen, als er 1939 um ein Truppenkommando nachsuchte. Seinen Wünschen legte der Chef der Abwehr keine Hindernisse in den Weg.

An die Stelle von Bamler trat der Oberst des Generalstabes von Bentivegni, trotz seines italienischen Namens aus einer preußischen Offiziersfamilie stammend und in Potsdam geboren. Wie Piekenbrock- und auch Bamler - war er aus dem 100 000-Mann-Heer hervorgegangen, ein Mann, der sein Metier vollkommen beherrschte. Er war durch und durch Offizier, hielt sehr auf seine äußere Erscheinung und wurde nie ohne Einglas gesehen. Er war militärisch viel-

leicht orthodoxer als der großzügige, geistig ebenso wie wirtschaftlich unabhängige Piekenbrock, und seine persönlichen Beziehungen zu Canaris waren nicht so eng wie die Piekenbrocks. Doch war das gegenseitige Verhältnis gut. Bentivegni behielt die Leitung von Abwehr III bis zum Ausscheiden von Canaris aus dem Amt im Frühjahr 1944, und anschließend, während der Überleitung der Abwehr in das Reichssicherheitshauptamt, fungierte er vorübergehend als stellvertretender Amtschef für die drei Abwehrabteilungen. Ein höherer SD-Führer hat später in Nürnberg bei seiner Vernehmung durch die Anklagebehörde des Internationalen Militärtribunals ausgesagt, daß nach Informationen der Ge-
122

stapo Bentivegni trotz äußerlich guter und herzlicher Beziehungen zu Canaris diesen, „vor allem wegen seiner verschlagenen unaufrichtigen Art“ innerlich abgelehnt habe. Diese Behauptung schießt auf jeden Fall weit über das Ziel hinaus. Richtig mag daran sein, daß dem korrekten Offizier Bentivegni die Widerstandstätigkeit seines Amtschefs, die natürlich angesichts der Überwachung und Bespitzelung durch die Gestapo mit allen nur möglichen Methoden der Tarnung und unter Anwendung der abenteuerlichsten Kriegslisten durchgeführt werden mußte, die ihm als einem der engsten Mitarbeiter von Canaris aber nicht völlig verborgen blieb, manchmal etwas unheimlich war, um so mehr, als ihm sein Dienst, wie ja schon ausgeführt, eine ständige Zusammenarbeit mit dem SD auferlegte. „Benti“, wie ihn die Kameraden nannten, hat aber auf jeden Fall das Vertrauen, welches Canaris in ihn setzte, niemals gebrochen.

An der Spitze der Abwehrabteilung II, die wir entsprechend ihrer Bedeutung auch hier wieder nach III erwähnen, stand bis Anfang 1939 der Major und spätere Oberstleutnant des Generalstabes Groscurth. Er genoß besonderes Vertrauen bei Canaris, der Wert darauf legte, die Führung dieser Abteilung in, von seinem Gesichtspunkte aus, zuverlässigen Händen zu wissen, um gegen unerwünschte Abenteuer auf dem Gebiet der Sabotage sicher zu sein. Groscurth war neben Oster der am aktivsten für den Sturz des nationalsozialistischen Regimes arbeitende Offizier der Abwehr. Die Persönlichkeit von Groscurth ist von Gisevius, ebenso wie die Rolle, die er besonders im Winter 1939/40 als Verbindungsmann zwischen den Verschwörern gegen Hitler und dem Chef des Generalstabes Halder gespielt hat, im wesentlichen zutreffend umrissen worden. Groscurth war überzeugter evangelischer Christ und stand der Bekennenden Kirche nahe. Gene-
123

ral von Lahousen, der durch ihn unmittelbar nach dem „Anschluß“ im Frühjahr 1938 mit Oster persönlich bekannt gemacht wurde, beschreibt ihn als „einen der entschlossensten und charakterlich lautersten Männer der Offizier-Fronde“. Es war auch, „Muffl“ - das war Groscurths Spitzname in der Abwehr, welcher Canaris den Vorschlag machte, den damaligen Oberstleutnant des Generalstabes von Lahousen zu seinem Nachfolger in der Leitung von Abwehr II zu machen. Mit Lahousen tritt ein Offizier in unseren Gesichtskreis, der in keine der drei vorgenannten Kategorien hineinpaßt. Er kam aus dem österreichischen Heere, hatte noch unter der habsburgischen Monarchie im k. u. k. Heer im ersten Weltkrieg gedient, war dann in das Bundesheer der österreichischen Republik übernommen worden und nach Besuch der

Wiener Kriegsschule (sie entspricht der damaligen deutschen Kriegsakademie) in den Generalstab des Bundesheeres gekommen. Seit 1935 war er in der Nachrichtenabteilung des österreichischen Generalstabes Sachbearbeiter für die Tschechoslowakei. Hinsichtlich der Tschechoslowakei bestand seit 1934 zwischen der österreichischen Nachrichtenabteilung, der deutschen Abwehr und dem sogenannten II. Büro des ungarischen Generalstabes mit Wissen und Zustimmung der österreichischen Regierung eine im wesentlichen in Nachrichtenaustausch bestehende Zusammenarbeit. In den ersten Jahren fungierte als Verbindungsoffizier von deutscher Seite für diesen rein militärischen Nachrichtenaustausch der zu diesem Zwecke bei den österreichischen Sicherheitsbehörden akkreditierte Leiter der Abwehrstelle München, Graf Marogna-Redwitz. Später, seit 1937, wurden die Nachrichten auf dem Wege über die beiderseitigen Militärattachés ausgetauscht. Canaris hatte Lahousen erstmalig bei einem Besuch persönlich kennengelernt, welchen er im Jahre 1937 dem Chef der Nachrichtenabteilung

124

im Bundesministerium für Landesverteidigung in Wien abstattete. Nach der Eingliederung Österreichs ins Dritte Reich im März 1938 empfahl Graf Marogna, welcher einerseits großes Vertrauen bei Canaris genoß und mit diesem auch politisch in enger Übereinstimmung war, andererseits durch die Zusammenarbeit mit Lahousen in ein freundschaftliches Verhältnis zu diesem gekommen war und über seine sachliche Qualifikation ein klares Urteil hatte, dessen sofortige Übernahme in die Abwehr. Lahousen wurde zunächst Abwehr I als Vertreter des Abteilungschefs zugeteilt und mit der Bearbeitung der östlich und südöstlich an Deutschland grenzenden Länder – darunter die Tschechoslowakei – betraut. Anfang 1939 übernahm er dann als Nachfolger Groscurths die Leitung der Abwehrabteilung II.

-

Durch seine Aussagen vor dem IMT in Nürnberg ist der General von Lahousen der Weltöffentlichkeit bekannt geworden als einer der Männer aus dem Kreise um Canaris. In der Tat gelang es ihm sehr rasch, das Vertrauen seines Chefs zu gewinnen, wie nach dem, was wir gerade festgestellt haben, seine Betrauung mit der Leitung der Abteilung II nach so kurzer Zeit erweist. Diejenigen, die Canaris kannten, wunderten sich vielleicht, daß er sich so schnell mit Lahousen befreundete, obgleich dieser erheblich über 180 cm groß war; denn im allgemeinen hatte der Weißhaarige", der selbst nicht viel mehr als 160 cm hoch war, gegen große Leute ein instinktives Vorurteil. „Das ist ein Kidnapper", sagte er öfters, wenn er einen besonders großen, stattlichen und robust aussehenden Mann charakterisieren wollte. Vielleicht kam es Lahousen zugute, daß er nicht zugleich ein „zackiger" Soldat im altpreußischen Sinne war. Denn die „Zackigen" konnte Canaris noch viel weniger vertragen als die langen Kerle. Lahousens Neigung, ein wenig gebeugt zu gehen, und seine

125

Gewohnheit, eher leise als laut und auch nur langsam nach reiflicher Überlegung zu sprechen, mögen wohl als mildernde Umstände gegen seine Größe ins Gewicht gefallen sein. Jedenfalls erfreute sich „der Lange" bald des vollen Vertrauens seines Chefs.

Die Abteilung und spätere Amtsgruppe Ausland leitete ein Seeoffizier, Kapitän z. S., später Konteradmiral Bürkner,

den Canaris aus gemeinsamer Dienstzeit in Wilhelmshaven gut kannte., „Ein treuer Seemann und ein rosenroter Optimist“, wie Canaris ihn einmal charakterisierte. In diesem kurzen Satz ist das Verhältnis zwischen beiden eigentlich erschöpfend umschrieben. Persönlich war es gut und kameradschaftlich. Sachlich hatte Canaris dagegen an Bürkner manches auszusetzen. Das lag zum Teil an dem Aufgabenbereich von „Ausland“, der „Bü“ in engen dienstlichen Kontakt mit dem Auswärtigen Amt, und dort mit dem Botschafter Ritter, dem Canaris gefühlsmäßig und sachlich ablehnend gegenüberstand, und mit dem Wehrmachtsführungsstab brachte, dessen Chef Jodl ein für Canaris unerträglicher Typ des Nur-Soldaten war. Dem Einfluß dieser Persönlichkeiten konnte sich Bürkner häufig nicht entziehen. Aber am meisten reizte Canaris Bürkners unerschütterlicher Optimismus, der ihn trotz aller Rückschläge lange an den Endsieg glauben ließ. Bürkners Tätigkeit lag außerhalb der eigentlichen Abwehr. Er war zwar der rangälteste Offizier nach Canaris, nahm nicht nur an der „Kolonne“ des Amtes teil, sondern war auch Canaris' regelmäßiger Begleiter zur „großen Kolonne“ beim Chef des OKW Keitel, solange diese stattfand. In Abwesenheit von Canaris war er aber dessen Stellvertreter nur in reinen Amtsangelegenheiten, nicht in Abwehrsachen. In denen übernahm der dienstälteste anwesende Abwehrabteilungschef das heißt normalerweise also Piekenbrock, falls er

-
126

nicht selber den Admiral begleitete die Vertretung. Für

Bürkner gilt im übrigen das, was allgemein über diesen Kreis gesagt werden kann, zu dem auch Canaris' langjähriger Adjutant, Oberst W. Jenke, in dieser Hinsicht zu rechnen ist, und der noch durch eine ganze Anzahl von Gruppenleitern und Sachbearbeitern in den Abwehrabteilungen, die hier nicht namentlich aufgeführt werden sollen, ergänzt werden muß: nur einige wenige dieser Männer waren in den Jahren von Canaris' Amtsführung in der Fronde gegen Hitler und das Regime persönlich tätig. Aber keinem unter ihnen konnte auf die Dauer entgehen, daß Canaris dem nationalsozialistischen System feindlich gesinnt war. Dazu ließ er gelegentlich in der „Kolonne“ und auch sonst im Gespräch seiner Erbitterung zu freien Lauf. Die meisten wußten auch, daß Osters Tätigkeit mindestens im Sinne des Dritten Reiches Hochverrat bedeutete. Trotzdem fühlten sich die Verschworenen zu allen Zeiten sicher, daß aus diesem Kreise Denunziationen nicht zu befürchten seien, ein Vertrauen, das nie enttäuscht worden ist. Was das bedeutet, kann nur recht ermessen, wer bewußt den Polizeistaat des Dritten Reiches erlebt hat. Unter den Menschen, die in den ersten Jahren seiner Tätigkeit als Abwehrchef in enger Verbindung zu Canaris standen, muß auch jener bemerkenswerte Mann erwähnt werden, der in der Presse des In- und Auslandes des öfteren unter dem Namen Baron Ino erwähnt worden ist. Der Name ist sicherlich ein Pseudonym. Wie er wirklich hieß, ist ebensowenig mit Sicherheit festzustellen wie seine Herkunft. Deutscher war er jedenfalls nicht, und manches spricht dafür, daß er aus einem der Gebiete stammte, die bis 1913 zum ottomanischen Reiche gehörten. Der äußeren Erscheinung nach wirkte er wie ein Boulevardier, wie man sie zu Dutzenden vor den Cafés des Boulevard Montparnasse in Paris sitzen sieht. Klein,

hager, tief brünett, agil, redegewandt in einem halben Dutzend Sprachen. Ino war überall zu Hause, in Berlin ebenso wohl wie in Paris, Stambul, Athen, Madrid oder auch Rio und Buenos Aires. Seine Sprachkenntnisse reichten vom Türkischen über das Deutsche und Französische bis zum Spanischen und Portugiesischen. Ino war Leiter der Firma Transmare in Berlin. Über dieses Unternehmen wurden allerlei geschäftliche und finanzielle Transaktionen für die Abwehr durchgeführt. Auch war sie das Medium, um Beauftragte der Abwehr als Geschäftsreisende und Handelsagenten getarnt ins Ausland zu senden. Canaris machte von dieser Möglichkeit mit Zustimmung Inos auch öfters Gebrauch, um von den Nazis Verfolgte über die deutsche Grenze in Sicherheit zu bringen. In der Vergangenheit - in den zwanziger Jahren hatte Ino große geschäftliche Transaktionen im Auslande durchgeführt, besonders mit Regierungen von Ländern ohne eigene Rüstungsindustrie, welche ihre Wehrmacht modernisieren wollten. Das waren wohl manchmal Geschäfte, bei denen die linke Hand nicht genau wissen darf, was die rechte tut. Aber wirklich gut sind nur solche Geschäfte, bei denen alle Beteiligten zu ihrem Rechte kommen, sich keiner übers Ohr gehauen fühlt. Ino muß viele in diesem Sinne gute Abschlüsse getätigt haben, denn er hatte in allen Ländern, in denen er gewirkt hatte, zahlreiche Freunde in einflußreichen Stellungen hinterlassen. Daher hörte er viel Interessantes. Seine Informationen über das politische Geschehen in einer ganzen Reihe von Ländern erwiesen sich daher oft als erstaunlich gut. Canaris, der ihn schon lange, möglicherweise seit seiner Dienstleistung in der „Etappe Madrid“ kannte, hatte großes Zutrauen zu Inos Informationen und auch zu ihm selber. Vielleicht wußte er Genaueres über Inos Herkunft, aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen sein sollte, so wäre ihm der

FO

Kapitänleutnant in der Marine der Republik kleine lebhafte Mann schon deswegen sympathisch gewesen, weil er in keine Schablone hineinpaßte. Das Spielerische und Hintergründige in Canaris' eigener Natur hatte eine besondere Freude an Menschen, die keiner Norm entsprachen, die nicht nur originell, sondern irgendwie abseitig waren, vorausgesetzt immer, daß diese Leute intelligent waren und einen anschlägigen Kopf besaßen; für Tröpfe hatte er nichts übrig. So entwickelte sich im Laufe der Zeit ein wirkliches Freundschaftsverhältnis zwischen Canaris und dem „Baron“. Sie dutzten sich sogar. Canaris liebte es besonders, mit Ino in kleine Wiener oder ungarische Kneipen in Berlin zu gehen, dort Spezialgerichte Südosteuropas zu essen und ungarischen Wein zu trinken, aber er lud ihn auch öfters in sein Haus in Schlachtensee ein. Ino liebte Deutschland, war aber ein scharfer Gegner des Nationalsozialismus, besonders der Terrormethoden gegen Andersdenkende und Juden. Er machte aus seinem Herzen auch im Hause Canaris keine Mördergrube. Als einmal einer der anderen Gäste, ein Offizier der Abwehr, sich über diese freimütige Kritik verwunderte und eine leichte Warnung einfließen ließ, legte Ino mit überlegener Geste seinen türkischen Paß auf den Tisch, um anzudeuten, daß man ihm als Ausländer nicht den Mund verbieten könne. Aber 1939 wurde

ihm der Boden in Berlin doch zu heiß unter den Füßen. Auch Canaris riet ihm, sich aus Deutschland in Sicherheit zu bringen. Beim Abschied - dies war noch einige Zeit vor Beginn des Krieges äußerte sich Canaris nach Inos Aussage mit tiefstem Pessimismus über die Zukunft.

Ino berichtet, Canaris habe ihm damals erklärt, Hitler, „ein Dilettantenkopf mit Welterobererideen“, werde mit Bestimmtheit Deutschland ruinieren. Er werde den Krieg heraufbeschwören, der nicht nur sein eigenes, sondern Deutschlands 9 Abshagen, Canaris

129

Ende bedeuten werde. Auch für seine eigene Person sah Canaris das kommende Unheil voraus. Er werde, so sagte er Ino, auf den Sturz Hitlers hinarbeiten, auch wenn er sich darüber klar sei, daß ihn das wahrscheinlich sein eigenes Leben kosten werde. Er sei überzeugt, daß er und Ino sich nicht wiedersehen würden.

Vielleicht ist dies die Gelegenheit, einmal kurz zu den vielen Behauptungen Stellung zu nehmen, welche die Abwehr als eine Verschwörerzentrale darstellen, in der nichts getan wurde, als den neuen Dolchstoß in den Rücken der deutschen Wehrmacht vorzubereiten und das deutsche Volk um den Sieg zu bringen, der ihm, ohne diese Saboteure, dank der genialen Führung Adolf Hitlers beschert worden wäre. Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. In der Abwehr wurde unter der Leitung von Canaris eine intensive sachliche Arbeit geleistet, welche den Vergleich mit den Leistungen der militärischen Geheimdienste anderer Großmächte sehr wohl aushalten konnte. Hätte die militärische und die politische Führung den ihr von der Abwehr unterbreiteten Nachrichten Glauben geschenkt, dann wäre viel Unheil, ja wahrscheinlich der Krieg vermieden worden. Von Canaris bis zu den letzten Hilfsarbeitern und den Männern in den Außenstellen im In- und Auslande waren die Angehörigen der Organisation durchweg Menschen, welche ihr Vaterland liebten und ihm nach besten Kräften zu dienen bestrebt waren. Gerade durch ihre Tätigkeit, welche ihnen ein nicht durch die nationalsozialistische Propaganda verzerrtes Bild vom Weltgeschehen vermittelte, wurden viele von ihnen sich schon sehr frühzeitig der Gefahren bewußt, welchen Hitler durch seine Abenteuerpolitik Deutschland aussetzte. Sie erhielten auch - besonders nachdem der Krieg einmal begonnen hatte in sehr viel weiterem Umfange als der Durchschnittsdeutsche Kenntnis

-

130

von den Untaten, die durch Organe des Dritten Reiches in Deutschland selber und den besetzten Gebieten begangen wurden. Sie waren daher ähnlich wie die verhältnismäßig wenigen Wissenden im Auswärtigen Amte und in einigen anderen Dienststellen und privaten Personenkreisen ohne ihr Zutun in die furchtbare Lage versetzt, die Ulrich von Hassell, auch ein Wissender, schon im Oktober 1939 in seinem Tagebuch treffend mit den Worten umreißt: „Sie können einen Sieg nicht wünschen und noch weniger eine schwere Niederlage, sie müssen einen langen Krieg fürchten, und sie sehen keinen wirklich realen Ausweg.“ Trotz aller solcher seelischen Belastungen hat die Abwehr ihre Pflicht, die deutschen militärischen Kommandostellen über die Lage jenseits der Fronten, über den Gegner, seine Stärke, seine Vorbereitungen und Pläne zu unterrichten, unter der Leitung von Canaris

erfüllt, in der Durchführung dieser Aufgabe allerdings häufig gehemmt durch die Neigung des „Führers“ und der ihm bedingungslos ergebenen Männer seiner militärischen Umgebung, die Dinge nicht so sehen zu wollen, wie sie waren, sondern wie sie nach ihrer Meinung hätten sein sollen. Auch hierfür werden uns noch praktische Beispiele begegnen.

Es ist nur natürlich, daß aus dieser Situation heraus gerade in der Abwehr bei denjenigen, welche sich ihrer persönlichen Verantwortung gegenüber der Nation bewußt waren, der Gedanke des Widerstandes aufkeimen mußte. Es waren verhältnismäßig viele, in denen früher oder später ein solches Verantwortungsgefühl sich durchsetzte, und je nach der Natur des einzelnen in passivem oder aktivem Widerstand Ausdruck fand. Zu passivem Widerstand gegen unsinnige oder unmenschliche Befehle von „oben“ waren wohl die meisten mindestens der älteren und reiferen unter den Abwehroffizieren bereit, während nur ein kleiner Kreis, und auch die ihm

131

Zugehörigen in verschiedenem Grade, an Handlungen, die auf den Sturz des Regimes abzielten, beteiligt war. Was von diesen aber unternommen wurde, das geschah nicht als Unternehmung der Abwehr, sondern auf die persönliche Initiative und Gefahr der unmittelbar Beteiligten. Es ist also nicht etwa so, daß Canaris in seiner Eigenschaft als Abwehrchef Widerstandshandlungen befohlen hätte. Im Gegenteil geschah es des öfteren, daß er nachträglich die Unternehmungen dieses oder jenes seiner Untergebenen durch sein Eingreifen gegen die Gestapo abschirmte, selbst wenn er im Einzelfall weder das Ziel der Unternehmung noch die zu seiner Erreichung angewandte Methode billigte. Allerdings ist in Rechnung zu stellen, daß die Abwehr einen idealen Tarnmantel für auf den Umsturz des Regimes abzielende Vorbereitungen bot, und zwar einerseits dank der besonderen Ausnahmestellung, welche sie gegen das Überwachungs- und Spitzelsystem der Gestapo lange Zeit immun machte, andererseits aber, weil Canaris es verstanden hatte, aus seinem an sich heterogenen Offizierkorps eine Gemeinschaft zu machen, in der zwar keineswegs alle sich gegenseitig besonders liebten und wertschätzten, aber doch keiner daran gedacht hätte, den anderen nach außen hin zu denunzieren oder ihm sonst in den Rücken zu fallen.

Dabei war die Arbeit unter Canaris keineswegs leicht. Er verlangte ungeheuer viel von seinen Untergebenen, besonders von den verantwortlichen Abteilungsleitern. Er selbst war von der Arbeit besessen. Wie viele Deutsche hatte er nicht die Gabe, Verantwortung zu delegieren. Er zentralisierte alle Entscheidungen bei sich selber, was die auf seinen Schultern ruhende Last fast über das menschlich Tragbare steigerte. Als logische Folge trat, je weiter die Jahre fortschritten, sein Privatleben um so mehr zurück. Eine fieberhafte Unruhe hatte

132

von ihm Besitz ergriffen. Besonders seit Kriegsbeginn war er in immer zunehmendem Umfange unterwegs von einer Außenstelle zur anderen. Je größer die Arbeitslast, die er sich selber auflud, um so ungeduldiger wurde er. Seine geistige Beweglichkeit und die ihm angeborene, aber durch jahrelange Schulung noch höher entwickelte Kombinationsgabe ließen ihn Zusammenhänge meist rascher erkennen, als sie ihm vorgetragen wurden. Langatmige Vorträge machten ihn nervös. Auf größeren Tagungen mit anderen Amtsstellen, an denen er teil-

nehmen mußte, wurde es ihm schwer, seine Ungeduld zu meistern. Bei mit größtem Ernst vorgetragenen Referaten feixte er und machte es durch bissige halblaute Bemerkungen auch den Herren seiner Begleitung oft schwer, den Ernst zu bewahren. Seine Untergebenen mußten lernen, ihm das, was sie ihm unterbreiten wollten, in möglichst kurzer und konziser Form vorzutragen. Sonst hatten sie keine Aussicht, ihm ihre Anliegen nahezubringen. Auf der anderen Seite lag in dem hierdurch erforderlich werdenden Fortlassen nicht unbedingt wesentlicher Einzelheiten eine gewisse Gefahr. Geriet eine Abteilung, wie das bei den vielfach überschneidenden Kompetenzen in dem ungeheuer komplizierten Behördenaufbau des Dritten Reiches unvermeidlich war, in Konflikte mit anderen Amtsstellen, sei es der Wehrmacht, sei es der Partei, der SS oder Gestapo, dann hatte der unglückliche Abteilungschef zu gewärtigen, daß Canaris ihm vorwarf: „Das ist mir nicht richtig vorgetragen worden!“ Bei derartigen Pannen lehnte er die Verantwortung grundsätzlich ab, was ihn allerdings nicht hinderte, sich nach außen hin mit äußerster Energie und dem Einsatz der eigenen Person für die betroffenen Untergebenen einzusetzen.

Seine Ungeduld ließ ihn alle öffentlichen Verkehrsmittel verabscheuen. Er reiste nach Möglichkeit im Kraftwagen,
133

längere Strecken im Flugzeug. Für seine fast kindliche Ungeduld in der Eisenbahn erzählt einer seiner engsten Mitarbeiter ein besonders bezeichnendes Beispiel. Die Reise ging im FD-Zug von Wiesbaden nach Berlin. Von Anfang an schimpfte Canaris auf den immerhin mit rund 100 Stundenkilometern fahrenden Zug als auf „diese Postkutsche“. Er verlangte von einem der ihn begleitenden Offiziere, er solle zum Lokomotivführer gehen, und diesen ersuchen, schneller zu fahren. Er gab nicht Ruhe, ehe der beauftragte Offizier gegangen war und zurückkam mit der Mitteilung, daß er den Befehl übermittelt habe. Es ist deshalb kein Wunder, daß einer der Berufsoffiziere, der lange in verantwortlicher Stellung unter Canaris arbeitete, ihn als den „schwierigsten Vorgesetzten in meiner dreißigjährigen Soldatenlaufbahn“ kennzeichnete. Und doch wären alle seine Untergebenen für ihn durchs Feuer gegangen. Besonders hingen an ihm jüngere Untergebene und die weiblichen Hilfskräfte des Amtes, von denen er wohl auch restlose Hingabe und unermüdliche Arbeit erwartete, denen er aber zugleich mit ausgesprochener Liebenswürdigkeit begegnete. Auch die von der Marine übernommene Gewohnheit, Untergebene gelegentlich in der vertraulichen Du-Form anzureden, trug dazu bei, zwischen ihm und den Jüngeren eine Art von väterlichem Verhältnis herzustellen.

Man hat in Kreisen der Abwehr sich häufig darüber gestritten, ob Canaris ein guter Menschenkenner gewesen sei oder nicht, und die Ansichten hierüber gehen bis auf diesen Tag auseinander. Es gibt genug Anlaß, um auf den ersten Blick Zweifel in die Sicherheit seiner Menschenbeobachtung zu setzen. Er war beispielsweise in seiner Personalpolitik stark von irrationalen Sympathien und Antipathien bestimmt. Sein Urteil über einen Menschen war schnell, meist im Moment der ersten Begegnung gefällt. Auch erwiesene Tüchtigkeit und Zuverlässig-
134

keit eines Menschen, der ihm auf den ersten Blick Antipathie eingeflößt hatte, ließ ihn die einmal gefaßte Ablehnung nicht überwinden, ohne daß er es den Betreffenden jedoch durch

schlechte Behandlung entgelten ließ. Auf der anderen Seite duldete, ja förderte er jahrelang ausgesprochene Leichtgewichte, die ihm aus dem einen oder anderen Grunde menschlich angenehm waren. Aber bei reiflicher Überlegung braucht man in alledem noch keinen Beweis für mangelnde Menschenkenntnis zu sehen. Denn es spricht auf der anderen Seite vieles dafür, daß er die Menschen, mit denen er zu tun hatte, sehr wohl durchschaute. Vielleicht war es nur ein Akt der Notwehr seiner überaus sensiblen Natur, daß er aus seiner Umgebung auch die Tüchtigen, die ihm nun einmal auf die Nerven fielen, nach Möglichkeit eliminierte und zugleich ein paar in ihren Leistungen Unbedeutende um sich duldete, weil ihr äußerer Habitus ihm gefiel, auch wenn er ihre sachliche Wertlosigkeit durchschaute. Sieht man sich die Reihe der Hauptmitarbeiter an, die er um sich versammelte und an sich zu fesseln verstand, so spricht diese Auswahl nicht für schlechte Menschenkenntnis.

Einer von denen, die bis in die letzte Zeit seiner Tätigkeit als Abwehrchef in engster Verbindung mit ihm standen, macht eine Bemerkung, die hier verzeichnet werden muß, weil sie manche merkwürdigen Entschlüsse des Admirals erklärt: „Er besaß“, so schreibt dieser Mitarbeiter,,,bei seiner ungeheuer schnellen Auffassungs- und Kombinationsgabe zugleich die Eigenschaft, sofort zu erkennen, wie weit der Untergebene in der Lage war, die ihm erteilten Befehle auszuführen. Gingen sie über das Begriffsvermögen des einzelnen hinaus (und das geschah oft genug, und trotzdem mußten unter Umständen die Befehle doch so gegeben werden), dann kombinierte er die zu erwartenden Fehler sofort mit Querbefehlen an
135

dritte oder vierte Leute und brachte so die Fehler, die übermorgen gemacht werden würden, heute schon in Ordnung.“
"

Canaris war in seinen Äußerungen über das Regime im Kreise seiner Mitarbeiter nicht gerade vorsichtig. Mehr als einmal wurde er nach der täglichen „Kolonne“ von Piekenbrock oder einem der anderen Abteilungschefs darauf aufmerksam gemacht, daß er Dinge vorgebracht habe, die für einen über die engsten Vertrauten hinausreichenden Kreis nicht geeignet gewesen seien. Denn an der „Kolonne“ nahmen auch Leute teil, die, wie der Intendanturrat Töppen, dieser oder jener Mitarbeiter aus der Rechtsabteilung und so weiter, kaum mit den eigentlichen Abwehrfragen und den sich aus diesen etwa ergebenden politischen Betrachtungen etwas zu tun hatten. Canaris pflegte dann auf solche Warnungen hin in der folgenden „Kolonne“ durch reichlich dick aufgetragene „loyale“ Äußerungen den faux-pas vom Vortage zu kompensieren. Im Kriege entwickelte er dann aber eine neue Methode, indem er die täglichen Besprechungen in zwei Teile zerlegte; im ersten Teil, an dem ein weiterer Kreis teilnahm, wurden nur die allgemeinen Amtsangelegenheiten besprochen, während die vertraulicheren Themata für den zweiten Teil, bei dem nur die Abteilungschefs zugegen waren, reserviert wurden.

Auch am Fernsprecher war Canaris nicht immer so vorsichtig in seinen Äußerungen, wie seine Mitarbeiter sich das gewünscht hätten. Es ist bezeichnend, daß selbst ein so ruhiger und bestimmt nicht übermäßig ängstlicher Mann wie Piekenbrock schon im Jahre 1940 zu seinen Kameraden sagte: „Eigentlich wundere ich mich, daß sie unsern Alten noch immer

frei herumlaufen lassen." Canaris wußte natürlich, daß jedes seiner Gespräche, soweit es aus dem Hause der Abwehr hinausging, mitgehört und in Abschrift seinen Feinden beim

136

Reichssicherheitshauptamt (RSHA) auf den Schreibtisch gelegt wurde. Ein kleiner Vorfall aus den ersten Jahren des Krieges mag eine Erklärung für seine „Unvorsichtigkeiten“ sowohl in der „Kolonne“ wie am Telefon geben. Frau Canaris hatte mit ihrem Manne telefoniert und im Laufe des Gespräches einige kritische Äußerungen über irgendwelche Maßnahmen der Regierung fallen lassen, worauf ihr Mann das Gespräch kurz abgebrochen hatte. Am Abend des gleichen Tages warnte Canaris seine Frau dringend davor, jemals wieder politische Themen überhaupt am Telefon zu erwähnen und empfahl ihr, sich vor allen Dingen jeglicher kritischen Äußerungen zu enthalten. Auf ihre Antwort, daß er doch selber häufig sehr viel kritischere Bemerkungen in seinen Ferngesprächen fallen lasse, antwortete Canaris etwa in dem Sinne, daß man von ihm natürlich ohnehin wisse, daß er nicht mit allem, was das Regime tue, einverstanden sei. Wenn er nicht gelegentlich das auch in seinen überwachten Äußerungen durchblicken lasse, würde man bei der Gestapo nur noch Schlimmeres vermuten.

Damit aber sind wir den Ereignissen weit vorausgeeilt. In den folgenden Kapiteln wollen wir im einzelnen verfolgen, wie Canaris sich mit den Problemen, welche die Hitlerpolitik für die Abwehr und für ihn persönlich aufwarf, auseinander-setzte.

137

ACHTES KAPITEL

CANARIS UND HEYDRICH

Vom Beginn der Tätigkeit Canaris' in der Abwehr bis zu seinem Ausscheiden im Frühjahr 1944 hat die Abgrenzung der Kompetenzen zwischen seinem Dienstbereich und dem SD, oder anders ausgedrückt die Verteidigung der Abwehr gegen die Expansionstendenzen des RSHA einen wesentlichen Teil seiner Arbeitskraft in Anspruch genommen und alle seine Geschicklichkeit erfordert. Der „innere Feind“ war zu allen Zeiten sehr viel gefährlicher als die äußeren Gegner. Die Situation war zur Zeit von Canaris' Amtsübernahme durch zwei Faktoren beherrscht. Einerseits hatte die Abwehr eine im Dritten Reich einzigartige Stellung. Bald nach der Machtergreifung war es dem Reichskriegsministerium gelungen, eine direkte Verfügung Hitlers - oft als „Kabinetts-order“ bezeichnet - zu erwirken, durch die der Wehrmacht die alleinige Kompetenz für alle Maßnahmen zuerkannt wurde, die zur Verhinderung der Spionage und Sabotage gegen die im Aufbau befindlichen Streitkräfte des Reiches notwendig werden könnten. Der sich hieraus ergebende Schutz der Landesverteidigung erstreckte sich auch auf die Industrie und sogar auf die Behörden, bei denen militärische sogenannte Abwehrbeauftragte eingesetzt wurden, die für den vorbeugenden Schutz gegen Spionage und Sabotage verantwortlich waren.

Die Wehrmacht hatte hierdurch in der kommenden Auseinandersetzung zunächst die Vorhand. Dies war dadurch

138

möglich gewesen, daß es 1933 noch keine Reichspolizei gab. Himmler war bis 1935 nicht Chef der Reichspolizei, sondern zunächst nur in den einzelnen Ländern zum Chef der poli-

tischen Polizei bestellt worden. Je mehr sich Himmlers Stellung konsolidierte, um so deutlicher machte sich ein zweiter Faktor geltend, das heißt, um so eifriger waren er und der zunächst zum Leiter der preußischen Geheimen Staatspolizei ernannte Heydrich bestrebt, die exklusive Zuständigkeit der Wehrmacht einzuschränken und selber Einfluß auf möglichst viele Sparten des Geheimdienstes zu gewinnen.

Den Ausgangspunkt für derartige Bestrebungen bot ihnen die Tatsache, daß von Anfang an die Wehrmacht auf eine Zusammenarbeit mit der politischen Polizei bei der Durchführung von Festnahmen, Durchsuchungen und sonstigen strafprozessualen Maßnahmen angewiesen war, weil sie selbst keine geeigneten Exekutivorgane besaß. Der Vorgänger von Canaris war wegen seines sozusagen frontalen Widerstandes gegen die Bestrebungen Himmlers und Heydrichs gestürzt worden. Die zu jener Zeit auf seiten der Wehrmacht maßgebenden Männer, der Reichskriegsminister von Blomberg und der Chef des Wehrmachtsamtes, General von Reichenau, waren, um den Zeitjargon zu benutzen, mehr oder minder „angebräunt“ und wollten einem Konflikt mit Himmler unter allen Umständen aus dem Wege gehen. Der neue Abwehrchef sollte deshalb nach den Wünschen seiner Vorgesetzten einen Ausgleich mit der Geheimen Staatspolizei suchen.

Die Verhandlungen wurden von seiten der „Schwarzen“ in erster Linie durch Heydrich geführt. Dessen brutaler Zielstrebigkeit setzte Canaris seine ganze Kunst der Menschenbehandlung entgegen. Canaris, der ja, wie wir erwähnten, vor langen Jahren Heydrichs Vorgesetzter gewesen war, begegnete diesem, der wegen seines unter unerfreulichen Umstän-

139
den erfolgten Ausscheidens aus der Marine noch immer unter Komplexen litt, mit der selbstverständlichen Liebenswürdigkeit des „älteren Kameraden“. In den sachlichen Verhandlungen betätigte er die Methode des schrittweisen Preisgebens unwichtiger Positionen, der hinhaltenden Verteidigung wesentlicher Punkte. Er hatte den Auftrag, zu einer Einigung mit der Gestapo zu kommen, also würde er sich einigen. Aber er würde schon dafür sorgen, daß die Abmachungen nicht zu präzise formuliert würden, so daß ihm später die Möglichkeit blieb, sie in seinem Sinne auszulegen. Es kam schließlich zu einer Vereinbarung zwischen Canaris und Heydrich, die in zehn Punkten (deshalb später oft die „Zehn Gebote“ genannt) die beiderseitigen Kompetenzen neu umriß. Diese Abgrenzung der Arbeitsgebiete behielt der Abwehr den sogenannten Geheimen Meldedienst, das war die militärische Spionage im Auslande, als ausschließliches Arbeitsgebiet vor. Grundsätzlich wurde der Abwehr auch die Gegenspionage als Domäne zugestanden, während die Geheimen Staatspolizei wie bisher für alles Tätigwerden auf Grund strafprozessualer Bestimmungen allein zuständig sein sollte. Durch diese Vereinbarung wurde auf die Dauer eine Beruhigung des Verhältnisses zwischen den beteiligten Instanzen nicht erzielt. Das war schon deswegen nicht möglich, weil der Begriff der Gegenspionage in den „Zehn Geboten“ nicht genau definiert war, einer eindeutigen Definierung übrigens beträchtliche sachliche Schwierigkeiten entgegengestanden hätten, ganz abgesehen von dem gegenseitigen Mißtrauen, das auf einem Teilgebiet nur das gespannte Verhältnis widerspiegelte, welches allgemein zwischen Wehrmacht und SS bestand und durch die von Himmler betriebene

Schaffung von Waffenverbänden der SS in Konkurrenz mit dem Heere stetig genährt wurde. Aber ganz abgesehen von
140

diesem Mißtrauen ergaben sich auch in der praktischen Arbeit durch die umfassende Überwachungs- und Bespitzelungstätigkeit der Gestapo gegen alles, was irgendwie als politisch verdächtig gelten konnte, häufige Übergriffe auf Gebiete, welche die Gegenspionage für sich in Anspruch nehmen mußte.

Durch die Abmachungen zwischen Canaris und Heydrich war die Tätigkeit des Geheimen Meldedienstes auf die rein militärische Kundschaftertätigkeit beschränkt. Der Abwehr war demnach der geheime politische Nachrichtendienst aus dem Auslande nicht mehr erlaubt. Die Frage der außenpolitischen Nachrichtenbeschaffung hatte schon unter Canaris' Amtsvorgänger Patzig Gegenstand erheblicher Meinungsverschiedenheiten gebildet, nicht nur zwischen Abwehr und SD, sondern auch noch einer Reihe anderer Instanzen. Neben dem Auswärtigen Amt (A. A.) und der Abwehr, zu denen sich im Jahre 1934 noch die SS gesellte, nahmen nämlich auch das von Hermann Göring begründete, „Forschungsamt“ (eine Dienststelle, die sich u. a. erfolgreich auf dem Gebiet der Überwachung und Entschlüsselung des diplomatischen Fernsprech-, Kabel- und Funkverkehrs betätigte), das Außenpolitische Amt (Rosenberg) und die Auslandsorganisation der NSDAP die Kompetenz zur Teilnahme am außenpolitischen Nachrichtendienst für sich in Anspruch. Kapitän z. S. Patzig hatte einen Versuch gemacht, eine Einheitsfront von A. A. und Abwehr gegenüber den verschiedenen Parteiorganisationen in dieser Frage herzustellen. Sein Vorschlag, hierüber ein Gentlemen's Agreement abzuschließen, war aber an der ablehnenden Haltung des Staatssekretärs von Bülow gescheitert, der anscheinend das im A. A. seit alters her gegen die militärischen Instanzen bestehende Mißtrauen nicht hatte überwinden können und für sein Ministerium die alleinige
141

-
Zuständigkeit auf diesem Gebiet beansprucht hatte. Den NSDAP-Organisationen - besonders der SS gegenüber hatte das A. A. natürlich nicht vermocht, diesen Anspruch durchzusetzen, und somit war offiziell der geheime politische Nachrichtendienst über das Ausland, soweit er nicht von den diplomatischen Auslandsvertretungen betrieben wurde, die Domäne des SD. Canaris hat diese formale Beschränkung nicht allzu tragisch genommen. Die Grenzen zwischen militärischen und politischen Nachrichten sind fließend. Es ist schwer zu umschreiben, an welchem Punkte im Einzelfall die Grenze zwischen einer militärpolitischen und einer rein politischen Nachricht liegt. Canaris traute sich zu, auf diesem Grenzgebiet mit genügender Geschicklichkeit und Umsicht operieren zu können, um nicht nur selber außenpolitisch stets genügend orientiert zu sein, sondern auch seine militärischen Vorgesetzten jederzeit mit authentischen Nachrichten über alle für sie wichtigen politischen Entwicklungen im Auslande rechtzeitig versorgen zu können. Nicht zuletzt diesem Zweck dienten in den folgenden Jahren seine häufigen Auslandsreisen, bei denen er seine weitreichenden persönlichen Verbindungen zu einflußreichen und wissenden ausländischen Kreisen zum Tragen brachte. Daß seine Auffassung in dieser Frage im wesentlichen richtig war, scheint durch die Ereignisse er-

wiesen. Der deutsche Abwehrchef gehörte zu allen Zeiten zu den bestinformierten Persönlichkeiten in Deutschland, was die wahre politische Situation im Auslande anbelangte. Dazu trug bei, daß Canaris es verstand, sehr bald ein Vertrauensverhältnis zu maßgebenden Personen im deutschen auswärtigen Dienst herzustellen, welche dem Regime gegenüber eine der seinen entsprechende Haltung einnahmen. Durch dieses gegenseitige Vertrauen, welches Canaris beispielsweise mit dem Chef der politischen Abteilung und späteren Staats-

142 sekretär im Auswärtigen Amte von Weizsäcker verband, wurde ein so gutes Verhältnis zwischen militärischem Nachrichtendienst und mindestens einem sehr wichtigen Sektor der für die Außenpolitik zuständigen Instanz hergestellt, wie es in aller Welt zwischen Spionage und Diplomatie selten zu finden ist. Denn daß zwischen diesen beiden Instanzen Spannungen und Mißtrauen bestehen, wird überall als normal betrachtet. Die Diplomatie hat einen Horror vor internationalen Zwischenfällen, und die Spionagedienste aller Länder können nicht vermeiden, solche Zwischenfälle und sie sind meist recht peinlicher Natur · von Zeit zu Zeit heraufzubeschwören, weil sie mit Menschen arbeiten müssen, für deren Handeln nach dem Kodex und Protokoll der internationalen Diplomatie sie nicht garantieren können. Natürlich kam es auch weiterhin zwischen Auswärtigem Amt und Abwehr gelegentlich zu sachlichen Reibungen und Differenzen, aber dank dem Vertrauensverhältnis Weizsäcker-Canaris waren sie nie von Dauer und nahmen keinen böartigen Charakter an¹⁾.

Ein innenpolitischer Nachrichten- und Überwachungsdienst hatte niemals zur Zuständigkeit der Abwehr gehört. Trotzdem war Canaris auch über die Vorgänge innerhalb der regie-

¹⁾ Reibungen ergaben sich meistens aus der Eifersucht Ribbentrops, die besonders dann hell aufloderte, wenn Nachrichten auf militärischen Wegen rascher an Hitler herankamen als durch das A. A. Solche Fälle waren natürlich unvermeidlich, besonders nachdem die Versuche des Leiters der Abteilung, bzw. später Amtsgruppe „Ausland“, in seinem Ressort durch die Waffenattachés oder auf sonstige Weise anfallende politische Nachrichten loyalerweise dem A. A. zur Kenntnis zu geben, nur zu Protesten Ribbentrops über diese Einmischung in sein Zuständigkeitsgebiet geführt hatten. Canaris hat aber stets dafür gesorgt, daß alle in seinem Bereich eingehenden wichtigen außenpolitischen Nachrichten „unter dem Tisch“ über die Verbindungsleute zwischen beiden Behörden in die richtigen Hände im A. A. gelangten. Auf dem gleichen Wege informierten ihn auch seine Freunde im A. A. ihrerseits.

143 renden NSDAP und über die Spannungen zwischen den verschiedenen um die Gunst des „Führers“ kämpfenden Granden in Regierung und Partei meist recht gut orientiert und erhielt vor allen Dingen schon im Frieden und dann auch in den ersten Jahren des Krieges ein wenn nicht vollständiges, so doch umfangreiches Material über die geplanten oder bereits in Ausführung begriffenen Untaten des Regimes, so daß er die leitenden Militärs mit einer umfangreichen chronique scandaleuse versorgen konnte, leider meistens ohne daß diese daraus die von Canaris erhofften Konsequenzen gezogen hätten. Daß ihm dieses Material zur Verfügung stand, war in erster Linie das Verdienst des Obersten, späteren Generals Oster, der durch seine Querverbindungen in das braune und

schwarze Lager besonders zu dem Berliner Polizeipräsidenten Graf Helldorf und dem Leiter des Reichskriminalamtes Nebe „unter dem Tisch“ zahlreiche Informationen erhielt'). Es ist aber eine Überschätzung dieser schließlich doch auf einigen wenigen unter ständiger schwerster Gefahr für alle Beteiligten gepflegten persönlichen Beziehungen beruhenden Informationsquellen, wenn beispielsweise der Botschafter von Hassell in seinem Tagebuch unter dem 16. Dezember 1938 als Meinung des Gesandten von Hentig verzeichnet, daß eine Überwachung der gesamten Partei durch die Abwehrabteilung (Canaris) der Wehrmacht“ bestehe.

-
""

Die Informations- und Betätigungsmöglichkeiten der Abwehr waren also nicht unbegrenzt, unter einem geschickten und wendigen Chef waren sie aber sehr beträchtlich, auch wenn, wie gesagt, ein erheblicher Teil der Energien ständig benötigt wurde, um die unaufhörlichen offenen und getarnten Neben Oster trugen die Abwehrstellen bei den einzelnen Generalkommandos dazu bei, daß Canaris über das, was sich in ihrem Bereich innerpolitisch abspielte, unterrichtet wurde.

144

ten Expansionsversuche des RSHA abzuwehren. Zugute kam der Abwehr, daß sie in einem höheren Grade als irgendeine andere Institution im Dritten Reiche der Überwachung und Gängelung durch die Gestapo entzogen war. Sie hatte beispielsweise ihre eigene Paßstelle für Auslandspässe und Sichtvermerke, sie war in der Lage, unter ihrem Personal in der Frage des Ariernachweises verhältnismäßig frei zu schalten (unter den in der Abwehr tätigen Offizieren befanden sich einige, unter den sogenannten V.-Leuten eine ganze Anzahl, welche den Anforderungen der „Nürnberger Gesetze“ nicht entsprachen).

Ein höherer SD-Führer hat bei Vernehmungen in Nürnberg ausführlich über die Beziehungen zwischen Wehrmacht und Sicherheitspolizei ausgesagt. Auch wenn man seine Äußerungen sehr kritisch betrachtet, klingen sie in manchen Teilen durchaus glaubwürdig. Der Vernommene beschäftigt sich da beispielsweise mit dem in Wehrmachtskreisen in den Jahren vor dem Kriege umlaufenden Gerüchten, daß Himmler und Heydrich beabsichtigt hätten, sich mit Hilfe von Tschekamethoden an die Spitze der gesamten Wehrmacht zu setzen. Er sagt dazu, daß es sich seiner Kenntnis entziehe, ob Himmler und Heydrich damals Pläne dieser Art verfolgt hätten, bezweifelt es aber, weil schon personell nicht die Voraussetzung für so weitreichende Maßnahmen bestanden hätte. Das mag man als die persönliche Ansicht des Vernommenen glaubhaft finden oder nicht. Er fügt dann aber wörtlich hinzu: „Darüber hinaus war aber jedenfalls Tatsache, daß die Geheime Staatspolizei als Einrichtung ebenso wenig wie der Sicherheitsdienst (SD) sich mit diesen Dingen befaßte. Ihnen war die nachrichtendienstliche Tätigkeit gegen und innerhalb der Wehrmacht untersagt. Obwohl Heydrich ab und zu gern etwas über die Wehrmacht

10 Abshagen, Canaris

145

und aus ihr hörte, griff er in jedem Falle scharf durch, der ihm gemeldet wurde. Er mußte dies ja auch tun, um gegenüber der Wehrmacht gedeckt zu sein."

Diese Äußerungen des SD-Führers haben ein starkes Maß innerer Wahrscheinlichkeit für sich und sind besonders wegen der von uns im Druck hervorgehobenen Sätze interessant, welche darauf schließen lassen, daß auch Heydrich sich seine Informationen über die Wehrmacht und speziell über die Abwehr, „unter dem Tisch“ durch freiwillige „Mitarbeiter“ zu besorgen bestrebt war. Die Tatsache, daß innerhalb der Abwehr so lange Jahre ungestraft ein Zentrum des Widerstandes gegen das Regime bestehen konnte, scheint ein Beweis dafür, daß Heydrichs privater Informationsapparat in diesem Abschnitt wesentlich weniger gut funktionierte als der von Oster gegen Partei und Gestapo angesetzte. Das Offizierkorps der Abwehr erwies sich eben gegen die Infiltration von Gestapospitzeln in hohem Grade immun. Doch werden wir uns mit dieser Frage später noch einmal ausführlicher beschäftigen müssen.

Auf das persönliche Verhältnis von Canaris zu den leitenden Männern der Gestapo soll hier nur kurz eingegangen werden. Die Beziehungen zu Himmler sind und bleiben farblos. Es gibt wenige persönliche Berührungen. Canaris hat keine hohe Meinung von Himmler, den er im Grunde für einen wildgewordenen kleinen Beamten hält. Der ist zwar grausam und verschlagen, aber nicht klug und auch feige. Mit dem, meint Canaris, wird er schon fertig werden. Schwieriger ist sein Verhältnis zu Heydrich zu umreißen. Es ist von beiden Seiten kompliziert. Vor Heydrich fürchtet sich Canaris. Es ist eine instinktive körperliche Furcht. Der ganze Kerl ist ihm unheimlich. Er ist zu groß,

146

die fast mongolisch geschnittenen Augen haben einen kalten durchdringenden Blick, fast wie die einer Schlange. Canaris fühlt sich einem Menschen gegenüber, der keine Hemmungen kennt, einer Verbrechernatur ganz großen Maßes. Und doch ist er immer wieder fasziniert von der hohen Intelligenz seines Gegenspielers, den er einmal als „die klügste Bestie“ bezeichnet. In seinem Tagebuch spricht er von ihm nach dem ersten amtlichen Zusammentreffen als einem „brutalen Fanatiker, mit dem es schwer sein wird, offen und vertrauensvoll zusammenzuarbeiten“. Die Furcht vor Heydrich legt sich auch nicht im Laufe der Zeit. Schon ein Telefonanruf vom Chef des RSHA genügt, um Canaris in Unruhe zu versetzen. Trotzdem war Canaris, solange Heydrich lebte, bestrebt, ein gutes persönliches Verhältnis zu ihm aufrechtzuerhalten. Äußerlich waren die Beziehungen zwischen beiden sogar herzlich. Der Zufall wollte es, daß Canaris, als seine Familie Anfang Februar 1935 von Swinemünde nach Berlin übersiedelte, eine Wohnung in der Döllestraße in Südende fand. Es stellte sich bald heraus, daß Heydrich bereits seit einiger Zeit nicht weit entfernt in der gleichen Straße wohnte. Trotz inneren Widerwillens pflegte Canaris aus dienstlichen Erwägungen den Verkehr zwischen beiden Familien, und am Sonntagnachmittag im Sommer 1935 zog gelegentlich Familie Canaris die Straße hinauf zu Heydrichs, um dort im Garten Krokett zu spielen. Im August 1936 kaufte sich Canaris ein kleines Haus in Schlachtensee in der Dianastraße, die dann später nach dem nationalsozialistischen Schriftsteller Ottomar Beta in Betazeile umgetauft wurde. War es reiner Zufall, daß ein halbes Jahr später sich Heydrich in der an die Dianastraße angrenzenden Augustastraße, kaum zwei Minuten von Canaris entfernt, ein im Bau befindliches Haus

kaufte und nach Fertigstellung bezog? Frau Canaris konnte
147

sich nicht enthalten, ihm, als sie von dem Kauf hörte, lachend zu sagen: „Das haben Sie aber gut gemacht!“ Daß Heydrich die in dieser Bemerkung liegende Spitze verstand, geht daraus hervor, daß er sich zur Wehr setzte und mit allem Nachdruck erklärte, es sei reiner Zufall, daß er gerade in dieser Nachbarschaft ein passendes Haus gefunden habe. Es mag auch wirklich keine besondere Absicht dahinter gesteckt haben, denn schließlich hatte der Chef des RSHA es ja kaum nötig, persönlich seinen Gegner von der Abwehr zu beschatten. Daß Heydrich trotz der äußeren Freundlichkeit der Beziehungen zu Canaris diesen als Gegner betrachtete und ihm gegenüber stets auf der Hut blieb, ist von zahlreichen Mitgliedern des SD bezeugt worden. Er warnte seine Untergebenen vor Canaris als „einem alten Fuchs, vor dem man sich in acht nehmen muß“.

Der SS-Standartenführer Schellenberg, der 1944 nach dem Sturz von Canaris die Leitung des Geheimen Meldedienstes übernahm, hat gegenüber Mitgefangenen in Nürnberg behauptet, Heydrich habe sich nur deswegen nicht an Canaris herangetraut, weil dieser Unterlagen für die nicht rein arische Abstammung Heydrichs besessen habe, die an sicherem Orte deponiert gewesen seien. Ähnliche Erzählungen sind auch von anderen Seiten in Umlauf gesetzt worden. Sichere Unterlagen sind dafür bisher nicht zutage getreten. Diejenigen, welche Canaris beruflich und menschlich am nächsten standen, sind von ihm auch nicht in diesem Sinne unterrichtet worden, wenngleich kein Zweifel darüber bestehen kann, daß er über die „nichtarische“ Abstammung von Heydrichs Vater genau orientiert war. Gegen die Schellenbergsche Behauptung, daß Canaris aktenmäßige Unterlagen über Heydrichs „Webefehler“ besessen und als Druckmittel in sicherem Gewahrsam untergebracht habe, scheint aber die Tatsache zu
148

sprechen, daß Canaris nach einwandfreien Zeugnissen aus seiner Umgebung stets Heydrich fürchtete, und daß die Nachricht von dessen Tod Anfang Juni 1942 von ihm mit einem Aufatmen der Erleichterung aufgenommen wurde, wenngleich er es für richtig hielt, bei der Beisetzung gegenüber Heydrichs Mitarbeitern mit dumpfer, wie von Tränen erstickter Stimme zu erklären, daß er Heydrich als großen Menschen außerordentlich geschätzt und verehrt habe und an ihm einen treuen Freund verliere.

Trotz des gegenseitigen Mißtrauens war das äußerlich gute Verhältnis zu Heydrich für Canaris' Arbeit äußerst nützlich. Bei aller gegenseitigen Zurückhaltung war es ihm möglich, in vielen Fällen über Pläne und Maßnahmen des SD rechtzeitig zu hören. Obwohl Heydrich Canaris mißtraute, schien er doch den gesellschaftlichen Kontakt mit ihm zu schätzen. Er war wegen der Umstände seiner Dienstentlassung aus der Marine von Ressentiment gegen die Wehrmacht erfüllt, er war sich auch bewußt, daß ihn die meisten der hohen Offiziere der Marine und des Heeres als Renegaten betrachteten und gesellschaftliche Berührungen mit ihm nach Möglichkeit vermieden. Deshalb empfand er den Verkehr mit der Familie Canaris trotz aller geistigen Vorbehalte als wohltuend und ging im Gespräch mit dem Abwehrchef häufig spontan mehr aus sich heraus, als er es vielleicht vorher beabsichtigt hatte.
149

NEUNTES KAPITEL SPANISCHES RÄTSEL

Neben den Verhandlungen mit Heydrich über die Abgrenzung der beiderseitigen Kompetenzen nahm der innere Auf- und Ausbau der Abwehr seinen Fortgang. Es war Canaris' Streben, den leitenden Männern der deutschen Wehrmacht zu allen Zeiten ein möglichst vollständiges und auf jeden Fall ein ungeschminktes Bild der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Kräfteverhältnisse zu vermitteln. Aus manchen Veröffentlichungen der letzten Jahre ist in weiteren Kreisen der Eindruck entstanden, daß Canaris bewußt und systematisch Nachrichten, die bei der Abwehr von ihren V.-Leuten und Außenstellen einliefen, zum Schaden der deutschen Kriegführung unterschlagen oder in verfälschter Form den für die Führung der Wehrmacht zuständigen Instanzen weitergeleitet hätte. Auch eine Stelle in Gisevius' „Bis zum bitteren Ende“) kann leicht in diesem Sinne mißverstanden werden. Mitarbeiter, welche jahrelang in den Geschäftsgang des Geheimen Meldedienstes Einblick hatten, bezeichnen derartige Behauptungen als völlig abwegig. Der Generalstab des Heeres und die entsprechenden für die operative Vorbereitung deutscher Kriegsmaßnahmen verantwortlichen Stellen der Luftwaffe und der Marine erhielten das Nachrichtenmaterial, das bei der Abwehr einging, grundsätzlich in der Form, in der es anfiel, gegebenenfalls mit Hinweis¹⁾ II. Band, S. 196/7, deutsche Ausgabe, Claassen & Goverts, Hamburg 1948.

150

weisen hinsichtlich der Natur und Glaubwürdigkeit der Quellen. Es war ihre Aufgabe nicht die der Abwehr sich aus der Auswertung dieser Meldungen im Zusammenhang mit anderem, unabhängig von der Abwehr erarbeiteten Nachrichtenmaterial (beispielsweise aufgefangenen Funkmeldungen, Gefangenenaussagen, um nur zwei solcher Quellen zu nennen) ihr Urteil über die Lage zu bilden. Es steht auf einem anderen Blatte, daß Canaris bei sich bietender Gelegenheit, etwa beim Vortrag vor Hitler oder vor Keitel, in dem Bestreben, Einfluß auf die oberste Führung in dem Sinne auszuüben, der ihm als vernünftig oder moralisch einwandfrei erschien, gewisse Nachrichten, welche seine Thesen unterstützten, besonders hervorhob, andere, welche Hitlers Ideen Vorschub zu leisten schienen, geflissentlich überging. Aber wohlverstanden, auch in solchen Fällen handelte es sich um die Auswahl aus Material, welches in vollem Umfange den für die eigentliche militärische Lagebeurteilung zuständigen Stellen vorlag. Die moralische Berechtigung zu solchen nachrichtenmäßigen Kunstgriffen leitete Canaris davon her, daß ihm gerade aus seiner Tätigkeit als Nachrichtenchef - sofern er sie nicht schon vorher erkannt hatte sehr bald die Gefährlichkeit der hitlerschen Außenpolitik deutlich offenbar wurde. Um so notwendiger aber wurde seiner Auffassung nach eine richtige und umfassende Informierung der Wehrmachtsführung. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit an der Spitze der Abwehr war die Stellung der Wehrmacht noch verhältnismäßig unabhängig von Parteieinflüssen. Allerdings waren Männer wie Blomberg und Reichenau allzu geneigt, Hitlers Wünschen entgegenzukommen; aber Persönlichkeiten wie der Oberbefehlshaber des Heeres von Fritsch; der Generalstabschef Beck und manche andere schienen Canaris Gewähr gegen eine völlige Unter-

werfung der Wehrmacht unter Parteieinflüsse zu bieten. Diese Männer in ihrem Ringen um die Aufrechterhaltung der Traditionen der Wehrmacht, insbesondere des Heeres, im Rahmen seines eigenen Tätigkeitsbereiches zu unterstützen, betrachtete Canaris als selbstverständliche Pflicht. Er nahm dabei hinsichtlich seines Arbeitsgebietes keine kleinliche bürokratische Haltung ein. Er fühlte sich speziell immer dann als zuständig, wenn er die Möglichkeit sah, Unheil abzuwenden oder Unrecht entgegenzutreten.

Als im Herbst 1935 der abessinische Konflikt ausbrach, stand Canaris mit seinen Sympathien auf der Seite Abessiniens. Er nahm instinktmäßig für den Schwächeren Partei. Außerdem aber sah er in dem Abenteuer Mussolinis schon frühzeitig deshalb eine Gefahr, weil er mit Recht annahm, daß Hitler dem vom Duce gegebenen Beispiel folgen und Deutschland in gefährliche Unternehmungen verwickeln würde. Bei aller Sympathie für das italienische Volk war Canaris damals und auch später ein Gegner eines Militärbündnisses mit Italien. Er hatte eine niedrige Einschätzung des italienischen Kriegspotentials und sah richtig voraus, daß sich die beiden Diktatoren gegenseitig zu immer gefährlicheren Abenteuern emporsteigern würden. Die Schwäche, die Großbritannien während des abessinischen Konfliktes zeigte nach seiner Meinung hätte es durch die Schließung des Suezkanals dem ganzen Spuk in Abessinien ein rasches Ende bereiten können, war für Canaris eine große Enttäuschung. Doch zog er daraus nicht wie Hitler den falschen Schluß, daß England immer und unter allen Umständen nur bluffe und sich niemals auf einen ernstesten Konflikt einlassen werde. Er sollte noch öfters in den nächsten Jahren durch die Unentschlossenheit der britischen Politik enttäuscht werden, ohne daß seine Haltung gegenüber Großbritannien da-

-

durch geändert worden wäre. Canaris hatte sein ganzes Leben hindurch Sympathie und Hochachtung für die Engländer. Er bewunderte die elastischen Methoden, mit denen sie ihr vielfältiges Imperium zusammenzuhalten verstanden. Er sah im Britischen Weltreich ein Ordnungsprinzip, von dem er sich auch für die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse auf dem europäischen Festlande viel versprach. Er hatte großen Respekt vor der Zähigkeit des britischen Volkscharakters und war überzeugt, daß trotz der ihm natürlich nicht verborgenen Schwächen der britischen Rüstungen Hitler niemals in der Lage sein werde, diesen Gegner zu bezwingen.

Die Befürchtungen, welche das Gelingen von Mussolinis Coup in Abessinien bei Canaris erweckt hatten, erwiesen sich nur zu rasch als begründet. Hitlers Einmarsch in das entmilitarisierte Rheinland war die Quittung auf die schwächliche Haltung der Westmächte gegenüber Italien. Einige Tage vor diesem Unternehmen kam Canaris in einer Unterhaltung mit Legationssekretär Erich Kordt, mit dem er damals noch nicht in näherem Kontakt stand, über dessen ablehnende Haltung gegenüber dem Regime er jedoch unterrichtet war, auf die bevorstehenden Ereignisse zu sprechen. Ohne den geplanten Einmarsch ausdrücklich zu erwähnen, stellte er unvermittelt die Frage: „Glauben Sie, daß Frankreich mobilisieren wird?“ Der also Angeredete ließ sich seine Überraschung über die Frage nicht anmerken, antwortete viel-

mehr, er sei selbst im Zweifel, ob sich die Westmächte zum Handeln aufrufen oder durch die friedfertigen Versicherungen, mit denen Hitler seinen Streich zu begleiten beabsichtige, täuschen und von energischen Gegenmaßnahmen abhalten lassen würden. Canaris ließ erkennen, daß auch er an einer energischen Politik Englands und Frankreichs zweifelte, und gab dieser Auffassung bei aller Vorsicht in der Wahl der

153

Worte in solcher Weise Ausdruck, daß nach dieser Unterhaltung auch sein Gegenüber keinen Zweifel mehr hegte, daß er mit einem Gegner des Unternehmens und darüber hinaus des Systems gesprochen hatte.

Wenn Canaris der Besetzung des Rheinlandes unter Bruch des Locarno-Vertrages ablehnend gegenüberstand, so will das nicht besagen, daß nicht auch er den Wunsch gehabt hätte, die volle Souveränität Deutschlands möglichst bald wieder herzustellen. Aber er war ein überzeugter Gegner der hitlerschen Methode einseitiger Aufhebung von Verträgen, zumal solcher, welche auch das nationalsozialistische Regime noch kurz vorher als bindend anerkannt hatte. Er war überzeugt, daß die wenigen noch die Gleichberechtigung Deutschlands beeinträchtigenden Bestimmungen des Versailler Vertrages auf dem Verhandlungswege in absehbarer Zeit beseitigt werden könnten. Er fürchtete, daß jeder Erfolg der Gewaltpolitik Hitler zu immer neuen Vertragsbrüchen ermutigen würde. Und schließlich ließ das umfangreiche Nachrichtenmaterial, das ihm aus aller Welt laufend zuging, keinen Zweifel darüber, daß diese sogenannten außenpolitischen Erfolge Hitlers nicht nur dem Regime, sondern dem ganzen deutschen Volke teuer zu stehen kommen würden durch den Verlust an moralischem Kredit und das Anwachsen eines allgemeinen Deutschenhasses in Ländern, in denen gerade die stimmungsmäßigen Folgen des ersten Weltkrieges im Abklingen gewesen waren.

Um diese Zeit wurde es Canaris immer klarer, daß für ihn Widerstand gegen das System moralische Pflicht sei. Aber noch war der Zeitpunkt nicht gekommen, in dem dieser Widerstand die Form einer Verschwörung mit dem Ziel des Sturzes Hitlers annehmen sollte. Noch waren ja an leitenden Stellen der Wehrmacht Männer wie Fritsch und Beck, über

154

deren Köpfe hinweg Canaris sich nicht zu handeln befugt fühlte. So handelte es sich vorläufig noch um einen Kleinkrieg gegen die Auswüchse des Systems. Canaris war im Bilde über den Kampf, den Oster unablässig gegen SS und Gestapo führte und in der Kulisse daran beteiligt. Er persönlich betätigte sich daneben besonders auf humanitärem Gebiet. In diesen Jahren hatten mehrere hundert Menschen, die von Partei und Gestapo verfolgt wurden ein erheblicher Teil davon Juden es dem Chef der Abwehr zu verdanken, wenn sie über die Grenzen des Dritten Reiches ins Ausland entkommen konnten.

----- •

-

In der Leichtgläubigkeit, mit der viele Ausländer in hervorragenden Stellungen auf die Propaganda der Nationalsozialisten hereinfließen, sah Canaris eine große Gefahr. Er bemühte sich, ihr dadurch entgegenzutreten, daß er seinerseits zahlreiche Persönlichkeiten des Auslandes, von deren Einsicht und Beobachtungsgabe er etwas hielt, anlässlich der

Olympiade im Jahre 1936 und zu den Parteitag der NSDAP einlud und ihnen die Möglichkeit gab, sich in Deutschland umzusehen, in der Hoffnung, daß sie die Propaganda durchschauen und ein wahrhaftiges Bild von der Gewaltherrschaft und dem Dilettantismus des Nationalsozialismus gewinnen würden. Sehr großer Erfolg war ihm auf diesem Gebiet allerdings nicht beschieden.

-

Das Jahr 1936 brachte ein Ereignis von weittragender Bedeutung. Am 16. Juli brach ausgelöst durch die Ermordung des rechtsstehenden Politikers Calvo Sotelo durch linksgerichtete Polizeiorgeane - in Spanien eine Militärrevolte gegen die dortige Volksfrontregierung aus. Aus ihr entwickelte sich der Bürgerkrieg, der sich drei Jahre hinziehen sollte, bis er schließlich mit dem Siege der von General Francisco Franco geführten Kräfte endete. In den ersten Phasen des Kampfes

155

hatte die Volksfrontregierung unzweifelhaft die Oberhand, und es wäre wohl zu einer blutigen Unterdrückung der Erhebung gekommen, wenn nicht Franco die Unterstützung Italiens und Deutschlands gefunden hätte. Es ist bekannt, daß Canaris bei der deutschen Hilfeleistung eine sehr wesentliche Rolle gespielt hat. Dieser Umstand ist der Ausgangspunkt von zahlreichen Angriffen gegen Canaris geworden. In der Tat scheint auf den ersten Blick ein unerklärlicher Widerspruch darin zu liegen, daß Canaris das autoritäre Regime des Nationalsozialismus in Deutschland bekämpfte, die spanische Variante des Faschismus dagegen nicht etwa nur in Ausführung der ihm von seinen Vorgesetzten und von Hitler erteilten Befehle, sondern aus persönlicher Überzeugung förderte und nach Kräften unterstützte.

Einer Klärung dieses Widerspruches werden wir nicht näher kommen, ohne uns zu vergegenwärtigen, wie denn Canaris damals überhaupt zu politischen Problemen stand. Von Jugend an hatte er ein brennendes Interesse für außenpolitische Fragen an den Tag gelegt. Das delikate Spiel des europäischen Gleichgewichts hatte schon den jungen Seeoffizier ebenso beschäftigt, wie etwa die Schachzüge des zaristischen Rußlands und Großbritanniens im Vorderen und Mittleren Orient oder das Tauziehen zwischen britischen und nordamerikanischen Interessengruppen in Mexiko, das er in der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des ersten Weltkrieges an Ort und Stelle hatte verfolgen können. Fragen der inneren Politik, der Sozialpolitik und alles, was damit verknüpft ist, waren dagegen außerhalb seines unmittelbaren Gesichtskreises geblieben. Im Elternhause war, wie wir erwähnten, wenig politisiert worden. In der Kaiserlichen Marine waren innerpolitische Unterhaltungen unter den Offizieren nicht üblich. Wie das Heer sollte die Marine nach Möglichkeit aus dem Kampf

156

der politischen Meinungen herausgehalten werden. Die Revolution und die inneren Kämpfe 1918/19 hätten das vielleicht ändern können. Sie hatten aber, was Canaris anbetrifft, in dieser Hinsicht nicht viel Spuren hinterlassen. Nur in einer Beziehung hatten sie einen bleibenden Niederschlag zu verzeichnen. Die tiefe Abneigung gegenüber dem Kommunismus, das Mißtrauen gegenüber dem bolschewistischen Rußland sollten Canaris nicht wieder verlassen. Im übrigen hatten die zahlreichen Kontakte mit Politikern der verschiedensten Richtungen während seiner Dienstzeit bei der Garde-Kavallerieschützen-

Division in Berlin und seiner Mission nach Weimar und auch später noch in der Adjutantur Noskes bei ihm die Hochachtung gegenüber Parlamenten und Parlamentariern nicht gerade verstärkt. Sie hatten auch nicht in ihm besondere Lust erweckt, sich tiefer in innerpolitische Probleme zu versenken. Mit einem Wort gesagt: Canaris war zu keiner Zeit seines Lebens ein überzeugter Demokrat. Er war nicht von der unzweifelhaften Überlegenheit und Allgemeingültigkeit der demokratisch-parlamentarischen Staatsform überzeugt. In seiner allgemeinen Einstellung zu den praktisch-politischen Problemen war er ein gemäßigter Konservativer. Im übrigen war er ein betont humaner Mensch. (Wie ja denn auch sein Widerstand gegen Hitler nicht so sehr in politischen Überlegungen als in Abscheu vor den Grausamkeiten und Rechtsbrüchen des Systems wurzelte.) Das britische parlamentarische System bewunderte er wegen der Freiheitlichkeit seiner Einrichtungen ebensosehr wie wegen seiner Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit. Er sah in ihm eine aus jahrhundertelanger Erfahrung und Tradition geborene Synthese von demokratischen und aristokratischen Elementen. Er hatte aber sehr starke Zweifel, ob sich dieses System ohne weiteres auf andere Länder, Völker und Verhältnisse übertragen lasse.

157

Beispielsweise hegte Canaris ernste Bedenken bezüglich der Entwicklung, welche das parlamentarische System in mehreren westeuropäischen Ländern, ganz besonders in Frankreich und in Spanien vor Ausbruch des Bürgerkrieges, zu nehmen drohte. Er betrachtete die Volksfrontregierungen in beiden Staaten mit tiefem Mißtrauen. Er hatte schon um die Mitte der dreißiger Jahre keine Illusionen über die kommunistischen Parteien dieser Länder, in denen er nichts weiter als völlig von Moskau und den Politikern des Kreml abhängige Sektionen der Komintern sah. Er glaubte, daß die bürgerliche Tradition Frankreichs noch stark genug sein möchte, um wenigstens für die unmittelbare Zukunft eine völlige Bolschewisierung des Landes zu verhindern, aber bezüglich Spaniens war er viel skeptischer. Canaris kannte und liebte Spanien. Er sah die Entwicklung dort als ein rein menschliches Phänomen ohne ideologische Brille. Wenn er auf die jüngste Vergangenheit zurückblickte, so wollte es ihm scheinen, als ob trotz aller Schattenseiten das Regime Primo de Riveras dem Lande und dem Volke in vieler Hinsicht mehr Nutzen gebracht hätte als die republikanischen Regierungen, die darauf gefolgt waren. Die großen administrativen Erfolge Salazars im benachbarten Portugal nach Jahrzehnten parlamentarischer Mißwirtschaft schienen ihm ein weiterer Beweis dafür, daß auf der iberischen Halbinsel die politischen und sozialen Voraussetzungen für ein funktionierendes demokratisches System mindestens zur Zeit noch nicht gegeben seien und daß in der anders gearteten politischen und geistigen Atmosphäre Südwesteuropas autoritäre Regime nicht notwendigerweise die gleichen Auswüchse zeitigen müßten wie die Systeme Stalins oder Hitlers. (Er war auch später noch der Meinung, daß Mussolini ohne die Einwirkung und das Beispiel Hitlers eine wesentlich andere Entwicklung genom-

158

men hätte.) Was ihn an der spanischen Entwicklung mit besonderer Sorge erfüllte, war, daß alle Anzeichen auf einen zunehmenden Einfluß Moskaus hindeuteten. Die traditionellen spanischen Gruppen der radikalen Linken, die Anarchisten.

und Syndikalisten, verloren zusehends an Boden zugunsten der von Moskau aus ideologisch, propagandistisch und finanziell geförderten Kommunistischen Partei. Nahm diese Entwicklung ihren Fortgang, so bestand nach Canaris' Auffassung die Gefahr der Errichtung eines vom Kreml abhängigen bolschewistischen Staates im Südwesten Europas, was auf die Dauer für Frankreich und alle zwischen Sowjetrußland und einem Sowjetspanien liegenden Länder, wie auch für die ganze iberio-amerikanische Welt, eine furchtbare Gefahr bedeuten würde.

Die Entwicklung im republikanischen Spanien bald nach Ausbruch des Bürgerkrieges schien Canaris' Auffassungen recht zu geben. Sehr bald entglitten die bewaffneten Linksorganisationen der Kontrolle der parlamentarischen Volksfront. Die gemäßigten Elemente innerhalb der republikanischen Parteien waren zur Machtlosigkeit verdammt. Bolschewistische Einflüsse traten immer deutlicher zutage. Die Geiselmorde unter der Ober- und Mittelschicht, besonders aber in den kirchentreuen katholischen Kreisen ließen die Parallele mit der bolschewistischen Revolution in Rußland so deutlich hervortreten, daß selbst in den mit dem republikanischen Spanien sympathisierenden Kreisen Westeuropas scharfe Kritik wenn auch meistens in camera geäußert wurde. Aber schon bei Beginn des Bürgerkrieges stand Canaris, wie gesagt, der Volksfrontregierung in Spanien mißtrauisch und ablehnend gegenüber. Auf der anderen Seite hatte er starke Sympathien für Franco persönlich. Außerdem befanden sich alle die Freunde, die er während seiner zahlreichen

-

:

159

-

Aufenthalte in Spanien in früheren Jahren kennengelernt hatte, im Lager des „Caudillo“, oder standen doch jedenfalls der Volksfrontregierung in Opposition gegenüber. Canaris hatte von Anfang an von General Franco eine ziemlich hohe Meinung und ist dieser Auffassung bis zuletzt treu geblieben. Canaris schätzte nicht nur das soldatische Urteil Francos, der militärische Situationen illusionslos und nüchtern zu sehen verstand sowohl während des Bürgerkrieges, wie später während des Weltkonfliktes. Er hielt, auch zu einer Zeit, als es in Deutschland und anderswo die große Mode war, den „Caudillo“ als beschränkt und unbedeutend abzutun, Franco für einen Staatsmann von mehr als Mittelmaß. Aber vor allen Dingen war dieser ihm menschlich sympathisch. Canaris schätzte Francos Sinn für Würde ebenso wie seine Ablehnung äußeren Poms. Er sympathisierte mit dem an Bauernschläue grenzenden Mutterwitz des Gallego ¹⁾ ebenso wie mit dessen hartem Tatsachensinn. Mochten andere in wenig schmeichelhafter Weise Franco mit Sancho Panza vergleichen, so wies Canaris darauf hin, daß gerade dieser der Prototyp des vernünftigen Spaniers sei und daß auf jeden Fall Spanien in den schwierigen Zeitläuften der dreißiger Jahre einen Don Quichotte bestimmt nicht an seiner Spitze haben dürfe, wenn es nicht im Kampfe mit übermächtigen Gewalten zerschmettert werden wolle.

Das Leitmotiv von Canaris' Handeln zur Zeit des spanischen Bürgerkrieges aber war doch wohl die Sorge vor einem Übergreifen des Bolschewismus auf Südwesteuropa. Einer seiner langjährigen Mitarbeiter gibt in vielleicht etwas über-

spitzt drastischen, aber den Kern treffenden Worten diese Er-
1) General Franco stammt aus der nordwestspanischen Provinz
Galicien, deren Bewohner im Ruf der Schläue und des nüchternen
Realismus stehen.

160

klärung: Die Tatsache, daß Canaris den braunen Bolsche-
wismus zu Hause bekämpfte, konnte ihn nicht abhalten, dem
roten Bolschewismus überall da entgegenzutreten, wo er
gefährlich zu werden drohte.

Canaris hat sich, soweit heute feststellbar ist, niemals ein-
deutig darüber ausgelassen, wann er Franco zuerst getroffen
hat. Daß beide bereits während Canaris' erstem Aufenthalt
in Madrid in den Jahren 1916/17 zusammengetroffen sein
könnten, wäre denkbar, ist aber wenig wahrscheinlich, wird
auch von Bekannten aus jener Zeit der „Etappe Madrid“
nicht bestätigt. Dagegen ist anzunehmen, daß Canaris Franco
schon vor Ausbruch des Bürgerkrieges persönlich kannte.
Möglicherweise könnte er ihn zu der Zeit getroffen haben,
als Franco Mitte der dreißiger Jahre, während der Führer
der Katholischen Partei, Gil Robles, das Kriegsministerium
leitete, als Generalstabschef fungierte. Alles deutet darauf
hin, daß sich die beiden Männer kannten, als im Spät-
sommer 1936 Franco wegen des Lufttransportes seiner in
Marokko stehenden Truppen nach Spanien Fühler nach
Deutschland ausstreckte. Zwei in Tetuan ansässige deutsche
Kaufleute namens Bernhardt und Langenheim kamen im
Auftrage Francos nach Berlin und verhandelten zunächst mit
General Willberg im Reichsluftfahrtministerium. Göring
wurde informiert, stand dem Ansuchen Francos aber anfangs
kühl gegenüber. Er war zwar daran interessiert, deutsche
Flugzeuge gegen Devisen zu verkaufen, auch schien die Aus-
sicht auf eine Erprobung neuer Flugzeugtypen unter kriegs-
mäßigen Voraussetzungen verlockend, aber die Chancen
der Militärerhebung in Spanien waren ihm zu zweifelhaft,
als daß er bereit gewesen wäre, sich sehr stark in der Sache
zu engagieren.

Etwa um die gleiche Zeit erschienen bei Canaris zwei Spa-
11 Abshagen, Canaris

161

nier, die über Paris gekommen waren, um seine Unterstüt-
zung für Francos Bestrebungen nachzusuchen. Canaris sah im
Gegensatz zu Göring die Angelegenheit nicht unter dem Ge-
sichtspunkt des Devisengewinns oder der Waffentechnik,
sondern unter dem vorher umrissenen politischen Aspekt. Da
er aus den Ausführungen der beiden Spanier entnahm, daß
auch Bestrebungen im Gange waren, Italien für eine Unter-
stützung der Militärerhebung zu gewinnen, hielt Canaris es
für zweckmäßig, sich mit seinem italienischen Kollegen, dem
damaligen Oberst Roatta, zu verständigen. Er flog nach
Rom. Zwischen den beiden Nachrichtenchefs bestand ein
freundschaftliches Verhältnis, wenngleich mindestens auf
seiten von Canaris die Freundschaft mit Vorsicht gepaart
war. Roatta konnte nach Fühlungnahme mit seinen militä-
rischen Vorgesetzten und persönlichem Vortrag vor Musso-
lini in Gegenwart Cianos Canaris versichern, daß Italien an
einer Hilfeleistung für Franco dringend interessiert sei.
Nach seiner Rückkehr von Rom wurde Canaris nunmehr
durch Keitel offiziell in die Verhandlungen, die in Berlin
unter den interessierten Ressorts inzwischen eingeleitet wor-
den waren, eingeschaltet. Canaris mußte zunächst Göring

über seine Besprechungen in Rom Bericht erstatten. Auf Veranlassung Görings wurde er dann zum Vortrag bei Hitler befohlen. In dieser Besprechung wurde der grundlegende Plan für die Hilfeleistung an Franco-Spanien gefaßt. Canaris vertrat den Standpunkt, es sei das beste, einen Vertreter der Wehrmacht nach Spanien zu entsenden. Für diese Aufgabe wurde der Oberst Warlimont ausgewählt, der mit einem in spanischer Sprache abgefaßten und von Kriegsminister von Blomberg unterzeichneten Schreiben als Vertreter aller drei Wehrmachtzweige bei Franco akkreditiert wurde. Die folgenden Monate brachten eine enge Zusammenarbeit zwischen

162

Canaris und Warlimont. Gemeinsam mit diesem und allein flog Canaris mehrmals nach Spanien. Der erste Flug in einer alten Junkersmaschine ohne Zwischenlandung in großer Höhe quer über Frankreich die Fahrgäste saßen auf Benzin-kanistern, da alle unnötige Einrichtung zwecks Gewichtsersparnis aus der Maschine entfernt war war ein Abenteuer nicht ohne Risiko. Bei einer späteren Gelegenheit fuhr Canaris gemeinsam mit Roatta auf einem italienischen Schiff nach Spanien, um dort die deutsche und italienische Beistandsleistung aufeinander abzustimmen.

Das Ergebnis der Verhandlungen mit Franco war die Bildung der Legion Condor, deren erster Kommandeur der General Sperrle wurde. Im weiteren Verlauf des Bürgerkrieges wechselte das Kommando der Legion noch zweimal. Auch die Generale Volkmann und von Richthofen hatten ebenso wie Sperrle auf diese Weise die Gelegenheit, Erfahrungen in der Führung von Fliegerverbänden unter kriegsmäßigen Verhältnissen zu gewinnen und sich ein Urteil über die Leistungsfähigkeit der auf der Gegenseite eingesetzten französischen und sowjetrussischen Flieger zu bilden.

Die Federführung des Spanienunternehmens lag in Deutschland beim Reichsluftfahrtministerium. Trotz der gelegentlich auf seiten Görings gegenüber Canaris zutage tretenden Eifersucht konnte man aber den Abwehrchef bei der Aufrechterhaltung der Beziehungen zu Franco-Spanien nicht entbehren. Man mußte immer wieder auf seine Landeskennntnis, auf seine persönlichen Beziehungen zu einem großen Kreise der in Spanien maßgebenden Persönlichkeiten und auf seine richtige Einschätzung des spanischen Volkscharakters zurückgreifen. Immer wieder mußte Canaris, wenn es Schwierigkeiten zu überbrücken, Meinungsverschiedenheiten auszugleichen, neue Vereinbarungen zu treffen galt, nach Spa-

163

nien reisen. Alle Beschwerden, die Franco über die deutschen Helfer hatte, brachte er nach Möglichkeit in persönlicher Aussprache mit Canaris vor, was dieser natürlich mit gemischten Gefühlen aufnahm, da es ihn bei den beteiligten deutschen Instanzen nicht gerade beliebt machte.

u. a.

Bei Franco genoß Canaris uneingeschränktes Vertrauen, und viele Vereinbarungen, die sonst im Sumpfe bürokratischer Umständlichkeiten stecken geblieben wären, wurden in persönlicher Aussprache zwischen den beiden Männern, für die es angesichts Canaris' Beherrschung der spanischen Sprache keines Dolmetschers bedurfte, rasch erledigt. Da gab es vielfältige Probleme zu lösen. Mit der Bereitstellung der deutschen „Freiwilligen“ und der Flugzeuge für die Legion Condor war

es ja nicht getan. Es mußten Waffen im Auslande in der Tschechoslowakei und in Amerika - durch deutsche Vertrauensleute gekauft werden; das Geld wurde von deutscher Seite in vielen Fällen vorgelegt und kam dann über London, wo es Franco gelungen war, finanzielle Hilfe zu erreichen, wieder herein. Die Verhandlungen hierüber liefen teilweise auch über die spanische Botschaft in Berlin, wo Canaris mit dem Botschaftsrat Vargas und mit dem bald nach Ausbruch des Bürgerkrieges von Franco zum Militärattaché ernannten Grafen Roccamora in engem Kontakt stand. Natürlich ging nur ein Teil - aber ein sehr wichtiger - dieser Angelegenheiten durch Canaris' Hände. Neben der Legion Condor entstand eine große, von Bernhardt geleitete deutsch-spanische wirtschaftliche Organisation - der Name „Hisma“ ist in der Weltpresse viel erwähnt worden, die nicht nur im spanischen Außenhandel eine große Rolle spielte, sondern auch beispielsweise zur Stabilisierung des Pesetenkurses entscheidend beitrug.

Die häufigen Reisen nach Spanien waren für Canaris eine
164

angenehme Pflicht. Er liebte das Land, und er liebte die Spanier. Wenn wir sagen, er liebte Spanien, so muß man daraus nicht schließen, daß er der spanischen Landschaft besondere Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Er war nie sehr an landschaftlichen Schönheiten interessiert gewesen, auch hatte er kein Organ für städtebauliche und architektonische Reize, sei es in Spanien oder in irgend einem anderen Lande. In den Städten, die er auf seinen weiten Reisen besuchte, lernte er selten viel mehr als die Hotels kennen, in denen er Station machte. Außerdem höchstens die eine oder andere Kirche und eine oder mehrere Apotheken. Besonders katholische Kathedralen zogen ihn an. Es konnte passieren, daß er, der sonst ungern allein ausging, aus seinem Hotel in aller Stille entwich und sich zur Meditation in eine Kirche zurückzog. So fanden ihn eines Abends seine Begleiter, die ihn seit Stunden vermißten und sich bereits Sorgen machten, ob ihm etwas zugestoßen sei, mutterseelenallein tief in Gedanken versunken, unter dem düsteren gotischen Gewölbe des nur dürftig von Kerzen an den Altären erleuchteten Domes von Burgos. Apotheken suchte Canaris öfters auf, denn er war in Sachen seiner Gesundheit ein ausgesprochener Hypochonder und hatte die Taschen stets voll mit allerlei harmlosen Patentmedizinen, von denen er auch seinen Begleitern häufig anbot. Was Canaris an Spanien liebte, war die „Atmosphäre“ im buchstäblichen und im übertragenen Sinne dieses Mittelmeerlandes. Er fühlte sich zu Hause unter den Menschen Spaniens, der Klang ihrer Sprache tat ihm wohl, und er empfand auch die Gerüche der Märkte, der Garküchen, der engen Gäßchen irgendwie als wohltuend und befriedigend. Er schätzte die spanische Küche, und man konnte sicher sein, daß er bei der ersten Mahlzeit auf spanischem Boden eine Knoblauchsuppe bestellen würde. Besonders gern fuhr er im Kraft-
165

wagen durch die weiten Hochebenen Kastiliens. Lieber als in großen Hotels übernachtete er in den staatlichen Rasthäusern, den Paradors.

Auf solchen Autofahrten durch Spanien kam im Gespräch mit seinen Begleitern der Humor des Admirals zu vollem Austrag. Sein Witz war meist tief verborgen, daß die anderen mit Ausnahme Piekenbrocks¹⁾, der sich durch bemer-

kenswert,,kurze Leitung" auszeichnete oft erst lang hinterher begriffen, worum es eigentlich ging. Oft aber auch war es breiter Sarkasmus, so, wenn er des öfteren seine Begleiter aufforderte, jede der Schafherden, deren man vielen begegnete, durch Aufheben der Hand zu grüßen. Ganz nebenbei bemerkte er dazu trocken:,,Man weiß nie, ob sich nicht ein hoher Vorgesetzter darunter befindet." Gelegentlich aber verlor er sich in metaphysischen Spekulationen, die über die Köpfe seiner Begleiter hinausgingen.

Canaris beurteilte die Aussichten Francos im Bürgerkrieg von Anfang an günstig. Im Gegensatz zu anderen Beobachtern ließ er sich nicht durch die Langsamkeit der Operationen der nationalistischen Streitkräfte irre machen. Er verstand, im Gegensatz zu Hitler, zum Beispiel sehr gut, daß Franco bestrebt war, Madrid unter möglichst geringen Zerstörungen zu erobern und deshalb langsam und bedächtig mit dem Angriff zu Werke ging, weil er ja eines Tages in der Hauptstadt des Landes als Regierungschef von ganz Spanien zu residieren beabsichtigte. Der Ausgang des Bürgerkrieges rechtfertigte diese Auffassung von Canaris.

¹⁾ Dieser nahm an den Spanienreisen von Canaris allerdings erst später, nach Abschluß des Bürgerkrieges, teil.

166

ZEHNTES KAPITEL

KAMPF UM DEN FRIEDEN

Der spanische Bürgerkrieg nahm seinen Lauf. In der Presse der Welt gab es Parteigänger für die „Loyalisten“ und für die „Nationalisten“. In London tagte der Nichteinmischungsausschuß und nährte noch einmal die Illusion, daß man mit den Mitteln der Diplomatie wenn nicht die schwebenden Probleme lösen, so doch den Ausbruch ernster Konflikte verhindern könne. Abgesehen von Spanien zeigten sich im Jahre 1937 keine akuten außenpolitischen Krisenpunkte. Für Canaris fällt in den Anfang des Jahres allerdings ein Ereignis, das ihn besorgt aufhorchen ließ und ihm unruhige Nächte bereitete, weil er zunächst keine Erklärung finden konnte. Es handelte sich um das inzwischen durch eine Reihe von Veröffentlichungen bekannt gewordene Ansuchen Heydrichs, daß die Abwehr ihm handschriftliche Unterlagen aus der Zeit der deutsch-sowjetischen militärischen Zusammenarbeit besonders Aktenstücke mit der Handschrift der deutschen Generale von Seeckt und von Hammerstein und des sowjetischen Marschalls Tuchatschewski und anderer russischer Generale - sowie Mitarbeiter zur Verfügung stellen solle, die in der Herstellung von originalgetreuen Fälschungen handschriftlicher Dokumente erfahren sein sollten. Heydrich hatte aus diesem Anlaß Canaris persönlich aufgesucht, und es war zu einer ziemlich scharfen Aussprache zwischen beiden gekommen, in deren Verlauf Canaris das Ansinnen des Gestapohauptlings abgelehnt und diesem erklärt hatte,

167

daß er an die falsche Adresse gekommen sei. Die Gestapo müsse sich bei derartigen Angelegenheiten schon selber helfen.

Canaris war aber durch das Ansuchen Heydrichs beunruhigt. Er konferierte mit Oster und Piekenbrock eingehend darüber und suchte in Erfahrung zu bringen, was dahinter stecken mochte. In diesem Falle versagte aber Osters interner Informationsdienst. Erst als knapp zwei Monate später in Moskau die große „Reinigungsaktion“ gegen die Spitzen

der Roten Armee wegen angeblicher Verschwörung gegen die Sowjetregierung begann, in deren Verlauf Tuchatschewski und eine ganze Reihe anderer führender Männer der Sowjetwehrmacht nach dem üblichen umfassenden Geständnis zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden, ging Canaris ein Licht auf und er begriff, zu welchem infamen Manöver Heydrich seine Beihilfe nachgesucht hatte. Die Gestapo hatte der OGPU auf dem Umwege über den tschechoslowakischen Nachrichtendienst gefälschtes Material über angebliche landesverräterische Verhandlungen der Sowjetgeneralität mit deutschen Militärs in die Hand gespielt, und der OGPU-Chef Jeschow war prompt darauf hereingefallen. Im Laufe des Sommers, nach der am 12. Juni erfolgten Erschießung Tuchatschewskis, erzählte Heydrich Canaris freudestrahlend in allen Einzelheiten, wie er diese Sache angestellt und durchgeführt habe. Auf Canaris' entsetzte Frage nach dem Warum hatte Heydrich geantwortet, daß Hitler selber die Idee gehabt habe, auf diese Weise die Rote Armee ihrer Köpfe zu berauben und auf Jahre hinaus zu schwächen.

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß Canaris bekannt war, daß Tuchatschewski keineswegs völlig unschuldig erschossen wurde. Er hatte verlässliche Nachrichten darüber, daß der Sowjetmarschall während seines Aufenthaltes in London als

168
Vertreter der Sowjetregierung bei der Beisetzung König Georgs V. mit Abgesandten des an der Spitze der russischen Emigration in Paris stehenden Generals Miller verhandelt hatte. Es ist durchaus möglich, daß die OGPU auch davon Kenntnis hatte, als sie das Verfahren gegen Tuchatschewski einleitete, denn aus den gerichtlichen Untersuchungen, die sich in Paris etwa um die gleiche Zeit an das Verschwinden des Generals Miller anschlossen, ging hervor, daß sich innerhalb des innersten Ringes der russischen Emigration in Frankreich von den Sowjets bezahlte Spitzel- darunter auch mindestens einer im Generalsrang befunden hatten. Das ändert aber natürlich nichts an der Infamie der von Heydrich angewendeten Methoden, und es ist anzunehmen, daß das von der Gestapo gelieferte Material erheblich dazu beigetragen hat, das Führerkorps der Roten Armee ans Messer zu liefern.

In Canaris vollzieht sich um diese Zeit eine Wandlung. Die Tuchatschewski-Affäre ist nur eines von vielen Ereignissen, die ihn erkennen lassen, daß es mit dem Kleinkrieg gegen die schlimmsten Auswüchse des Systems nicht getan ist, weil diese Auswüchse nur ein Symptom dafür sind, daß das Hitlerregime durch und durch verbrecherisch ist, so daß eine Abklärung durch Ausscheiden der schlechten Elemente nicht erhofft werden kann. Je länger das Regime am Ruder bleibt, um so mehr droht es, auch bisher noch anständige Elemente zu demoralisieren und allmählich das ganze Volk zu zersetzen. Also muß das Regime beseitigt werden, wenn schwerster Schaden für das ganze Volk abgewendet werden soll. Keiner weiß besser als Canaris auf Grund der ihm von vielen Seiten zufließenden Informationen über die immer raffiniertere Organisation des Himmlerschen Bespitzelungs- und Terrorsystems, daß mit normalen politischen Mitteln

169
die nationalsozialistische Regierung nicht gestürzt werden kann. Also kann nur eine bewaffnete Erhebung Rettung bringen, und die kann nur durch die Wehrmacht durchgeführt

werden, in erster Linie durch das Heer; denn die Luftwaffe steht durch ihren Chef Göring dem Regime zu nahe, die Marine ist zahlenmäßig zu schwach, zu weit von den Zentren der Regierung entfernt und außerdem durch die noch zu frische Erinnerung an die Meuterei von 1918 gehemmt. Canaris gehört zu den wenigen Seeoffizieren, die klar genug die Unterschiede zwischen damals und heute sehen, um sich durch solche Reminiszenzen nicht beeinflussen zu lassen. Aber er kennt auch die Leute an der Spitze seiner alten Waffe gut genug, um zu wissen, daß von ihnen ernsthafter Widerstand gegen Hitler nicht zu erwarten ist.

Er ist sich der Schwierigkeiten, die einer Aktion durch die Wehrmacht im Wege stehen, besser bewußt als die meisten derjenigen, die sich in dieser Zeit mit dem Gedanken einer Erhebung gegen das Regime beschäftigen. Die Wehrmacht ist schon erheblich vom nationalsozialistischen Übel angekränkt. Auch das Heer ist nicht mehr frei von politischer Infektion. Die offizielle Version, daß die Wehrmacht der alleinige Waffenträger und neben der Partei ein gleichberechtigter Pfeiler des Staates sei, ist längst zur Fiktion geworden. Aber die Tatsache, daß Himmler in aller Stille seine Totenkopfverbände aufbaut, ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht die schlimmste Bedrohung der Unabhängigkeit des Heeres. Durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht hat sich der Charakter der Armee grundlegend geändert. Das feste Gefüge des von General von Seeckt aufgebauten Berufsheeres ist gesprengt. Hunderttausende von jungen Menschen, die durch die Hitlerjugend und den von Nationalsozialisten für ihre Zwecke umgebogenen Arbeitsdienst ge-

+

170

gangen sind, haben den Begriff des politischen, oder besser gesagt des politisierten Soldaten in die Kasernen gebracht. Noch ernster ist es, daß mit den zu vielen Tausenden reaktivierten Offizieren neben anständigen und wertvollen Elementen eine ganze Anzahl von überzeugten Nationalsozialisten und, schlimmer noch, Konjunkturnazis in die untere und mittlere Truppenführung eingedrungen sind. Am allerbedenklichsten erscheint aber Canaris, daß auch in der höheren Führung gewisse Anzeichen für die Untergrabung der überkommenen Ehr- und Pflichtbegriffe erkenntlich werden. Das stürmische Tempo der Heeresvermehrung und die daraus folgende sprunghafte Beförderung zu höheren Dienstgraden bringt vielfach ehrgeizige Streber nach oben, während sachliche und integere Persönlichkeiten in den Hintergrund gedrängt werden. Hitler fördert später durch Dotationen an gefügte Generale bewußt diese Entwicklung. Canaris entscheidet sich daher nicht leichten Herzens - geschweige denn aus persönlichem Ehrgeiz für den Gedanken des bewaffneten Umsturzes. Er sieht trotz aller Schwierigkeiten und Bedenken keinen anderen Weg.

zum

Damit ist aber zugleich eine Frage beantwortet, die sich um diese Zeit es ist im Laufe des Jahres 1937 ersten Male mit vollem Ernst für Canaris erhebt, die Frage nämlich, ob er es mit seinem Gewissen vereinbaren könne, weiter diesem Regime zu dienen, ob es nicht ehrenhafter und letzten Endes zweckmäßiger sein würde, Hitler weitere Mitarbeit zu versagen und den Abschied aus der Wehrmacht zu

nehmen. Es ist die gleiche Frage, vor die sich in diesen Jahren viele Offiziere und Beamte in hohen Stellungen des Dritten Reiches gestellt sehen. Manche setzen sich leicht darüber hinweg, andere ringen schwer um einen Entschluß. Für Canaris soll sieben Jahre lang, bis ihn sein Schicksal er-
171

eilt, dieses Problem nie wieder zur Ruhe kommen. Es quält ihn mit kurzen Unterbrechungen Tag und Nacht, es raubt ihm sein inneres Gleichgewicht, es läßt ihn in den folgenden Jahren buchstäblich nicht mehr stille sitzen und treibt ihn auf immer neuen „Dienstreisen“ wie Ahasver von Ort zu Ort, von Land zu Land. Er entscheidet sich gegen das, was jetzt, 1937, noch der bequemere Weg wäre - später während des Krieges ist der freiwillige Abschied sehr viel schwerer möglich, obgleich der Vielgewandte wohl einen Ausweg gefunden hätte, wenn ihm der Entschluß zum Ausscheiden aus dem Dienst gekommen wäre. Canaris bleibt im Amt. Zwei Gründe sind für ihn hauptsächlich maßgebend. Er hat erkannt, daß ein Sturz des Regimes nur von Menschen ausgehen kann, die an einflußreicher Stelle innerhalb der Regierung und der Wehrmacht stehen. Außerdem aber glaubt er, die Schlüsselstellung an der Spitze der Abwehr nicht aufgeben zu dürfen, weil er keine Gewähr dafür sieht, daß ein etwaiger Nachfolger sie mit mehr Aussicht auf Erfolg gegen die Bestrebungen der Gestapo verteidigen könnte. Schließlich dürfte auch der Gedanke mitgesprochen haben, daß er die Pflicht hat, Oster und den Jüngeren, welche gemeinsam mit ihm in unermüdlicher Kleinarbeit den Kampf gegen die Partei und die SS führen, weiterhin die unbedingt nötige Rückendeckung zu geben. Es ist eine logische Folge dieses Entschlusses, daß Canaris persönlich in der folgenden Zeit aktiver Anteil an Osters Vorbereitungen für die Beseitigung der nationalsozialistischen Herrschaft nimmt und die Fühlung mit anderen Widerstandsgruppen aufnimmt. Oster hat ihn über das, was er auf diesem Gebiet unternommen hat, auf dem Laufenden gehalten. Er steht unter anderem seit einiger Zeit in Verbindung mit Schacht, er unterhält einen laufenden Meinungsaustausch mit einer Gruppe von Beamten des auswärtigen Dienstes,
172

darunter die Brüder Theo und Erich Kordt, welche mit Wissen und Rückendeckung Weizsäckers bestrebt sind, im Auslande den Boden für eine künftige, von den Schlacken des Nationalsozialismus befreite, deutsche Regierung zu bereiten. Er ist trotz vieler Enttäuschungen immer wieder an der Arbeit, um unter den an hohen Kommandostellen stehenden Generalen die Erkenntnis zu verbreiten, daß die Armee die Initiative zum Sturze Hitlers ergreifen muß. Man sieht, daß sich aus dem Kleinkrieg gegen die übelsten Erscheinungen des Nationalsozialismus allmählich der Kampf gegen das Regime in seiner Gesamtheit entwickelt.

Osters Vorbereitungen für einen Staatsstreich wurden mit großer Gründlichkeit durchgeführt. Oster und seine vertrauten Mitarbeiter hatten ihren Studien und Plänen ein unter dem Pseudonym Malaparte zu Beginn der dreißiger Jahre erschienenenes, von der Hitlerregierung übrigens sehr bald nach der „Machtergreifung“ verbotenes Buch mit dem Titel „Die Technik des Staatsstreiches“ zugrunde gelegt, daneben wurden der Kapp-Putsch und der Münchener Novemberputsch von 1923 sehr genau analysiert und die Gründe für ihr Versagen herausgearbeitet. Oster - und damit war Canaris, mit dem er

seine Pläne häufig besprach, einverstanden - ging nicht wie dann Halder und später die Urheber des 20. Juli 1944 von einem Attentat auf Hitler aus. Seine Konzeption war vielmehr, Hitler nicht zu töten, sondern festzunehmen und für geisteskrank zu erklären. Canaris und Oster waren sich beide darüber im klaren, daß der Staatsstreich nur unter besonderen politischen Begleitumständen gelingen könnte. Um den Bann zu brechen, in dem Hitler große Teile der Bevölkerung hielt, die keineswegs alle nationalsozialistisch gesonnen waren, mußte die Verlogenheit seiner Friedensbeteuerungen eindeutig bloßgestellt werden. Das deutsche Volk, dessen überwältigende

173
Mehrheit keinen Krieg wünschte, mußte überzeugt werden, daß es durch Hitler an den Rand eines Krieges geführt sei und daß der Umsturz den unmittelbaren Zweck verfolgte, diesen Krieg zu verhindern. Die Planer waren sich bewußt, daß das Zuwarten bis zu dem Augenblick, in dem Hitler seine kriegsgerischen Absichten unzweideutig bekanntgeben würde, nicht ohne erhebliche Risiken war, aber sie sahen keine Alternative, wenn ein blutiger Bürgerkrieg gegen irregeführte Teile des Volkes vermieden werden sollte.

Zeitweilig wurde in den Planungen auch der Gedanke erwogen, ob es zweckmäßig sein würde, in der ersten Phase des geplanten Umsturzes Göring an die Spitze der Regierung zu stellen, weil man wußte, daß der „Eiserne“ jedenfalls zu jener Zeit dem Gedanken eines baldigen Krieges abgeneigt war wie sich ja später auch durch seine Haltung sowohl vor dem Münchener Abkommen wie durch die Dahleusepisode im August 1939 bestätigte. Von vornherein war eine solche Möglichkeit nur als ein Übergang gedacht mit dem unmittelbaren Ziele, im Augenblicke des Umschwungs die nationalsozialistischen Reihen aufzuspalten. Aber nach reiflichen Erwägungen ließ man den Gedanken fallen.

In den damaligen Planungen war eine ganze Reihe von Fehlern vermieden, die später bei dem mißglückten Umsturzversuch des 20. Juli 1944 begangen wurden. Beispielsweise sah der unter Osters Ägide ausgearbeitete Plan vor, das Berliner Wachregiment - um es nicht unnötig moralischen Konflikten auszusetzen - nicht an dem eigentlichen Umsturz zu beteiligen, sondern erst heranzuziehen, wenn bereits vollendete Tatsachen geschaffen waren. Die Festnahme Hitlers sollte in möglichst unauffälliger Weise in der Reichskanzlei erfolgen. Eine kleine Anzahl von entschlossenen jüngeren Offizieren sollte unter einem plausiblen Vorwand in

174
die Reichskanzlei entsandt werden, dort Hitler ohne viel Aufsehen festnehmen und mit ihm auf dem schnellsten Wege im Kraftwagen aus der Reichskanzlei und der Reichshauptstadt verschwinden. Erst dann sollte mit der Besetzung des Regierungsviertels begonnen werden.

Als zweiter Hauptpunkt des Planes war die Besetzung aller Nachrichtenmittel - Telegraph, Telephon und Rundfunk und zwar an ihren Knotenpunkten, den Vermittlungsämtern und im Falle des Rundfunks den Sendestationen, vorgesehen. Dadurch sollte allen etwa Widerstand leistenden Partei- und Regierungsinstanzen die Möglichkeit genommen werden, miteinander in Verbindung zu treten. Das sogenannte A-Netz mit seinen unmittelbaren, von den öffentlichen Vermittlungsstellen unabhängigen Verbindungen zwischen den Abwehrendienststellen hätte den Verschworenen als einzigen die Mög-

lichkeit der Nachrichtenübermittlung gewährleistet. Schließlich wurde umfassendes propagandistisches Material vorbereitet, um der Bevölkerung vom ersten Augenblick an klar Rechenschaft über die Gründe und die Ziele des Unternehmens zu geben. So entstand schon in den Jahren zwischen 1936 und 1938 ein sogenanntes „Politisches ABC“, in dem in eindrucksvoller, leicht begreiflicher Form mit den Begriffen und Vorstellungen des Nationalsozialismus abgerechnet wurde. Eine vorläufige Reichsverfassung wurde ausgearbeitet.

Canaris hatte an diesen Vorbereitungen nur mittelbar persönlichen Anteil. Er ließ sich von Oster regelmäßig unterrichten. Er förderte die Arbeit, aber er war nicht die treibende Kraft. „Macht ihr nur!“ pflegte er zu sagen. So sehr er die Vorbereitungen Osters begrüßte, so konnte er sich doch nicht einer gewissen Skepsis erwehren. Diese war vor allen Dingen darauf begründet, daß er erhebliches Mißtrauen gegenüber

175

der Mehrzahl der Generale hegte. Mit Ausnahme des Generals Beck, den er verehrte und von dessen Klugheit und Mäßigung er überzeugt war, sah er bei den meisten der für die Durchführung der Erhebung in Frage kommenden Generale im Falle des Gelingens des Staatsstreiches die Gefahr eines Rückfalls in reaktionärer Richtung und damit eine Entwicklung voraus, welche sowohl innen- wie außenpolitisch ungünstige Konsequenzen haben mußte.

Natürlich ist im Laufe der Jahre, in denen der Staatsstreich geplant worden ist, auch mehr als einmal der Gedanke aufgetaucht und Canaris nahegelegt worden, daß er selber die Erhebung auslösen und sich an ihre Spitze setzen solle. Er hat stets derartige Anregungen abgelehnt. Er war seinem ganzen geistigen Habitus nach nicht geneigt, die führende Rolle zu spielen. Er fühlte sich stets als Diener einer Sache und zog es vor, im Hintergrunde für diese zu wirken. Aber selbst wenn diese persönliche Zurückhaltung für ihn nicht bestimmend gewesen wäre, so hatte er sehr gute realpolitische Gründe, weswegen er sich nie entschlossen hätte, selbst die Führung zu übernehmen. Canaris wußte, daß ohne Mitwirkung des Heeres das System nicht zu stürzen war. Er war aber andererseits auch überzeugt, daß die Empfindlichkeit und Eifersucht der militärischen Führer es nie zugelassen hätte, daß sie sich einem Seeoffizier unterstellten.

Über diesen Vorbereitungen vergaß Canaris nicht die selbstgewählte Aufgabe, soweit es ihm nur irgend möglich war, den von Partei und Gestapo Verfolgten zu helfen. Um diese Zeit hatte es sich bereits herumgesprochen, daß die Abwehr Juden und anderen Verfolgten bei der Flucht ins Ausland, ja unter Umständen sogar bei der Rettung von Vermögenswerten behilflich ist. Abwehroffiziere wurden gelegentlich von Wildfremden daraufhin angesprochen und um Beistand

176

Als Kommandant auf der Brücke der „Schlesien“ ersucht, was nicht selten zu Verlegenheiten führte. Ein Wunder, daß die Gestapo anscheinend nicht merkte, was hier gespielt wurde. Oder merkte sie vielleicht doch etwas und hatten Himmler und Heydrich nur bestimmte Gründe, weswegen sie vorläufig noch beide Augen zudrückten? Wir werden hierauf noch zu sprechen kommen.

Gegen Ende des Jahres 1937 wächst die innere Spannung.

Gerade die scheinbare Ruhe ist irgendwie unheimlich. In den Amtsstuben in Berlin herrscht eine Stimmung, die an die Zeit vor dem 30. Juni 1934 erinnert. Man fühlt, daß ein Gewitter in der Luft liegt, aber man weiß nicht, wann und wo der Blitz einschlagen wird. Im Januar 1938 bricht das langerwartete Unwetter los. Der Eheskandal des Reichskriegsministers von Blomberg leitet es ein. Die schleichende Krise im Verhältnis zwischen Partei und Wehrmacht kommt zum offenen Ausbruch in der schmutzigen Intrige gegen den Oberbefehlshaber des Heeres von Fritsch. Diese Doppelaffäre ist von verschiedenen Seiten so eingehend geschildert worden, daß hier auf den äußeren Ablauf nicht, auf die Hintergründe nur insoweit eingegangen werden soll, als Canaris persönlich eingegriffen hat.

Der Schmutz der Blombergaffäre erschüttert Canaris menschlich schwer. Er, der in seinem Dienstbereich peinlich auf Sauberkeit und bürgerliche Anständigkeit hält, der sich bei aller in seinem „Geschäft“ notwendigen Wendigkeit und List doch sehr klare Begriffe von Gut und Böse bewahrt hat, schaudert zurück vor dem Maß von menschlicher Schwäche auf der einen, moralischer Verkommenheit auf der anderen Seite. Nicht daran, daß der Kriegsminister ein „Mädchen aus dem Volke“ geheiratet hat wenn sie das nur wäre! nicht an der „Mesalliance“, von der viele mit gerümpfter Nase sprechen, nimmt Canaris Anstoß. Aber je mehr er über 12 Abshagen, Canaris

177

die Vorgeschichte der Angelegenheit hört, um so unverständlicher wird ihm das Verhalten des Feldmarschalls, der nicht etwa, wie man anfänglich hätte annehmen können, blindlings in diese Ehe hineingestolpert ist, sondern sehenden Auges eine Verbindung eingegangen ist, die ihm nicht nur sein guter Geschmack und die Rücksicht auf Namen und Familie, sondern auch das Pflichtgefühl gegenüber der Wehrmacht hätte verbieten sollen. Aber noch viel tiefer betroffen ist Canaris trotz aller bösen Erfahrungen, die er in den letzten Jahren mit führenden Nationalsozialisten gemacht hat, durch das Intrigenspiel, welches Göring im Bunde mit der Gestapo gegen die Spitzen der Wehrmacht und des Heeres eingefädelt hat. Damit sind die trüben Eindrücke, die Canaris in diesen Wochen empfängt, in denen jeder Tag fast neue und immer unerhörtere Enthüllungen bringt, noch nicht zu Ende. Er muß sich gestehen, daß von Fritsch, den er verehrt und an dessen Integrität er keinen Augenblick zweifelt, der Situation mit einer Hilflosigkeit gegenübersteht, die tief bedauerlich ist, weil sie nicht nur der Sache des Generalobersten selber schadet, sondern auch den Intriganten der Partei und SS ihre Arbeit zur Unterhöhlung der Wehrmacht erleichtert. Aber diese ganze betrübliche Angelegenheit hat auch ihre positiven Seiten. Canaris sieht in den Februartagen 1938 ein, wie wertvoll Ostern innenpolitischer Nachrichtenapparat ist. In der Vergangenheit hatte er mit seinen Bedenken gegen diese Betätigung Osterns, die ja gegen die Abmachungen mit der Gestapo verstieß, gelegentlich nicht hinter dem Berge gehalten, wenn er davon Konflikte befürchtete. Jetzt erkennt er deutlich, daß der einzige Mangel, den dieser Informationsdienst hat, darin besteht, daß er nicht wirksam genug ist. Zwar nachdem die Krise im Kriegsministerium ausgebrochen war, war Oster über seine Beziehungen zum Berliner Polizei-

178

präsidenten Graf Helldorf und zum Reichskriminaldirektor Nebe meistens ziemlich rasch in der Lage festzustellen, was in der Umgebung Hitlers, bei Göring und in der Prinz-Albrecht-Straße gespielt wurde. Dadurch war es Canaris möglich, die Spitzen des Heeres und der Marine, Brauchitsch, Beck, Keitel der allerdings sein eigenes Spiel mit dem Erfolg der Beförderung zum Chef des OKW spielte und Raeder, meistens rechtzeitig über die Schachzüge aus dem Partei- und SS-Lager zu unterrichten und dadurch noch Schlimmeres als das, was dann schließlich geschah, abzuwenden. Aber durch den Ausbruch der Krise war auch die Abwehr trotz der

Spannung, in der man schon wochenlang vorher gelebt hatte überrascht worden. Oster wird in Zukunft mit Zustimmung von Canaris seinen inoffiziellen innerpolitischen Informationsdienst weiter ausbauen.

Vor allen Dingen aber hat die Fritsch-Affäre die Wirkung, daß sich innerhalb der führenden Wehrmachtskreise die Front derjenigen fester zusammenschließt, welche die Gefahr erkannt haben, die nicht nur der Wehrmacht, sondern dem Vaterlande von dem Regime her droht. Besonders werden Beck und Canaris in diesen Wochen eng zusammengeführt. Mit Oster zusammen bilden sie die Zentrale, von der aus die Gegenaktion gegen die Göring-Himmler-Intrige geleitet wird. Man muß dabei bedenken, daß natürlich Beck und Canaris sich seit langen Jahren kannten. Zwischen Generalstab und Abwehr bestanden selbstverständlich lebhaft Beziehungen, aber die Abwehr war nicht eine Abteilung des Generalstabs des Heeres, sondern ein Organ der gesamten Wehrmacht. Ein direktes Vorgesetztenverhältnis bestand zwischen Beck und Canaris daher nicht. Es stellte sich aber gerade während der Fritschkrise heraus, wie sehr die leitenden Männer des Heeres und der ganzen Wehrmacht auch in dieser innerdeutschen Angelegen-

179
heit auf die Informationen des Abwehrchefs angewiesen waren. So erhielten beispielsweise Beck und Keitel zuerst durch Canaris die Information, daß die Anschuldigung der Homosexualität gegen von Fritsch auf einer wie sich später herausstellte, der Gestapo von vornherein bekannten, aber von ihr unterschlagenen -Personenverwechslung beruhte.

—
Beck und Canaris konnten im Verlauf dieser Wochen ihre völlige Übereinstimmung im Grundsätzlichen feststellen. Gemeinsam waren sie bestrebt, den Oberbefehlshabern von Heer und Marine, dem nach der Verabschiedung von Fritschs mit der Führung des Heeres betrauten Brauchitsch und Raeder, den Rücken zu stärken und sie zur Ausnutzung der Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlag gegen die Gestapo zu veranlassen. Auch wenn diesen Bestrebungen der letzte Erfolg versagt blieb, so wurde doch eine Zusammenarbeit eingeleitet, die in den kommenden Monaten immer enger werden sollte und die im Herbst des gleichen Jahres fast zum krönenden Erfolg zum Sturz Hitlers geführt hätte.

—
Noch andere wertvolle Beziehungen, welche später innerhalb der Widerstandsbewegung von Wichtigkeit werden sollten, spannen sich während der Krise im Kriegsministerium an. Der zur Teilnahme an der Voruntersuchung der An-

schuldigungen gegen Fritsch kommandierte Kriegsgerichtsrat Dr. Sack der später als Chefrichter des Heeres nach dem 20. Juli 1944 der Gestapo in die Hände fiel und hingerichtet wurde erwies sich als ein überzeugter Vertreter wirklicher Gerechtigkeit und leistete Canaris und Oster durch Informationen über den Gang der Untersuchung wertvolle Dienste. Gleichfalls wurde im Verlauf der Untersuchung der Oberregierungsrat von Dohnanyi, der als Vertreter des Reichsjustizministers Gürtner in das Verfahren eingeschaltet wurde.

180
den war, eng an den Kreis um Oster herangeführt. Er war später einer der nächsten Mitarbeiter Osters und der engsten politischen Berater von Canaris.

Die Fritsch-Affäre hatte ihr vom Standpunkte der Wehrmacht unbefriedigendes Ende durch Freispruch, aber ohne wirkliche Rehabilitierung des Generalobersten

-

noch nicht

erreicht, als Hitlers Einmarsch in Österreich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Wehrmacht von den inneren Schwierigkeiten auf das Feld der Außenpolitik ablenkte. Die österreichische „Lösung“ kam in der Form, in der sie sich am 11. März 1938 abspielte, auch für Canaris überraschend. Es mag sein, daß seine Aufmerksamkeit wie die anderer militärischer Führer in den Februarwochen durch die Krise innerhalb der Wehrmacht reichlich in Anspruch genommen und von der Zuspitzung der Beziehungen zu Österreich abgelenkt worden war. Das will aber nicht besagen, daß er nicht mit Entwicklungen in diesem Raume für das Frühjahr 1938 gerechnet hätte. Er war sogar dienstlich in der Zeit zwischen dem Besuch des österreichischen Bundeskanzlers auf dem Obersalzberg und dem Einmarsch eingeschaltet worden. Hitler hatte, um Druck auf die österreichische Regierung auszuüben, gewisse Scheinmanöver angeordnet, durch die der Eindruck von Truppenkonzentrationen an der deutsch-österreichischen Grenze erweckt werden sollte. Dazu gehörte unter anderem die Verbreitung von Gerüchten über die Verstärkung der Grenzwatchen und ferner ein vermehrter Verkehr militärischer Funkstationen im bayerischen Grenzgebiet, der den Anschein vom Eintreffen von Truppenverstärkungen erwecken sollte. Hierbei hatte die Abwehr mitzuwirken, und Canaris hatte von Keitel diesbezügliche Befehle erhalten und die notwendigen Anweisungen erteilt. Es kann gleich erwähnt werden, daß die angestrebte Täuschung nicht gelang. Das erfuhr Canaris nach

181

dem Einmarsch in Wien in der Nachrichtenabteilung im Bundesministerium für Landesverteidigung. Man hatte dort das Manöver sehr rasch durchschaut. Nur später, als der Einmarsch tatsächlich erfolgte, hatte das Täuschungsmanöver eine indirekte Wirkung insofern, als die obersten österreichischen Kommandostellen zunächst nicht glauben wollten, daß aus der Täuschung Ernst geworden war.

Daß auch Canaris durch das Tempo, welches die Entwicklung Anfang März annahm, einigermaßen überrascht wurde, hängt wohl damit zusammen, daß Hitler selbst durch Schuschniggs Volksabstimmung zu rascherem Handeln, als ursprünglich geplant, getrieben wurde.

Canaris begab sich unmittelbar nach dem deutschen Einmarsch nach Wien. Er traf dort unter anderem mit Lahousen zusammen, der als Oberstleutnant in der Nachrichtenabteilung

des Bundesministeriums für Landesverteidigung saß. Auf Vorschlag des Obersten Marogna von der Abwehrstelle München, wurde, wie bereits erwähnt, Lahousen in die Abwehr übernommen. Er erhielt schon aus seiner ersten Besprechung mit seinem neuen Chef einen klaren Eindruck von der Einstellung, die in der Leitung der Abwehr gegenüber der Partei bestand. Es kam die Rede darauf, welche weiteren Offiziere des österreichischen Nachrichtendienstes etwa für die Übernahme in die Abwehr geeignet sein würden. Canaris äußerte in Anwesenheit des Majors Groscurth hierzu: „Bringen Sie, besonders in die Zentrale in Berlin, keine Nazis mit, bringen Sie Österreicher, keine Ostmärker.“ Noch sehr viel deutlicher äußerte sich Oberst Oster, als Lahousen ihm in Berlin einen Antrittsbesuch in seinem Büro machte. Er sagte Lahousen, den er zum ersten Male sah, ohne Umschweife, daß dieser sich darüber klar sein müsse, daß an der Spitze des Reiches ein Verbrecher stehe.

182

Canaris hatte schon bei diesem Besuche in Wien wenige Tage nach vollzogenem „Anschluß“ den Eindruck gewonnen, daß der durch keinen ernsthaften Widerstand der Westmächte beeinträchtigte glatte Verlauf dieses ersten unblutigen Hitler-schen Eroberungszuges große künftige Gefahren in sich barg. In der Rede Hitlers beim Einzug in Wien hatte er mit beinahe physischem Übelsein deutliche Vorzeichen des kommenden Cäsarenwahns festzustellen geglaubt. Der billige Erfolg mußte

- das spürte Canaris mit einer Sicherheit, von der er wußte, daß sie ihn nicht trog - Hitler zu neuen und gefährlicheren Unternehmungen anstacheln. Und der Widerstand an den leitenden Stellen der Wehrmacht würde noch schwächer sein als bisher. Der Glaube: „Der Führer wird es schon schaffen“ und „Die anderen wagen ja doch nicht einzugreifen“ hatte eine scheinbar eindeutige Bestätigung erfahren. Aus solchen Gedankengängen erklärt sich Canaris' unwirsch hingeworfene Bemerkung gegenüber einem österreichischen Generalstabs-offizier, der ihm in diesen Tagen vorgestellt wurde: „Ihr Österreicher seid an allem schuld. Warum habt ihr nicht geschossen?!“

Dabei wäre es falsch zu sagen, daß Canaris ein Gegner des Anschlusses Österreichs an das Reich gewesen wäre. Er hatte ganz im Gegenteil tief bedauert, daß 1919 durch alliierten Einspruch die freiwillige Vereinigung der beiden deutschen Staaten verhindert worden war. Er hätte einen ohne Druck des übermächtigen Reiches aus freiem Entschluß beider Beteiligten erfolgten Zusammenschluß auch jetzt noch als ein erstrebenswertes Ziel der deutschen Außenpolitik angesehen. Aber er, der allen Gewaltmethoden unter Individuen wie unter Staaten instinktiv abhold war, konnte die Mischung von Vergewaltigung und verlogener Propaganda, mit der Hitler dem österreichischen Staate ein Ende bereitete, nicht

183

gut heißen, selbst wenn die begeisterte Aufnahme der einrückenden deutschen Truppen durch die österreichische Bevölkerung Hitlers Coup nachträglich zu rechtfertigen schien. Canaris war überzeugt, daß dieser Freudenrausch nicht lange dauern würde. Dazu kannte er die Nazis zu gut und hatte auch noch aus seiner Zeit als U-Bootkommandant in Pola während des ersten Weltkrieges zu viel Verständnis für die österreichische Mentalität. Aus diesem Urteil über den

österreichischen Charakter heraus übertrug er die Leitung der neu errichteten Abwehrstelle Wien einem Offizier, der nicht nur über genaue Sachkenntnis verfügte, sondern durch seine ganze Persönlichkeit Bürgschaft dafür bot, daß in seinem Dienstbereich keine Taktlosigkeiten gegenüber der österreichischen Umwelt begangen würden. Es war der Oberst Marogna-Redwitz, ein aus altem katholischen Hause Bayerns stammender Offizier, der, wie wir erwähnten, schon jahrelang von München aus die legale Verbindung zwischen Abwehr und österreichischem Nachrichtendienst aufrechterhalten hatte. Marogna, der in einem engen Vertrauensverhältnis zu Canaris stand, hat im Einverständnis mit seinem Chef in den folgenden Jahren vielen österreichischen Oppositionellen Schutz und Hilfe gewährt. Natürlich war er bei den Gestapo- und SD-Dienststellen bitter verhaßt. Nachdem Canaris gefallen war, mußte auch sein Schicksal als besiegelt betrachtet werden. Er war an der Verschwörung des 20. Juli beteiligt, wurde nach dem mißglückten Attentat verhaftet und nach Aburteilung durch den Volksgerichtshof am 12. Oktober 1944 hingerichtet.

Das von Canaris zur Zeit des Einmarsches in Wien Gefürchtete trat rasch ein. Ohne langes Verschnaufen bereitete sich Hitler auf sein nächstes Opfer, die Tschechoslowakei, vor. Der Mai 1938 brachte, wie erinnerlich, die erste Krise.

184

Canaris gehörte zu denen, welche sich der Gefahr, daß eine gewaltsame Lösung der sudetendeutschen Frage einen europäischen Krieg heraufbeschwören könnte, klar bewußt waren. Er war gleichzeitig fest entschlossen, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, um diese Gefahr von Deutschland und Europa abzuwenden. In seinem unmittelbaren Amtsbereich wurde auf seine Weisung die relativ gemäßigte Richtung innerhalb der Sudetendeutschen, an deren Spitze Henlein stand, gegenüber dem von Karl Hermann Frank geführten extrem nationalsozialistischen Flügel gefördert. Henlein wurde später als Major der Reserve in die Wehrmacht übernommen. Aber Canaris war sich klar darüber, daß mit dieser Stellungnahme seines Amtes zu den Gruppen innerhalb der Sudetendeutschen nur wenig getan sei.

Der Gedanke eines Staatsstreiches nahm immer greifbarere Formen an, je klarer die Überlegungen ergaben, daß er das einzige Mittel darstellte, mit dem möglicherweise der Krieg verhindert werden könnte. Der „Generalstreik der Generale“, den Anfang Juni der Generalstabschef Beck durch sein an Brauchitsch gerichtetes Memorandum auszulösen gehofft hatte, war nicht zustande gekommen. Beck war zurückgetreten, ohne aus seinem Ausscheiden, wie es politisch erforderlich gewesen wäre, eine weithin sichtbare Demonstration zu machen. Schon vor Becks Rücktritt war ein Canaris menschlich nahestehender Amtschef, der bei der Organisation des OKW mit der Führungsabteilung (aus der sich später der Wehrmachtführungsstab entwickelte) betraute General Max von Viebahn wegen Differenzen mit Keitel ausgeschieden. Dadurch war die grundsätzliche und menschliche Übereinstimmung unter den drei maßgebenden Amtschefs im OKW der dritte war der Chef der Wehrwirtschaftsabteilung General Thomas durchlöchert. Um so notwendiger er-

185

schien es Canaris, auf seinem Posten auszuharren, um der

Umsturzbewegung die Mitwirkung der Abwehr zu sichern. Nach Becks Verabschiedung war es notwendig, möglichst rasch mit dessen Nachfolger Halder in Fühlung zu kommen. Hierbei ergab sich wieder automatisch die übliche Arbeitsteilung zwischen Canaris und Oster. Während dieser dem ihm von früherer dienstlicher Zusammenarbeit her persönlich bekannten Generalstabschef offen den Gedanken einer militärischen Erhebung gegen Hitler unterbreitete und Verbindungen zwischen Halder und Schacht legte, bearbeitete Canaris den General an Hand des umfangreichen bei ihm einlaufenden Nachrichtenmaterials aus dem Auslande. Er war in diesen Monaten überhaupt unermüdlich in seinen Bemühungen, den führenden Militärs, außer Halder besonders Brauchitsch, Keitel und Raeder, die Gefahren auszumalen, die aus Hitlers Kriegsabsichten gegen die Tschechoslowakei für Deutschland erwachsen mußten. Er scheute sich nicht, das Kriegspotential und die Entschlossenheit der Westmächte – übrigens auch die Widerstandsbereitschaft der Tschechoslowakei stärker zu untermalen, als das seiner inneren Überzeugung entsprach. Für die Erhaltung des Friedens schienen ihm solche Übertreibungen und Notlügen gerechtfertigt, und er war den Generalen gegenüber insofern skeptisch, als er glaubte, sie nur dadurch zum Widerstand gegen Hitler bewegen zu können, daß er ihnen für den Fall des Krieges die Wahrscheinlichkeit einer eigenen Niederlage möglichst plastisch vor Augen führte. Er hatte einen gewissen Erfolg mit dieser Taktik: allerdings kann hier gleich gesagt werden, daß sie sich später, nach dem Münchener Abkommen, in gewissem Grade gegen ihn wandte: Als er im folgenden Jahre diesmal mit sehr viel stärkerer sachlicher Berechtigung mit den gleichen Argumenten die militärische Führung warnte, daß Groß-

186

britannien und Frankreich einen deutschen Angriff auf Polen mit der Kriegserklärung an Deutschland beantworten würden und daß Deutschland einem Konflikt mit ihnen auf die Dauer nicht gewachsen sein würde, da fand er nicht mehr unbedingten Glauben.

Canaris beschränkte sich im Sommer 1938 nicht darauf, die Generale und Admirale zu warnen. Er überwand seinen persönlichen Widerwillen gegen Ribbentrop und versuchte, auch dem Reichsaußenminister die Gefahren eines europäischen Krieges, der aus einer offenen Angriffshandlung gegen die Tschechoslowakei entstehen müßte, klarzumachen. Er intensivierte seine Kontakte mit Staatssekretär von Weizsäcker. Mit dem hatte er schon seit Beginn seiner Tätigkeit bei der Abwehr-Weizsäcker war damals noch Gesandter in Bern – öfters Meinungs Austausch gepflogen. Die ersten Fühlungen waren dadurch erleichtert worden, daß Weizsäcker in jungen Jahren auch Seeoffizier gewesen war. Ihm gegenüber brauchte Canaris seine Meldungen und Lageberichte nicht zu retuschieren. Beide Männer pflegten die Situation im allgemeinen ähnlich zu sehen. Ihre gemeinsame Sorge war, wie sie ihre Auffassungen gegenüber Hitler und Ribbentrop zur Geltung bringen könnten.

Canaris setzte im Einvernehmen mit Weizsäcker auch seine ausländischen Beziehungen, speziell in Italien und Ungarn, für eine friedliche Lösung der Sudetenkrise ein. Zu der Leitung des ungarischen militärischen Nachrichtendienstes hatte Canaris schon bald nach seinem Amtsantritt als Chef der Ab-

wehrabteilung persönliche Beziehungen aufgenommen, die im Laufe der Jahre stetig enger wurden und der sachlichen Zusammenarbeit der beiden Dienste sehr zugute kamen. Leiter des ungarischen Nachrichtendienstes war um diese Zeit Oberst von Hennyey. Mit ihm verband Canaris ein freundschaftliches Verhältnis. Canaris hatte ein sehr klares Verständnis für die Rolle, welche Ungarn als Schlüssel zum Südosten Europas für eine friedliche Ausbreitung deutschen wirtschaftlichen und politischen Einflusses nach dieser Richtung zukam, und im Gegensatz zu Hitler hatte er für die Ungarn starke Sympathie. In klarer Erkenntnis des zugleich ritterlichen und empfindlichen Charakters der Magyaren hielt Canaris es für richtig, seinen ungarischen Partnern gegenüber stets mit völlig offenen Karten zu spielen. Daraus resultierte ein uneingeschränktes Vertrauen zu ihm auf ungarischer Seite. Die Zusammenarbeit der beiden Nachrichtendienste erstreckte sich auf die Beobachtung der Tschechoslowakei, Ost- und Südosteuropas. In den persönlichen Kontakten zwischen Canaris und führenden ungarischen Militärs aber wurden auch die größeren Probleme der Weltpolitik freimütig erörtert. So interessierte man sich ungarischerseits angesichts der herkömmlichen Sympathien der ungarischen Gentry für England auch lebhaft für Canaris' Urteil über die deutsch-britischen Beziehungen, und seine auf realistische Beurteilung des Kräfteverhältnisses beruhende Auffassung, daß der Weg zu friedlichem Aufstiege Deutschlands über eine ehrliche Verständigung mit Großbritannien führe, wurde in Budapest beifällig aufgenommen. Auch auf den Gebieten, auf denen die beiden Nachrichtendienste praktisch zusammenarbeiteten, herrschte eine weitgehende Übereinstimmung der Meinungen. Canaris hatte eine hohe Wertschätzung für die Leistungen des ungarischen Nachrichtendienstes, ganz besonders mit Bezug auf den Balkan. Hinsichtlich Polens war er sich bewußt, daß zwischen Warschau und Budapest auf alter Tradition und gemeinsamen Interessen beruhende freundschaftliche Beziehungen bestanden, und ließ in seinen Besprechungen mit ungarischen Militärs und Politikern in den Jahren vor dem

188
in

Kriege oft den Wunsch durchblicken, diese guten Beziehungen in den Dienst einer ehrlichen Annäherung zwischen Deutschland und Polen zu stellen. Denn er war sich voll bewußt, daß das deutsch-polnische Abkommen von 1934 nicht vermocht hatte, das auf beiden Seiten bestehende Mißtrauen zu überwinden. Völlige Übereinstimmung herrschte von vornherein zwischen Canaris und seinen ungarischen Freunden in ihrer Beurteilung der Widerstandskraft der Sowjetunion. Die ungarischen militärischen Führer konnten schon damals den Jahren zwischen 1935 und 1939 feststellen, daß der deutsche Nachrichtenchef ihre Meinung teilte, daß die Sowjetunion im Falle eines deutschen Angriffes nicht zusammenbrechen würde, daß es falsch sei, sie als Koloß auf tönernen Füßen anzusehen. Allerdings ließ Canaris sie später, als diese Frage konkrete Bedeutung annahm, nicht im unklaren darüber, daß seine Meinung in dieser Frage von den maßgebenden politischen und manchen militärischen Instanzen in Deutschland nicht geteilt wurde.

-

Die persönlichen Beziehungen Canaris' in Ungarn erstreck-

ten sich bald über das militärische Milieu hinaus auf politische Kreise. Zu den Persönlichkeiten, mit denen Canaris in einem vertrauensvollen Verhältnis stand, gehörte auch der Außenminister von Kanya, mit dem er sich in der scharfen Ablehnung der Ribbentropschen Abenteuer- und Expansionspolitik traf. Um die Zeit der Sudetenkrise im Herbst 1938 erschien Canaris zusammen mit dem Obersten des Generalstabs von Toppelskirch, der damals die Abteilung „Fremde Heere“ leitete, in Budapest, um Ungarn vor der Teilnahme an einer sogenannten „großen Lösung“ der tschechoslowakischen Frage

das heißt der Liquidierung der Tschechoslowakei mit Waffengewalt zu warnen. Nach Informationen aus maßgebenden ungarischen Kreisen sprachen die beiden

-

189

deutschen Herren bei dieser Gelegenheit ganz offen ihre Meinung aus, daß Hitlers und Ribbentrops Politik darauf hinauslaufe, unvorbereitete und ungenügend ausgerüstete Truppen in ein Unternehmen hineinzujagen, das nach dem Urteil von Canaris unzweifelhaft zum zweiten Weltkriege führen müßte. Gleichfalls nach ungarischer Darstellung trugen diese freimütigen Ausführungen die man naturgemäß vertraulich

-

behandelte - dazu bei, Ungarn in dem bereits gefaßten Entschluß der Vermeidung einer kriegerischen Lösung zu bestärken. In ähnlichem Sinne versuchte Canaris auch im Frühjahr 1939 der Vergewaltigung der Rumpftschechoslowakei, allerdings vergeblich, entgegenzuwirken.

In seinen Unterhaltungen mit ungarischen Freunden vertrat Canaris bereits in den Jahren vor dem Kriege wiederholt die Auffassung, daß Deutschland schon aus Selbsterhaltungstrieb sich auf keine kriegerischen Abenteuer einlassen dürfe. Jeder Krieg berge in sich die Gefahr, sich zu einem Weltkonflikt zu entwickeln, und in einem solchen habe Deutschland à la longue keine Aussicht, Sieger zu bleiben. Gleich an dieser Stelle mag erwähnt sein, daß es auf einen der ungarischen Freunde von Canaris einen tiefen Eindruck machte, als dieser ihm bei einem Besuche in Ungarn im Herbst 1939 nach dem Abschluß des Polenkrieges erklärte: „Weißt du, wir haben den Krieg schon verloren.“

In ähnlichem Sinne wie in Ungarn setzte sich Canaris zur Zeit der Sudetenkrise, wie bereits gesagt, auch bei seinen italienischen Freunden ein, um Weizsäckers Bemühungen um eine friedliche Lösung zu unterstützen. Wir können hier vielleicht konstatieren, daß bei aller Übereinstimmung im Grundsätzlichen bei Canaris und Oster doch der Akzent auf verschiedenen Aspekten der von beiden gemeinsam verfolgten Politik lag. Beide wollten den Frieden erhalten, und beide

190

wünschten das Verschwinden des verbrecherischen Systems. Aber während bei Oster der glühende Haß gegen Hitler und den Nationalsozialismus den vordringlichen Platz in allen Erwägungen einnahm, stand bei Canaris die Abwendung des Krieges an erster Stelle.

Die Einzelheiten der Verschwörung, die in den Sommermonaten 1938 feste Formen annahm, sind durch die Verhandlungen vor dem Internationalen Militärtribunal gegen die Hauptkriegsverbrecher, durch den sogenannten Wilhelmstraßenprozeß, die Spruchkammerverhandlung gegen General-

oberst Halder und durch zahlreiche Veröffentlichungen im In- und Auslande so hinreichend bekannt geworden, daß wir sie hier nicht zu wiederholen brauchen. Canaris war in diesen Wochen und Monaten in höchster Aktivität. Die Abwehr bildete das Nervenzentrum, von dem aus Fäden nach allen Seiten gesponnen wurden, zum Generalstab, zu General von Witzleben, dem Berliner Wehrkreiskommandeur, mit dessen Truppe der Schlag geführt werden sollte, zu Schacht und Gördeler, zu Beck, der sich damals allerdings noch aus Loyalität gegen Halder stark zurückhielt, zu Weizsäcker und zu der von diesem gedeckten Gruppe von Diplomaten, welche im Auslande, speziell durch die Brüder Kordt in London mit Sir Robert Vansittart, Gespräche führte mit dem Ziele, durch eine klare britische Stellungnahme Hitler entweder zum Zurückweichen zu zwingen oder seine Angriffsabsichten vor dem deutschen Volke bloßzustellen. Es ist auch bekannt, daß der aussichtsreiche Versuch, Hitler mit deutschen Kräften zu stürzen und dadurch der vom Nationalsozialismus für Deutschland und Europa drohenden Gefahr ein für alle Male ein Ende zu setzen, im letzten Moment durch den Besuch von Neville Chamberlain in Berchtesgaden aufgehalten und durch das Münchener Abkommen endgültig zunichte gemacht wurde.

191

Wie seine Mitverschworenen war Canaris der Überzeugung, daß die Einigung über das sudetendeutsche Problem in München nur die „zweitbeste Lösung“ war. Der Friede war noch einmal erhalten, aber innerhalb des OKW konnte man schon sehr bald erkennen, daß Hitler durch den Gewinn des sudetendeutschen Gebietes nicht zufriedengestellt war. Auch die völlige Unterwürfigkeit der neuen tschechoslowakischen Regierung konnte Hitlers Herrschergelüste nicht befriedigen. Seine Phantasie reichte nicht aus, um sich ein mit Selbstregierung ausgestattetes tschechoslowakisches Dominium in enger Anlehnung an Deutschland vorzustellen.

Wenn Canaris wie die übrigen Teilnehmer an der Verschwörung durch die nachgiebige Haltung Chamberlains im September 1938 enttäuscht war, so zog er doch aus den Ereignissen nicht den Schluß, daß Großbritannien nun auch in alle Zukunft und unter allen Umständen Hitlers Eroberungspläne widerstandslos hinnehmen würde. Die Aufrüstungsmaßnahmen, die man in England unmittelbar nach dem Münchener Abkommen einleitete so bescheiden sie im Vergleich mit dem fieberhaften Rüstungstempo in Deutschland auch sein mochten, waren ihm ein Beweis dafür, daß der Augenblick naherücke, in dem das Britische Reich Hitler mit seiner ganzen Macht entgegentreten werde. Er lächelte auch nicht, wenn ihm Bekannte, die aus England zurückkehrten, von einer in breiten Schichten der britischen Bevölkerung sich durchsetzenden Kreuzzugsstimmung gegen Hitler, in dem man den Antichrist zu sehen beginne, berichteten.

Im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der leitenden Politiker und Militärs in Deutschland hatte Canaris eine sehr klare und im wesentlichen richtige Vorstellung von den charakterlichen Qualitäten und von der physischen und moralischen Zähigkeit des englischen Volkes. Er kannte die

192

britische Geschichte zur Genüge, um zu wissen, daß Großbritanniens kriegerische Stärke nie in der vollkommenen Vorbereitung, sondern in seinem unerhörten Stehvermögen verbunden mit der Fähigkeit zur Improvisation, gelegen hatte.

Im Frühjahr 1939 diskutierte er mit einem mit britischen Dingen vertrauten Bekannten eine Anzahl von politischen Berichten, die ihm in letzter Zeit aus London zugegangen waren. Danach hatten einflußreiche Engländer sich mit der in deutschen militärischen Kreisen verbreiteten, „Blitzkriegstheorie“ auseinandergesetzt. Sie hatten rund heraus zugegeben, daß Großbritannien von der riesigen deutschen Kriegsmaschine in den ersten Phasen des Krieges- und die konnten Jahre dauern - schwere Schläge empfangen würde. Aber diese könnten Deutschland niemals zum Siege verhelfen. Denn England habe den großen Vorteil der strategischen Lage, der nicht nur auf seinem Inselcharakter beruhe, sondern darauf, daß die unermesslichen Kraftquellen des Empire - von den Vereinigten Staaten ganz zu schweigen völlig außerhalb der Reichweite von Hitlers Kriegsmitteln lägen, während auf die Dauer keine der lebenswichtigen Einrichtungen des Reiches der Wirkung britischer Bomber entzogen bleiben werde. Langsam aber sicher werde das britische Kriegspotential zusammen mit dem von Englands Verbündeten das deutsche überholen und nach einer Reihe von Jahren werde Deutschland am Boden liegen. Canaris erklärte, daß er im wesentlichen mit diesen britischen Argumenten übereinstimme, er versuche, sie Keitel und den leitenden Leuten in Heer und Marine näher zu bringen, „„aber“, so fügte er mit bekümmertem Lächeln hinzu, „man glaubt mir nicht mehr“.

Als diese Unterhaltung stattfand, lag der Einmarsch in Prag schon eine kurze Zeit zurück. Canaris hatte ihn mit 13 Abshagen, Canaris

193

—

einem gewissen Fatalismus kommen sehen. Er war sich vorher klar gewesen, daß so bald nach dem Erfolge Hitlers in der Sudetenfrage kein General den Entschluß zum Meutern finden würde. Er hatte auch von vornherein angenommen, daß die Westmächte zwar stimmungsmäßig sehr scharf reagieren, aber praktisch keine unmittelbaren wenigstens keine kriegerischen - Konsequenzen aus der Einverleibung der Rumpf-Tschechoslowakei ziehen würden. Hatte man es wegen Benesch nicht auf einen Krieg ankommen lassen, dann würde man es wegen Hacha erst recht nicht tun, zumal Canaris sehr gut wußte, daß die britische Aufrüstung, speziell hinsichtlich der Luftabwehr, noch nicht wesentlich gegenüber dem vergangenen Herbst fortgeschritten war. Trotzdem war er sich über die bedauerlichen Folgen, die dieser neue militärische Spaziergang für Hitlers weitere Pläne haben mußte, nicht im Zweifel. Tatsächlich bildete sich der „Führer“ ja eine Zeitlang ein, daß sein Vorgehen gegen die Tschechoslowakei in wenigen Wochen vergessen sein würde.

Canaris war am 16. März selber in Prag, um dort bei der Übernahme des sogenannten II. Büros des tschechoslowakischen Generalstabs (das war wie in Frankreich die Bezeichnung für den geheimen Meldedienst) zugegen zu sein. Er befand sich in Begleitung von zwei ehemaligen österreichischen Generalstabsoffizieren, von denen der eine als letzter österreichischer Militärattaché in Prag Dienst getan hatte. Die Fahrt ging im Auto bei Zinnwald über das verschneite Gebirge nach Böhmen. Während der Fahrt stellten Canaris und seine Begleiter verschiedentlich Mängel in der Motorisierung der einmarschierenden deutschen Truppen fest. Canaris war in

schlechter Stimmung. Er ließ sich wiederholt abfällig darüber aus, daß die Tschechen Hitler keinen Widerstand geleistet hätten.

194

Die kurze Zeit nach dem Einmarsch in Prag abgegebenen britisch-polnischen Beistandserklärungen bestärkten Canaris in der Auffassung, daß der Krug der Geduld in London nunmehr bis an den Rand gefüllt sei und daß der nächste hitlersche Gewaltstreich ihn zum Überlaufen bringen müsse. Den Beginn der Verhandlungen zwischen den Westmächten und der Sowjetunion über die Garantie Polens betrachtete er als ein weiteres Warnungszeichen, sofern es dessen noch bedurft hätte. Anlässlich eines Vortrages bei Hitler im Mai konnte er feststellen, daß auch dieser sich davon überzeugt hatte, daß die Einverleibung der Tschechei nicht so bald in Vergessenheit geraten würde, zugleich aber brachte er von dieser Unterredung den Eindruck mit, daß Hitler irgendwelche ganz neuen Pläne wälze. Daß es sich dabei um die Annäherung an Stalin handeln könnte, kam ihm allerdings nicht in den Sinn.

Canaris nahm seine Bemühungen, die Generale von der Notwendigkeit des Widerstandes gegen weitere Unternehmungen zu überzeugen, unmittelbar nach der Rückkehr von Prag wieder auf. Die bald darauf einsetzende Zuspitzung der Beziehungen zu Polen zeigte ihm, daß Gefahr im Verzug sei. Wir haben eine Aufzeichnung aus seinem Tagebuch, die für die Art dieser Bemühungen typisch ist und die wir deshalb hier im Wortlaut wiedergeben. Sie ist datiert vom 17. August 1939, also wenige Tage, bevor Hitlers großer Coup, der Vertrag mit der Sowjetunion, bekannt wurde. (Canaris wußte zwar durch seine Querverbindungen zum Auswärtigen Amt, daß Bemühungen um eine Neutralisierung der Sowjetunion im Gange seien, war aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht davon überzeugt, daß die Verhandlungen zum Erfolge führen würden.) Der Text des Tagebuchblattes lautet wörtlich:

„Aussprache mit Generaloberst Keitel am 17. VIII. 1939:

195

Ich melde Keitel meine Besprechung mit Jost¹). Er sagt, daß er sich um dieses Unternehmen nicht kümmern könne, da der Führer ihn nicht unterrichtet habe und ihm lediglich hat sagen lassen, daß wir Heydrich polnische Uniformen zur Verfügung stellen sollten. Er ist einverstanden, daß ich Generalstab unterrichtete. Er sagt, daß er von derartigen Unternehmungen nicht viel hält, daß aber nichts zu machen sei, wenn sie vom Führer befohlen seien. Er könne den Führer nicht fragen, wie er sich die Ausführung dieses speziellen Unternehmens dächte. Bezüglich Dirschau hat er entschieden, daß das Unternehmen nur durch die Armee durchgeführt werden soll²).

Ich habe dann mein Gespräch mit Roatta") gemeldet. Er sagte mir, daß er es für sehr gut hält, wenn Mussolini dem Führer klipp und klar sagen würde, daß er nicht in den Krieg eintreten würde. Er (Anmerkung des Verfassers: Keitel) persönlich glaube, daß Mussolini doch mitmachen würde. Ich antwortete ihm, daß ich dies für ausgeschlossen halte auf Grund des Gespräches Ciano-Ribbentrop, das ich ihm nochmals ausführlich übermittelte. Er (Anmerkung: Keitel) sagt, daß der Führer ihm das Gegenteil erklärt hätte. Es ginge also aus meinen Ausführungen hervor, daß der Führer ihm Keitel nicht alles sage.

Ich sage ihm ferner, daß ich durch Graf Marogna erfahren hätte, daß der König von Italien König Alfons vor einigen Tagen gesagt habe, daß er unter gar keinen Umständen

--

-

- 1) Jost war ein höherer SD-Beamter, welcher Canaris die Anforderung, polnische Uniformen für das unten besprochene „Unternehmen Himmler“ zu besorgen, überbracht hatte.
- 2) Die in diesem Absatz des Tagebuches behandelte Angelegenheit wird im folgenden Kapitel noch ausführlicher erläutert werden.
- 3) Der ehemalige Chef des italienischen Nachrichtendienstes, mit dem Canaris seit den Tagen des Spanischen Bürgerkrieges auf freundschaftlichem Fuße stand, war jetzt als Militärattaché in Berlin.

196

unterschreiben werde, wenn Mussolini ihm eine Mobilisierungsbefehl vorlegen würde. -

-

Im Anschluß daran meinte Keitel, daß es doch sehr interessant wäre festzustellen, daß selbst ein Volk, das wie Italien diktatorisch regiert würde, bezüglich des Krieges recht laurig wäre. Wieviel schlechter müßte es bei den demokratischen Ländern aussehen. Er (Anmerkung: Keitel) sei überzeugt, daß die Engländer nicht eingreifen würden. Ich versuche, diese Ansicht zu widerlegen, und sage, daß die Engländer bestimmt sofort die Blockade eröffnen und unsere Handelsschiffahrt zerstören würden.- Keitel meint, daß dies nicht von großer Bedeutung sei, da wir Öl von Rumänien bekämen. Ich antworte, daß dies nicht ausschlaggebend sei und wir auf die Dauer einer Blockade nicht widerstehen können und daß England mit allen Mitteln gegen uns kämpfen würde, wenn wir gewaltsam gegen Polen vorgehen und es zu Blutvergießen käme. Ich sage ihm, daß sich die Engländer genau so verhalten hätten, wenn bei unserm Einmarsch in die Tschechei Blut geflossen wäre. Ich versuche, Keitel die Folgen eines Handelskrieges für Deutschland klarzumachen und sage ihm, daß wir nur mit geringen Mitteln dagegen kämpfen können. Soeben hätte ich erfahren, daß wir nur zehn U-Boote in den Atlantik schicken könnten.

Keitel meint, daß nach der Eroberung Polens es leicht sein würde, Rumänien zur Hergabe seines Öls zu zwingen. Ich mache ihn aufmerksam auf die Maßnahmen der Engländer auf dem Balkan und versuche ihm klarzumachen, daß die Engländer sicher alles für diesen Fall auf dem Balkan vorbereitet hätten. Bulgarien könne als Bundesgenosse nichts nützen, da es sofort von Rumänien und der Türkei angegriffen werden würde."

197

Soweit die Tagebucheintragung. Sie spricht so deutlich für sich selbst, daß sich ein ins einzelne gehender Kommentar erübrigt. Erschütternd aber noch rückblickend ist die Borniertheit, die aus jeder verzeichneten Äußerung des Mannes spricht, der den hochtrabenden Titel eines Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht trug und sich in jedem Wort als ein bloßer Befehlsübermittler erwies.

Am 10. August, also unmittelbar vor der in der Tagebuchnotiz erwähnten Unterredung Ribbentrops mit Ciano (dieser hatte vom 11. bis 13. August in Berchtesgaden und Salzburg gewohnt), war Canaris zusammen mit Keitel nach Salzburg geflogen. Während der Chef des OKW auf dem Obersalzberg

war, hatte Canaris in Schloß Fuschl zusammen mit einem Begleiter am Mittagessen im Kreise der Familie von Ribbentrop teilgenommen. Der Reichsaußenminister hatte bei dieser Gelegenheit in prahlerischem Tone den Wert des von ihm im Mai dieses Jahres abgeschlossenen Waffenbündnisses mit Italien unterstrichen. Ribbentrop war damals offenbar noch fest überzeugt davon gewesen, daß Italien in dem bevorstehenden Konflikt sofort an die Seite Deutschlands treten würde. Unter anderem hatte der Zivilist Ribbentrop es für zweckmäßig gehalten, dem Admiral und ehemaligen U-Bootkommandanten Canaris die seestrategische Auswirkung des Eingreifens der italienischen Flotte auf die britische Stellung im Mittelmeer zu erläutern, und hatte erklärt, die Italiener würden mit 100 U-Booten die Meerenge von Gibraltar blockieren und den Engländern die Durchfahrt verwehren. Canaris hörte sich Ribbentrops Tiraden widerspruchslos an. Er hielt es offenbar für zwecklos, sich mit einem solchen Ignoranten auf eine Diskussion über Fragen der Seekriegsführung einzulassen. Auf der Rückfahrt zum Flugplatz aber bemerkte er bissig zu seinem Begleiter: „Hören Sie, wenn die große See-

198

schlacht im Mittelmeer steigt, dann sehen wir uns von einem Floß aus an, wie die ‚Beefs‘ die Italianos in die Pfanne hauen.“ Fünf Tage nach der Besprechung mit Keitel war Canaris sich über das volle Ausmaß der Gefahr, der Deutschland anscheinend rettungslos entgegentrieb, bewußt. Er war einer der Teilnehmer an der Zusammenkunft in Berchtesgaden am 22. August, zu welcher Hitler die Spitzen der Wehrmacht geladen hatte. In mehrstündigen, durch ein Frühstück unterbrochenen Ausführungen gab der „Führer“ den versammelten Militärs seine Ansichten über die weltpolitische Lage bekannt, umriß seine außenpolitischen Zielsetzungen und kündigte den Beginn der Feindseligkeiten mit Polen für den 26. August an. Über den Inhalt von Hitlers Erklärungen sind im Hauptkriegsverbrecherprozeß drei auf Aufzeichnungen von Teilnehmern beruhende Inhaltsangaben vorgelegt worden. Sie sind im wesentlichen übereinstimmend, stellen aber nur Bruchstücke dessen dar, was Hitler den versammelten Militärs tatsächlich gesagt hat. Canaris hatte sich bei der Rede Hitlers bewußt im Hintergrunde gehalten und trotz des Verbotes, Aufzeichnungen zu machen, den ganzen Ablauf der Rede festgehalten. Nach seiner Rückkehr nach Berlin las er, noch völlig unter dem Eindruck der wahnwitzigen Pläne Hitlers, seinen Vertrauten im Amte Abwehr die wichtigsten Absätze aus der Rede vor. Er nahm eine Abschrift seiner Aufzeichnungen in sein Tagebuch auf. Es ist ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte unserer Zeit, daß auch dieser Teil des Tagebuches als unwiderruflich verloren betrachtet werden muß.

Das Unheil, das Canaris so lange hatte herankommen sehen, gegen das er mit allen Kräften angekämpft hatte, schien da zu sein. Ribbentrop kehrte wie ein Triumphator mit dem unterzeichneten deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt aus

199

Moskau zurück. Während das deutsche Volk glaubte, daß der „geniale Schachzug des Führers“ die drohende Gefahr eines europäischen Krieges wieder einmal beschworen hätte, traf der Diktator die letzten Vorbereitungen, um am 26. August planmäßig den Angriff auf Polen zu beginnen. Noch einmal schien es, als sollte im letzten Augenblick der Friede erhal-

ten werden. Der in Canaris' Tagebuchaufzeichnungen vom 17. August auf Grund seiner Besprechung mit Roatta ange-deutete Schritt Mussolinis bei Hitler, die Ankündigung, daß Italien außerstande sei, sich am Kriege zu beteiligen, ver-anlaßte Hitler zusammen mit der kurz darauf eintreffenden Nachricht von der Unterzeichnung der britischen Garantie für Polen, den bereits gegebenen Angriffsbefehl zurückzuziehen. Noch einmal setzten fieberhafte diplomatische Verhandlun-gen ein. Aber selbst die in Mussolinis Brief und der britischen Garantieerklärung liegenden Warnungen vermochten nicht, Hitler von seiner Verblendung zu heilen. Am 31. August gab er den endgültigen Befehl zum Angriff auf Polen. Die Wehr-macht gehorchte. Der Kampf um den Frieden war verloren. Der Krieg begann, und Deutschlands Verhängnis nahm seinen unerbittlichen Lauf.

200

DRITTES BUCH

QUADRATUR DES ZIRKELS

ZWISCHENBILANZ

Auf der Naht zwischen Frieden und Krieg hält der Mann noch einmal Umschau. Er zieht Bilanz, ehe der Krieg ihn in seinen Strudel saugt. Diese Bilanz ist, das gesteht er sich, trostlos: Alles Mühen der vergangenen fünf Jahre war ver-gebens. Der Tyrann hat auf der ganzen Linie gesiegt. Der Friede ist verloren, das Erbe von Jahrtausenden in tödlicher Gefahr, und der Feind steht mitten im eigenen Lager. Die Masse aber hat nicht begriffen, worum es geht und was ihr droht. Nicht einmal der widernatürliche unehrliche Bund mit dem Osten hat ihr die Augen geöffnet. Im Gegenteil jubeln Tausende von kleinen Machiavellis dem großen Verführer ob dieses Geniestreiches zu. Der Appell an die dumpfen In-stinkte des Patriotismus verfehlt auch diesmal seine Wirkung nicht, obwohl der, von dem er ausgeht, ein falscher Prophet ist und ihm nicht die wahren Interessen des Landes und Vol-kes am Herzen liegen.

—

Der Mann spürt den Zwiespalt in der eigenen Brust. Den Sieg des Verführers, der die Tyrannei des Bösen - wer weiß, wie weit? ausbreiten würde, kann er nicht wollen, aber ebensowenig die Niederlage oder gar die Vernichtung der Heimat, und er weiß, daß dies ein Kampf auf Gedeih und Verderb ist.

Hätte er die Wahl, er würde still von dannen gehen und die Aufgabe, an der er verzweifelt, anderen Händen über-

203

lassen. Denn er sieht keine Lösung für diese Aufgabe, die wie die Quadratur des Zirkels scheint. Aber er hat keine Wahl. Er darf seinen Posten nicht verlassen, wenn er ihn nicht dem Feinde ausliefern will, der nur darauf wartet, an seine Stelle zu treten. Das aber wäre Verrat. Er muß bleiben, weil er sich verantwortlich fühlt, verantwortlich der Heimat, aber darüber hinaus der Menschheit und der Menschlichkeit schlechthin. Er weiß, daß sein Wirken Stückwerk bleiben muß, und daß man ihn eines Tages deswegen schelten wird, aber er ist sich bewußt, daß sein Ausscheiden unmittelbar Unheil herauf-beschwören würde. So bleibt er denn auf seinem Posten und tut, als ob das Unmögliche vielleicht doch möglich werden könnte.

S

204

ELFTES KAPITEL

DER STURM BRICHT LOS

Der Ausbruch des Krieges gegen Polen am Morgen des 1. September bedeutete für Canaris den Zusammenbruch seiner gegen bessere Einsicht bis auf den letzten Augenblick aufrecht erhaltenen Hoffnung, daß die Katastrophe doch noch abgewendet werden könnte. Darüber, daß der Kampf gegen Polen nicht isoliert bleiben könne, daß daraus ein europäischer, ja voraussichtlich ein Weltkonflikt erwachsen und dieser das Ende Deutschlands bedeuten werde, hatte Canaris von vornherein keine Zweifel. Aber nicht nur, weil der Kampf für Deutschland nach seiner Auffassung unglücklich enden mußte, sondern aus seiner ganzen religiösen und ethischen Einstellung, so wie sie sich im Laufe der Jahre immer klarer und eindeutiger entwickelt hatte, verwarf der Chef des deutschen militärischen Geheimdienstes den Krieg.

Wir haben schon erwähnt, daß der Kriegeausbruch von Hitler am 25. August 1939 unter dem Eindruck der Weigerung Mussolinis, mitzumachen und der britischen Garantie für Polen vertagt worden war. Wir wissen durch Gisevius und andere, daß man im Kreise um Oster glaubte, Hitlers Widerruf des bereits erteilten Angriffsbefehles würde den Diktator bei der militärischen Führung so diskreditieren, daß der Krieg mindestens auf absehbare Zeit unmöglich sein würde. Auch Canaris stand zunächst unter diesem Eindruck. Er wurde darin noch bestärkt durch Informationen, die ihm von verschiedenen Seiten zufließen über allerlei neben der offiziellen Außen-
205

politik Ribbentrops herlaufende Bemühungen, einen Kompromiß in der polnischen Angelegenheit herbeizuführen. Er hatte Kenntnis von der merkwürdigen Mission des Schweden Dahlerus und hörte auch durch den Staatsrat Helmuth Wohlthat, mit dem er seit geraumer Zeit in Nachrichtenaustausch stand und der sich in den letzten Wochen vor Ausbruch der Krise in London nicht ohne Erfolg um eine deutsch-englische Annäherung auf wirtschaftlicher Grundlage bemüht hatte, daß Göring diesen – natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit von aussichtsvollen neuen Kontakten mit London unterrichtet hatte. So hielt Canaris, bis am 31. August dann doch der verhängnisvolle Befehl zum Angriff auf Polen erneut erteilt wurde, die Möglichkeit einer friedlichen Lösung noch für gegeben und hatte höchstens Bedenken, daß sie zu sehr dem Münchener Abkommen des vergangenen Jahres gleichen und dem deutschen Volke wiederum ein falsches Bild von der friedliebenden Natur der Hitlerschen Politik vorgaukeln möchte.

Die ersten Berichte der deutschen Kriegspropaganda brachten für Canaris und die Abwehr die Lösung eines Rätsels, welches sie seit einigen Wochen beschäftigt hatte. Etwa Mitte August war nämlich Canaris von Keitel ein Befehl Hitlers zur Bereitstellung von polnischen Uniformen, Ausrüstungsstücken, Soldbüchern und dergleichen erteilt worden, welche für ein sogenanntes Unternehmen, „Himmeler“ bestimmt seien. Keitel selber hatte, wie aus der im vorigen Kapitel zitierten Tagebuchnotiz Canaris' ersichtlich ist, bei der Besprechung am 17. August durchblicken lassen, daß er dem Unternehmen nicht gerade begeistert gegenüberstand, aber angesichts des von Hitler ausgehenden Befehls nicht glaubte, sich dagegen zur Wehr setzen zu können. Die beteiligten Abteilungs-
chefs der Abwehr es waren Piekenbrock und Lahousen

hatten sich sofort Gedanken über die Sache gemacht. Der Name des geplanten Unternehmens schien genügende Rechtfertigung für die Annahme, daß irgend eine anrühige Sache geplant sei. Lahousen stellte denn auch, wie in einer Notiz im Kriegstagebuch der Abwehrabteilung II festgehalten ist, die Frage, wieso eigentlich Himmler dazu komme, von der Abwehr mit Uniformen beliefert zu werden. Aber Befehl war nun einmal Befehl, die Uniformen und Ausrüstungsstücke waren gemäß der Weisung von oben bereitgestellt und von einem Beauftragten des SD gegen Quittung abgeholt worden. Über den Verwendungszweck war die Abwehr niemals offiziell in Kenntnis gesetzt worden. Es ist aber bezeichnend für das Mißtrauen gegenüber der eigenen Propaganda, daß Piekenbrock nach Veröffentlichung des ersten deutschen Wehrmachtsberichtes, in dem von Angriffen polnischer Einheiten auf deutsches Gebiet gesprochen wurde, seinen Kameraden sofort erklärte: „Jetzt wissen wir wenigstens, wofür unsere Uniformen bestimmt waren.“ Bald darauf erhielt Canaris auch Kenntnis davon, daß - wie mittlerweile allgemein bekanntgeworden ist die SS Häftlinge aus Konzentrationslagern in die polnischen Uniformen gesteckt und mit ihnen den angeblichen Angriff auf den Rundfunksender Gleiwitz inszeniert hatte, der dann den Polen zur Last gelegt wurde. Warf schon dieses Gangsterstück ein Schlaglicht auf die moralischen Qualitäten der an den höchsten Stellen von Partei und Staat stehenden Nationalsozialisten, so sollte bald sehr viel Schlimmeres zur Kenntnis von Canaris kommen. In einer Reihe von Besprechungen, welche am 12. September, also weniger als zwei Wochen nach Beginn des Feldzuges, im „Führer“ zug, der damals in Ilnau (Schlesien) stand, abgehalten wurden, erhielt Canaris einen klaren Einblick in die brutalen Pläne, welche bei Hitler und seiner Umgebung mit Bezug auf

207

die Zukunft Polens gefaßt worden waren. Wir haben hierüber ein zeitgenössisches Dokument zur Verfügung, eines der wenigen noch existierenden Exzerpte aus dem persönlichen Kriegstagebuch von Canaris. Diese Aufzeichnung ist erhalten geblieben, weil Lahousen, welcher seinen Chef bei diesen Besprechungen begleitete, sie für das Tagebuch Canaris' entworfen und mit Zustimmung von Canaris eine Abschrift in seine persönliche „Raritätenmappe“ aufgenommen hatte. Auf diese Weise blieb dieses Dokument erhalten, während das Originaltagebuch Canaris, wie bereits berichtet, nach dem 20. Juli 1944 leider verbrannt worden ist.

Die Aufzeichnung, auf die wir uns hier beziehen, trägt das Datum des 12. 9. 1939. Sie ist interessant sowohl, weil sie eine Reihe von Äußerungen des „Führers“ wiedergibt, so wie Lahousen sie gleich nach der Besprechung aus seiner Erinnerung niedergeschrieben hat, als auch deswegen, weil sie Rückschlüsse auf die Mentalität der Umgebung Hitlers, wie auch von Canaris zuläßt. Wir geben sie hier im vollen Text wieder. Sie ist in der ersten Person gehalten, wobei der Sprechende nicht etwa Lahousen, sondern Canaris selbst ist. Kriegstagebuchaufzeichnung über die Konferenz im Führerzug in Ilnau am 12. September 1939

I. Das ukrainische Problem

Unmittelbar, nachdem die Begrüßungen ausgetauscht waren, erklärte mir Reichsaußenminister von Ribbentrop

seine Ansicht über die Möglichkeiten, den deutsch-polnischen Krieg auf politischem Wege zu beenden. Während der anschließenden Aussprache im Dienstwagen des Generals Keitel wurden diese Lösungsmöglichkeiten durch den Chef des OKW wie folgt zusammengefaßt und erläutert:

208

Fall 1. Eine vierte Teilung Polens wird stattfinden, wobei Deutschland sein Desinteressement zugunsten der Sowjetunion mit Bezug auf das Land östlich der Narew-Weichsel-San-Linie ausspricht.

Fall 2. Für den verbleibenden Teil wird ein unabhängiges Polen errichtet, eine Lösung, die dem Führer am besten zusagen würde, weil er dann mit einer polnischen Regierung über die Wiederherstellung des Friedens im Osten verhandeln könnte.

Fall 3. Der Rest Polens löst sich auf.

a) Litauen wird das Gebiet von Wilna angeboten.

b) Galizien und die polnische Ukraine werden unabhängig. (Vorausgesetzt, daß dieses außenpolitische Arrangement der Sowjetunion recht ist.)

Für den Fall 3 b würde ich geeignete Vorbereitungen mit den Ukrainern zu treffen haben, daß wenn dieser Fall Tatsache wird, durch die Organisation Melnyk (O. U. N.) ein Aufstand erregt werden kann, der auf die Vernichtung der Juden und der Polen abzielt. Ein politisches Übergreifen dieser Bewegung in Richtung auf die Sowjet-Ukraine (Idee einer Groß-Ukraine) müßte unbedingt verhindert werden. (Hierzu eine Bleistiftnotiz: Die Voraussetzungen hierfür scheinen nicht mehr gerechtfertigt.)

II. Propaganda

Ich besprach dann die Regelung von Propagandaangelegenheiten mit Keitel. Zufolge einem vollständigen Einvernehmen, welches in bezug auf diese Frage zwischen dem Reichsaußenminister und Dr. Goebbels erzielt wurde, werden Vertreter des A. A. zu den Propagandakompanien entsandt, 14 Abshagen, Canaris

209

um sowohl alles Propagandamaterial zu überprüfen als auch ihre Wünsche zum Ausdruck zu bringen. (Verbindungsmann zum A. A.)

Jedoch verbleibt die Verantwortlichkeit für die Durchführung der Propaganda ausschließlich beim Chef der Propagandakompanien.

III. Militärische Exekutionen

Ich wies Keitel darauf hin, daß ich wüßte, daß weitreichende Exekutionen in Polen geplant seien und daß insbesondere der Adel und die Geistlichkeit ausgerottet werden sollten. Letzten Endes würde die Welt die Wehrmacht für diese Taten verantwortlich machen, unter deren Augen solche Dinge geschehen seien.

Keitel antwortete, daß der Führer in dieser Frage bereits entschieden hätte. Er hätte es dem Oberbefehlshaber des Heeres klargemacht, daß, wenn die Wehrmacht mit diesen Vorkommnissen nichts zu tun haben wollte, sie die SS und die Gestapo als Rivalen hinzunehmen hätte. Deshalb werde für jeden militärischen Bezirk neben dem militärischen Befehlshaber ein Zivilbefehlshaber ernannt werden. Der letztere würde dann mit der Volksausrottung betraut werden.

(Bleistiftnotiz: Politische Flurbereinigung.)

IV. Bombardement von Warschau

Auf meinen Hinweis auf die ungünstigen außenpolitischen Folgen dieser Maßnahme antwortete Keitel, daß solche Maßnahmen definitiv durch den Führer und Generalfeldmarschall Göring entschieden würden. Der Führer hätte häufige telefonische Besprechungen mit Göring. Manchmal werde er (Keitel) über die besprochenen Themen unterrichtet, aber nicht immer.

210

V. Erklärungen des Führers

Während dieser Unterredung erschien der Führer und fragte mich sofort, was für Nachrichten ich aus dem Westen hätte. Ich antwortete, daß wir gemäß den vorliegenden Informationen und Berichten darauf schließen müßten, daß besonders im Raum von Saarbrücken die Franzosen Truppen und Artillerie versammeln, um einen systematischen und methodischen Angriff großen Stils vorzubereiten. Ferner hätte ich Vorsorge getroffen, daß er in Kürze unterrichtet werden würde über den Ort und die Richtung dieses Angriffs.

Der Führer bemerkte darauf: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Franzosen gerade in der Gegend von Saarbrücken angreifen sollten, wo unsere Stellungen am stärksten sind. Dort haben wir unsere „A“-Werke und außerdem werden sie (die Franzosen) sich dort zweiten und dritten Stellungen gegenüber finden, die, wenn möglich, noch stärker befestigt sind. Ich betrachte den Bienwald und den Pfälzerwald als unsern schwächsten Punkt, trotz dem von anderer Seite erhobenen Einwand, daß ein Angriff gegen eine bewaldete Zone aussichtslos ist. Ich bin in dieser Hinsicht anderer Meinung.

Ein Abenteuer über den Rhein ist immerhin möglich, obgleich wir dort schon vorbereitet sind. Ich halte es nicht für sehr wahrscheinlich, daß ein Angriff durch Belgien und Holland, eine Verletzung der Neutralität, versucht wird. Jedoch für einen Angriff großen Stils gegen den Westwall ist Zeit erforderlich.“

Keitel und Jodl stimmen diesen Gedanken des Führers zu, und der letztere fügt hinzu, daß die Artillervorbereitung für einen Großangriff mindestens drei bis vier Wochen erfordere, daher würde der Angriff selber im Oktober stattfinden.

211

Woraufhin der Führer fortfuhr: „Ja und im Oktober ist es schon ziemlich kalt und unsere Leute werden in geschützten Bunkern sitzen, während die Franzosen im Freien liegen und angreifen müssen. Jedoch selbst wenn der Franzose einen der schwächsten Punkte des Westwalls erreichen sollte, werden wir in der Zwischenzeit in der Lage sein, vom Osten her das heranzubringen, was ihm (dem Franzosen) eine solche ‚Abreibung‘ versetzt, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

Daher bleibt nur der Weg durch Belgien und Holland. Ich glaube nicht daran, aber es ist nicht unmöglich. Deshalb müssen wir wachsam sein.“

Dann wandte sich der Führer unmittelbar zu mir und verlangte schärfste Überwachung allen Geschehens in diesen neutralen Ländern.

Das ukrainische Problem. Die Rundfunkankündigung an das ukrainische Volk, wie sie die „Wehrmacht-Propaganda“

vorgeschlagen hatte, wurde entsprechend Punkt 3 geändert und vom Reichsaußenminister wie folgt gebilligt: „Die deutsche Wehrmacht hegt keinerlei feindliche Absichten gegen die ukrainische Bevölkerung in Polen.“

Dieses Dokument verdient, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen. Es zeigt eindeutig, daß die Maßnahmen zur „Liquidierung“ großer Volksteile nicht etwa erst als Ergebnis der im Laufe des Krieges zunehmenden Erbitterung in Hitlers Gehirn entstanden, sondern daß der „Führer“ bereits in den ersten Tagen des Krieges in zynischer Unbekümmertheit um alle Regungen von Menschlichkeit ein komplettes Programm für solche Genocidien ausgearbeitet hatte¹⁾). Nicht 1) Auch die Grausamkeiten, die in den Tagen des Kriegsausbruches von polnischer Seite in Bromberg gegen den volksdeutschen Teil der Bevölkerung begangen worden waren, können solche Massenmordpläne nicht rechtfertigen.

212

nur die polnische Geistlichkeit und der polnische Adel sollten ausgerottet werden, man wollte auch den ukrainischen Volksteil in Polen aufhetzen, damit er der SS und Gestapo in den von ihm bewohnten Landesteilen die schmutzige Arbeit abnehmen und die dort wohnenden Polen und Juden „vernichten“ sollte. Die Abwehr sollte für die Inszenierung der hierfür geplanten Revolten ihre Beziehungen zu den ukrainischen Minderheitsgruppen zur Verfügung stellen.

Wir sehen ferner, daß der Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch sich zwar anscheinend gegen diese „politische Flurbereinigung“ (das Tagebuch gibt keine Auskunft darüber, wer diesen zynischen Ausdruck für den geplanten Massenmord geprägt hat, doch ist bekannt, daß er von Hitler persönlich ausging) zur Wehr gesetzt, sich dann aber doch damit abgefunden hatte, daß die „schwarze“ Konkurrenz im rückwärtigen Heeresgebiet diese Maßnahmen durchführte. Die traurige Haltung Keitels tritt besonders in der Selbstverständlichkeit zutage, mit der er es hinnimmt und sich auch nicht geniert, vor seinem Untergebenen Canaris und dem anwesenden doch verhältnismäßig rangjungen Oberstleutnant Lahousen offen zuzugeben, daß Hitler ihn der den höflichen Titel Chef des Oberkommandos der Wehrmacht trägt über wichtigste Entscheidungen ganz nach Belieben und Laune unterrichtet oder nicht.

Auch hinsichtlich Canaris' und seiner Methoden im Verkehr mit denen „oben“ ist die Tagebuchaufzeichnung aufschlußreich. Er verhält sich Ribbentrop gegenüber rezeptiv (was keineswegs gleichbedeutend ist, daß er sich mit dem Gesagten abfindet). Jedenfalls läßt er sich auf keine Diskussionen mit dem Reichsaußenminister ein. Der Kerl ist ihm zu widerwärtig. Im Gespräch mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten Keitel dagegen tritt er aus seiner Reserve her-

213

vor. Er trägt ihm aus eigener Initiative seine Bedenken gegen die geplanten Greuel vor und appelliert, allerdings vergeblich, an Keitels Verantwortungsgefühl für den guten Namen der Wehrmacht. Solche Appelle, ja Beschwörungen wird er im Verlauf des Krieges noch unzählige Male an den gleichen Keitel richten, allerdings meistens mit dem gleichen negativen Erfolge.

Besonders interessant ist das Gespräch zwischen Canaris und Hitler. Dieses Mal zieht der Listenreiche entschieden den kürzeren. Canaris hat mit Vorbedacht die Drohung mit den

angeblichen französischen Offensivvorbereitungen aufbauscht. Er hofft wohl, Hitler möge unter dem Eindruck dieser Gefahr etwas weniger drastisch in Polen vorgehen, sich seine Teilungs- und Ausrottungspläne noch einmal überlegen. Aber er hat Hitler unterschätzt. Der „Führer“ zeigt sich unzweifelhaft als der Überlegene. Er ist offenbar über die Lage im Westen durchaus im Bilde. Seine Argumente sind sachlich begründet, auch wenn sie mit reichlich viel Kraftmeierei im Ausdruck vorgetragen werden. Keitel und Jodl machen auch hier einen ziemlich kläglichen Eindruck und sind nur bemüht, Begleitmusik zur Sololeistung ihres Herrn und Meisters zu liefern.

Noch ein paar weitere Bemerkungen zu der Tagebuchnotiz erscheinen angebracht. Der von Keitel im Zusammenhang mit dem ins Auge gefaßten Ukraineraufstand erwähnte Melnyk war einer der Führer der gleichfalls genannten O. U. N. (Organisation Ukrainischer Nationalisten), einer in den Jahren nach der bolschewistischen Revolution durch Petljura begründeten Bewegung, welche die Errichtung eines unabhängigen ukrainischen Nationalstaates anstrebte. Der anerkannte Führer dieser Bewegung, Konowalec, den Canaris persönlich kannte und schätzte, war einige Zeit vor Kriegs-

214
ausbruch von OGPU-Agenten in Holland ermordet worden. Melnyk, der sich selber als Oberst zu bezeichnen pflegte, er dürfte diesen Dienstgrad in der nationalukrainischen Armee Petljuras bekleidet haben, war als Verwalter von im galizischen Teile der Ukraine gelegenen Latifundien tätig gewesen. Innerhalb der O. U. N., in deren Reihen sich zahlreiche geflüchtete Politiker aus Polen, sowie aus der 1939 an Ungarn abgetretenen Karpatho-Ukraine befanden, gab es allerlei Schattierungen von gemäßigten Sozialisten bis zu ausgesprochenen Nationalbolschewisten. Die radikalen Elemente der ukrainischen Freiheitsbewegung wechselten jedoch sehr bald die Front und organisierten Partisanengruppen, die dann auch die rückwärtigen deutschen Verbindungen in Polen und den besetzten Teilen der Sowjetukraine störten. Das erklärt die auf den ersten Blick überraschende Erscheinung, daß etwa ab 1943 zahlreiche ukrainische Nationalrevolutionäre in deutschen Konzentrationslagern landeten. Darunter befanden sich nicht wenige echte Freiheitskämpfer, die nicht gewillt waren, ihre Heimat vom sowjetischen Joch zu befreien, nur um sie den sich mittlerweile immer klarer abzeichnenden „kolonialen“ Methoden der nationalsozialistischen Ostpolitik auszuliefern.

Gerade wenn wir noch einen Blick auf die Tagebuchblätter von Canaris vom 12. September 1939 zurückwerfen, kann dieser spätere ukrainische Frontwechsel nicht so sehr überraschen. Es geht daraus ja deutlich hervor, daß nach Ribbentrops – von Keitel resümierter Konzeption die Ukrainer zwar benutzt werden sollten, um in den von ihnen bewohnten polnischen Landesteilen die polnischen und jüdischen Bevölkerungsteile zu vernichten; aber gleichzeitig wollte man verhindern, daß sie ihrem Ziele – der Schaffung einer Großukraine – näher kämen. Denn damals, im September 1939, waren Hitler und

215
Ribbentrop noch ängstlich bedacht, ihre neuen „Freunde“ in Moskau nicht durch eine von deutschbesetztem Gebiet ausgehende ukrainische Revolte in der Sowjetukraine zu reizen. Die Ukrainer waren für sie nur eine Figur auf ihrem Schach-

brett, die man je nach Bedarf zu einem Zuge ansetzte und dann unberücksichtigt ließ. Später, nachdem Hitler den Entschluß gefaßt hatte, die Sowjetunion anzugreifen, änderte sich die Taktik gegenüber den Ukrainern bis zu einem gewissen Grade, aber da hatten die Einsichtigen unter ihnen bereits gemerkt, daß sie von Hitler nur als Werkzeuge für seine „Lebensraum“-Pläne benützt werden sollten und daß von nationalsozialistischer Seite eine Erfüllung ihrer eigenen nationalen Wünsche nicht zu erwarten war.

Wir haben vorhin bemerkt, daß Canaris in der Unterhaltung mit Ribbentrop nicht ausdrücklich gegen die ihm und der Abwehr zugemutete Aufgabe remonstrierte. Das hätte auch kaum viel Zweck gehabt, sondern im günstigsten Falle nur dazu geführt, daß der Abwehr die Federführung in der Sache entzogen und an ihrer Stelle der Sicherheitsdienst damit betraut worden wäre. Das aber hätte nicht nur im konkreten Einzelfall eine rückhalt- und rücksichtslose Durchführung der Ribbentropschen Direktiven bedeutet; darüber hinaus hätte es die allgemeinen Bestrebungen des SD, seine Kompetenzen auf Kosten der Abwehr auszudehnen, gefördert. Canaris wählte daher den Weg, die Ribbentropschen Pläne einfach zu ignorieren. Er ließ „den Löwen brüllen“. Schließlich war Ribbentrop ja nicht sein Vorgesetzter, und Keitel, über den Canaris Befehle hätten erteilt werden müssen, hatte sich darauf beschränkt, den Ribbentropschen Gedankengang erläuternd zusammenzufassen, ohne daran ausdrückliche Weisungen oder Befehle zu knüpfen. Canaris begnügte sich daher damit, die an ihn gestellte ungeheuerliche und

216

gleichzeitig dilettantenhafte Zumutung in seinen Tagebuchnotizen festzuhalten. Dilettantisch war die Canaris aus dem Handgelenk hingeworfene Forderung des Reichsaußenministers nach einem Ukraineraufstand schon deswegen in hohem Grade, weil sie die praktischen Voraussetzungen völlig verkannte. Die Abwehr hatte durch ihre Fühlung zu den ukrainischen Nationalisten Kampftrupps von ein paar hundert Mann aufzustellen vermocht, die für eine militärische Diversionstätigkeit – Zersetzung der feindlichen Truppe, Sabotage an Verkehrseinrichtungen im feindlichen Aufmarsch- und Operationsgebiet sowie im feindlichen Hinterland – ausgebildet und geeignet waren, nicht aber für politisch-terroristische Unternehmungen, zumal solche in dem von Ribbentrop ins Auge gefaßten Umfang.

Auf der Fahrt von Ilnau nach Wien äußerte sich Canaris daher nicht nur mit tiefem Unwillen, sondern auch mit beißendem Spott über die Ansichten und Auffassungen Ribbentrops. Bei den in Wien und Berlin folgenden sachlichen Besprechungen aber gab er kein Wort von der Ribbentropschen Aufstandskonzeption weiter außer an Oster für dessen Dokumentensammlung und an einzelne Vertraute. Dagegen nahm er sofort mit dem Generalstab des Heeres Fühlung, um diesem mitzuteilen, daß mit der Freigabe der bisher aus außenpolitischen Rücksichten verbotenen Diversionstätigkeit durch ukrainische Kampftrupps in absehbarer Zeit zu rechnen sei, und um die diesbezüglichen Wünsche und Anforderungen des Heeres entgegenzunehmen. Diese zielten nun keineswegs auf die Vernichtung von polnischen und jüdischen Zivilisten, sondern auf die Vernichtung der polnischen Armee ab. Wo die Abwehr für diesen Zweck der eigenen kämpfenden Truppe eine Hilfeleistung geben konnte, sei es

durch die Zerstörung einer feindlichen Bahnlinie, Sprengung
217

von Objekten hinter der Front des Gegners oder aber auch durch die Verhinderung solcher Zerstörungen durch die feindlichen Streitkräfte, hat sie immer ihr möglichstes versucht. Durch den deutsch-sowjetischen Freundschaftsvertrag vom 29. September 1939 wurde dann das ganze Projekt wieder hinfällig, da die Moskauer Abreden nicht zur Lösung 3, sondern zu der als Fall 1 vorgesehenen vierten Teilung Polens führten. Für Ribbentrop hatten damit die Ukrainer und ihre Bestrebungen einstweilen alles Interesse verloren. Nicht so für Canaris. Auf seine Weisungen wurde einer Reihe von führenden Ukrainern in den an die Sowjetunion fallenden polnischen Gebieten, soweit dies irgend möglich war, in der durch den raschen sowjetischen Vormarsch entstehenden Notlage Beistand gewährt. Die Rücksicht auf noch lebende Zeugen, deren Angehörige sich noch im östlichen Machtbereich befinden, verbietet hier nähere Angaben über konkrete Fälle.

Obwohl durch die erwähnte politische Entwicklung Canaris die Alternative zwischen offener Verweigerung der Teilnahme an den geplanten Greueln in Polen oder Unterwerfung unter Hitlers Mordbefehle erspart geblieben war, blieb er tief bekümmert wegen der Geschehnisse, die sich nun in den folgenden Wochen und Monaten im deutschbesetzten Polen abspielten. Er erhielt sehr genaue Nachrichten über das brutale Vorgehen der SS. Gegenüber Bürkner, dem Leiter der Abteilung Ausland, äußerte er um diese Zeit: „Ein Krieg, der unter Hintansetzung jeglicher Ethik geführt wird, kann niemals gewonnen werden. Es gibt auch eine göttliche Gerechtigkeit auf Erden.“

Während die Führung des Dritten Reiches sich mit Massenausrottplänen gegen Polen und Juden trug, setzte Canaris trotz seiner Belastung mit Dienstgeschäften auch jetzt nach
218

Kriegsausbruch seine Bemühungen zugunsten in Not befindlicher Menschen ohne Ansehen von Person und Nationalität fort. Die Rücksicht auf Personen, die heute noch in Osteuropa leben, verbietet es auch in diesem Falle, Namen zu nennen und die hier gegebenen Beispiele dieser humanitären Tätigkeit Canaris' in allen Einzelheiten zu schildern und zu belegen. Zu denen, die damals durch Canaris aus dem besetzten Polen herausgeschmuggelt und ins neutrale Ausland in Sicherheit gebracht wurden, gehörte u. a. die Familie eines hohen polnischen Offiziers, mit dem Canaris in früheren Jahren in dienstliche Berührung gekommen war.

Auch ein Fall, bei dem zu den humanitären auch politische Erwägungen traten, sei wenigstens kurz erwähnt. Gegen das Ende des Polenfeldzuges im Herbst 1939 trat der amerikanische Generalkonsul Geist in Berlin in einer von ihm selbst als sehr delikate bezeichneten Angelegenheit an den bereits erwähnten Staatsrat Helmuth Wohlthat heran, mit dem er seit geraumer Zeit gut bekannt war. Er bat Wohlthat unter deutlichem Hinweis auf das persönliche Interesse an höchster politischer Stelle in den Vereinigten Staaten um seinen Rat und seine Hilfe. Es handelte sich darum, einen Rabbiner, der sowohl in religiöser wie in wissenschaftlicher Hinsicht als einer der geistigen Führer des Judentums in Osteuropa beschrieben wurde, in dem eben von deutschen Truppen besetzten Warschau ausfindig zu machen und aus dem nationalsozialisti-

stischen Machtbereich heraus und auf neutralem Boden in Sicherheit zu bringen. Geist war sich angesichts der ihm wohl-bekannten Einstellung Ribbentrops darüber klar, daß es zwecklos sein würde, sich in dieser Sache an das Auswärtige Amt zu wenden. Er sicherte Wohlthat absolute Geheimhaltung auf amerikanischer Seite zu, da er sich wohl bewußt war, daß ein Eingreifen in dem von ihm und seinem Auftraggeber

219

gewünschten Sinne für die beteiligten deutschen Persönlichkeiten mit beträchtlichem Risiko verbunden sein würde. Nach reiflicher Überlegung entschloß sich Wohlthat, sich nicht unmittelbar an Göring oder an einen ihm befreundeten Armeeführer zu wenden. Er suchte vielmehr zunächst Canaris in dessen Dienststelle am Tirpitzufer auf und legte diesem die Frage vor, ob er helfen könne und wolle. Canaris erkannte sofort die Bedeutung, welche der Angelegenheit angesichts des Interesses, das höchste Stellen in den damals noch neutralen Vereinigten Staaten daran nahmen, zukam, und erklärte sich schon in der ersten Besprechung bereit, den Gesuchten durch Abwehroffiziere in dem zu diesem Zeitpunkte noch brennenden Warschau ausfindig zu machen. In der Tat gelang es den beauftragten Offizieren, wenn auch unter beträchtlichen Schwierigkeiten, den Rabbi zu identifizieren und an die Grenzen eines damals noch nicht in den Krieg verwickelten Landes in Osteuropa zu bringen. Er gelangte dann später sicher in die Vereinigten Staaten, wo er bei der Ankunft in New York von den dortigen jüdischen Vereinigungen in festlichem Zuge empfangen und eingeholt wurde. Über die Rolle, welche deutsche Persönlichkeiten bei seiner Rettung gespielt hatten, wurde dem von Generalkonsul Geist gegebenen Versprechen gemäß Stillschweigen bewahrt.

Bald nahmen neue Sorgen die Aufmerksamkeit von Canaris in Anspruch. Es ist heute durch das Tagebuch von Hassells, durch Pechel, Gisevius und andere bekannt, daß in den letzten drei Monaten des Jahres 1939, als Hitler ohne längere Atempause auf den Polenfeldzug einen Winterfeldzug im Westen unter Bruch der belgischen und holländischen Neutralität folgen lassen wollte, in den verschiedenen Widerstandsgruppen große Aktivität herrschte. Staatsstreich- und Attentatspläne wurden geschmiedet, Ministerlisten aufge-

220

stellt, es wurden über das neutrale Ausland Fühler wegen Friedensmöglichkeiten ausgestreckt. Die entschlossenste Verschwörergruppe war ohne Zweifel diejenige im Schoße des OKW. Ihr eigentlicher Motor war der damalige Oberst Oster, der mit seinen Mitarbeitern Dohnanyi und Gisevius, um nur die bekanntesten zu nennen, und in engem Zusammenwirken mit dem im Oberkommando des Heeres beschäftigten Oberstleutnant Groscurth die Verbindungsstelle innehatte. Von dort aus wurden die Fäden gesponnen zu Beck, Goerdeler, Schacht auf der einen, zum Chef des Generalstabes Halder, zu Witzleben und den übrigen in die Sache eingeweihten Generalen auf der anderen Seite, durch den Vertreter des Auswärtigen Amtes beim OKH, Hans von Etzdorf, zu Weizsäcker und sogar ins braune und schwarze Lager zum Berliner Polizeipräsidenten Graf Helldorf und zum Chef des Reichskriminalamtes in der Gestapo, SS-General Nebe. Gerade bei der Betrachtung der Ereignisse dieser aufregenden Wochen läßt sich der Unterschied der Charaktere und Methoden von Canaris und Oster klar erkennen. Bei Oster

lag die Initiative zu den verschiedenen Versuchen, die Generalität zum Sturz des Regimes zu bewegen, eine politische Auffangstellung in Gestalt einer provisorischen Regierung vorzubereiten und ihr im Auslande Rückendeckung zu verschaffen. Canaris dagegen blieb in der Kulisse. Er stand neben oder hinter den Dingen, hielt sich informiert und war bereit, Hilfestellung zu geben, wenn sich die Notwendigkeit ergeben sollte. Aber er ließ die Initiative den anderen. Eine Erklärung hierfür ist wohl mindestens zum Teil darin zu suchen, daß in seinem Kopfe das Streben, selber etwas Entscheidendes zur Verhinderung des neuen Abenteuers und für die Befreiung Deutschlands und der Welt von Hitler zu tun, in stetem Kampfe lag mit der intuitiven Erkenntnis, daß

221

alles Streben doch vergeblich sein werde. Bereits in diesen Wochen begann sich bei ihm die fatalistische Überzeugung durchzusetzen, daß es schon zu spät sei, um das Schicksal Deutschlands zu wenden, daß das deutsche Volk schon zuviel Schuld, sei es auch nur durch Unterlassung, auf sich geladen habe und daß es Hitler nun als eine Art von Gottesgeißel bis zum bitteren Ende werde ertragen müssen. An der Überzeugung, daß Deutschland den von Hitler leichtfertig und böswillig begonnenen Krieg nicht gewinnen könne, ist Canaris, wie wir im Laufe dieser Darstellung zu verschiedenen Malen werden belegen können, niemals, auch nicht als Hitler scheinbar auf dem Höhepunkt seiner Erfolge war, irre geworden. Sie gründete sich mindestens ebenso stark auf seine Überzeugung von einer göttlichen Weltordnung wie auf seine Beurteilung der weltpolitischen Zusammenhänge und der relativen Kräfteverteilung.

Neben solchen ins Metaphysische hinübergreifenden Gedankengängen stimmten ihn auch sehr reale Erwägungen skeptisch hinsichtlich der Aussichten eines Umsturzversuches. Canaris traute nach seiner Kenntnis ihrer Charaktere und auf Grund seiner Erfahrungen den für das Unternehmen in Frage kommenden Generalen nicht zu, daß sie den Entschluß zum Absprung finden würden. Besonders den Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch, dessen Haltung von entscheidender Bedeutung sein mußte, beurteilte er ablehnend. „Der Brauchitsch kopiert den Moltke“, bemerkte er in jenen Tagen ironisch im Kreise seiner Vertrauten. Für Halder hatte er größere Sympathien, erwartete von ihm aber nicht die nötige Entschlußfreudigkeit. Im übrigen war ihm stets bewußt, was viele der anderen Verschworenen nicht einsehen wollten, daß der Generalstabschef persönlich ja keine Truppe führte, sondern entweder auf den Oberbefehlshaber des Heeres oder auf

222

einen oder mehrere der Armee- und Heeresgruppenführer angewiesen war, wenn er ein Unternehmen gegen Hitler in Szene setzen wollte.

Canaris sah auch wohl klarer als Oster und dessen ungeduldige Freunde, daß die Generale nicht ohne Grund Zweifel hegten, ob die jüngeren Offiziere, die Leutnants und Hauptleute, ihnen folgen würden, wenn sie den Befehl zum Losschlagen gegen Hitler und das Parteiregime geben würden. Man darf nicht außer acht lassen, daß durch den raschen Sieg über Polen das Prestige Hitlers bei den jungen, seit Jahren von der nationalsozialistischen Propaganda bearbeiteten Offizieren enorm gestiegen war. Die militärischen Bedenken gegen den Winterkrieg, die bei manchen der Generale schwe-

rer wogen als alle politischen und ethischen Erwägungen, bei allen aber mindestens mit in die Wagschale gegen die Westoffensive fielen, wurden dem jungen Frontoffizier kaum bewußt. Der „Führer“ hatte ja scheinbar bisher immer, auch entgegen den Warnungen der Fachleute, recht behalten. Warum also sollte es diesmal anders sein? Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß im Dritten Reich unter den „Militaristen“, soweit sie durch die Schule der von Seeckt geschaffenen Reichswehr gegangen waren, der größte Prozentsatz von überzeugten Kriegsgegnern zu finden war. Aber diese Schulung hatte eben nur einen Bruchteil der Offiziere der in kurzer Zeit unter Mißachtung Seecktscher Lehren um ein Vielfaches vermehrten Wehrmacht des Dritten Reiches erfaßt, und die jüngsten Jahrgänge, welche die Mehrzahl der Kompanien und Batterien führten, waren anstatt dessen mit nationalsozialistischen Ideen gefüttert worden. Canaris hatte auf Grund seiner Erfahrung im Frontdienst (als Kommandant der „Schlesien“, die auf das Marineneest Wilhelmshaven gestützt war) größere praktische Erfahrung in dieser Hinsicht

223

als Oster. Er war der Meinung, daß ein Fritsch, wäre er noch am Leben, wohl noch genügend Gefolgschaft gehabt hätte, um notfalls zum offenen Aufstand gegen das Regime aufrufen zu können. Bei Brauchitsch hatte er diese Überzeugung nicht.

Trotz seiner Skepsis blieb Canaris jedoch nicht inaktiv. Er machte sich, von Lahousen begleitet, im Oktober auf eine Reise zu mehreren der Armee- bzw. Heeresgruppenbefehlshaber im Westen. Unter den Besuchten war auch General von Reichenau, der sein Hauptquartier in Düsseldorf aufgeschlagen hatte. Reichenau empfing Canaris und Lahousen unter Hinzuziehung seines Stabschefs, des Generals Paulus, und seines Generalstabsoffiziers Ic, des Hauptmanns Paltzo. Reichenau war unter den höheren Führern derjenige, der wegen seiner guten Beziehungen zum Nationalsozialismus weit und breit bekannt war. Canaris war unter diesen Umständen angenehm überrascht, bei ihm und den Mitgliedern seines Stabes keine frisch-fröhliche Siegeszuversicht, sondern eine äußerst skeptische Beurteilung der von Hitler geplanten Winteroffensive zu finden. Das erleichterte ihm seine Aufgabe, denn natürlich konnte er nicht daran denken, gegenüber Reichenau offen mit dem Vorschlag einer Meuterei der Oberbefehlshaber gegen den Offensivplan hervortreten. Er beschränkte sich daher auf die Hervorhebung der auf die militärische Situation begründeten Bedenken. Er gab eine kräftig retuschierte Version der der Abwehr vorliegenden Meldungen über die Stärke der Gegner und unterstrich den deshalb im Falle eines Angriffs zu erwartenden Aderlaß auf deutscher Seite.

Canaris hatte den Erfolg, daß Reichenau sich zur Abfassung einer Denkschrift an Hitler bereit fand, welche unter dem geschickt gewählten Titel „Die Sicherung des deutschen Sieges“ im Grunde Hitler sagen sollte: Bis hierher und nicht weiter.

224

Der Chef der Abwehr

Als einen weiteren Erfolg der Besprechung kann man es wohl ansehen, daß einige Tage später bei einer Besprechung Hitlers mit den Heeresgruppen- und Armeeführern ausgerechnet der „Nazigeneral“ Reichenau, wie Hassell laut seiner Tagebuchaufzeichnung vom 30. Oktober 1939 von Gördeler erfuhr,

als einziger gegen den von Hitler ausgearbeiteten Angriffsplan Stellung nahm.

Canaris hatte auch die Gelegenheit seines Besuches bei Reichenau benutzt, um diesen in einer Unterredung im kleinsten Kreise an Hand des umfangreichen Materials, das er um jene Zeit in seiner Aktentasche mit sich zu führen pflegte, über die Greueltaten, die Hitler durch die SS in Polen durchführen ließ, zu unterrichten. Reichenau war durch Canaris' Darlegungen stark beeindruckt und äußerte sich zustimmend, als dieser darauf hinwies, daß solche Ereignisse dem Ansehen der deutschen Wehrmacht, unter deren Augen sie sich abspielten, in der Welt schweren Schaden tun müßten. General Paulus dagegen, den Canaris in einem Gespräch unter vier Augen gleichfalls besonders wegen der Zustände in Polen ansprach, fühlte sich bemüßigt, Hitlers Maßnahmen in dem besetzten Gebiet als gerechtfertigt zu bezeichnen und zu verteidigen. Canaris berichtete den Herren seines Stabes hierüber mit dem Ausdruck tiefer Entrüstung. Für ihn war damit Paulus gerichtet. Er vergaß ihm diese Haltung nie. Noch zur Zeit der Katastrophe von Stalingrad erklärte er im Kreise seiner Vertrauten, er könne wegen Paulus' damaliger Stellungnahme zu den SS-Greueln in Polen jetzt kein Mitleid für ihn empfinden.

Weniger befriedigend als die Unterhaltungen mit Reichenau verlief ein Besuch bei dem Heeresgruppenführer Generaloberst von Rundstedt, der zwar besonders am Abend in vorgerückter Stimmung furchtbar auf Hitler und das Regime

15 Abshagen, Canaris

225

schimpfte, aber allen konkreten Fragen auswich. Canaris verließ ihn in der Überzeugung, daß von diesem Mann ein tätiger Widerstand gegen Hitler nicht zu erwarten sei. Die Zukunft sollte die Richtigkeit seiner Einschätzung bestätigen. Canaris kehrte im Grunde unbefriedigt von seiner Reise nach Berlin zurück. Die Offensive wurde zwar von Hitler wiederholt verschoben, aber die Vorbereitungen für den Angriff unter Bruch der belgischen und holländischen Neutralität nahmen ihren Fortgang.

Wenn wir feststellten, daß Canaris klarer als Oster und seine Mitarbeiter die Schwierigkeiten erkannte und würdigte, welche einer Revolte der Generale im Wege standen, so bedeutet das nicht, daß er deren Untätigkeit und ständiges Nachgeben gegenüber Hitler billigte. Er sah ein, daß man einen Aufstand gegen den „Führer“ nicht zu irgendeinem beliebigen Zeitpunkte vom Zaune brechen konnte, aber andererseits war er der Überzeugung, daß sich immer wieder Gelegenheiten bieten würden, die man ergreifen müßte, um dem Diktator in den Arm zu fallen oder ihn zu stürzen. Notfalls mußte und konnte man seiner Auffassung nach solche Gelegenheiten auch heraufbeschwören. Im September 1938 war, wie wir wissen, eine solche Chance durch die Berchtesgadenreise Chamberlains und endgültig dann durch das Münchener Abkommen zerschlagen worden. Das Ergebnis war nicht nur, daß man eine besonders günstige Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen mußte. Noch ein Jahr später war die ernüchternde Wirkung auf die Generale zu spüren. Selbst Generaloberst von Witzleben, der 1938 der entschlossenste unter seinen Standesgenossen gewesen war, war 1939 erheblich skeptischer und zurückhaltender. Und doch hätte der am 8. November unternommene Attentatsversuch im Münchener

Bürgerbräu, gleichgültig ob Elser tatsächlich als Einzelgänger
226

gehandelt hatte oder ob das Attentat eine von der Gestapo gestellte Affäre nach Art des Reichstagsbrandes war, einen günstigen Anlaß geboten, die SS überraschend kaltzustellen, Himmler und Heydrich unter dem Verdacht der Mitschuld festzunehmen und den „Führer“ in Schutzhaft zu nehmen. Derartige Vorschläge, die in Osters Büro ausgearbeitet worden waren, wurden mit Canaris' Billigung dem Generalstabschef Halder unterbreitet, fanden anfänglich wohl auch Interesse, wurden aber schließlich doch abgelehnt.

Nach Gisevius' Bericht wurde Canaris anstatt dessen von Halder nahegelegt, er, Canaris, solle ein Attentat gegen Hitler vorbereiten. Wenn der „Führer“ nicht mehr da sei, dann sei er, Halder, zum Handeln bereit. Man darf sich nicht wundern, daß Canaris diese Zumutung ablehnte. Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen einer Militärrevolte gegen einen Tyrannen und einem Mordanschlag aus dem Hinterhalt. Noch waren Erbitterung und Hoffnungslosigkeit nicht in das Stadium gekommen, welches sie dann zwei oder drei Jahre später erreichten, da auch tief religiöse Menschen nach monatelangen inneren Kämpfen ihre Gewissensskrupel überwandten und sich zum Tyrannenmord entschlossen. Bei Canaris kam zu religiösen Bedenken noch seine gefühlsmäßige Abneigung gegen jede Art von Gewalttat. Er, der eben noch aus innerster Überzeugung sich dagegen verwahrt hatte, seine Abwehr zu einer Mörderorganisation machen zu lassen, welche Polen oder Juden beseitigen sollte, konnte auch nicht ein paar Tage oder Wochen später den Entschluß finden, mit vollem Bewußtsein einen Mord – sei es auch an Hitler – vorzubereiten. Die Frage wurde bereits beantwortet, warum Canaris, der den Generalen ihre Untätigkeit vorwarf, nicht selber die Führung eines Staatsstreichversuches übernahm. Wir kommen hier noch einmal darauf zurück, weil es nicht an Behauptungen
227

fehlt, daß Canaris ein vom Ehrgeiz zerfressener Mensch gewesen sei. Nach dem übereinstimmenden Urteil derer, die jahrelang mit ihm zusammenarbeiteten, kann gesagt werden, daß sie in den Tatsachen keine Bestätigung finden. Wohl war auch Canaris nicht ganz frei von menschlicher Eitelkeit. Auch er liebte es, wenn seine Arbeit anerkannt wurde. Aber von einem Streben, sich selbst in die erste Reihe oder gar an die erste Stelle zu schieben, hat in seiner Umgebung niemand etwas gemerkt. Schon sein Verhältnis zu Oster, wie wir es kurz zu umreißen versucht haben, zeigt, daß es Canaris' Natur viel mehr entsprach, im Hintergrund zu bleiben. Schon in jüngeren Jahren hatte er sich nie nach vorn gedrängt. Es entsprang durchaus nicht einem Bedürfnis nach Publizität auf seiner Seite, wenn er 1926 im Reichstagsausschuß antreten mußte. Stets hatte das Wirken in der Stille, im Hintergrunde, seiner Anlage und seinen Wünschen mehr entsprochen, als das Erscheinen im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Ehrgeizig war Canaris Zeit seines Lebens nur für die Sache, der er diente. Auf die Marine ließ er nichts kommen, und er konnte in Rage geraten, wenn man „seine“ Abwehr angriff.

Es soll an dieser Stelle auch noch einmal gesagt werden, daß man Canaris nicht versteht, wenn man sich ihn als den finsternen Verschwörer aus purer Lust an der Intrige vorstellt, als der er so oft beschrieben worden ist. Gewiß hatte er eine Neigung zur Anwendung indirekter Methoden schon seit sei-

ner Mitwirkung am „schwarzen“ Neuaufbau der Kriegsmarine, die in seinem Amt als Chef des militärischen Geheimdienstes durchaus am Platze war und durch die Erfordernisse dieser Stellung noch gefördert wurde. Er hatte auch eine manchmal fast jungenhafte Freude an der List, an der Tarnung seiner Handlungen. Aber in der Zeit, von der wir jetzt sprechen, war er bereits in einem quälenden Zwiespalt. Er war zerrissen

228

-

zwischen seinem Pflichtgefühl als hoher Offizier der Wehrmacht und der Forderung seines Gewissens, das ihm auferlegte, Widerstand gegen ein System zu leisten, an dessen verbrecherischer Natur er keinen Zweifel mehr hegen konnte. Er sah sich daher gezwungen-solange er der Überzeugung war, daß es seine moralische Pflicht war, im Amte zu bleiben, weil er nur von innen heraus eine Chance hatte, dem Unheil irgendwie zu steuern-ein Doppelleben zu führen. Er mußte seine Handlungen vor seinem eigenen Gewissen in im Sinne des herrschenden Systems - legale und illegale teilen. Er war und blieb bestrebt, seine „legalen“ dienstlichen Pflichten, solange sie nicht von ihm Dinge erforderten, die er als verbrecherisch betrachten mußte, zu erfüllen. Ja er ging darüber hinaus und war immer wieder bestrebt, gegen einzelne verbrecherische Aktionen des Regimes, soweit sich auch nur die leiseste Möglichkeit und Aussicht bot, auf dem „normalen“ Wege der dienstlichen Vorstellungen bei seinem Vorgesetzten Keitel vorzugehen. Ganz besonders schlug er in erster Linie diesen Weg dann ein, wenn es sich um Maßnahmen und Befehle Hitlers handelte, welche die Wehrmacht betrafen, und wenn er auch nur die geringste Hoffnung haben konnte, durch den Chef des OKW deren Zurücknahme oder Abänderung zu erwirken. Auf jeden Fall war er bestrebt, seine Beteiligung an den auf den Sturz des Regimes gerichteten Bestrebungen nach Möglichkeit getrennt von seiner dienstlichen Tätigkeit zu halten, schon um nicht die Existenz der Abwehr in ihrer Gesamtheit und der ihm unterstellten Offiziere durch seine persönlichen Akte zu gefährden. Wir haben das Zeugnis des Admirals Bürkner, welcher als Chef der Abteilung und späteren Amtsgruppe „Ausland“ Canaris regelmäßig zur Lagebesprechung bei Keitel - im Gegensatz zur „Kolonne“ bei Canaris auch die „Große Ko-

229

lonne“ genannt

legenheiten aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. An den Besprechungen bei Keitel pflegten die Amtschefs, außer Canaris die Generale Thomas und Reinecke, ferner für den Wehrmachtsführungsstab gewöhnlich General Warlimont, sowie der Chef der Rechtsabteilung des OKW, Ministerialdirektor Lehmann, teilzunehmen. Canaris sprach bei diesen Gelegenheiten gewöhnlich sehr offen seine Bedenken aus, berichtete über seine Eindrücke von seinen Reisen in die Frontgebiete und ins Ausland, kam, wie Bürkner unterstreicht, sehr häufig auf die üblen Zustände in Polen zu sprechen, ventilierte seine Schwierigkeiten mit der SS und was er sonst auf dem Herzen hatte.

begleitete, daß Canaris bei diesen Gelegenheiten

Aber auch abgesehen von diesen Besprechungen im größeren Kreise benutzte Canaris jede Gelegenheit, um unter vier Augen Keitels Gewissen zu erwecken und ihm den Rücken gegen Ansinnen Hitlers, die mit den Traditionen der

Wehrmacht und den ethischen Auffassungen der großen Mehrheit der Soldaten unvereinbar waren, zu stärken. Oft genug beklagte er sich bei seinen Mitarbeitern über den „Holzklotz“ Keitel, gegen den er immer vergeblich anrenne, und doch ließ er in seinem Bemühen, auf diesem Wege die Abstellung von Unrecht und Widersinn zu erlangen, nicht nach.

In den ersten Jahren seiner Tätigkeit als Abwehrchef suchte Canaris auch Hitler persönlich zu beeinflussen. Dieser hatte anfangs ein Faible für Canaris und respektierte auf jeden Fall seine außergewöhnliche Intelligenz. Canaris verstand es, seinen ganzen persönlichen Charme ins Gefecht zu führen und hatte die Gabe, Hitler, wenn dieser einen seiner Wutanfälle bekam, erstaunlich rasch zu beruhigen. Aber schon 1938 beschwerte er sich, daß er nicht mehr recht an Hitler heran-

230
kommen könne. Es war in den Tagen der Sudetenkrise, zu der Zeit, als die Abwehr Henlein, der die gemäßigtere Richtung vertrat, gegenüber dem von Heydrich aufgeputschten Karl Hermann Frank stützte. „Wenn Keitel mich nur an Hitler heranlassen würde!“ rief er in diesen Tagen im Kreise seiner Abteilungsleiter aus, „ich würde ihn schon behandeln“. Später, nach Kriegsausbruch, drängte sich Canaris nach dem Eindruck seiner Mitarbeiter nicht mehr so sehr nach persönlichen Aussprachen mit Hitler. Er hatte wohl eingesehen, daß es aussichtslos geworden war, den Größenwahnsinnigen durch die nüchterne Wahrheit überzeugen zu wollen. Hinzu kam noch, daß er nicht mehr darauf rechnen konnte, mit Hitler unter vier Augen zu sprechen. Immer war Keitel dabei. Canaris hätte gar nichts dagegen gehabt, sich zu dreien zu unterhalten, wenn Keitel nur der geeignete Partner gewesen wäre, um Hitler gegenüber mit verteilten Rollen die Auffassungen der Wehrmacht oder die Forderungen der Menschlichkeit zu vertreten. Aber Keitel war nur ein sturer Befehlsempfänger. Wenn er den Besprechungen mit Hitler beiwohnte, dann hatte dieser einen Jasager zur Seite, der ihn in seiner Haltung noch bestärkte. Solche Dreierbesprechungen waren daher für Canaris ziemlich sinnlos. – Aus den geschilderten Verhältnissen erklärt sich der scheinbare Widerspruch zwischen Canaris' Klage, daß er nicht zu Hitler komme, und Keitels nachträglicher Behauptung in Vernehmungen in Nürnberg, Canaris hätte ja anstatt zu ihm selber zu Hitler gehen können.

–
–

Die völlige Willenlosigkeit Keitels gegenüber Hitler machte natürlich auch die Vorstellungen, die Canaris bei ihm erhob, gewöhnlich von vornherein erfolglos. Man war nicht einmal sicher, ob er sie Hitler überhaupt weitergab, wenn er fühlte, daß sie bei diesem nicht gern gehört wurden und das war

–,
–

231

bei den von Canaris angeschnittenen Themen meistens der Fall. Es nutzte deshalb auch nichts, wenn Canaris Keitel gegenüber Nachrichten dramatisierte und vergrößerte in der Hoffnung, ihn dadurch in Bewegung zu bringen. Der Holzklotz rührte sich nun einmal nicht.

Eine weitere Erschwerung für die Beziehungen Canaris' zur militärischen Umgebung Hitlers war es, daß er keine Möglich-

keit sah, ein menschliches Verhältnis zu dem Chef des Wehrmachtsführungsstabes, General Jodl, herzustellen, der Hitlers engster strategischer Mitarbeiter war. Zwischen Jodl, dem Nursoldaten, dem rücksichtslosen Militaristen reinsten Wassers und Atheisten, dem jeder Sinn für Imponderabilien abging, und dem sensiblen, humanen, mystisch-religiösen, sein Bild der Lage zum wesentlichen Teil nach Intuition formenden Canaris gab es keine geistige Brücke. Canaris schreckte unwillkürlich vor Jodl zurück, und diesem erschien der Nachrichtenchef als ein undurchsichtiger Phantast, vielleicht sogar als Scharlatan. Sehr viel besser war das Verhältnis zwischen Canaris und Warlimont. Die Zusammenarbeit in der Zeit des spanischen Bürgerkrieges hatte die beiden Männer einander näher gebracht. Warlimont, wohl wallonischer Herkunft, lag Canaris als Typ. Mochten andere Warlimont als zu glatt und „pomadisiert“ bezeichnen, so war das für Canaris kein Grund zur Ablehnung. Die Abweichung von der zackigen preußischen Schablone war ihm eher sympathisch. „Der Warlimont ist ein schlauer Kerl, kein Schema-F-Generalstabsoffizier“, sagte er einmal. Die vielleicht übertriebene Geschmeidigkeit nahm er in Kauf, weil er den scharfen Intellekt Warlimonts anerkannte. Mit diesem fachlich weit über dem Durchschnitt stehenden Offizier unterhielt er sich gern. Er vertraute ihm manches an in der Hoffnung, daß es so an Keitel und vielleicht an Hitler gelangen würde. Außerdem schätzte er es, daß Warli-

232

mont ihm, als sich die militärische Lage verschlechterte, nichts vorzumachen suchte, sondern reinen Wein einschenkte. Erst ganz zum Schluß seiner Tätigkeit als Chef der Abwehr verlor sich auch im Verhältnis Canaris-Warlimont diese gegenseitige Offenheit. Es war wohl gegen Ende 1943, daß Canaris eines Tages zu seiner Umgebung äußerte: „Jetzt sagt mir auch der Warlimont nicht mehr die Wahrheit.“

Auf die Unterrichtung über die eigene militärische Lage und über die Pläne der eigenen Führung wenigstens in groben Zügen legte Canaris naturgemäß größten Wert. Nicht nur, weil es seinem geistigen Bedürfnis, möglichst allgemein orientiert zu sein, entsprach, sondern weil man einen Nachrichtendienst im Grunde nur richtig ansetzen kann, wenn man weiß, welchen Zwecken er dienen soll. Amtlich wußte die Abwehr nichts oder doch herzlich wenig von den eigenen strategischen Plänen, viel besser war sie im allgemeinen über die Gegner und deren Absichten unterrichtet. Auch der Einfluß der Abwehr auf die Operationen war sehr gering und im besten Fall indirekter Natur. Alle die Erzählungen, die Canaris als einen der oder gar als den dirigierenden Geist der deutschen Kriegsführung darstellen, gehören ebenso in das Reich der Fabel wie die Berichte, die von dem Verrat von Feldzugsplänen durch die Abwehr an die Kriegsgegner wissen wollen. Von diesen Plänen erhielt die Abwehr außer im größten Umriß übrigens niemals Kenntnis. Von dem Körnchen Wahrheit, das an diesen phantasievollen Geschichten ist, werden wir noch sprechen.

Wir haben gesehen, daß Canaris die Schwäche wohl erkannt hatte, die darin lag, daß diejenigen unter den Generalen, die, wie Halder, ernsthaft den Sturz des Regimes planten, keine unmittelbar unter ihrem Befehl stehende Truppe zur Verfügung hatten. Das gleiche hätte auch für Canaris selber ge-

233

entgegen seiner Neigung
golten, wenn er
sich eines

Tages hätte entschließen wollen, die Führung eines gegen Hitler gerichteten Umsturzversuches zu übernehmen. Die „Weihnachtsmänner“ der Abwehr, wie spöttische Aktivisten gelegentlich wohl den aus meist älteren E-Offizieren bestehenden Stamm des Abwehrpersonals bezeichneten, waren bei aller persönlichen Tapferkeit der einzelnen keine Truppe, mit der man es auf eine Auseinandersetzung mit Himmler hätte ankommen lassen können, von ihrer zahlenmäßigen Schwäche ganz zu schweigen. Eine Zeitlang schien es während des Krieges, als sollte sich in dieser Hinsicht die Lage ändern. Das ging so zu:

Bei Planung des Polenfeldzuges durch den Generalstab des Heeres waren der Abwehr, und zwar der für offensive Unternehmungen im Feindesland zuständigen Abteilung II, ursprünglich zwei Aufgaben gestellt worden. Sie sollte erstens verhindern, daß die Polen die große Weichselbrücke bei Dirschau sprengten, ehe die deutschen Truppen bis zu diesem strategisch wichtigen Übergang vorgedrungen sein würden. Zweitens sollte sie der Zerstörung von wichtigen Industrie- und Bergwerken im oberschlesischen Revier vorbeugen. Nachträglich wurde der Schutz der Dirschauer Brücke der Abwehr wieder abgenommen. Die Armee übernahm diese Aufgabe selber. Es blieb der vorbeugende Industrieschutz in Oberschlesien. Dieser wurde durch die Abwehrstelle Breslau durchgeführt. Zu diesem Zweck wurden sogenannte K-Trupps (Kampf-Trupps) eingesetzt, welche nicht aus Soldaten, sondern aus zu diesem Zwecke angeworbenen Agenten zusammengesetzt waren. Es waren dies meist Leute sudetendeutscher Abkunft oder „Volksdeutsche“ aus Polen. Die Aufgabe wurde erfolgreich durchgeführt. In der Nacht vom 31. August auf den 1. September, einige Stunden vor dem plan-

mäßigen Beginn des deutschen Einmarsches in Polen, besetzten die K-Trupps die vorher sorgfältig erkundeten lebenswichtigen Anlagen der Fabriken und Bergwerke und verhinderten in der Mehrzahl der Fälle polnische Zerstörungsmaßnahmen, bis die deutschen Truppen eingerückt waren. Nachträglich gab es aber dann eine Reihe von Beschwerden seitens der Truppenkommandeure, weil sich die Mitglieder der K-Trupps, die ja als Zivilisten keiner militärischen Disziplin unterstanden, allerlei Ausschreitungen hatten zuschulden kommen lassen, auf eigene Faust Verhaftungen vorgenommen hatten und dergleichen.

Aus diesem Grunde wurde beschlossen, für künftige derartige Aufgaben einen besonderen Truppenteil aufzustellen, dessen Angehörige zwar auch im wesentlichen Freiwillige sein würden, in dem aber strikte militärische Zucht gehalten werden könnte. So wurde noch im Herbst 1939 die sogenannte Bau- und Lehrkompanie Brandenburg, so benannt nach ihrem Garnisonort Brandenburg a. H., aufgestellt. Sie unterstand unmittelbar der Abwehrabteilung II. Schon von der Begründung an schwebte dem inneren Ring der Verschworenen in der Abwehr vor, daß sich die Aufgaben dieser Formation nicht in ihrer offiziellen Zweckbestimmung erschöpfen sollten, sondern daß man hier den Keim für eine Verfügungstruppe der Opposition habe. Auch Canaris selbst trug sich mit solchen Gedanken. Es wurden in ihm Erinnerun-

gen an seine Freikorpszeit in den Jahren 1919/20 lebendig, und er war stolz, wieder eine Truppe unter seinem Befehl zu haben. Die Aufstellung der Formation Brandenburg wurde im SD mit Mißtrauen betrachtet. In Nürnberg haben hohe SD-Führer ausgesagt, daß Heydrich besonders wegen der Ausbildung der „Brandenburger“ als Fallschirmspringer besorgt gewesen sei, weil er befürchtet habe, daß diese Truppe im

gegebenen Falle gegen das Führerhauptquartier eingesetzt werden könnte, um dieses einzuschließen oder in anderer Weise der Möglichkeit der Einwirkung auf die politische Willensbildung zu berauben.

Die Bau- und Lehrkompanie wuchs rasch an. Bereits im Frühjahr 1940 war sie zum Bataillon geworden, später wurde daraus das Regiment Brandenburg und 1942 gar eine Division. Entsprechend den Aufgabengebieten wurde das Regiment in drei Bataillone aufgeteilt, von denen eines in Brandenburg verblieb und als Aufgabengebiet den Osten behielt. Demgemäß wurde es hauptsächlich aus Balten und aus Osteuropa stammenden „Volksdeutschen“ zusammengesetzt, die die Verhältnisse in Polen und Rußland kannten und nach Möglichkeit auch eine der slawischen Sprachen beherrschten. Ein zweites, in Düren (Rheinland) liegendes Bataillon hatte den Kampf im Westen, das heißt in erster Linie gegen England, zur Aufgabe. Unter den Offizieren und Soldaten gab es eine Anzahl, welche die englische Sprache sprechen konnten. In Unter-Waltersdorf bei Wien stand das dritte Bataillon, dessen Arbeitsgebiet die Staaten des europäischen Südostens bildeten und das hauptsächlich aus Deutschen aus Ungarn und den Balkanländern bestand.

Als Verfügungstruppe für die Opposition kam naturgemäß in erster Linie das in Brandenburg stehende Bataillon in Frage. Seine Führung wurde daher einem Abwehroffizier anvertraut, der das volle Vertrauen von Canaris und Oster genoß. Es war dies der Major, später Oberstleutnant, Heinz, der mit Vorbedacht als eine Zelle des Widerstandes nach Brandenburg versetzt wurde und in der Folge dann auch in alle Umsturz- und Attentatspläne eingeweiht wurde. Außerhalb des engsten Osterkreises waren er und Lahousen die einzigen, die im Oktober und November 1939 in die trotz Ca-

naris' persönlich ablehnender Haltung von Oster betriebenen Pläne für ein Attentat gegen Hitler eingeweiht waren, bei denen die Beschaffung eines geeigneten Zeitzünders Schweizer Fabrikats eine große Rolle spielte. Die Attentatspläne führten damals nicht zu konkreten Ergebnissen.

Ganz allgemein kann gesagt werden, daß der Gedanke, aus dem Regiment Brandenburg eine Verfügungstruppe der Opposition für den Kampf gegen Hitler zu machen, sich als in der Praxis undurchführbar erwies. Wohl konnte Canaris- und selbst das war nicht immer leicht durchführbar - dafür Sorge tragen, daß die Führung der Truppe in der Hand ihm ergebener Offiziere lag. Aber im übrigen machte die offizielle Zweckbestimmung der Truppe den Plan zunichte. Für die Aufgaben, die dem Regiment Brandenburg gestellt wurden, für Unternehmungen hinter der Front des Gegners, wenn möglich in der Uniform der feindlichen Armeen, wo jedes Unternehmen im Sinne des Frontjargons ein „Himmelfahrtskommando“ war, konnte man nur Leute brauchen, die aus freiem Willen ihr Leben für eine Sache einsetzten, die sie

für gut und richtig hielten. In dem Krieg, den Hitler angefangen hatte, waren solche Männer aber von ein paar Abenteurern abgesehen nur in den Reihen der für den „Führer“ blindlings Begeisterten zu finden. Das aber waren die letzten, die für eine „Verfügungstruppe der Opposition“ geeignet gewesen wären. Von diesem Gesichtspunkt aus erwies sich der ganze Plan als ein Blindgänger. Tatsächlich wurde das Regiment bzw. die spätere Division Brandenburg eine mit deutscher Gründlichkeit durchkonstruierte Version des Trojanischen Pferdes, oder mit anderen Worten das deutsche Gegenstück zu den britischen „Kommandos“, welche in den kommenden Jahren der deutschen Wehrmacht auf allen Kriegsschauplätzen, in Norwegen und Dänemark, im be-

237

setzten Frankreich und auch im Mittelmeer, so zahlreiche fühlbare Nadelstiche versetzen sollten.

Für Canaris aber sollte die neugeschaffene Verfügungstruppe der Abwehr bald die Ursache von neuen Gewissenskonflikten werden.

Schon Ende Oktober oder Anfang November tauchte nämlich das Problem der Besorgung ausländischer Uniformen erneut auf. Nach den Erfahrungen mit dem Unternehmen „Himmler“ war Canaris nicht geneigt, sich darauf einzulassen, als Keitel von ihm die Beschaffung holländischer und belgischer Uniformen verlangte. Er opponierte deshalb ziemlich scharf gegen diesen Auftrag, mußte sich aber von Keitel entgegenhalten lassen: „Der Führer hat's befohlen!“ Es sollte sich im übrigen nicht um Uniformen des belgischen und holländischen Heeres, sondern um solche von Grenzwachen und Maréchaussées handeln. Näheres über die Bestimmung konnte Keitel Canaris noch nicht sagen. Von der SS sei diesmal nicht die Rede gewesen. Canaris zog es vor, zunächst nicht weiter in seiner Opposition zu beharren. Er wollte erst einmal Näheres wissen. Vielleicht ergab sich dann immer noch die Möglichkeit, die Hitlerschen Pläne zu durchkreuzen. Er gab der Abwehrstelle in Münster den Auftrag, Muster der gewünschten Uniformen zu beschaffen. Dieser Auftrag wurde prompt ausgeführt. Allerdings blieb der durch Agenten besorgte Uniformdiebstahl nicht unbemerkt. In der holländischen und belgischen Presse erschienen Meldungen über das rätselhafte Verschwinden von Dienstuniformen, an die die Blätter Vermutungen über die Täter und ihre Gründe knüpften. Daß man dabei ziemlich richtig tippte, geht aus der in einem holländischen Blatt erscheinenden Karikatur hervor, welche, auf Görings Uniformliebhaberei anspielend, diesen in der Uniform eines holländischen Straßenbahnschaffners darstellte.

238

Von diesen Pressemeldungen wußte Canaris noch nichts, als er am Nachmittag des 20. November zu einer Besprechung in die Reichskanzlei berufen wurde. Hitler war persönlich anwesend, außerdem Göring, Brauchitsch, Keitel, Reichenau, Halder und eine ganze Reihe von Offizieren. Das Thema der Besprechung war, für den Fall einer Offensive im Westen den möglichst unbehinderten Vormarsch der 6. Armee (von Reichenau) durch vorbeugende Maßnahmen zum Schutze der Maasübergänge auf holländischem und belgischem Gebiet sicherzustellen. Da hierbei der neu aufgestellten Bau- und Lehrkompanie in Brandenburg eine wichtige Rolle zugeordnet war, war Canaris zugezogen worden und hatte so eine der

ganz wenigen Gelegenheiten, Hitler bei den Vorbereitungen für eine Operationen in die Karten zu sehen nur bezüglich eines eng umgrenzten Frontabschnittes. wenn auch

Neben den Maasübergängen im holländischen Maastricht-
zipfel wurde auch die Überwältigung des belgischen Fort Eben
Emael in dieser Sitzung besprochen, welche jedoch nicht der
Abwehr, sondern der Luftwaffe übertragen wurde.

Hitler war zunächst in glänzender Laune. Er nahm ein
lebhaftes Interesse an allen Einzelheiten der verschiedenen
Kriegslisten und Tricks, welche zur Durchführung der gesetz-
ten Aufgabe in Aussicht genommen und diskutiert wurden.

Jetzt erfuhr Canaris auch, welchem Zweck die angeforderten
holländischen und belgischen Uniformen dienen sollten. Die
Freiwilligen, die sich aus den Reihen der Bau- und Lehr-
kompanie für ein „besonderes Unternehmen“ melden sollten,
würden in diese Uniformen gesteckt und vor dem Beginn des
Vormarsches an die für den Übergang der Armee Reichenau
wichtigen Brücken gesandt werden, um deren Sprengung
durch Holländer und Belgier zu verhindern.

Canaris wurde aufgefordert, über das, was von seinem Amt
239

veranlaßt sei und was er weiterhin für notwendig erachte,
Vortrag zu halten. Er hatte gerade die Mitteilung gemacht,
daß die Abwehrstelle Münster auftragsgemäß die als Muster
benötigten Uniformen besorgt habe, als der zu den Teilneh-
mern gehörige Generalmajor Reinhardt ihn mit der trockenen
Bemerkung unterbrach: „Das steht schon in der Zeitung“,
und auf die erwähnten holländischen und belgischen Presse-
stimmen hinwies. Ein Wutausbruch Hitlers war die unmittel-
bare Folge dieser überraschenden Mitteilung. Die gute Laune
von vorhin war verflogen. Er schalt über die Tölpel, die seine
besten Pläne durchkreuzten. Die anwesenden Militärs schwie-
gen betreten. Keitel war blaß geworden. Nur Canaris verlor
keinen Augenblick die Fassung. Er wartete ruhig ab, bis der
erste Wutausbruch vorüber war. Er dachte nicht daran, den
Aufgeregten durch Widerspruch noch mehr zu reizen. Aber
dann begann er mit gedämpfter Stimme zu Hitler zu sprechen.
Es gelang ihm sehr rasch, dessen Aufmerksamkeit gefangen-
zunehmen. Er ging auf Hitlers Ärger ein, beruhigte ihn, zeigte
ihm, daß kein Schaden, der nicht wiedergutmacht werden
könnte, entstanden sei. Und in kurzer Zeit waren die er-
regten Wogen wieder geglättet. Die Augenzeugen waren ver-
blüfft über dieses Meisterstück von Canaris' Kunst der Men-
schenbehandlung.

Die Besprechung vom 20. November führte nicht zu defi-
nitiven Beschlüssen. Immer wieder wurde die geplante Offen-
sive verschoben. Canaris aber hatte einen zu tiefen Blick in
die Pläne des Diktators tun können, als daß er sich beruhigt
hätte. Den ganzen Winter hindurch nahm er lebhaften Anteil
an den immer neuen Umsturzprojekten, die aber alle an den
geschilderten Schwierigkeiten und der Unentschlossenheit der
beteiligten Generale scheiterten.

Daneben beschäftigte ihn der Plan, der sich auf den Einsatz
240

der zur Abwehr gehörigen Bau- und Lehrkompanie bezog.
Er suchte sich klarzumachen, wie ein solcher Einsatz von Sol-
daten in der Uniform des Gegners rechtlich und moralisch
zu bewerten sei. Natürlich war es eine ganz andere Sache als
das „Unternehmen Himmler“. Es handelte sich diesmal um

eine echte Kriegshandlung, nicht um ein in jeder Hinsicht verwerfliches Betrugsmanöver. Aber es blieb eine ganze Reihe von Bedenken. Zunächst bedeutete es, daß man eine Anzahl von Soldaten in ein Unternehmen hineinschicken mußte, das außergewöhnliche Risiken in sich schloß. Denn darüber konnte kein Zweifel sein, fielen die Betreffenden dem Gegner in der fremden Uniform in die Hände, dann wurden sie von Rechts wegen als Spione erschossen. Aber es sollte sich ja um Freiwillige handeln, die sich über die Möglichkeit im klaren sein würden. Es blieb jedoch die Frage, ob ein solches Unternehmen nach Völkerrechts- und Kriegsregeln zu verantworten sei. Canaris zog die Parallele des Seekriegs heran, wo es nicht gegen die Regeln verstieß, wenn ein Kriegsschiff sich unter fremder, selbst unter feindlicher Flagge tarnte. Allerdings verlangte der Seekriegsbrauch, daß das betreffende Schiff, ehe es das Feuer eröffnete, die eigene Flagge hisse. Die für das Unternehmen an den Maasbrücken bestimmten Kommandos sollten ja nun gar nicht das Feuer eröffnen. Ihr Ziel war nicht, selber offensiv zu werden, sondern den Gegner an einer defensiven Handlung zu hindern. Außerdem haben ja Soldaten an Land keine Flagge, die sie hissen könnten. Übrigens sollte die ganze Affäre sich im Dunkel der Nacht abspielen, da alle Katzen und auch alle Flaggen und Uniformengrau sind. Was damals, in den ersten Kriegsmonaten, Canaris soviel Kopfzerbrechen machte und ernste Auseinandersetzungen mit seinem Gewissen verursachte, sollte sich im weiteren Verlaufe des Krieges als eine von fast allen Kriegführenden ange-

16 Abshagen, Canaris

241

wandte Methode erweisen. Die britischen „Kommandounternehmungen“ unter dem Oberbefehl von Lord Louis Mountbatten sind in der ganzen Welt bekannt geworden. Nicht ganz so viel weiß man, wenigstens in Deutschland, von den amerikanischen „Rangers“, welche vom Leiter des OSS (Office of Strategic Services) der Vereinigten Staaten, dem General Bill Donovan, organisiert und mit Erfolg eingesetzt wurden. In beiden Fällen handelte es sich um Formationen, welche ähnliche Aufgaben mit ähnlichen Mitteln zu erfüllen hatten wie auf deutscher Seite die „Brandenburger“. Im Prozeß vor einem amerikanischen Militärgericht in Dachau gegen den SS-Oberstleutnant Skorzeny, der im Winter 1944/45 in der Schlacht in den Ardennen besonders für diesen Zweck aufgestellte Verbände in amerikanischer Uniform und mit amerikanischer Ausrüstung im Operationsgebiet des Gegners einsetzte, stützte der amerikanische Officialverteidiger Colonel Durst seinen Antrag auf Freispruch darauf, daß sich im Laufe des zweiten Weltkrieges neuartige Formen der Kriegführung herausgebildet hätten und daß die von allen Kriegführenden angewandten „Kommandomethoden“ keine Kriegsverbrechen darstellten. Zur Unterstützung dieser Beweisführung wurde unter anderem Beweismaterial dafür vorgebracht, daß im Jahre 1942 britische Truppen in deutscher Tarnuniform - darunter ein Neffe des Feldmarschalls Alexander - einen Handstreich gegen das Hauptquartier Rommels in Nordafrika unternahmen und daß amerikanische Truppen in deutschen Uniformen bzw. deutschen Uniformbestandteilen während des Endkampfes um Aachen und bei der Saarlauterner Brücke eingesetzt wurden. Skorzeny und seine Mitangeklagten wurden bekanntlich freigesprochen.

Es ist bezeichnend für Canaris' Denkart, daß er bestrebt

war, die Verantwortung der Abwehr für eine Sache, deren
242

Ablauf er im großen nicht entscheidend beeinflussen oder verhindern konnte, zu begrenzen. Zum mindesten wollte er nicht für die eigentliche Durchführung, die er ja nicht würde kontrollieren können, verantwortlich sein. So kam er denn im Gespräch mit den zuständigen Abteilungsleitern zu dem Schlusse: „Wir das heißt die Abwehr besorgen die Uniformen, die falschen Papiere, und wir stellen auch die Mannschaften. Die Durchführung ist Sache des Heeres.“ So geschah es denn auch.

-

Auf Grund der Vorschläge von Canaris wurde ein genereller Befehl des OKW erlassen. Danach hatte die Abwehr ihre Sonderformation - die Bau- und Lehrkompanie, das spätere Regiment Brandenburg für alle Sondereinsatzmöglichkeiten auszubilden (dazu gehörte beispielsweise Ausbildung für den Fallschirmabsprung und im Umgang mit Sprengmitteln aller Art, speziell auch in der Verhinderung vom Gegner vorbereiteter Sprengungen), die materielle Ausrüstung beizustellen, das Zusammenspiel mit im Feindesland arbeitenden Abwehragenten vorzubereiten. Der Einsatz aber sollte grundsätzlich unter der Verantwortung des Oberbefehlshabers, in dessen Abschnitt und unter dessen Befehl die betreffende Einheit in Aktion treten würde, vor sich gehen.

Tatsächlich wurde im Mai 1940 ein aus dem damaligen Bataillon Brandenburg hervorgegangenes Bataillon z. b. V. (zur besonderen Verwendung) Nr. 100 für die in der Besprechung in der Reichskanzlei am 20. November vorgesehenen Aufgaben der 6. Armee unterstellt. Es kann gleich gesagt werden, daß die daraus gebildeten Kommandos bei Maastricht ihre Aufgabe nicht zu lösen vermochten. Die dortige Brücke wurde von den Holländern rechtzeitig gesprengt. Dagegen glückte es dem von Oberleutnant Walter geführten Kom-

243

mando, die für die Gewinnung der Paelstellung und den raschen Vormarsch durch Holland und Belgien wichtige Brücke bei Gennep unversehrt zu erhalten.

Canaris bedauerte ehrlich und tief er litt nicht nur seelisch, sondern auch physisch unter dem sich ständig verstärkenden Bewußtsein des immer größer werdenden Unheils -, daß Hitler entgegen allen Ratschlägen und Widerständen seine Westoffensive unter Bruch der belgischen und holländischen Neutralität durchgesetzt hatte. Das hinderte ihn aber nicht, für das Prestige der Abwehr aus dem Erfolg bei Gennep zu profitieren. Wenn er von dieser Leistung redete, sprach er gern Außenstehenden gegenüber von „wir“, während er den Mißerfolg von Maastricht gern „der Armee“ überließ. Er tat das kaum aus persönlicher Eitelkeit. Er war sich aber zu klar bewußt, daß die Abwehr in einem Regime, in dem der Satz „Mehr sein als scheinen“ längst in sein Gegenteil verkehrt war, jedes Quentchen von Prestige dringend nötig hatte. wenn sie sich gegenüber ihren schwarzen Neidern und Konkurrenten behaupten wollte.

Über das Regiment Brandenburg mag noch erwähnt werden, daß es auch beim Schutz der rumänischen Erdölindustrie und der Donauschifffahrt gegen Sabotageakte von feindlicher Seite mitwirkte. Schon vor dem Kriege hatte die Abwehrabteilung II in dieser Hinsicht vorgearbeitet. Da die Ver-

sorgung der deutschen Wehrmacht mit Treibstoff und Schmieröl zu einem erheblichen Teile von rumänischen Erdöllieferungen abhängig war, rechnete man im Konfliktfalle mit Sabotageakten des britischen Secret Service gegen die Ölquellen und die Raffinerien. In den wenigen Unternehmungen, in denen deutsches Kapital einen direkten Einfluß ausüben konnte, wurden von Abwehr II ausgewählte Leute als Werkmeister, Vorarbeiter und Wächter angestellt. Darüber hinaus aber

244

wurde nach Kriegsausbruch

dung des Königs Carol

mit Wissen und unter Dul-

unter Einsatz von Leuten des

Regiments Brandenburg ein besonderer Wach- und Nach-

richtendienst aufgezogen. Diese vom rumänischen Stand-

punkte aus illegale Arbeit vollzog sich im Zusammenwirken

mit dem Generaldirektor der Siguranza (der rumänischen

geheimen Staatspolizei) Moruzow. Die ausschließliche Auf-

gabe der Organisation war, die Ölfelder und Raffinerien

zu überwachen und etwaige Sabotagepläne rechtzeitig zu

melden. Diese Aufgabe wurde erfolgreich gelöst.

Anfang September 1940 dankte König Carol von Ru-

mänien ab. General Jon Antonescu übernahm als Conducator

die Staatsführung, der junge König Michael wurde auf eine

rein dekorative Rolle beschränkt. Während sich in Bukarest

dieser Umschwung vollzog, befand sich der Chef der Sigu-

ranza zufällig gerade in Venedig zu einer Konferenz mit

Canaris über den Schutz der Ölfelder. Man tagte im Hotel

Danieli. Die Nachricht von den Bukarester Ereignissen

stimmte Canaris sofort bedenklich nicht nur bezüglich der

amtlichen Stellung, sondern auch der persönlichen Sicherheit

Moruzows unter dem neuen Regime. Er fragte diesen ganz

offen, ob er unter den veränderten Verhältnissen überhaupt

nach Rumänien zurückzukehren beabsichtige. - Obwohl Mo-

ruzow Canaris persönlich nicht sympathisch war, Canaris auch

annahm, daß der Rumäne nicht nur mit der Abwehr zu-

sammenarbeitete, sondern auch geheime Beziehungen zu

sowjetischen Stellen unterhalte, hätte er keinen Moment ge-

zögert, Moruzow Schutz und Asyl zu gewähren. Zu Canaris'

lebhaftem Erstaunen aber erklärte sein Gegenüber, er habe

keinerlei Bedenken, nach Bukarest zurückzukehren.

Es sollte sich bald herausstellen, daß Canaris die Situation

richtig beurteilt hatte. Schon nach wenigen Tagen kam von

245

der K. O.¹⁾ Bukarest die Nachricht, daß Maruzow in Haft ge-

nommen worden sei. Daraufhin begab sich Canaris und

das ist wiederum typisch für sein Eintreten selbst für ihm

persönlich nicht sympatische Mitarbeiter und „Geschäfts-

freunde" sofort nach Bukarest, um bei Antonescu zu-

gunsten Moruzows zu intervenieren. Er fühlte sich dazu ver-

pflichtet, da die Zusammenarbeit der Abwehr mit den rumä-

nischen Instanzen zur Abwendung feindlicher Sabotagever-

suche gegen die Ölquellen und Raffinerien zu den erfolg-

reichsten Unternehmungen der Abwehr gehörte und Moru-

zow, wie gesagt, sich hierbei als unbedingt loyal erwiesen

hatte. Antonescu empfing den deutschen Abwehrchef. Dieser

setzte ihm auseinander, es bestehe ein vitales deutsches Inter-

esse zugunsten Moruzows. Antonescu gab Canaris die Ver-

sicherung, daß Moruzow nichts geschehen werde. Canaris

kehrte beruhigt nach Berlin zurück. Aber schon nach kurzer

Zeit kam die Nachricht, daß Moruzow angeblich durch Mitglieder der Eisernen Garde in viehischer Weise umgebracht worden sei. Canaris war hierüber entrüstet. Er sah in dieser Ermordung einen Wortbruch Antonescus. Er erklärte seinen engeren Mitarbeitern: „Mit Antonescu will ich nichts wieder zu tun haben.“ So erklärt es sich, daß Canaris in der Folgezeit zu dem Regierungschef Rumäniens keinerlei persönliche Beziehungen unterhielt, während die Mehrzahl der leitenden Männer in den übrigen von Hitler abhängigen Staaten Ost- und Südosteuropas des öfteren den Rat oder die Hilfe des Abwehrchefs in Anspruch zu nehmen pflegten.

-

1) Die nur für den Kriegsfall vorgesehene Organisation der Abwehr in neutralem Lande, die für die Arbeit gegen den vorgesehenen Gegner bestimmt war. Sie bestand bereits im Frieden, ohne jedoch mehr als vorbereitende Arbeit zu tun, wurde im Kriegsfall sofort lebendig. Ihre Tätigkeit richtete sich grundsätzlich nicht gegen das Gastland.

246

Für den Schutz der Donauschiffahrt wurde durch das Wiener Bataillon des Regiments Brandenburg eine sehr umfassende Organisation aufgebaut; sowohl an Bord aller Donauschiffe wie an den ständigen Anlegestellen befanden sich als Schiffer oder Hafenangestellte getarnte Leute, welche dafür zu sorgen hatten, daß keine Störungen des wieder in erster Linie für den Erdöltransport, aber auch für die Heranschaffung von Getreide und sonstigen Gütern lebenswichtigen Schiffsverkehrs durch feindliche Saboteure eintraten.

247

ZWOLFTE KAPITEL

ENTSCHEIDUNGEN DES GEWISSENS

Kehren wir zurück zu der allgemeinen Lage, wie sie sich um Neujahr 1940 dem Auge von Canaris darstellte. Die endgültige Entscheidung über die Westoffensive war auch jetzt noch nicht gefallen. Es wurden immer wieder neue Termine gesetzt, auf die neue Verschiebungen folgten; aber Canaris hatte keinen Zweifel daran, daß eines Tages Hitler den endgültigen Entschluß zum Absprung finden würde, wenn man ihm nicht vorher das Handwerk lege. Dafür waren die Ausichten nach seiner Auffassung gering. Die Pläne für einen Staatsstreich, ausgelöst durch Teile der Wehrmacht, nahmen aber ihren Fortgang. Hand in Hand damit gingen Bestrebungen, auf dem Wege über den Vatikan die Möglichkeiten eines tragbaren Friedens zwischen einem „anständigen“ Deutschland und Großbritannien und Frankreich zu erkunden. Noch während des Polenfeldzuges war es zu Sondierungen gekommen, die der bayerische Politiker Dr. Josef Müller im Auftrage des Generaloberst Beck in Rom unternahm und die zu Friedensgesprächen führten, welche mit Unterbrechungen und unter vielfachen Wechselfällen bis in das Jahr 1943 andauern sollten. Dr. Müller war als Oberleutnant d. R. formal der Abwehrstelle München zugeteilt, unterstand aber sachlich unmittelbar Canaris und Oster. Seine Mission war basiert auf dem Vertrauen, welches Beck, Canaris und Oster, alle drei Protestanten, in den Papst auf Grund von dessen Tätigkeit als Nuntius in Berlin setzten.

248

Nachdem sich herausgestellt hatte, daß der Papst gewillt war, als Vermittler zu wirken, und die britische Regierung auf dem Wege über den Vatikan ihre Bereitwilligkeit kund-

gegeben hatte, kam es zu konkreten Verhandlungen über die Friedensbedingungen, wobei die Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes von vornherein die *conditio sine qua non* bildete. Canaris hielt sich und das ist bezeichnend für seine Gesamthaltung in dieser Zeit - im Hintergrunde. Bei Dr. Müllers Besuchen in Berlin diskutierte er mit diesem niemals die einzelnen Friedensbedingungen, war aber bedacht, sich durch Einsichtnahme in die für Beck bestimmten Berichte auf dem laufenden zu halten.

-

Das Ergebnis der Verhandlungen wurde in dem sogenannten X-Bericht zusammengefaßt, welcher durch General Thomas Halder vorgelegt und von diesem Brauchitsch unterbreitet wurde. Dieser aber zog daraus nicht die von der Fronde erwarteten Konsequenzen, sondern erklärte, es handele sich nun einmal um einen Weltanschauungskrieg, der nicht durch Verhandlungen beendet, sondern ausgetragen werden müsse. Damit bestätigte der Oberbefehlshaber des Heeres die skeptische Beurteilung seiner Person durch Canaris. Für Canaris wurde, je mehr nach seiner Meinung die Aussichten auf einen Sturz Hitlers und damit auf eine rasche Beendigung des Krieges sich verschlechterten, es vordringlichste Aufgabe, der Ausweitung des Kampfes entgegenzuarbeiten.

Diese grundsätzliche Einstellung ist zum Verständnis der nachstehend angeführten Ereignisse notwendig. Anfang 1940 begannen die Vorbereitungen für den Norwegenfeldzug. Der Gedanke, Stützpunkte an der norwegischen Westküste zu gewinnen, hatte führende Kreise der Marine schon seit geraumer Zeit beschäftigt. Man kann sagen, daß solche Erwägungen seit den Erfahrungen des ersten Weltkrieges nie zur Ruhe ge-

249

kommen waren. In Generaladmiral Raeders Umgebung sah man dieses Problem, ohne sich über seine politische Seite viel den Kopf zu zerbrechen, unter dem rein militärischen Gesichtspunkt, daß es für einen erfolgreichen operativen Seekrieg nötig sein würde, aus dem „nassen Dreieck“ der Nordsee herauszukommen und über eine atlantische Küstenbasis zu verfügen. Demgegenüber spielte allem Anscheine nach die Frage der Sicherung der Erzverschiffungen von Narvik in den Erwägungen der Marine nur eine untergeordnete Rolle, wenngleich man die britische Drohung gegen diese für die deutsche Kriegswirtschaft lebenswichtige Verbindung gut gebrauchen konnte, um Hitler, der für seestrategische Gesichtspunkte nur geringes Verständnis besaß, und seine militärischen Mitarbeiter für die Bestrebungen der Marine zu gewinnen. Hitler selbst hat später gelegentlich erzählt, der Gedanke an das Norwegenunternehmen sei ihm erstmalig in seiner Besprechung mit Vidkun Quisling am 14. Dezember 1939 gekommen. Hitlers Behauptungen sind immer mit Vorsicht zu bewerten; daß diese Vorsicht in besonderem Maße hinsichtlich des Norwegenunternehmens geboten ist, werden wir noch sehen. Immerhin ist es interessant festzustellen, daß Quisling zwei Tage vor seiner Audienz bei Hitler eine längere Aussprache mit Raeder hatte. Jedenfalls hatte man im Kreise um Canaris den bestimmten Eindruck, daß die Initiative zur „Weserübung“ - unter diesem Tarnwort lief das skandinavische Abenteuer nicht von Hitler, sondern von der Marine ausgegangen war, wobei allerdings mit dem Argument gearbeitet wurde, „man müsse den Engländern zuvorkommen“.

In der zweiten Februarhälfte wurde ein Sonderstab für das

Unternehmen (das Armee-Oberkommando XXI) aufgestellt, der seine Weisungen unmittelbar vom Wehrmachtsführungsstab erhielt. Es war dies die erste Gelegenheit, bei der das
250

Oberkommando des Heeres (OKH), das dem Norwegenplane ablehnend gegenüberstand

-
eine Haltung, in der es von Canaris und Oster durch die ihnen zur Verfügung stehenden Kanäle bestärkt worden war, von der Vorbereitung und eigentlichen Durchführung eines Unternehmens, bei dem starke Verbände des Heeres eingesetzt werden sollten, praktisch ausgeschaltet wurde. Beim OKH, wie bei der Leitung der Abwehr war für die ablehnende Haltung der Gesichtspunkt maßgebend, daß man das Unternehmen als ein unverantwortlich leichtfertiges Abenteuer betrachtete, mit dessen Scheitern trotz der Überlegenheit der deutschen Luftwaffe unter hohen unnützen Menschenverlusten und der Vernichtung wesentlicher Teile der deutschen Überwasserstreitkräfte durch die britische grand fleet zu rechnen sein würde. Naturgemäß mußte Canaris schon im Interesse der Informierung der in Opposition stehenden Kreise des Heeres größten Wert darauf legen, die Arbeiten des Sonderstabes genau zu verfolgen. Denn der Wehrmachtsführungsstab war bemüht, das OKH möglichst wenig in seine Karten sehen zu lassen. Es gelang Canaris, den Korvettenkapitän Franz Liedig als Abwehrvertreter in den Sonderstab zu entsenden. Dieser war als Seeoffizier im Sonderstab, „unverdächtig“, andererseits genoß er Canaris' besonderes Vertrauen. Die beiden Männer kannten sich bereits seit Canaris' Dienstzeit als Noskes Marineadjutant. Sie hatten sich dann in den dreißiger Jahren wiedergetroffen und waren sich allmählich immer nähergekommen. Nicht zuletzt wegen seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Hitlerregime war Liedig dann auf Veranlassung von Canaris in die Abwehr eingetreten, wo er in den Jahren vor dem Kriege zum engsten Mitarbeiterkreise Osters bei der Planung für einen Sturz des Regimes gehört hatte.
251

Liedig war in der Lage, Canaris über den Gang der Vorbereitungen für die „Weserübung“ in den folgenden Wochen eingehend zu unterrichten. Er war während seiner Sonderverwendung verschiedentlich in Dänemark. Im Laufe des März war der ursprüngliche Plan mehrfachen Änderungen unterworfen. Auch innerhalb des Sonderstabes waren die Auffassungen keineswegs einheitlich. Hitler selbst schwankte mehrmals ernstlich, ob er den Angriff wagen sollte oder nicht. Anfangs war übrigens beabsichtigt, Dänemark „auszusparen“. Seine Einbeziehung wurde erst etwas später auf Betreiben der Luftwaffe beschlossen, möglicherweise im Zusammenhang mit der Ausweitung der ursprünglich begrenzter geplanten Operation auf Nordnorwegen. Im Laufe des März wurde es auch immer klarer, daß man mit den Plänen bezüglich der mittelnorwegischen Häfen sich in einem Wettlauf mit britischen Absichten befand eine Parallelität, die ja von Winston Churchill in seinen Memoiren scharf herausgestellt worden ist. Die hierauf bezüglichen bei der Abwehr eingehenden Nachrichten gaben Canaris die feste Überzeugung, daß die britische Flotte starke Kräfte für eine eigene Aktion bereithalte und in jedem Falle eine deutsche Unternehmung ab-

fangen und zerschlagen werde.

In einer Besprechung in Berlin, an der außer Canaris und Oster auch Liedig teilnahm-es muß um den 1. April gewesen sein, entwickelte Canaris im Rahmen einer seestrategischen Analyse des geplanten Unternehmens den Gedanken, daß Hitler auch noch in einem vorgerückten Stadium des Planes von dessen Ausführung absehen würde, wenn ihm von der Gegenseite eindringlich die Risiken demonstriert würden. Canaris wies im einzelnen auf die Verwundbarkeit der Unternehmung hin, die noch wesentlich dadurch gesteigert worden war, daß im Laufe der Erwägungen der Schwerpunkt der Ope-

1

252

ration immer weiter nach Norden verlegt worden war. Ursprünglich hatte man in Marinekreisen wohl in erster Linie an das südliche Norwegen gedacht, vor allen Dingen hatte Stavanger in den Plänen Raeders eine Rolle gespielt. Doch mittlerweile waren die Ziele immer weiter gesteckt und Bergen, Tromsø und endlich Narvik Hauptobjekte geworden. Canaris war fest überzeugt, daß eine rechtzeitige demonstrative Entsendung starker britischer Flotteneinheiten in die mittelnorwegischen Gewässer genügen würde, um Hitler zum Abblasen seiner „Weserübung“ zu veranlassen. Canaris wurde in dieser Überzeugung außer durch sachliche Beurteilung der Erfolgsaussichten auch durch seine Anschauung bestärkt, daß Hitler im Grunde feige und bisher immer dann zurückgewichen sei, wenn er die Überlegenheit des Gegners fühlte. Zu diesen Ausführungen von Canaris bemerkte Liedig, daß nach seiner Meinung die Engländer längst im Bilde über Hitlers Absicht sein müßten. Allein die Tatsache, daß die umfangreichen Schiffskonzentrationen in Stettin und anderen Ostseehäfen den Kapitänen der dort ein- und auslaufenden schwedischen Schiffe nicht entgangen sein könnten, schien ihm genügende Gewähr für die Unterrichtung der Briten, deren Nachrichtendienst in Schweden besonders tätig sei. Canaris beschloß die Unterredung mit der Bemerkung: „Hoffentlich haben Sie mit Ihrem Optimismus recht.“

Den Anlaß zu dieser Besprechung hatten Nachrichten über eine im Anlaufen befindliche britische Unternehmung sowie eine verstärkte Aktivität im Sonderstab gegeben, die darauf schließen ließ, daß in den allernächsten Tagen die Entscheidung darüber, ob das Unternehmen „Weserübung“ durchzuführen sei oder nicht, fallen werde. Tatsächlich befahl Hitler am 2. April die Durchführung für den 9. April. Die nun notwendigerweise in den Einschiffungshäfen in verstärktem Um-

253

fange einsetzenden Maßnahmen konnten nach menschlichem Ermessen in der Tat nicht verborgen bleiben, da in einer Reihe der in Frage kommenden Häfen regelmäßig skandinavische Frachter ein- und ausliefen und es bekannt war, daß unter den Besatzungen der neutralen Handelsschiffe sich Nachrichtenübermittler für beide Seiten befanden. Es war in doppelter Hinsicht äußerst wichtig, möglichst frühzeitig in Erfahrung zu bringen, ob und was über diese Vorbereitungen auf dem Wege über die neutrale Handelsschiffahrt etwa im Auslande bekannt würde. Der Nachweis eines vorzeitigen Bekanntwerdens der geplanten Unternehmung konnte ja nach Ansicht von Canaris zum Abblasen derselben führen. Daher mußte Canaris aus seinem Bestreben, jede Kriegsausweitung zu vermeiden, daran liegen, Meldungen in dieser Richtung so früh

wie möglich zu erhalten. Liedig wurde deshalb nach Kopenhagen entsandt mit dem Auftrage, alle dort auftauchenden Nachrichten und Gerüchte dieser Art sofort zu melden.

-

In der Tat erschien am 3. oder 4. April in der dänischen Presse ein sensationell aufgemachter Bericht aus Stockholm über angebliche deutsche getarnte Truppenverschiffungsvorbereitungen in den Ostseehäfen. Bei der damals in Skandinavien herrschenden allgemeinen Nervosität der „Altmark“-Fall und andere Vorkommnisse hatten in allen skandinavischen Ländern das Gefühl eines drohenden Unheils verbreitet wurde diese Pressemeldung in der dänischen Öffentlichkeit als Anzeichen einer vermutlich gegen Norwegen gerichteten Unternehmung diskutiert. Es lag Grund zur Annahme dafür vor, daß auch die britische Gesandtschaft in Kopenhagen lebhaftes Interesse an der Nachricht nahm. Jedenfalls war in Kopenhagen der Eindruck allgemein, daß von einer Geheimhaltung des geplanten Unternehmens keine Rede mehr sein könne, wenngleich man in der Öffentlichkeit noch

254

nicht übersehen konnte, wie weit sich dieses erstrecken würde. Die an diese Pressemeldung in dänischen Kreisen geknüpften Kombinationen bezüglich einer gegen Norwegen gerichteten deutschen Aktion waren so eindeutig, daß angenommen werden mußte, daß dem britischen Nachrichtendienst sehr viel weitergehende Informationen als die in der Pressemeldung enthaltenen vorliegen mußten. Jedenfalls gaben Liedigs Ermittlungen ihm Grund genug, eingehend in diesem Sinne nach Berlin zu berichten und schließlich zu mündlicher Berichterstattung dorthin auf dem Luftwege zurückzukehren. Auf Grund von Liedigs Vortrag bei Canaris und Oster und im Zusammenhang mit anderen inzwischen bei der Abwehr eingegangenen Meldungen schien Canaris kein Zweifel mehr darüber möglich, daß das Unternehmen, schon bevor es richtig angelaufen war, im Ausland als kurz bevorstehend bekannt geworden sei und daß die Engländer ernstlich alarmiert seien. Auf jeden Fall ließ Canaris in dieser Besprechung die zuversichtliche Hoffnung erkennen, daß Hitler sich die Sache nochmals ernstlich überlegen und daß die befürchtete Ausdehnung des Krieges auf die skandinavischen Länder unterbleiben werde. Er wurde in dieser Auffassung noch bestärkt, als Liedig ihm berichten konnte, daß bei einigen Stellen im Sonderstabe nicht nur wegen dieser alarmierenden Pressemeldungen, sondern auch aus sonstigen Überlegungen wieder ernste Bedenken gegen das Unternehmen laut geworden seien. Canaris zog am Ende der Besprechung ein Resümee etwa dieses Inhaltes: Wir können nur hoffen, daß man in London die Sache so ernst nimmt, wie sie es verdient, und daß die britische Kriegsleitung das tut, was wir an ihrer Stelle tun würden, das heißt, daß sie Hitler in unzweideutiger Weise durch entsprechende Maßnahmen ihrer Flotte zu Gemüte führt, welchen Gefahren er seine schwachen Seestreitkräfte

255

und seine Transportschiffe aussetzt, wenn er das Unternehmen doch wagen sollte. Ich möchte denken, daß die Engländer etwas derartiges nun wohl mit aller Beschleunigung in die Wege leiten werden. Auf alle Fälle aber müssen wir, die Abwehr, alles in unsern Kräften Stehende tun, um die als Ergebnis der zu erwartenden britischen Demonstration bei Hitler eintretende Wirkung zu bekräftigen. Wir müssen mög-

lichst viele alarmierende Berichte über englische Gegenmaßnahmen vorlegen. - In der Tat wurden in den folgenden Tagen alle Meldungen, die in dieser Richtung auszulegen waren, in möglichst eindringliche Form gekleidet und an den Sonderstab geleitet.

Das von Canaris zuversichtlich erwartete Auftreten starker britischer Flottenverbände in norwegischen Gewässern blieb aber aus. Hitler ließ sich durch die von der Abwehr unterbreiteten Meldungen in seiner Absicht nicht beirren. Am 9. April begann das Unternehmen gegen Dänemark und Norwegen. Auch dann noch blieb die Gegenwirkung der britischen Flotte in einem für Canaris unverständlichen Maß hinter seinen Erwartungen zurück. Obgleich die deutschen Streitkräfte vor Oslo infolge der in letzter Minute auf die über Schweden eingegangenen Warnungen hin eingeleiteten norwegischen Verteidigungsmaßnahmen beträchtliche Verluste erlitten, glückte Hitlers Gewaltstreich, wenn auch unter erheblichen zeitweiligen Rückschlägen, die den „Führer“ verschiedentlich daran denken ließen, die Operation abzubrechen¹⁾.

Canaris' Auffassung in der ganzen Angelegenheit wird noch

1) U. a. erwog Hitler in diesen Wochen zu einem Zeitpunkt ernstlich, die in Narvik gelandete Kampfgruppe Dietl ihrem Schicksal zu überlassen, d. h. sich mit ihrer Vernichtung bzw. Kapitulation oder Übertritt nach Schweden und Internierung abzufinden. Das offizielle Kriegstagebuch des Sonderstabes wurde später an verschiedenen Stellen völlig geändert, um diese Schwankungen des „größten Feldherrn aller Zeiten“ zu kaschieren.

-

256

einmal beleuchtet durch eine Äußerung, die er in Kopenhagen tat, wohin er sich unmittelbar nach der Einnahme begeben hatte. Dort lief am Tage nach der Besetzung durch die deutschen Truppen ein Gerücht um, wonach es in den Gewässern von Bergen zu einer großen Seeschlacht zwischen deutschen Seestreitkräften und der britischen Flotte gekommen sein sollte. Canaris nahm diese Gerüchte zunächst ernst, da er darin eine, wenn auch verspätete, Bestätigung seiner seestrategischen Ansichten erblickte. Er bemerkte dazu: „Sehen Sie, wenn die Engländer nur zwei Tage früher in See gewesen wären, dann wäre das alles nicht passiert.“

Aus dem Gesagten ist deutlich erkennbar, daß Canaris längere Zeit die Aussichten für ein energisches, vorbeugendes Eingreifen der britischen Flotte recht sanguinisch beurteilte. Das ist einerseits bezeichnend für seine hohe Meinung von der Stärke Großbritanniens und der Umsicht der britischen politischen und militärischen Führung. Aber darüber hinaus ist dieser Einzelfall ein Beispiel dafür, daß dem grundlegenden fatalistischen Pessimismus, welcher Canaris seit Kriegsausbruch mehr und mehr beherrschte, immer wieder eine sanguinische Beurteilung von Einzelheiten der Entwicklung gegenüberstand. Vielleicht war es nur dieser Polarität seiner Empfindungen zuzuschreiben, daß er die seelischen Belastungen der Jahre 1939 bis 1944 ertrug und, ohne zu resignieren, einen Kampf, an dessen erfolgreiche Beendigung er im Grunde nicht recht glaubte, fortsetzte. Der im Metaphysischen wurzelnden hoffnungslosen Erkenntnis, daß doch alles vergebens sei, setzte sein Temperament immer wieder die günstige Beurteilung von Einzelheiten und Einzelfaktoren entgegen. Im Grunde kam dabei nicht viel mehr heraus als eine vorübergehende Selbstberuhigung. Je länger der Krieg dauerte, um

so schwieriger wurde es, auch nur eine solche zeitweise
17 Abshagen, Canaris
257

Lokalanästhesie des eigenen Pessimismus zu erzielen. Daher blieb später nichts als die Flucht in eine fieberhafte Überbetriebsamkeit, die besonders in fast ununterbrochenem Umherreisen von Außenstelle zu Außenstelle, von Land zu Land Ausdruck fand.

Was nun den konkreten Fall der Beurteilung Großbritanniens anbetrifft, so ist hierzu noch zu sagen, daß Canaris' Meinung bis zu einem gewissen Grade vorgefaßt war und daß er an ihr auch gegenüber begründeten Argumenten mit großer Zähigkeit festhielt. Erst recht sah er in der törichten Neigung Hitlers und Ribbentrops, die Engländer als dekadent und reif zum Abtreten von der politischen Bühne abzutun, eine Bestätigung seiner gegenteiligen Auffassung. Er war ein Bewunderer der Engländer, und seine hohe Meinung über sie beruhte im wesentlichen auf zwei Faktoren: Als Seeoffizier hatte er eine klare Vorstellung von der Stärke und der Tüchtigkeit der britischen Flotte und war überzeugt von ihrer Fähigkeit, die Seeherrschaft gegenüber jeder europäischen Kontinentalmacht auch Hitler – zu behaupten. Dazu kam als zweites seine Sympathie für die intuitive, scheinbar völlig systemlose Art, in der die Briten ihr großes Weltreich aufgebaut hatten und regierten. Die Methode, in der Improvisation über Organisation stand, die Persönlichkeit sich ungehemmt durch klischeehafte Hemmungen auswirken konnte, entsprach zu sehr seiner eigenen Art, als daß er sich dadurch nicht hätte angezogen fühlen müssen. Besondere Bewunderung hegte Canaris für Winston Churchill, dessen Kriegsreden er regelmäßig las und im Kreise seiner Vertrauten im positiven Sinne besonders wegen der Offenheit, mit der die Schwierigkeiten und Nöte Englands darin vor dem englischen Volk und der Welt besprochen wurden – kommentierte und der verlogenen Propaganda Goebbels' gegenüberstellte.

-

-

258

Canaris' Urteil über Großbritannien war im Grunde und auf die Länge gesehen richtig. Er war sich nicht im Zweifel darüber, daß die Hauptstärke der Engländer in ihrer Fähigkeit zum „Nehmen“ wenn dieser Ausdruck aus der Boxersprache erlaubt ist – lag. Daß Zeit vergehen müßte, ehe sie imstande sein würden, Hitler mit gleicher oder besserer Münze heimzuzahlen, davon war er auch überzeugt. Aber er unterschätzte die Länge dieser Zeitspanne und erkannte auch nicht, daß im Frühjahr 1940 – also während des „Sitzkrieges“ bei den maßgebenden Instanzen Englands noch keineswegs die Entschlossenheit herrschte, die sich etwas später unter dem Eindruck der Niederlage in Frankreich, der unmittelbaren Bedrohung der britischen Inseln und dank der inspirierenden Persönlichkeit Winston Churchills herausbildete. Nun muß man bedenken, daß in der Fronde gegen Hitler die führenden Köpfe – Beck, Gördel und von Hassell sowohl wie Canaris und Oster ihre Erwägungen über die außenpolitischen Voraussetzungen und die zu erwartenden Folgen eines Staatsstreiches auf ein Zusammenwirken mit den Westmächten, speziell mit Großbritannien, abgestellt hatten. Sie setzten vor allen Dingen bei der britischen Regierung ein erhebliches Maß von Verständnis für die Probleme, mit denen die deut-

sche Opposition zu tun hatte, voraus.

-

Kurz vor der Skandinavienoffensive kam ein zur Fronde gehöriger Diplomat nach längerem Aufenthalt in der Schweiz nach Berlin zurück. Seine Beobachtungen in dem neutralen Lande und seine vielseitigen Kontakte mit ausländischen Freunden aus verschiedenen Nationen hatten ihn zu einer skeptischen Beurteilung der militärischen Leistungsfähigkeit Großbritanniens zumindest in absehbarer Zeit

—

veran-

laßt. Auch die politische Zielsicherheit der Londoner Regierung erschien ihm nach dem Bilde, das er von seinem Schwei-

259
zer Beobachtungsposten über ihre Hilflosigkeit gegenüber der durch den sowjetisch-finnischen Winterkrieg geschaffenen Lage hatte gewinnen müssen, schwächer, als seine Freunde in Berlin wahrhaben wollten. Ihm waren erhebliche Zweifel aufgestiegen, ob die britische Regierung überhaupt mit einer sehr klaren politischen Konzeption in den Krieg gegen Hitler eingetreten sei und ob unter diesen Umständen das politische Kalkül der deutschen Opposition, das britisches Verständnis für die innere Situation in Deutschland voraussetzte, richtig sei. Der Diplomat entwickelte seine Gedanken zu der Zeit, als bereits deutsche Gebirgsjäger auf den Straßen von Berlin als Vorläufer der bevorstehenden Norwegenaktion erschienen, in einer Unterredung mit Canaris und Oster. Canaris setzte diesen Ausführungen scharfen Widerspruch entgegen. Daß er sich in seinem Urteil über die Engländer durch die Beobachtungen und Schlüsse seines diplomatischen Freundes nicht beeinflussen ließ, ist aus der Zuversicht bezüglich des Eingreifens der britischen Flotte in norwegischen Gewässern, die er wenige Tage später in den erwähnten beiden Besprechungen äußerte, ersichtlich.

Es ist auch heute noch nicht verständlich, aus welchen Gründen die britische Admiralität auf die in der schwedischen Presse erschienenen Warnungen - es ist jetzt bekannt, daß auch der schwedische Konsul in Stettin zwei Tage vor Beginn der Aktion seine Regierung telephonisch über die Truppenverladungen im dortigen Hafen unterrichtete, und man kann wohl annehmen, daß die Londoner Regierung auch hiervon erfahren hat nicht rascher und energischer reagierte. Sie mußte doch ohnehin in einem Zustande erhöhter Alarmbereitschaft sein, da ja kurz vor der deutschen Aktion der Entschluß gefaßt worden war, von britischer Seite in norwegischen Gewässern Minen zu legen. Es ist von verschiede-

260
nen Seiten behauptet worden, daß Canaris, bzw. auf seine Veranlassung Oster, einige Tage vor Beginn der „Weserübung“ eine Warnung an die skandinavischen Regierungen habe gelangen lassen. Für Canaris kann dies mit Bestimmtheit in Abrede gestellt werden. Der einzige überlebende Teilnehmer an den erwähnten beiden Besprechungen in der Abwehrleitung während der ersten Apriltage läßt keinen Zweifel darüber, daß bei beiden Gelegenheiten niemals auch nur andeutungsweise der Gedanke einer Warnung an die Alliierten oder die durch den geplanten Überfall betroffenen Länder erwähnt worden ist. Canaris' Sorge, ob wohl die Engländer die unzweifelhaft an sie von verschiedenen Seiten gelangenden

Berichte richtig einschätzen und daraus die erforderlichen Konsequenzen ziehen würden, ist zusätzlicher Beweis dafür, daß er gar nicht daran dachte, sie seinerseits zu informieren. Dagegen kann auf Grund verlässlicher norwegischer Quellen festgestellt werden, daß Oster auf eigene Kappe am 3. April eine Warnung an Norwegen ergehen ließ, und zwar auf dem Wege über den ihm befreundeten niederländischen Militärattaché Sas. Allerdings erreichte diese Nachricht die norwegische Regierung nicht, da das von Sas unterrichtete Mitglied der norwegischen Gesandtschaft die Warnung entweder nicht ernst nahm oder aus anderen Gründen nicht nach Oslo weitergab. Der Betreffende ist nach dem Kriege deswegen zur Verantwortung gezogen worden. Osters Vorgehen in dieser Sache muß im Zusammenhang mit den Bemühungen der Opposition um den Sturz des Regimes und die Beendigung des Krieges gesehen werden. Die erste Nachricht über Hitlers Plan für das „improvisierte Abenteuer“ in Norwegen hatte die führenden Männer der Fronde zu einem Zeitpunkt erreicht, in dem die Verhandlungen in Rom nach einer durch das „Attentat“ vom 8. November 1939 und den

261

Venlozwischenfall verursachten Pause wieder intensiviert worden waren. Auch die Bemühungen, den noch schwankenden Teil der hohen Generalität einerseits für den Frieden und andererseits den Sturz Hitlers zu gewinnen, waren wieder in einem aktiven Stadium. Die große Mehrzahl der Generale war der Überzeugung, daß das Norwegenabenteuer zum Scheitern unter schweren Verlusten bestimmt sei. Oster hoffte, daß demgegenüber wenn schon eine Einstellung der ganzen Unternehmung im Sinne der von Canaris entwickelten Theorie nicht erreicht werden sollte durch eine Warnung ein Scheitern im frühen Stadium mit verhältnismäßig geringen Verlusten erzielt werden könnte.

-

Fest steht auch, daß Oster kurz vor Beginn der Offensive im Westen Sas Kenntnis von dem, was dem neutralen Holland bevorstand, gegeben hat. Sas gelang es noch in den späten Abendstunden des 9. Mai eine telephonische Verbindung mit seiner vorgesetzten Dienststelle im Haag zu erreichen und diese in sehr dürftiger Tarnung davon zu verständigen, daß sich „der Chirurg entschlossen hätte, die Operation am folgenden Morgen um 4 Uhr vorzunehmen“. Im Haag hielt man es für notwendig, einige Stunden später nochmals zurückzufragen, um von Sas zu hören, daß seine Nachricht über die Operation „aus absolut zuverlässiger Quelle“ stamme. Diese Telefongespräche wurden vom „Forschungsamt“, der von Göring 1933 ins Leben gerufenen Organisation zum Abhören und, soweit nötig und möglich, Deciffrieren des Fernsprech- und Telegrammverkehrs der ausländischen Missionen, mitgehört und bildeten den Ausgangspunkt von Untersuchungen, von welcher Seite der niederländische Offizier seine Information erhalten haben könnte; denn natürlich war man auf den Chirurgen nicht hereingefallen. Innerhalb des Amtes Ausland/Abwehr waren mindestens Piekenbrock und Bürk-

262

ner, als sie am folgenden Tage von der durch das Forschungsamt an die Abwehr weitergeleiteten Meldung über die Ferngespräche hörten, auf die Idee gekommen, daß Oster der Verantwortliche sein könnte, weil sie von den freundschaftlichen Beziehungen zwischen diesem und Sas wußten. Sie schwiegen

aber auf Piekenbrocks Rat, nicht „durch solche Kombinationen einen Mann um Ehre und Reputation zu bringen“. Gefährlicher für Oster wurde es, als einige Tage später ein Offizier der Abwehrabteilung III in der Unterhaltung während einer Privatgesellschaft Äußerungen der zu einer neutralen diplomatischen Mission gehörigen Persönlichkeit hörte, die auf Oster als den Urheber der Warnung hindeuteten. Die Meldung gelangte an Canaris, der sich sofort der Gefahr für seinen Mitarbeiter bewußt war. Obgleich er dessen Handlung nicht billigte, entschloß er sich, ihn zu decken. Er fand einen Ausweg, indem er gegenüber dem zuständigen Gruppenleiter die Sache als eine von ihm selbst lancierte Störmeldung bezeichnete und damit die weitere Verfolgung der Sache durch die Gegenspionageabteilung der Abwehr inhibierte. Merkwürdigerweise scheint es, als ob die Gestapo von dieser Warnung an die Holländer keine Kenntnis erhielt oder doch die Verdächtigung Osters nicht für begründet ansah. Dagegen verfolgte sie eine andere Spur. Dem Forschungsamt war es nämlich gelungen, in den ersten Maitagen 1940 zwei aufgefangene Funksprüche des belgischen Gesandten beim Vatikan an seine Regierung zu entschlüsseln, aus denen hervorging, daß der Diplomat von einem kurz vorher in Rom eingetroffenen Deutschen ausgehende Informationen in Händen hatte, aus denen nach seiner Auffassung glaubhaft hervorging, daß Deutschland in Kürze eine Offensive im Westen unter Verletzung der belgischen und holländischen Neutralität beginnen werde. Nach Empfang dieser Nachricht

-

263

-

leitete der SD auf persönliche Anordnung Himmlers umfassende Ermittlungen in Rom ein, überprüfte auch genau die Personen, die im fraglichen Zeitraum die deutschen Grenzen in Richtung Italien passiert hatten. Die Bemühungen der Gestapo blieben aber ergebnislos. Auch die Abwehr hatte ihrerseits eine Untersuchung eingeleitet. Zu einer Zusammenarbeit bei der Dienststellen kam es aber angesichts des gegenseitigen Mißtrauens nicht. Die von der zuständigen Abwehrabteilung III - und zwar von der unter Leitung des Obersten Rohleder stehenden Gruppe III F - durchgeführte Untersuchung hatte zwar gewisse Ergebnisse, aber davon erfuhren Heydrich und der SD aus begreiflichen Gründen nichts. Ein V.-Mann, dessen Namen nicht bekannt geworden ist, berichtete nämlich aus Rom, alles deute darauf hin, daß kein anderer als Dr. Josef Müller für die Mitteilung des deutschen Offensivplanes verantwortlich sei. Tatsächlich hatte dieser gegen Ende April im Auftrage von Beck seine Verhandlungspartner darüber verständigt, daß mit einem Angriff Hitlers innerhalb 8 bis 10 Tagen zu rechnen sei. Beck war von dem Gedanken geleitet, daß man im Falle eines nicht avisierten Angriffes von der Gegenseite nicht erwarten könne, daß sie noch einen Unterschied zwischen dem anständigen Deutschland und dem Hitlerregime mache. Vielmehr müßten in solchem Falle die Friedensbemühungen der Fronde einer ähnlichen Beurteilung verfallen wie die fingierte Fühlungnahme des SD mit britischen Stellen vor dem Venloüberfall. Beck war auch überzeugt, daß die Neutralen, Belgien und Holland, gewarnt werden müßten in Anbetracht des schweren Schadens, der Deutschland aus dem Bruch der belgischen Neutralität im Jahre 1914 erwachsen war. - Wichtig für unsere Betrachtung

tung aber ist vor allen Dingen die Reaktion von Canaris auf die Meldung Rohleders. Sie ist von beispielloser Kühn-

264

heit. Er beauftragte keinen andern als Dr. Müller mit der Durchführung einer Untersuchung in Rom über den Verrat der Westoffensive. Dabei glückte es Müller festzustellen, daß präzise Daten über die Offensive einschließlich des genauen Angriffstermines welchen er selber weder gekannt, noch seinen Gesprächspartnern mitgeteilt hatte

aus gesellschaftlichen Kreisen um Ribbentrop geraume Zeit vor Beginn der Aktion an Ciano und den italienischen Hof gelangt waren und von hier aus u. a. auch den belgischen Gesandten am Vatikan erreicht hatten. Müller machte einen Bericht, den Canaris als befriedigend erklärte. Rohleder erhielt Weisung, den erwähnten römischen V.-Mann abzubauen. Damit war die Angelegenheit erledigt. Auch der SD unternahm nichts Weiteres, wohl mit Rücksicht auf Ribbentrop, der damals noch nicht mit Himmler zerfallen war. Es war notwendig, auf die hier angeführten Fälle von vermutlichen oder erwiesenen Warnungen an die Kriegsgegner etwas ausführlicher einzugehen, weil sie für die Erkenntnis von Canaris' Charakter und Methoden aufschlußreich sind. Zunächst einmal bestätigen sie das, was von allen zuverlässigen Zeugen aus seiner näheren Umgebung nachdrücklich betont wird, nämlich daß Canaris persönlich niemals bei der Übermittlung militärischer Geheimnisse an die Gegenseite mitgewirkt hat. Wenn derartige Möglichkeiten einmal im vertrauten Kreise auch nur hypothetisch erwähnt wurden, winkte er deutlich ab mit dem Hinweis: „Das wäre ja Landesverrat.“

In der Theorie war Canaris sich sehr wohl bewußt, daß auf die unter Bruch von Verfassung und Recht aufgerichtete und durch Terror aufrechterhaltene Gewaltherrschaft Hitlers die überkommenen Rechtsbegriffe nicht anwendbar sein sollten, daß, wie wir schon erwähnten, die Fronten eigentlich quer

265

durch die Nationen verliefen oder hätten verlaufen sollen. Er war, wie gleichfalls schon gesagt worden ist, tief innerlich davon überzeugt, daß ein Sieg Hitlers das größte Unglück sein würde, das Deutschland und die ganze Welt in der damaligen Situation betreffen könnte. Und doch konnte er nicht den Entschluß zu der letzten Konsequenz finden, diesen Sieg nun auch mit allen Mitteln zu verhindern. Er konnte nicht über seinen eigenen Schatten springen. Dieser Schatten war nicht nur die Tradition seines Berufsstandes. Seiner ganzen Natur nach war Canaris zu sehr allem Extremen abgeneigt. Er war sich zwar keinen Augenblick im unklaren darüber, daß er jeden Tag Dinge tat, die juristisch als Hochverrat zu klassifizieren waren. Aber den Schritt zum

sagen wir einmal

technischen Landesverrat vermochte er nicht zu tun.

Das will aber nicht besagen, daß er sich deswegen irgendwie besser oder untadeliger gefühlt hätte als diejenigen seiner Mitarbeiter, in erster Linie Oster, welche die gleichen Bedenken wie er zwar gehabt, aber nach langen und schweren Kämpfen zwischen Einsicht und Gewissen überwunden hatten und den letzten Schritt taten, vor dem er zurückschreckte. Besser als alle anderen wußte Canaris, daß Oster, wenn er unter Hint-

ansetzung aller aus Erziehung, Tradition und überkommenem Ehrbegriff resultierenden Hemmungen sich entschloß, auch das Odium des Landesverrates auf sich zu nehmen, es nicht aus Ehrgeiz oder irgendeinem anderen unlauteren Motiv tat. Er verstand, daß Osters Triebfeder nichts anderes war als glühende Vaterlandsliebe und die Überzeugung, daß er, eben um seinem Lande zu dienen, jedes Mittel benutzen müsse, das Aussicht bot, der Herrschaft Hitlers so schnell wie möglich ein Ende zu setzen. Gerade weil Canaris wußte, daß Oster wie er selbst ein tief religiöser Mensch war, konnte er sich vorstellen, was es ihn gekostet haben mußte, eine War-

266
nung auszusprechen, die mindestens als unmittelbare Folge zu schweren blutigen Verlusten der eigenen Truppe hätte führen können auch wenn das Endziel war, durch einen ernsten Rückschlag für Hitler¹⁾ eine rasche Beendigung des Krieges herbeizuführen und dadurch den Tod von Hunderttausenden, ja vielleicht Millionen und unabsehbare Zerstörungen an ideellen und materiellen Werten abzuwenden. Canaris hatte daher auch keinen Augenblick gezweifelt oder gezögert, ob er Oster oder Dr. Müller gegenüber der Gestapo decken sollte. Er tat dies unter vollem Einsatz seiner eigenen Persönlichkeit und seines Prestige. Aus den Gestapoakten geht hervor, daß Oberst Rohleder, Chef der Gruppe III F, nach dem Fund der Osterakten im Jahre 1944 durch einen höheren SD-Führer wegen der Untersuchung gegen Dr. Josef Müller befragt worden ist. Rohleder erklärte nach der Aufzeichnung des SD-Führers, er habe die Angaben des römischen V.-Mannes für zutreffend gehalten, aber Canaris' Weisungen als Befehle angesehen, gegen die er trotz seiner abweichenden persönlichen Auffassung nichts habe unternehmen dürfen. Hitlers Sieg in Frankreich hatte Canaris' Überzeugung, daß Deutschlands schließliche Niederlage unabwendbar sei, wenn es nicht gelingen sollte, den Krieg unter Beseitigung des Diktators und seines Regimes vorzeitig zu beenden, nicht erschüttert. Bald nach dem Fall von Paris befand er sich in Madrid. Ein dort ansässiger Neffe, der sich eben verlobt hatte, holte die Ansicht seines Onkels ein, ob es nicht richtiger sei, seine Eheschließung bis nach dem nunmehr angesichts der

-
¹⁾ Die Theorie, daß ein militärischer Rückschlag Hitlers notwendig sei, ehe man angesichts der Stimmung in breiten Schichten der Bevölkerung und in der Wehrmacht besonders unter den jungen Offizieren mit Aussicht auf Erfolg den Versuch machen könnte, Hitler zu stürzen, spielte in den Erwägungen der Generalität, speziell auch des Generalstabschefs Halder, um jene Zeit eine große Rolle.

267
gewaltigen Erfolge in Frankreich in absehbarer Zeit zu erwartenden Endsieg zurückzustellen. Auf den jungen Mann machte es einen tiefen Eindruck, als sich bei der Erwähnung des Wortes Endsieg das Gesicht des von ihm geliebten und verehrten Onkels verfinsterte und dieser ihm mit bedrückter Stimme sagte, er solle um Gottes willen heiraten und sein junges Leben noch genießen, solange die Sonne scheine. Das Unwetter, das über alles, was deutsch sei, in absehbarer Zeit hereinbrechen müsse, werde, davon sei er, Canaris, felsenfest überzeugt, fürchterlich sein. Er stand mit seiner Überzeugung ziemlich allein unter den hohen Militärs. Für den Gedanken eines gewaltsamen Sturzes des Regimes hätte man in dem folgenden Jahre trotz des Ver-

zichtet auf die mit viel Geräusch vorbereitete Landung in England keinen General gewinnen können. Das Prestige Hitlers stand bei den neugebackenen Feldmarschällen und denen, die es noch werden wollten, so hoch, daß die Generalität trotz aller Warnungen, an denen es in den Meldungen und Berichten der Abwehr nicht fehlte, gleichmütig und ohne Widerstand dem kommenden Zweifrontenkrieg entgegensah. Canaris hatte hinsichtlich des Kampfes gegen das bolschewistische Rußland nicht die gefühlsmäßigen Bedenken, mit denen er sich gegen den Krieg überhaupt und gegen jede Ausdehnung des ursprünglichen Kampffeldes gesträubt hatte. Aber er verwarf diesen leichtfertigen Plan Hitlers verstandesmäßig deshalb nicht weniger scharf. Er erkannte zu klar die Parallele zwischen dem Entschluß Napoleons von 1812 und dem Hitler von 1941, beide aus der Enttäuschung über die Unmöglichkeit, England zu bezwingen, geboren. Er war sich bewußt, daß der Angriff auf den ungeheuren sowjetischen Raum Konsequenzen nach sich ziehen mußte, die Hitler und seine Generale, die von neuen riesigen Einkreisungsschlachten träumten, 268

weder sich vorzustellen noch zu ermessen vermochten. Er sah voraus, daß diese Konzentration der deutschen Kräfte auf den Osten den Angelsachsen die Atempause gewähren würde, die sie brauchten, um sich zum vernichtenden Schlage gegen Deutschland zu rüsten.

Aber schon ehe im Juni 1941 der Sturm auf Rußland losbrach, hatte Canaris' Bestreben, den Krieg, den er nicht zu verhindern vermocht hatte, wenigstens in engem Rahmen zu halten und möglichst bald zu beenden, weitere Rückschläge erlitten. Auch wenn er für die Jugoslawen keine besondere Vorliebe hatte, war er empört über die brutale Eröffnung des Krieges gegen dieses Land, das versucht hatte, sich der Vergewaltigung durch die unter Druck erzwungene Eingliederung in den Drei-Mächte-Pakt zu entziehen. Wenige Tage nach Beginn des Feldzuges gegen Jugoslawien, am 12. April 1941, war Canaris in Belgrad, um sich persönlich von der dortigen Situation zu unterrichten. Es war das erste Mal, daß er so kurze Zeit nach einem Großbombardement in die betroffene Stadt kam. Die Zerstörungen waren gewaltig. Canaris war durch das Übermaß menschlichen Elends, das seine Augen bei der Fahrt durch die Stadt in sich aufnehmen mußten, tief erschüttert. Als er in sein Quartier, das am nördlichen Donauufer in Semlin für ihn eingerichtet war, zurückkehrte, brach er völlig zusammen. Er vermochte die Tränen nicht mehr zurückzuhalten. „Ich kann nicht mehr“, sagte er zu seinem Begleiter, „wir fliegen fort.“ Auf die Frage, wohin der Flug denn gehen sollte, antwortete er bezeichnenderweise: „nach Spanien“. Immer mehr war Spanien in diesen Jahren der seelischen Nöte und Spannungen das Land geworden, in dem er Zuflucht suchte, wo er sich entspannen, das seelische Gleichmaß wenigstens vorübergehend wiedergewinnen konnte.

269

Neben Spanien liebte Canaris Griechenland besonders. Er hatte schon öfters mit Anspielung auf die griechische „Verwandtschaft“ halb im Scherz und halb im Ernst davon gesprochen, sich eines Tages von allen Sorgen der Politik und seines Berufes zurückzuziehen und in Griechenland zur Ruhe zu setzen. In späteren Jahren hatte er einmal mit einem Beauftragten der Abwehr in Griechenland in allen Einzel-

heiten den Gedanken ausgesponnen, daß sie beide zusammen an einer schönen, die Ägäis überschauenden Stelle ein Kaffeehaus aufmachen wollten. Canaris hatte in Griechenland seit langen Jahren gute Freunde. Es war ihm deshalb besonders schmerzlich, als im Frühjahr 1941 Hitler sich entschloß, um die Schlappe Mussolinis auszuwetzen, am Krieg gegen Griechenland teilzunehmen. Ehe es zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam, machte der griechische Regierungschef General Metaxas noch einen Versuch, in einer längeren Denkschrift an die Reichsregierung den drohenden Konflikt abzuwenden. Der griechische Gesandte in Berlin wurde beauftragt, die Denkschrift dem Reichsaußenminister zu überreichen. Aber Ribbentrop betätigte auch bei dieser Gelegenheit die merkwürdige Methode, Mitteilungen fremder Regierungen, von denen er annahm, daß sie ihm nicht in den Kram paßten, einfach nicht anzunehmen. Der Gesandte, der Canaris' freundschaftliche Gefühle für Griechenland kannte, wandte sich in seiner Not an diesen und überreichte ihm die Denkschrift. Canaris hatte, obgleich er sich keinen praktischen Erfolg davon versprach, die Zivilcourage, das unbequeme Schriftstück über Keitel an den Führer zu leiten. Allerdings mit dem erwarteten negativen Ergebnis. Die Denkschrift wurde ihm von Hitler über Ribbentrop wieder zurückgegeben. Ribbentrop begleitete sie mit einer Notiz, in der er Canaris ersuchte, in Zukunft seine Finger aus Sachen herauszuhalten, die ihn nichts an-

270

gingen. Canaris nahm von dem Monitum Ribbentrops gleichmütig Kenntnis. Er ließ dessen Notiz unbeantwortet. Nach Beendigung des Feldzuges auf dem griechischen Festlande eilte Canaris Anfang Mai 1941 nach Athen. Nicht das geringste Motiv dieser eiligen Reise war sein Wunsch, sich um seine dortigen Freunde zu kümmern und ihnen, soweit dies in seiner Macht stand, in der schwierigen Situation zu helfen. Wir haben von einigen dieser Freunde begeisterte Äußerungen über den Takt und die Zartheit, mit der Canaris seine Hilfsbereitschaft betätigte. Auch der geglückte Handstreich gegen Kreta konnte Canaris nicht in seinem Glauben, daß der Kampf gegen Großbritannien für Deutschland aussichtslos sei, wankend machen. Trotz der Gewinnung der für den Krieg in Afrika wichtigen Position auf der großen griechischen Insel glaubte er nicht an einen erfolgreichen Vorstoß auf den Suezkanal. Jetzt im Frühsommer 1941 wie reichlich ein Jahr später, als es vor der Schlacht von El Alamein so aussah, als brauche Rommel nur noch zuzugreifen, um Alexandrien und Kairo in der Hand zu halten, sprach Canaris aus, daß er den Krieg in Nordafrika für verloren halte, denn „die Engländer haben die Seeherrschaft“.

Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen Canaris immer wieder in Gedanken alle die Möglichkeiten Revue passieren ließ, welche für eine Beendigung des Krieges vor totem deutschem Zusammenbruch bestanden. Dabei tauchte auch der Gedanke eines Attentats gegen Hitler, so sehr er Canaris zuwider war, immer wieder auf, wurde verworfen und erneut erwogen. Daneben beschäftigte sich Canaris mit der Frage, wie eine weitere Ausdehnung des Krieges vermieden werden könnte. Zeichen, daß unter den Satelliten und Vasallen Hitlers Unlust zur Fortsetzung des Krieges bestand,

271

mußten Canaris angesichts seiner Lagebeurteilung nicht als

bedenklich, sondern als wünschenswert erscheinen.
Es war für ihn übrigens nicht immer leicht, gegenüber hohen Parteiwürdenträgern oder begeisterten kleinen Nazis, die den mit einem Nimbus der Allwissenheit umgebenen Nachrichtenchef um sein Urteil über die Situation befragten, den Ernst zu wahren. Seine wahre Meinung konnte er bei manchen derartigen Gelegenheiten nicht gut äußern. Als einmal ein SS-Obergruppenführer ihn in seinem Amtszimmer aufsuchte und nach der militärischen Situation fragte, antwortete Canaris mit einem Wink nach der an der Wand hängenden Weltkarte: „Die Lage haben Sie hier auf der Karte. Sie spricht für sich selber.“ Als der Obergruppenführer daraufhin ein etwas verkniffenes Gesicht machte, als frage er sich, ob diese Äußerung nun als Defaitismus auszulegen sei, fügte Canaris in begütigendem Tone hinzu: „Aber wir haben ja den Führer“, worauf sich der ungebetene Besucher mit ziemlich dummem Gesicht verabschiedete.
Noch dicker trug der Admiral seine Ironie in einer Unterhaltung mit einem sehr jugendlichen, mit Ritterkreuz und Eichenlaub ausgezeichneten Fliegergeneral auf, der während der „Battle of Britain“ im Herbst 1940 in überheblicher Form ankündigte, daß die Engländer unter den Schlägen der deutschen Luftwaffe spätestens in vier bis sechs Wochen „in die Knie sacken“ würden. „Nein, nein“, fiel ihm Canaris ins Wort, „man sagt, daß der Führer ihnen nur noch vierzehn Tage gibt“, und dann mit toderner Miene, „und der Führer hat immer recht!“ Der Flieger, der sich durch soviel Siegeszuversicht des Älteren in Verlegenheit gebracht fühlte, beeilte sich, zuzustimmen, trat dann aber bald den Rückzug an. Als sich die Tür hinter ihm schloß, murmelte Canaris nur giftig: „Rindvieh mit Eichenlaub und Schwertern.“

272

Nach dem Morgenritt im Grunewald

DREIZEHNTES KAPITEL

SABOTAGE

Daß Canaris von Sabotage im allgemeinen wenig hielt, haben wir schon erwähnt. Ganz abgesehen von seiner grundsätzlichen Ablehnung des ganzen Hitlerkrieges hätte er auch in einem Krieg, den er für gerechtfertigt angesehen hätte, sich wenig davon versprochen. Er glaubte nicht, daß auf diesem Wege wirklich entscheidende Ergebnisse erzielt werden könnten und war gegen eine Politik der Nadelstiche. In dem sogenannten Wilhelmstraßenprozeß in Nürnberg hat nun der Angeklagte Veessenmayer im Verhör durch die Anklage versucht, Canaris gerade im Zusammenhang mit Sabotageakten während des Krieges in ein schiefes Licht zu stellen. Er erklärte nämlich, er, Veessenmayer, habe den so oft im Zusammenhang mit der Widerstandsbewegung genannten Canaris im Auftrage von Ribbentrop von Sabotageakten in Irland und den Vereinigten Staaten abgehalten. Veessenmayer ging noch weiter und bezeichnete Canaris als einen Mann, welcher Agenten auf „Himmelfahrtskommandos“, von denen man mit neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit nicht zurückgekommen sei, geschickt habe und fügte hinzu, er rücke „mit tiefem Abscheu von Methoden ab, wo man auf der einen Seite Leute in den Tod schickt und auf der anderen Seite eine ganz andere Linie vertritt“. (Deutsches Protokoll S. 13461/2.) Die Beweggründe Veessenmayers, der ein Günstling Ribbens-
18 Abshagen, Canaris

trops war¹⁾, für diesen Versuch, das Andenken des toten Canaris in den Schmutz zu ziehen, sind zu leicht zu erraten, als daß wir hier auf sie einzugehen brauchten. Aber die sachlichen Angaben Veesenmeyers verdienen doch eine Richtigstellung, weil solche Anwürfe leicht haften bleiben, auch wenn sie noch so wenig begründet sind. Gehen wir zuerst auf das törichte Gerede von den sogenannten „Himmelfahrtskommandos“ ein. Man kann wohl an der Front unter strikter Disziplin stehende Soldaten zu Hunderten, zu Tausenden, ja wie die Tragödie von Stalingrad gelehrt hat, selbst zu Hunderttausenden wider ihren Willen auf „Himmelfahrt“ schicken; aber die einfachste Überlegung muß zu dem Schlusse führen, daß man für gefährliche Missionen, die im Hinterlande des Gegners, fern jeder Kontrolle des Befehlenden, durchgeführt werden sollen, nur Menschen verwenden kann, die sich freiwillig dafür zur Verfügung stellen, sei es nun aus Gewinnsucht, Abenteuerdurst oder Fanatismus. Aber die Aussage Veesenmeyers ist auch in ihren übrigen Angaben unzutreffend, und deshalb ist es angezeigt, daß wir die beiden von ihm berührten Punkte der Sabotageunternehmungen in Irland und gegen die Vereinigten Staaten einmal etwas genauer untersuchen. In beiden Fällen hat auch Veesenmayer eine Rolle gespielt, allerdings eine andere, als er das Gericht glauben zu machen versucht hat. Die größte Schwierigkeit, der Canaris bei seinem Bestreben, die Sabotageunternehmungen seiner Dienststelle auf ein Mindestmaß zu beschränken, immer wieder begegnete, beruhte darauf, daß es auch in der Abwehr nicht an unternehmungslustigen Offizieren fehlte, die bestrebt waren, auf ihrem Ar-

1) Veesenmayer war zu dieser Zeit noch nicht Beamter des Auswärtigen Amtes, sondern gehörte zum persönlichen Stabe des Staatssekretärs im A. A. Keppler.

beitsgebiet etwas ins Auge fallendes zu tun. Es war nicht immer leicht, solche Anregungen von vornherein abzulehnen, denn gerade unter den jüngeren Offizieren, aus denen sich die Sachbearbeiter der einzelnen Untergruppen hauptsächlich rekrutierten und die zum großen Teil nicht dem alten Stamm der Abwehr angehörten, gab es eine ganze Anzahl für die NSDAP begeisterter Leute. Versagte man denen kurzerhand die Weiterverfolgung ihrer Pläne, dann bestand die Gefahr, daß das an den SD gelangte, der dann seinerseits die Abwehrleitung, die ihm ja ohnehin suspekt war, wegen Mangels an Kampfwillen bei Hitler angeschwärzt hätte. Aus welchen Gründen Canaris solche Verdächtigungen nicht wünschen konnte, haben wir ja bereits klargestellt. So geschah es denn auch, daß im Frühjahr 1940 ein Sachbearbeiter in der Abwehrabteilung II auf die Idee verfiel, es sei doch wünschenswert, die Irische Republikanische Armee (IRA), die ja schon in Friedenszeiten sich in England durch häufige Bombenanschläge unliebsam bemerkbar gemacht hatte, in den Kampf gegen England einzuspannen. Vom militärischen Gesichtspunkt erschien besonders der Hauptprogrammpunkt der IRA, die gewaltsame Eroberung Nordirlands, interessant. Es sei hier erwähnt, daß die IRA nicht etwa die Armee des damaligen Freistaates, der jetzigen Republik Eire ist, sondern eine radikale Kampforganisation, die nicht nur den Engländern, sondern auch der damaligen legitimen Regierung de Valera in Eire das Leben oft schwer machte. Die IRA

setzte sich aus recht heterogenen Elementen zusammen, die nur durch ihren gemeinsamen Haß gegen die Engländer einigermaßen zusammengehalten wurden. Ein Teil sympathisierte mit den deutschen Nationalsozialisten, während ein anderer linksradikale Neigungen hatte. Dies erklärt, daß Mitglieder der IRA während des spanischen Bürgerkrieges in der Inter-275

nationalen Brigade gegen Franco gekämpft hatten. Einige davon waren von den Truppen Francos zu Gefangenen gemacht worden und saßen 1940 noch in Spanien im Gefängnis. An diese Tatsache hatte sich der ideenreiche Sachbearbeiter erinnert und schlug vor, bei Franco die Freilassung dieser Iren nachzusuchen, um sie alsdann gegen die Engländer einzusetzen. Canaris ließ den Dingen zunächst ihren Lauf in dem Gedanken, daß sie sich nach menschlichem Ermessen am spanischen mañana (morgen, morgen, nur nicht heute) totlaufen würden. Der Leiter der K. O. Spanien wurde beauftragt, sachdienliche Erkundigungen bei den spanischen Behörden einzuziehen. Wider Erwarten arbeiteten diese einmal sehr prompt. Wahrscheinlich war ihnen die deutsche Anfrage gelegen gekommen, da sie nicht recht wußten, was sie mit den irischen Gefangenen anfangen sollten, und diese nun auf gute Weise loswerden konnten. Sie wurden der deutschen Abwehr ausgeliefert und ins besetzte Frankreich gebracht. Mittlerweile war auch das Auswärtige Amt in der Angelegenheit befragt worden. Sachbearbeiter war dort Herr Veessenmayer. Zwischen diesem und dem Leiter der Abwehrabteilung II kam eine Besprechung zustande, in der Veessenmayer sein Interesse an der Angelegenheit bekundete. Dies gab Canaris die schon längst gewünschte Gelegenheit, seine Verantwortung an einer Sache, von der er sich nichts versprach und die ihm nicht sehr sympathisch war, auf das Auswärtige Amt abzuwälzen. Er stellte eindeutig klar, daß die Abwehr zwar technische Hilfe bei der Vorbereitung und Durchführung des Transportes der Iren nach Irland leisten werde, daß aber die Federführung auf Veessenmayer übergehe. Wegen des Transportes mußte die Abwehr an die Marineleitung herantreten, die sich wenn auch ungern bereit erklärte, ein U-Boot für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen.

276

Mit Hilfe des Auswärtigen Amtes war es inzwischen gelungen, den derzeit in den Vereinigten Staaten weilenden Führer der IRA, Sean Russell, zu bewegen, über Genua (es war Ende April oder Anfang Mai 1940, Italien also noch nicht in den Krieg eingetreten) nach Deutschland zu kommen, auch wurden unter den in Deutschland befindlichen britischen Kriegsgefangenen noch einige Iren gefunden, die bereit waren, sich dem Unternehmen anzuschließen, sei es vielleicht nur in dem Gedanken, auf diese Weise nach Irland zu kommen. Die Unterbringung und „Betreuung“ Russells in Berlin übernahm Veessenmayer. Er überschüttete den sensiblen Iren zugleich in so wenig taktvoller Weise mit nationalsozialistischer Propaganda, daß dieser sich verschiedentlich unter vier Augen bei Offizieren der Abwehr darüber beschwerte.

Bei Ribbentrop fand eine Besprechung statt, an der Sean Russell, Canaris, Lahousen als Chef der Abwehrabteilung II und Veessenmayer als der auf seiten des Auswärtigen Amtes zuständige Referent teilnahmen und in der verabredet wurde, daß Russell mit einigen seiner Landsleute, darunter dem als besonders „einsatzfreudigen“ Kämpfer geltenden Frank Ryan,

durch ein U-Boot an die irische Küste gebracht und daß dann anschließend die IRA von deutscher Seite durch Waffenlieferungen unterstützt und dadurch zu Aktionen gegen die Engländer instand gesetzt werden sollte. Russell und seine Begleiter wurden im Hochsommer 1940 in Wilhelmshaven an Bord des für den Transport bestimmten Unterseebootes gebracht. Dieses ging in See. Nach knapp vierundzwanzig Stunden kam von der Führung des U-Bootes ein Funkspruch, daß Russell, der schon in Berlin den Eindruck eines vorzeitig gealterten, herzleidenden Mannes gemacht hatte, plötzlich, anscheinend an einem Herzschlag, gestorben sei. Der Kommandant bat um Instruktionen, was er unter diesen Umständen

277

den tun sollte. Er erhielt den Befehl, die Landung in Irland zu unterlassen und die Gefolgsleute Russells in Bordeaux an Land zu setzen. Das Unternehmen war zu Ende gekommen, ehe es recht begonnen hatte.

Während, wie die vorstehende Darstellung erkennen läßt, es in dieser mißglückten irischen Angelegenheit keine offene Meinungsverschiedenheit zwischen Canaris und Ribbentrop gab, bestanden in der Beurteilung der Haltung der Vereinigten Staaten erhebliche Unterschiede. Während man sich in Ribbentrops Umgebung in der Hoffnung wiegte, die Vereinigten Staaten würden aus dem Kriege herausgehalten werden können, war Canaris von Anfang an der Überzeugung, daß Amerika unter gar keinen Umständen einer britischen Niederlage untätig zusehen und früher oder später in den Krieg eintreten würde. Im übrigen hatte Canaris im Gegensatz zu Ribbentrop eine sehr hohe Meinung von dem Kriegspotential der Vereinigten Staaten. Schon aus den Erfahrungen des ersten Weltkrieges hatte er gelernt, die Kapazität der amerikanischen Werftindustrie für Kriegs- und Handelsschiffe richtig einzuschätzen und dementsprechend die Aussichten des deutschen U-Bootkrieges niedrig anzusetzen. Aber auch ganz allgemein hatte er eine den Realitäten, wie sie sich nach Amerikas Kriegseintritt dann offenbarten, sehr viel näherkommende Vorstellung von der wirtschaftlichen und militärischen Macht der Vereinigten Staaten als der Reichsaußenminister. Aus der Verschiedenheit der Auffassungen ergaben sich Reibungen. Die Abwehr hatte im Rahmen ihrer allgemeinen Vorbereitungen auf alle möglichen Konflikte auch, allerdings verhältnismäßig bescheidene, Vorkehrungen für den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten getroffen. Im Rahmen dieser Organisation war auch ein V.-Mann in Mexiko angesetzt worden, der nach Ausbruch des Krieges in Europa die Mög-

278

lichkeiten der Sabotage in den Vereinigten Staaten zu erkunden hatte. Es handelte sich hier um einen Mann, der es meisterhaft verstand, mangelnde positive Tätigkeit durch phantasievolle Berichte zu ersetzen und für imaginäre Sabotageakte Gelder zu kassieren. Angesichts der Blockade Deutschlands durch die britische Flotte bestanden seitens der Zentralstellen der Abwehr kaum wirksame Kontrollmöglichkeiten. Canaris und seine Mitarbeiter waren sich von vornherein darüber klar, daß die „Erfolgsmeldungen“ des betreffenden Agenten sehr schwach sachlich begründet waren. Eine, welche den Anstoß zu den nachfolgend beschriebenen Auseinandersetzungen mit dem Auswärtigen Amt gab – auf sie bezog sich Veessenmayer in seiner Nürnberger Aussage –, führte wörtlich folgende Begebnisse auf: „In Boston Handels-

schiff durch Brand zerstört. Waldbrände in Jersey. Störung Kriegshetzerversammlungen." Man sieht, daß weder der Name des Schiffes noch sonstige Einzelheiten über die angeblichen Sabotageerfolge angegeben sind. Canaris nahm – wahrscheinlich richtig – an, daß der Agent die betreffenden Ereignisse aus amerikanischen Zeitungsmeldungen entnommen und seiner Organisation zugeschrieben hatte. Ihm waren aber diese schwindelhaften Erfolgsberichte gar nicht unwillkommen. Denn er konnte sie höheren Ortes, wo man noch viel weniger Möglichkeit hatte, ihre Wahrheit zu überprüfen, als er selber, als ein Zeichen der Aktivität seiner Organisation vorlegen. Und das war, wie immer wiederholt werden muß, wegen der Konkurrenz des SD unbedingt notwendig.

-

Aber die Sache hatte doch einen Haken. Der betreffende V.-Mann sandte seine Berichte auf dem Wege über die deutsche Gesandtschaft in Mexiko. Sie wurden also dort chiffriert, an das Auswärtige Amt telegraphiert, wo man sie entzifferte und mitlas. Auf diese Weise erhielten Veessenmayer und sein

279

-

Chef, der Reichsaußenminister, Kenntnis von den „Erfolgen“ des Abwehragenten. Nun hätte Ribbentrop wohl kaum gewissensmäßige Bedenken gegen ein bißchen Sabotage in den Vereinigten Staaten mit denen Deutschland damals, das erwähnte Telegramm trägt das Abgangsdatum des 29. Mai 1941, sich noch nicht im shooting war befand gehabt, wenn er sich nicht in der Hoffnung gewiegt hätte, Amerika von offener Kriegsbeteiligung abhalten zu können. Da er aber diese Illusion noch nicht überwunden hatte, empfand er die Sabotagemeldungen als eine Störung seiner Politik. Er wies den Staatssekretär von Weizsäcker an, Canaris deswegen Vorhaltungen zu machen.

Die Besprechungen zwischen Weizsäcker und Canaris, wozu dieser Lahousen als Chef der zuständigen Abwehrabteilung mitgebracht hatte, fand Anfang Juni 1941 statt. Weizsäcker äußerte in dieser Unterredung in scharfen Worten sein Mißfallen über Sabotageakte, welche das Resultat haben könnten, Amerika in den Krieg hineinzuführen, und ersuchte Canaris, alle derartigen Versuche auf seiten der Abwehrangehörigen einzustellen. Canaris glaubte, selbst Weizsäcker gegenüber mit dem er sachlich und politisch weitgehend übereinstimmte nicht offen zugeben zu sollen, daß er die ganzen Sabotagemeldungen seines Agenten für puren Schwindel halte. Er gab aber gern die Zusage, für die Zukunft alle derartigen Akte gegen die Vereinigten Staaten zu verbieten. Ein diesbezügliches Telegramm wurde natürlich wieder über das Auswärtige Amt an den V.-Mann in Mexiko gesandt.

Nichts hätte Canaris sympathischer sein können, als dieser Einspruch des Auswärtigen Amtes, der Sabotageakte in den Vereinigten Staaten als dem Reichsinteresse widersprechend gekennzeichnet hatte. Jetzt hatte er auf lange Zeit Rückendeckung, wenn er übereifrigen Untergebenen die Durchfüh-

280

rung ihrer Sabotagepläne verweigerte. Der Hinweis auf das „Reichsinteresse“ schützte ihn vor der Verdächtigung der „Lauheit“.

Noch als die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, konnte Canaris sich mit Erfolg auf diese Vereinbarungen mit dem Auswärtigen Amte berufen. Im Winter 1941/42

verlangte Hitler persönlich von Canaris eine stärkere Aktivität der Abwehr in den Vereinigten Staaten und forderte speziell eine umfangreiche Störungsaktion gegen die anlaufende Massenproduktion von Flugzeugen durch Sabotageakte großen Stiles. Canaris hielt Hitler entgegen, daß Sabotageaktionen größeren Umfanges das Bestehen einer von langer Hand vorbereiteten Agentenorganisation in dem betreffenden Lande voraussetzten. Den Ausbau einer solchen Organisation und sonstige vorbereitende Maßnahmen in der dem Kriegsausbruch mit den Vereinigten Staaten voraufgehenden Zeit aber habe der Einspruch des Auswärtigen Amtes unterbunden. Dieses habe sogar auf der Stilllegung des einzigen in wirksamer Tätigkeit befindlichen Abwehrstützpunktes in Mexiko bestanden.

Auch als von Parteiseite eine Aktivierung der Sabotage in Amerika angeregt und ein diesbezüglicher Vorschlag an die Abwehr herangetragen wurde, wollte Canaris anfangs noch sich von einer Beteiligung drücken. Der Urheber dieses Planes war ein Sachbearbeiter in der Abwehrabteilung II, ein mit dem Goldenen Parteiabzeichen ausgezeichnete Auslandsdeutscher, der nach Kriegsausbruch als Oberleutnant der Reserve bei der Abwehr eingestellt worden war. Sein Vorschlag war, daß zehn parteibegeisterte junge Deutsche, die früher in den Vereinigten Staaten gelebt hatten, im U-Boot dorthin gebracht und zu Sabotageakten gegen die amerikanische Kriegsindustrie eingesetzt werden sollten. Der

281
zuständige Abteilungsleiter riet in diesem Falle aber von einer glatten Ablehnung ab. Er wies darauf hin, daß gerade in Anbetracht der Persönlichkeit des Sachbearbeiters der ganze Vorschlag eine Falle des SD sein könne. Zur Vorsicht gegenüber der Gestapo mußte um diese Zeit auch der Umstand veranlassen, daß kurz vorher in der Presse der Vereinigten Staaten und Großbritanniens Berichte erschienen waren, in denen in unbegreiflicher Instinkttlosigkeit Canaris als Gegner des Regimes und einer der wenigen Männer bezeichnet worden war, die in der Lage sein würden, Hitler zu stürzen. Canaris hatte allerdings versucht, der Sache dadurch die Spitze zu nehmen, daß er selber bei einem Zusammenreffen mit Himmler und Heydrich lächelnd deren Aufmerksamkeit auf diese Veröffentlichungen lenkte; aber man konnte keineswegs sicher sein, daß der Reichsführer SS und sein engster Mitarbeiter dadurch wirklich getäuscht worden waren. Solche Erwägungen ließen Canaris seine Haltung revidieren. Er gab seine Zustimmung zu dem Unternehmen, obgleich er sich sachlich nichts davon versprach, sondern eine unnötige Verschärfung der Stimmung in den Vereinigten Staaten befürchtete, was sich nachher als richtig erwies.

Die Ausbildung der zehn Freiwilligen für ihre Aufgabe wurde dennoch von den unmittelbar beteiligten Sachbearbeitern mit großer Sorgfalt in die Wege geleitet. Es wurde sogar im Zusammenwirken mit der Abwehrabteilung III (Gegenespionage) eine Übung in deutschen Rüstungswerken veranstaltet, wobei man davon absah, die deutschen Werkleitungen vorher zu verständigen, um die Arbeitsbedingungen für die zukünftigen Saboteure möglichst lebensgetreu zu gestalten. Dann, nach einem Abschiedsabend in Berlin und einer letzten Feier in Bordeaux, gingen die begeisterten jungen Männer an Bord von zwei Unterseebooten, die sie über den

Atlantik bringen sollten. Es gingen nur neun, weil sich der zehnte im letzten Augenblick eine Geschlechtskrankheit zugezogen hatte, die ihm wie sich bald herausstellen sollte

—
Leben und Freiheit rettete. Die anderen neun, die an verschiedenen Punkten der amerikanischen Ostküste abgesetzt wurden, fielen sämtlich bereits am Strande in die Hände der amerikanischen Polizei. Offenbar war das ganze Unternehmen bereits vor der Abfahrt verraten gewesen, und es hat sich herausgestellt, daß sich zwei Verräter unter den zehn „begeisterten jungen nationalsozialistischen Aktivisten“ befunden hatten. Die Ergreifung dieser Saboteurgruppe wurde in der amerikanischen Presse zu einer ungeheuren Sensation aufgebauscht. Die Blätter waren voll von Berichten und Artikeln über die „Nazi-Invasion“ der Vereinigten Staaten. Die Bedenken, die Canaris von Anfang an gegen das unter dem Namen „Pastorius“ laufende Unternehmen gehabt hatte, wurden durch den Erfolg, den diese Propaganda in den Vereinigten Staaten hatte, mehr als bestätigt. Von den an der Aktion beteiligten Männern wurden sieben hingerichtet, die beiden Verräter zu lebenslänglicher Haft verurteilt, einige Zeit nach Kriegsende aber von Präsident Truman begnadigt. Nach Angabe des Generals von Lahousen war dieses der einzige Versuch einer aktiven Sabotagetätigkeit, der vom Amt Auslands-Abwehr nach Kriegsausbruch in den Vereinigten Staaten unternommen wurde.

Wie auf die griechischen Tragödien der Antike folgte auf das so grausam fehlgeschlagene „Pastorius“-Drama ein Satyrspiel. Canaris mußte, einem dringenden Anruf Keitels folgend, ins Führerhauptquartier reisen und wurde von Hitler wegen des Scheiterns der Unternehmung heftig gescholten. Er ließ den „Führer“ sich erst austoben, ehe er die Vorwürfe, daß er ungeeignete Leute mit einer so schwierigen Aufgabe betraut

283
habe, mit dem Hinweis beantwortete, es habe sich ja nicht um Agenten der Abwehr, sondern um freiwillige junge Nationalsozialisten, die nicht er ausgesucht habe, gehandelt. Aber Hitler ließ sich durch diesen Einwurf nicht beruhigen. „Ach was“, schrie er, „dann hätten Sie lieber Verbrecher oder Juden nehmen sollen!“ Die „Audienz“ wurde beendet, ohne daß es Canaris in diesem Falle gelungen wäre, Hitlers üble Laune zum Abklingen zu bringen. Aber trotzdem war der Abwehrchef nicht unzufrieden. Die Äußerung Hitlers über die „Verbrecher und Juden“ ließ er sich nicht zweimal sagen. Die konnte nach der damals in den Kreisen um Hitler üblichen Weise als „Führerbefehl“ ausgelegt werden. Eine ganze Anzahl von Juden, welche von Canaris in den folgenden Monaten, als Abwehrgagenten getarnt, ins Ausland gebracht und mit Abwehrgeldern für die erste schwierige Zeit im fremden Lande versorgt wurden, hatten ihre Freiheit, wahrscheinlich ihr Leben, diesem „Führerbefehl“ zu danken. Allen Anzapfungen der Gestapo gegenüber, an denen es aus diesem Anlaß nicht fehlte, begegnete Canaris mit der Feststellung, daß der Führer ihm persönlich und ausdrücklich den Befehl gegeben habe, auch Juden als Abwehrgagenten zu verwenden. Erst sehr viel später gelang es Kaltenbrunner durchzusetzen, daß dieser „Befehl“ rückgängig gemacht wurde.

Überhaupt benutzte Canaris seine gelegentlichen Besuche im Führerhauptquartier — sie wurden, wie bereits gesagt, mit zunehmender Kriegsdauer immer seltener dazu, um gegen-

über widerstrebenden Regierungs- oder Parteinstanzen seinen Standpunkt durchzusetzen. Ohne sich auf direkte „Führerbefehle“ zu berufen, verstand er es, in die Unterhaltung noch Monate nach einem Besuch im Hauptquartier Bemerkungen wie „ich habe auch mit dem Führer gesprochen“, oder „der Führer meint“, einfließen zu lassen und dadurch seine

284

Gesprächspartner zu beeinflussen, selbst wenn das „Gespräch“ mit dem „Führer“ sich auf eine Frage nach dem Befinden oder eine Bemerkung über das Wetter beschränkt hatte.

Wir wollen dieses Kapitel über Canaris und die Sabotage nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß Canaris grundsätzlich die Bildung von sogenannten Terrorgruppen, die bestimmt sein sollten, prominente militärische oder politische Führer in den Ländern, mit denen Deutschland im Kriege lag, zu beseitigen, abgelehnt hat. Er machte in dieser Hinsicht auch keinen Unterschied zwischen West und Ost. Ein diesbezüglicher grundlegender Befehl an die für alle Fragen der Sabotage und Aktionen jenseits der Fronten und im Hinterlande des Gegners zuständige Abwehrabteilung II ist in deren 'Kriegstagebuch' verzeichnet.

285

VIERZEHNTE KAPITEL

SABOTAGE DER SABOTAGE

Unverstand hat aus den Verhandlungen vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg, in denen immer wieder Canaris als zentrale Figur der deutschen Widerstandsbewegung genannt wurde, den Schluß gezogen, der Chef des deutschen militärischen Geheimdienstes sei eigentlich schuld an der deutschen Niederlage, denn er habe den deutschen Sieg bewußt und erfolgreich sabotiert. Solche Auffassungen verkennen die Möglichkeiten, die Canaris gegeben waren, noch mehr aber den Mann selber. Wir haben schon verschiedentlich darauf hingewiesen, daß der tatsächliche Einfluß der Abwehr und ihres Chefs auf die militärische Planung, ja selbst ihre Kenntnis der Absichten der militärischen Führung nur äußerst geringfügig und lückenhaft war. Canaris hat den deutschen Sieg nicht sabotiert, schon weil er gar nicht dazu in der Lage gewesen wäre, selbst wenn er gewollt hätte. Er hat auch die deutsche Niederlage nicht gewollt, obgleich er überzeugt war und es im Kreise seiner engsten Mitarbeiter offen ausgesprochen hat, daß der Sieg des Systems für Deutschland ein noch größeres Unglück bedeuten würde, als die Niederlage. Von der Unmöglichkeit des hitlerschen Sieges aber war er zu allen Zeiten überzeugt. Es ist gerade die Tragik des Mannes Canaris, daß er durch die Umstände in eine Lage versetzt worden war, in der er nach seiner Überzeugung seinem Vaterlande, das er liebte, nur dienen konnte, indem er fortfuhr, einem Manne und einem Regime zu dienen, die er

286

verabscheute. Dabei hatte er nicht einmal den Trost, daß er an ein gutes Ende glauben konnte, wie viele seiner Kameraden und Freunde, die gegen die Vernunft immer noch hofften, daß irgendwie ein Wunder die ganze Situation wandeln und einen Ausweg eröffnen würde. Canaris litt eben deshalb mehr als die meisten in ähnlichem Zwiespalt wie er Befangenen, weil er das Unheil mit unerbittlicher Sicherheit herannahen sah und genügend Phantasie besaß, um es sich in allen grauenvollen Einzelheiten ausmalen zu können.

Aus dieser Einstellung heraus bestand seine Tätigkeit in

seinem Amte während des Krieges zum guten Teile darin, Unrecht und Unsinn in Einzelfällen abzuwenden. Ganz besonders war er bestrebt, soweit es in seinen Kräften lag, den Schild der Wehrmacht sauber zu erhalten. Er machte sich vom ersten Tage des Krieges an keine Illusionen darüber, daß die Handlungen und Unterlassungen der deutschen Streitkräfte und ihrer Führung eines Tages einer hochnotpeinlichen Untersuchung vor einem Weltforum unterzogen werden würden. Er wußte auch, daß eine solche Untersuchung nicht zuletzt die Aktivität des von ihm geleiteten Geheimdienstes erfassen und daß man gerade auf diesem Gebiet mit mikroskopischer Genauigkeit jedes Tun und Lassen überprüfen würde. Es klingt prophetisch, wenn er, der gewohnt war, täglich persönlich über das Geschehen des Vortages Tagebuch zu führen, bei Kriegsbeginn seinen Abteilungschefs ans Herz legte, auch sie sollten, jeder für seine Abteilung, über ihre dienstliche Tätigkeit Tagebücher anlegen,,,denn, meine Herren, wir werden eines Tages vor der Welt Rechenschaft abulegen haben".

Es steht heute fest, daß Canaris eine ganze Anzahl von Maßnahmen, welche Hitler geplant hatte, bewußt sabotiert hat. Es handelte sich, wenn wir die einzelnen Fälle genauer
287

betrachten, stets um eine Sabotage des Unrechts oder des Unsinn, und da die Ausführung der betreffenden Befehle in fast allen Fällen der Sabotageabteilung seines Amtes (Abwehr II) zugefallen wäre, war es Sabotage der Sabotage. Einer der ersten Fälle, die wir hier erwähnen wollen, betraf die französische Flotte, die entsprechend den Bestimmungen des Waffenstillstandes vor Toulon vor Anker lag. Es war bald nach dem Zusammentreffen zwischen Hitler und Pétain in Montoire Ende Oktober 1940, also nur knapp ein Vierteljahr nach Abschluß des deutsch-französischen Waffenstillstandes. Schon damals hat Hitler anscheinend sich mit dem Gedanken getragen, diesen Waffenstillstand zu brechen. Er ließ nämlich durch Keitel an Canaris den Auftrag ergehen, er solle alle Vorbereitungen treffen, um die französische Flotte gegebenenfalls durch Sabotageakte an der Ausfahrt aus Toulon zu verhindern. Eine Aussprache zwischen Canaris und dem zuständigen Abteilungsleiter ergab, daß es sich hier um einen völlig laienhaften Auftrag handelte. Es war eine, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, undurchführbare Aufgabe, in mehrere Dutzend Schiffe, die teils in dem scharf bewachten und von der Stadt und dem Handelshafen abgeschlossenen Kriegshafen von Toulon, teilweise auf der Reede lagen, genügend wirksame Sprengstoffladungen zu schaffen und sie dann so anzubringen, daß die Fahrzeuge im gegebenen Augenblick unbeweglich gemacht werden könnten. Schon damals war Canaris zu der Überzeugung gekommen, daß es wenig Zweck habe, Keitel oder gar Hitler auf die Unsinnigkeit derartiger Aufträge aufmerksam zu machen. Man mußte sich in solchen Fällen auf die Antwort gefaßt machen, daß das Wort,,unmöglich" im Lexikon des Dritten Reiches keinen Platz habe. Also wurde die Angelegenheit dilatorisch behandelt. Keitel wurde gesagt, daß die notwendigen Vorbereitungen eingeleitet seien,
288

daß natürlich große Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden mußten und dergleichen mehr, kurz, es wurde der Anschein erweckt, als ob etwas geschähe, während in Wirklichkeit nichts unternommen wurde.

Bei einer Besprechung in Keitels Dienstzimmer am Tirpitzufer, die am 23. Dezember 1940 stattfand, kam auch eine Angelegenheit zur Sprache, die Canaris sehr viel tiefer bewegte als der von ihm lediglich als unsinnig bezeichnete Auftrag bezüglich der französischen Flotte. Es war der Befehl Hitlers, den ehemaligen französischen Oberbefehlshaber, General Weygand, der sich damals in Nordafrika befand, zu beseitigen. Die Einzelheiten dieser Affäre sind vor dem Internationalen Militärtribunal im Verfahren gegen die Hauptkriegsverbrecher in verschiedenen Zeugenverhören eingehend behandelt worden. Wir können uns daher hier darauf beschränken, die Angelegenheit kurz zusammenfassend darzustellen. Keitel fragte bei dieser Gelegenheit den Chef der Abwehrabteilung II, Lahousen, der Canaris begleitete, nachdem man über Toulon gesprochen hatte, auch, wie denn die Sache Weygand stehe. Dieser Mordauftrag, der erste, der der Abwehr zugemutet worden war, hatte bei den leitenden Offizieren beträchtliche Erregung ausgelöst. In mehreren Besprechungen bei Canaris, an denen General Oster und die Obersten Piekenbrock, von Bentivegni und von Lahousen teilnahmen, war scharf gegen das Ansinnen protestiert worden. Canaris und seine Mitarbeiter waren sich darüber einig gewesen, daß, wie Lahousen es formuliert hatte, die Abwehr für den Krieg da sei und ihre Pflicht tue, sich aber nicht dazu hergebe, als Mörderorganisation zu dienen. Der Befehl Keitels wurde auf Weisung von Canaris nicht ausgeführt; er wurde den untergeordneten Dienststellen gar nicht weitergegeben.

Canaris und seine Offiziere zerbrachen sich nicht erst den 19 Abshagen, Canaris

289

Kopf darüber, welche Gründe Hitler zu dem Mordplan an Weygand veranlaßt haben konnten. Canaris gegenüber hatte Keitel angedeutet, daß Hitler sich Sorgen darüber mache, daß Weygand versuchen könne, die in Nordafrika stehenden französischen Truppen zum Kampfe gegen Deutschland zu reorganisieren und die französischen Besitzungen in Nordafrika den Alliierten bzw. den unter de Gaulle im Aufbau begriffenen Kräften des „Freien Frankreich“ in die Hände zu spielen. Diese Sorge kommt auch in einem Brief Hitlers an Mussolini vom 5. Dezember 1940 zum Ausdruck. Hitler deutet darin die Möglichkeit eines Bruches zwischen der Vichyregierung und den französischen Kolonien in Nord- und Westafrika an. Eine solche Entwicklung, meint er, würde Großbritannien eine für die Achsenmächte gefährliche Operationsbasis verschaffen. Wörtlich heißt es in diesem Zusammenhang in dem Brief Hitlers: „Ich bin von der Wahl des Generals Weygand, der nach Afrika zur Wiederherstellung der Ordnung geschickt wurde, nicht befriedigt.“

Es scheint nicht, daß man im Führerhauptquartier konkrete Anhaltspunkte für solche Pläne Weygands hatte. Auch nachträglich ist nichts bekannt geworden, was auf Absichten Weygands, die im Widerspruch zu dem deutsch-französischen Waffenstillstand gestanden hätten, schließen ließe. Vielleicht spielte das eigene schlechte Gewissen auf seiten Hitlers bei seinen Befürchtungen eine Rolle. Denn, wie wir schon angedeuteten, hat Hitler bereits bald nach dem Treffen von Montoire die Möglichkeiten erwogen, auch das unbesetzte Frankreich unter seine unmittelbare Gewalt zu bringen. Diese Erwägungen nahmen konkrete Gestalt an, als Pétain am 12. Dezember Laval aus dem Amt des Ministerpräsidenten

entließ. Damals wurde auf Hitlers Befehl der Plan,,Attila" für den Einmarsch ins unbesetzte Frankreich aufgestellt, der 290

dann erst rund zwei Jahre später nach der alliierten Landung in Nordafrika in die Tat umgesetzt worden ist. Aber gerade in den Tagen kurz vor Weihnachten 1940 standen die Dinge auf des Messers Schneide; die für den Einmarsch in die unbesetzte Zone in Aussicht genommenen Truppen waren bis zum Heiligen Abend im Zustande höchster Alarmbereitschaft. Es ist also wohl kein Zufall, daß Keitel am 23. Dezember die Frage stellte, wie die Angelegenheit Weygand stehe; denn ein deutscher Einmarsch in Vichyfrankreich hätte dem französischen General wohl das Recht gegeben, die Bestimmungen des Waffenstillstandes als nicht mehr gültig zu betrachten und das wirklich zu tun, was Hitler bisher ohne Grund gefürchtet hatte.

Die Antwort Lahousens auf Keitels Frage war entsprechend der erwähnten allgemein bei derartigen Befehlen angewandten Praxis der Abwehr ausweichend. Etwa in dem Sinne, daß die Sache laufe und man die Ergebnisse abwarten müsse. Keitel mußte sich wohl oder übel damit zufrieden geben. Im übrigen unterblieb die Aktion,,Attila" dann ja vorläufig. Weygand unternahm nichts, und die ganze Sache verlief im Sande. Weitere Anfragen Keitels erfolgten nicht. Hitler hatte den Fall wahrscheinlich über anderen Ereignissen und Plänen bald vergessen. Als Weygand Jahre später nach Deutschland überführt wurde, genoß er eine seinem Range entsprechende Behandlung, und ihm wurde kein Haar gekrümmt. Vielleicht ist gerade dies ein besonders abstoßender Beweis für die absolute Kaltschnäuzigkeit, mit der durch Hitler und seine „Paladine“ über Menschenleben verfügt wurde, rein nach Nützlichkeitserwägungen des Augenblicks, ohne Gewissensregung, selbst ohne die Entschuldigung des Hasses. Komplizierter war die Entwicklung in dem gleichfalls viel besprochenen Falle des französischen Generals Giraud. Die- 291

ser, der als Oberkommandierender einer französischen Armee im Sommer 1940 in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten war, vermochte im Frühjahr 1942 aus der Festung Königstein in Sachsen, wo er inhaftiert war, zu fliehen und ins unbesetzte Frankreich zu entkommen. Die Flucht erregte Hitlers Zorn, und er befahl, der General müsse auf jeden Fall, mit gültigen Mitteln oder mit Gewalt, wieder nach Deutschland zurückgeschafft werden. Das Auswärtige Amt wurde eingeschaltet;,,Botschafter" Abetz, der in Paris saß und in Vichy nicht akkreditiert war, arrangierte ein Treffen mit Giraud, an dem auch Ministerpräsident Laval und der kriegsblinde Führer der französischen Kriegsgefangenen, Scapini, teilnahmen, im Hotel de Paris in Moulins-sur-Allier im besetzten Frankreich. Die Zusammenkunft sollte ohne Vorwissen der deutschen militärischen Stellen stattfinden, denn Abetz hatte Giraud hinter dem Rücken der Militärs ausdrücklich freies Geleit zugesichert. Bei Vorbereitung der Zusammenkunft hatte Abetz aber übersehen, daß im gleichen Hotel sich das Stabsquartier einer deutschen Division befand. Abetz hatte den Plan, Giraud zu überreden, daß er freiwillig als Beauftragter der Vichyregierung nach Deutschland zurückkehren und dort die Betreuung der französischen Kriegsgefangenen an Stelle von Scapini übernehmen solle. Giraud lehnte diesen Vorschlag ab, und die Vichyregierung hatte, da Pétain

Giraud sofort nach seiner Flucht aus der Armee entlassen hatte, formal keine Handhabe, ihn zur Übernahme eines solchen Auftrages zu zwingen.

Damit war die Konferenz ergebnislos zu Ende gebracht.

Es ergab sich nun aber die Komplikation, daß der im gleichen Hotel wohnende deutsche Divisionskommandeur, der von der Anwesenheit Girauds Wind bekommen hatte, diesen verhaften wollte, und erst nach telephonischer Befragung seiner

292

vorgesetzten Dienststelle davon absah, nachdem Abetz und Laval ihn beschworen hatten, der letztgenannte unter der Drohung sofortigen Rücktritts seiner Regierung, da er sich nicht mit dem Odium, Giraud an die Deutschen verraten zu haben, belasten könne. Es hat nachträglich, als Hitler von dem gescheiterten Versuch Abetz' hörte, noch eine lange Kontroverse zwischen Ribbentrop und den militärischen Führern darüber gegeben, wer nun eigentlich dafür verantwortlich sei, daß Giraud nicht unter Bruch feierlicher Versprechungen festgenommen worden war.

Der Ärger Hitlers kannte jetzt keine Grenzen mehr. Obgleich Giraud damals noch keine so hervorragende Persönlichkeit war wie später, als er in Nordafrika mit de Gaulle in Rivalität um die Führung des „Freien Frankreich“ stand, verlangte der Führer, der Entwichene müsse, gleichgültig ob tot oder lebendig, wieder herbeigeschafft werden. Wieder sollte die Abwehr diesen Befehl ausführen. Canaris und seine engsten Mitarbeiter waren, wie im Falle Weygand, entschlossen, sich nicht für derartige Dienste als „kidnapper“ und Mörder herzugeben. Canaris hoffte zunächst, daß auch diesmal sich die Angelegenheit durch Zeitablauf von selbst erledigen werde. Das aber war nicht der Fall, und immer wieder wurde Canaris von Keitel im Auftrage Hitlers gedrängt, nun endlich die Sache zur Durchführung zu bringen. Giraud sei zu „erledigen“. Es kam zu einer sehr erregten Aussprache im Kreise der Abwehrchefs, in deren Verlauf Canaris sich entschloß, Keitel zu erklären, daß die Abwehr von der Durchführung des Befehls entbunden werden wolle, was Keitel auch genehmigte. Im Kreise der Abwehrchefs fiel bei dieser Gelegenheit die klassische Äußerung des Obersten Piekenbrock; „Man müßte Herrn Keitel doch endlich einmal klar sagen, daß er seinem Herrn Hitler melden solle, daß wir,

293

das heißt die militärische Abwehr, keine Mörderorganisation sind wie der SD oder die SS.“ Es ist kaum anzunehmen, daß Canaris seinem Vorgesetzten Keitel die Meuterei gegen den Hitlerschen Befehl in so drastischen Worten zur Kenntnis gebracht hat. Aber jedenfalls hatte er erreicht, daß Keitel nicht mehr von der Abwehr die Durchführung des Befehls erwartete.

Trotzdem war die Sache damit noch nicht erledigt. Keitel hatte Canaris beauftragt, daß er den SD ersuchen solle, die Angelegenheit weiterzuverfolgen. Canaris hatte diese Weisung entgegengenommen, war aber entschlossen, sie nicht auszuführen. Er wollte nicht nur von der Abwehr die Verantwortung für den Mord an dem französischen General abschieben, er wollte das Verbrechen überhaupt verhindern und auf jeden Fall in keiner Weise, auch nicht durch die Weitergabe eines solchen Befehls an die Gestapo, bei seiner Durchführung mitwirken.

Es vergingen wieder Wochen und Monate, Canaris glaubte

die Sache längst begraben, als sie plötzlich wieder auftauchte, und zwar in höchst gefährlicher Form. Es war mittlerweile September 1942 geworden. Canaris war auf Dienstreise in Spanien, als eines Tages der Chef der Abwehr II, Lahousen, von Keitel angerufen wurde.,,Wie steht es mit Gustav? (Das war das im Telegramm- und Telephonverkehr für die Giraud-angelegenheit benutzte Deckwort.) Ich muß es dringend wissen." Lahousen kam durch diese Frage des Chefs des OKW in peinliche Verlegenheit. Er hatte keine Ahnung, was zwischen Keitel und Canaris im einzelnen vereinbart war. Er konnte sich also nur herausreden, daß Canaris diese Sache sich persönlich vorbehalten habe und, da abwesend, im Augenblick nicht befragt werden könne. Als Keitel ihn darauf fragte, ob er wisse, daß,,die anderen" (gemeint waren natür-

294
lich SS bzw. SD) die Sache machen sollten, antwortete er mit ,,ja". Er erhielt von Keitel darauf den Befehl, sich sofort mit dem SS-Gruppenführer Müller, dem Leiter des Amtes IV im RSHA, in Verbindung zu setzen, sich über den Stand der ganzen Aktion zu unterrichten und Keitel alsdann Meldung zu machen. Die Sache sei dringend, woraus Lahousen wohl mit Recht schloß, daß Hitler endlich Ergebnisse verlangt hatte.

Die Situation war äußerst kritisch. Canaris, der auf dem Wege von Spanien nach Paris war, mußte schleunigst unterrichtet werden, aber vorher erhob sich die dringende Frage, was Lahousen hinsichtlich Müller unternehmen solle. Canaris hatte ihn zwar davon in Kenntnis gesetzt, daß,,die anderen" die Sache machen sollten. Aber er wußte auch, daß Canaris Müller nicht darüber informiert hatte, daß der SD die Durchführung zu übernehmen habe. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß, wie eine vorsichtige Erkundigung im RSHA ergab, Müller an diesem Tage von Berlin abwesend war. Also waren wenigstens vierundzwanzig Stunden Zeit gewonnen. Lahousen benutzte sie, um auf den Rat Osters Canaris nach Paris entgegenzufliegen und sich dort Weisungen für die weitere Behandlung der Sache zu holen.

Canaris war zunächst sehr bestürzt, als er hörte, daß und in welcher Form,,Gustav" wieder aufgetaucht sei. Die Unterhaltung fand beim Abendessen im Hotel,,Lutetia" in Paris statt. Canaris hatte mit dem Leiter der Abwehrstelle Paris und dem Chef der Amtsgruppe Ausland, Admiral Bürkner, bei Tisch gegessen, als Lahousen ankam. Die Stimmung der Tafelrunde war durch Lahousens Bericht recht trübsinnig geworden. Canaris brütete eine kurze Weile. Dann stellte er rasch hintereinander einige Fragen. Es handelte sich um drei Daten, die er genau festgestellt wissen wollte. Den Tag der Flucht

295
Girauds aus Königstein, das Datum der Tagung in Prag, bei der die Frage der Zuständigkeit von SD und Abwehrabteilung III in Verhandlungen zwischen Canaris und Heydrich neu geregelt worden war, und schließlich den Tag der Ermordung Heydrichs. Die übrigen Teilnehmer der Tafelrunde begriffen nicht den Sinn dieser Fragen, aber noch weniger verstanden sie es, als in Canaris' Gesicht nach Erhalt der Antworten der besorgte Ausdruck einem Schmunzeln Platz machte. Bedächtig füllte er ein Weinglas, fragte Lahousen: ,,Nun, Langer, stimmt's? Ja, es stimmt. Prost!" Erst allmählich dämmerte es den anderen auf, daß ihres Chefs rasche Kombinationsgabe einen Ausweg aus der Klemme wegen

„Gustav“ gefunden hatte. Er mußte ihnen die Ausrede allerdings erst genau erläutern. Die drei Daten und ihre Reihenfolge waren deshalb so wichtig, weil sie es Canaris ermöglichen, Keitel gegenüber zu behaupten, er habe in Prag persönlich mit Heydrich vereinbart, daß dieser durch seine Organe die Weiterverfolgung des Falles „Gustav“ übernehmen sollte. Das wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn Giraud erst nach der Zusammenkunft Canaris-Heydrich in Prag - das war das letztemal, daß beide sich getroffen hatten oder gar erst nach Heydrichs Tode aus Königstein entflohen wäre. Die Reihenfolge der Daten war so, wie Canaris sie brauchte. Heydrich war tot, und Tote reden nicht. Beruhigt flog Canaris am nächsten Tage nach Berlin, um sich bei Keitel auf dieser Grundlage herauszureden. Für die Abwehr hatte das Unternehmen „Gustav“ damit seine Erledigung gefunden.

-

Der Fall Giraud ist in mehr als einer Hinsicht für Canaris und seine Arbeitsmethoden bezeichnend. Er läßt auf der einen Seite die unorthodoxe, ganz unbürokratische Behandlung einer so schwierigen und gewichtigen Angelegenheit erkennen. 296

Alles wird mündlich gemacht, es liegen keine schriftlichen Befehle, weder von Keitel an Canaris, noch von Canaris an seine Untergebenen vor, auch keine Aufzeichnungen sei denn in Canaris' Tagebuch, das ja aber nicht für die Augen der Gegenwart, sondern für die einer unbestimmten Zukunft geschrieben wurde. Im Grunde macht Canaris alles selber. Auch seine engsten Mitarbeiter sind nur unvollkommen unterrichtet. Jeder von ihnen weiß nur einen Ausschnitt aus dem, was wirklich gespielt wird. Ja, so ernst die ganze Affäre ist und so ernst Canaris selbst sie nimmt, sie ist ihm zugleich auch ein Spiel, ein gefährliches Spiel, bei dem es um Kopf und Kragen geht. Aber vielleicht macht nur dieses ständige Spielen um den höchsten und letzten Einsatz, dieses ständige Schreiten auf messerscharfem Grat über Abgründen dem von Verzweiflung über die ausweglose Situation Besessenen die Fortführung seiner selbst gesetzten Aufgabe noch möglich. Andererseits haben wir hier ein besonders typisches Beispiel der blitzschnellen Kombination. Canaris ist völlig unvorbereitet, als Lahousen ins Zimmer tritt. Er wird mit dem Bericht über eine scheinbar total verfahrenere Angelegenheit überrascht. Keiner der anderen hätte wahrscheinlich an die Möglichkeit, die Schuld auf den toten Heydrich abzuschieben, gedacht. Canaris aber hat sofort den rettenden Einfall. Der kommt ihm wie selbstverständlich, und er ist höchstens erstaunt, daß die anderen nicht sofort merken, worauf er hinaus will, als er sie nach den drei Daten fragt. Wer hätte im übrigen daran gedacht, daß der tote Heydrich eines Tages noch dazu herhalten mußte, um Canaris aus der Patsche zu helfen! Aber auch gerade in dieser Hinsicht ist die Aushilfe genial gewählt. Das „Umlegen“ von Giraud, das wäre so gerade eine Sache nach dem Herzen Heydrichs gewesen. In Prag waren die Verhandlungen, wie wir an anderer Stelle 297

sehen werden, gar nicht so leicht gewesen. Canaris hatte sich in einer recht unangenehmen Verhandlungsposition befunden. Da wäre so ein kleines „Douceur“ wie die Aufforderung zu einem ruhigen runden Generalsmord wenn es auch

„nur“ ein französischer General war vielleicht eine ganz nützliche Erleichterung in den Verhandlungen gewesen. Das konnte man Keitel gegenüber schon durchblicken lassen und dabei lächelnd darauf hinweisen, daß man auf diese Weise eine unangenehme Sache, eine Sache, die einem Offizier nun einmal wider den Strich ging, losgeworden war. Mit einem Wort, ein Kabinettstück der Wendigkeit und der List. Noch ein paar weitere Beispiele für die „Sabotage der Sabotage“. Wieder einmal hatte der „Führer“ einen seiner genialen Einfälle gehabt. Es war auch im Jahre 1942. Seit geraumer Zeit ärgerte man sich im Führerhauptquartier darüber, daß es den Engländern möglich war, die Flugverbindung zwischen Großbritannien und dem neutralen Schweden ziemlich regelmäßig aufrechtzuerhalten. Die britischen Flugzeuge, welche die Kurierpost für die britischen diplomatischen Missionen in Stockholm und Moskau mitführten, in denen zahlreiche alliierte Amtspersonen in beiden Richtungen reisten, auch britische und amerikanische Zeitschriften, Bücher, Filme und allerlei alliiertes Propagandamaterial Schweden erreichten, verkehrten ziemlich regelmäßig. Ein einziges Mal war es deutschen Jägern gelungen, die Kuriermaschine über der Nordsee abzuschießen, aber das wirkte nicht als Abschreckung. Der Verkehr funktionierte weiter. Der „Führer“ dekretierte eines Tages, dem müsse Einhalt geboten werden. Wenn die Flieger das nicht fertig kriegten, dann müsse eben die Sabotageabteilung der Abwehr dafür sorgen, daß die Flugzeuge durch eingeschmuggelte Zeitbomben zum Absturz gebracht würden. Passiere das oft genug, dann würden die Engländer den Ver-

298

kehr wohl einstellen. Die Sache wurde durch Keitel in Gegenwart von Lahousen Canaris aufgetragen, und Canaris beauftragte Lahousen gleich in Gegenwart von Keitel, dafür zu sorgen, daß die K. O. Schweden sich sofort mit aller Energie um die Sache kümmere. Kaum waren Canaris und Lahousen von Keitel entlassen und konnten unter vier Augen miteinander reden, da sagte Canaris, daß natürlich unter gar keinen Umständen etwas unternommen werden dürfe. Die Abwehr sei nicht dazu da, unsaubere Sachen auf neutralem Boden zu unternehmen, nur weil Görings Luftwaffe unfähig zu sein scheine, diesen unerwünschten Flugverkehr zu unterbinden. Um sich aber den Rücken zu decken, wurde pro forma der Befehl, die Möglichkeiten eines solchen Sabotageaktes zu studieren, an die Dienststelle in Stockholm weitergegeben. Gleichzeitig aber ordnete Canaris an, daß unverzüglich ein unbedingt zuverlässiger Offizier - Lahousens Adjutant, der über alles, was in der Abteilung II gespielt wurde, völlig im Bilde war und sowohl Lahousens wie Canaris' uneingeschränktes Vertrauen genoß, wurde hierfür ausgewählt-nach Stockholm entsandt würde. Dieser wurde von Canaris persönlich genau instruiert. Sein Auftrag gipfelte darin, unter allen Umständen dafür zu sorgen, daß der Versuch, Zeitbomben in das britische Flugzeug einzuschmuggeln, nicht unternommen würde. Bei dem nächsten Vortrag bei Keitel aber meldete Canaris diesem, die Sache Kurierflugzeug Stockholm-London sei in Gang gebracht. Er habe sogar einen besonders tüchtigen und verlässlichen Offizier aus seinem eigenen Stabe nach Stockholm in Marsch gesetzt, damit die Sache auch in jeder Hinsicht gut vorbereitet werde. Keitel meldete entsprechend an Hitler. Die Angelegenheit geriet dann in Vergessenheit; ein

unsinniger Sabotageversuch, der im Falle des Gelingens wenig praktischen Erfolg gebracht denn die Engländer hätten
299

natürlich doch Mittel und Wege gefunden, um ihre Kuriere und ihre Post nach Schweden zu bringen, dagegen unnötig böses Blut in England und in Schweden gemacht hätte, war erfolgreich abgewendet.

-

Ein ähnlicher Fall hatte sich schon einige Zeit vorher abgespielt. Dabei hatte es sich aber nicht um einen persönlichen Einfall Hitlers gehandelt. Vielmehr hatte der Luftwaffenführungsstab schon seit dem Herbst 1941 bei der Abwehrabteilung II auf Maßnahmen zur Sabotierung des Verkehrs der sogenannten Atlantic Clippers -großer amerikanischer Flugboote - zwischen New York und Lissabon gedrängt. Im Einvernehmen mit Canaris war auch dieses Verlangen eine ganze Zeitlang dilatorisch behandelt worden. Als dann aber bei einer Besprechung mit Keitel - es dürfte gegen Anfang 1942 gewesen sein dieser Canaris wegen des Ausbleibens von Ergebnissen zur Rede stellte, erteilte Canaris dem bei der Besprechung anwesenden Chef der Abteilung Abwehr II einen in ziemlich scharfen Worten gehaltenen Rüffel und sagte ihm, er solle endlich dafür sorgen, daß die Sache in Fluß komme. Es ist heute nicht mehr mit Bestimmtheit festzustellen, ob der Abteilungsleiter den Rüffel für bare Münze nahm oder wegen der - sachlich unberechtigten und nur zur Beruhigung Keitels bestimmten - Abkanzlung verbittert war. Jedenfalls vergaß Canaris, seinen Befehl nach der Besprechung bei Keitel ausdrücklich rückgängig zu machen, und der Abteilungsleiter gab Weisung nach Lissabon, die für die Sabotierung des Clipper-Verkehrs notwendigen Maßnahmen einzuleiten.

Tatsächlich kamen bei der K. O. Portugal die Vorarbeiten sehr rasch in Fluß. Als Canaris kurz darauf gelegentlich einer Dienstreise nach Madrid auch für einige Tage nach Lissabon kam, hielt ihm der zuständige Offizier der K. O. Vortrag und
300

meldete, daß die Organisation für die Sabotage der Clipper fix und fertig sei. Tatsächlich befinde sich die erste Sprengladung mit Zeitzünder bereits an Bord des derzeit auf dem Wasserflughafen unweit von Lissabon liegenden Flugzeuges. Canaris gab sofort den Befehl, die Sprengladung wieder aus dem Clipper zu entfernen oder mindestens unschädlich zu machen. Um seinen Untergebenen in Lissabon einen plausiblen Grund für die Widerrufung des ursprünglichen Befehles zu geben, gab er sich den Anschein, als hätte er vorher von der ganzen Sache nichts gewußt. Die Anweisung zur Sabotage des Clipperverkehrs sei hinter seinem Rücken und ohne sein Wissen vom Luftwaffenführungsstab an Abwehr II ergangen. Sachlich aber fügte er hinzu, daß der Befehl einen völkerrechtlich unzulässigen Angriff auf Passagierflugzeuge auf neutralem Boden darstelle, der deutscherseits keinesfalls begangen werden dürfe. Er verbot deshalb ein für allemal derartige Maßnahmen. Auch bei späteren Besuchen Lissabons wies Canaris noch wiederholt darauf hin, daß gerade bei dem heiklen Aufgabengebiet der Abwehrabteilung II und der ihr unterstellten Organe im neutralen Auslande man sich strikt an das zu halten habe, was völkerrechtlich zulässig sei bzw. was der einzelne Offizier nach eigener pflichtgemäßer Prüfung als gegenüber dem neutralen Portugal als kriegsrechtlich vertret-

bar ansehe. Im erwähnten konkreten Falle kam Canaris' Intervention gerade noch zur rechten Zeit. Die Sprengladung konnte noch aus dem Clipperflugzeug herausgebracht werden, da dieses durch ungünstiges Wetter mehrere Tage hintereinander am Starten verhindert war.

301

FÜNFZEHNTE KAPITEL

ALLERLEI GESTALTEN

Daß Canaris ein scharfer Gegner des Bolschewismus war, haben wir bei verschiedenen Gelegenheiten feststellen können. Das hinderte ihn aber nicht, seine allgemeine humane Einstellung auch gegenüber Vertretern des bolschewistischen Systems zu betätigen. Am 13. Mai 1941, also etwa fünf Wochen vor dem Beginn der Offensive gegen die Sowjetunion, war mit der Unterschrift Keitels der berüchtigte „Kommissarerlaß“ herausgegeben worden, der in der Praxis darauf hinauslief, daß sowjetische Kommissare, die in Kriegsgefangenschaft fielen, und andere Personen in den Ostgebieten, die als bolschewistisch verseucht angesehen wurden, bestimmten Offizieren vorzuführen waren, die ohne irgendwelche Gewähr für ein rechtmäßiges Verfahren über ihre Erschießung zu entscheiden hatten. Canaris hatte von vornherein sich gegen diesen Befehl innerlich gesträubt und in der Tatsache, daß Keitel sich dazu hergegeben hatte, ihn zu unterzeichnen und an die Wehrmacht weiterzuleiten, eine schwere moralische Schädigung und Belastung der Wehrmacht gesehen. Er erblickte in der Einbeziehung der Armee in dieses allen Regeln des Kriegsrechtes und der Menschlichkeit widersprechende Verfahren eine bewußte Taktik Himmlers und Heydrichs und ihrer Anhänger, die darauf abzielte, die Wehrmacht durch die Beteiligung an derartigen Verbrechen von innen heraus zu zersetzen und dadurch einen späteren etwaigen Widerstand gegen die SS von vornherein zu unter-

302

höhlen. In diesem Sinne sprach er sich in den Wochen nach Bekanntwerden des „Kommissarerlasses“ gegenüber seinen Abteilungschefs aus.

Im Laufe des Sommers 1941 wurde eine gemeinsame Konferenz von Wehrmachts- und SS-Vertretern durch den Chef des Allgemeinen Wehrmachtsamtes, General Reinecke, einberufen, um Meinungsverschiedenheiten, die sich aus der Durchführung des genannten Erlasses ergeben hatten, auszugleichen und Schwierigkeiten zu beseitigen. Canaris war zu der Konferenz eingeladen. Obgleich er an dem betreffenden Tage in Berlin war, ging er nicht persönlich zu dieser Besprechung. Er hatte einen zu großen Widerwillen gegen Reinecke, dem Oster den bezeichnenden Spitznamen „der kleine Keitel“ beilegte¹⁾ und in dessen bedingungsloser Unterwerfung unter die Anforderungen der NSDAP Canaris eine der Hauptursachen dafür sah, daß die Wehrmacht mehr und mehr in den Schmutz des nationalsozialistischen Systems hineingezogen wurde. Er nahm aber an der Themenstellung der Konferenz einen sehr lebhaften Anteil und instruierte seinen Vertreter vorher über die einzunehmende Haltung. Die Vertretung von Canaris und damit des Amtes Ausland/Abwehr fiel in diesem Falle Lahousen als Chef der Abwehrabteilung II zu, weil die Argumente gegen den Erlaß zum wesentlichen Teil in den dieser Abteilung daraus erwachsenen Nachteilen und Schwierigkeiten gesucht werden mußten. Denn es kann gleich hier gesagt werden, daß Canaris und

seine Mitarbeiter mittlerweile aus ihrer Praxis im Verkehr mit Keitel und Reinecke und den leitenden Männern der SS und Gestapo längst gelernt hatten, daß es völlig sinnlos sei,
¹⁾ Im allgemeinen Sprachgebrauch des OKW hieß nicht Reinecke, sondern Keitels jüngerer Bruder, der als Chef der Personalabteilung des OKW tätig war, „der kleine Keitel“.

303

diesen Leuten etwa mit Gründen der Menschlichkeit, des Rechtes oder gar des Anstandes zu kommen, wenn man mit seinen Protesten auf konkrete Ergebnisse abzielte. Nur der Einwand, daß eine angeordnete Maßnahme sich für die Hitlersche Kriegführung direkt abträglich erweise, hatte allenfalls Aussicht, berücksichtigt zu werden.

Die Gestapo war in der Konferenz durch den Gruppenführer Müller, Chef des Amtes IV im Reichssicherheitshauptamt, vertreten. Lahousen kannte ihn bereits, da seine Abteilung des öfteren mit Müllers Amt zu tun hatte. Das Amt IV war die Geheime Staatspolizei im engeren Sinne. Ihm oblag die ganze innere Überwachung und der Terror innerhalb Deutschlands. Jetzt, während des Feldzuges, war seine Kompetenz auch auf die hinter dem eigentlichen Operationsgebiet liegenden besetzten Gebiete ausgedehnt worden. Abwehr II hatte gelegentliche Fühlung mit dem Amt IV, weil dieses auch für die Beobachtung aller in Deutschland lebenden Ausländer und damit auch der politischen Emigranten aus dem Osten und Südosten Europas zu sorgen hatte, unter denen sich die besagte Abwehrabteilung ihre V.-Männer und Agenten zu suchen pflegte. Sehr viel intensiver war der Kontakt der Abwehrabteilung III mit Amt IV auf dem Gebiete der eigentlichen Spionageabwehr, wie bei der Darstellung der Verhandlungen über die Kompetenzabgrenzung zwischen Canaris und Heydrich erwähnt worden ist.

Müller war Bayer, aus der Polizeikarriere hervorgegangen. Er konnte den Berufskriminalisten trotz seiner gewöhnlich konzilianten Formen nicht verleugnen. Der mittelgroße, dunkelhaarige Mann konnte recht liebenswürdig sein, aber der durchdringende Blick seiner stechenden Augen und der schmallippige Mund hätten auch dann kein Vertrauen aufkommen lassen, wenn er nicht die verhaßte SS-Uniform ge-
304

tragen hätte. Wer ihn näher kennenlernte, konnte auch beobachten, wie die freundliche Maske plötzlich fiel und die sonst ruhige und durch einen leicht bayerischen Tonfall gemütlich wirkende Stimme schneidende Schärfe annahm. In solchen Momenten traten die ganze Härte und Rücksichtslosigkeit Müllers und sein kalter Zynismus unverhüllt zutage. Canaris sah wohl mit Recht in Müller nach Heydrich seinen gefährlichsten Feind im Lager der SS. Er fühlte instinktiv, daß Müller ihm nicht traute und bestrebt war, Material gegen ihn zu sammeln. Canaris fühlte sich in der Gegenwart des schmallippigen Kriminalisten ausgesprochen unbehaglich. Vielleicht spielte dieser Umstand neben der Abneigung, die er gegen Reinecke empfand, mit, wenn er sich in der erwähnten Sitzung vertreten ließ.

In dieser war aus den angeführten Gründen der Protest des Abwehrvertreters auf rein praktische Argumente gestützt. Er führte beispielsweise die ungünstige Auswirkung auf die Stimmung in der eigenen Truppe an, in deren Anwesenheit die Erschießungen durchgeführt würden. Das gesunde Empfinden der großen Mehrheit der deutschen Wehrmachtsange-

hörigen bäumte sich auf gegen die Ermordung von Kriegsgefangenen, ganz abgesehen davon, daß die Nachdenklicheren sich jedenfalls auch Gedanken darüber machten, ob nicht der Gegner mit ähnlichen Maßnahmen gegen deutsche Soldaten, die als Gefangene in seine Hand fielen, antworten würde. (Tatsächlich war, mindestens bei den späteren Greuelbefehlen Hitlers ein mitbestimmendes Motiv die Absicht, durch eine immer grausamere Gestaltung des Krieges die eigenen Soldaten von der Kapitulation selbst unter hoffnungslosen Verhältnissen und erst recht vom Überlaufen abzuhalten.) Daneben wurde auf die spezifischen Nachteile, die dem Amt Ausland/Abwehr aus der Anwendung des Kommissarererlasses 20 Abshagen, Canaris

305

auf Angehörige der nationalen Minderheiten in der Sowjetunion erwachsen mußten, hingewiesen, denn in diesen Volksgruppen sollten ja die Selbstständigkeitsbestrebungen gegenüber der Sowjetregierung gefördert werden, eine Aufgabe, die ganz unmöglich wurde, wenn man alle Kriegsgefangenen den gleichen Grausamkeiten unterwarf. Im Zusammenhang damit mußte auch die Frage aufgeworfen werden, nach welchen Gesichtspunkten denn eigentlich die „bolschewistisch Verseuchten“ unter den Kriegsgefangenen ermittelt wurden. Tatsächlich herrschte bei den beteiligten SD-Sonderkommandos tollste Willkür, verbunden mit einer grotesken Unkenntnis der Verhältnisse, so wenn beispielsweise Angehörige gewisser kaukasischer mohammedanischer Bergvölker, bei denen die Beschneidung üblich ist, einfach auf Grund der sich hieraus ergebenden körperlichen Merkmale als Juden betrachtet und daraufhin als „Antideutsche“ umgebracht wurden. Schließlich konnte der Vertreter der Abwehr darauf hinweisen, daß ganz allgemein das unvermeidliche Bekanntwerden der Praxis, große Zahlen von Kriegsgefangenen hinzurichten, auf sowjetischer Seite die Soldaten zu verzweifelterm Widerstand anspornen und abhalten mußte, zu den Deutschen überzulaufen. Die Zeche würde also die deutsche Truppe zu bezahlen haben.

Die vorgebrachten Gründe der Abwehr stießen bei Müller und Reinecke auf geringes Verständnis. Besonders Reinecke wandte sich energisch gegen eine Aufhebung des Mordbefehls und erklärte rundheraus, daß sowjetische Soldaten nicht als Soldaten, sondern als weltanschauliche Todfeinde anzusehen und zu behandeln seien. Müller erklärte sich mit zynischem Lächeln bereit, den Bedenken der Abwehr hinsichtlich der schlechten Wirkung auf die eigene Truppe dadurch Rechnung zu tragen, daß die Hinrichtungen künftig

306

außerhalb der Lager vollstreckt werden sollten, so daß die Truppe sie nicht anzusehen brauche. Im übrigen sagte er eine gewisse Begrenzung des Begriffes „bolschewistisch verseucht“ zu. Im wesentlichen war der von Canaris angeordnete Protest also ergebnislos geblieben.

Canaris ließ deshalb nicht nach. Immer erneut gingen von ihm und seinem Amte an die zuständigen Instanzen, vor allen Dingen an Keitel, Warnungen und Proteste gegen die rechtswidrige und unmenschliche Behandlung von Kriegsgefangenen.

Als Anfang September Reinecke, in dessen Zuständigkeitsbereich alle Kriegsgefangenenfragen fielen, Anweisungen für die Behandlung von Sowjetkriegsgefangenen gab, die in Wi-

derspruch zu allen Gepflogenheiten zivilisierter Kriegführung standen, hielt Canaris es doch für richtig, mit dem schweren Geschütz völkerrechtlicher Argumente dagegen zu Felde zu ziehen. Sei es auch nur, um seinen Widerspruch in aller Form zur Akte zu geben. Er nahm als Grundlage eine auf Veranlassung des Chefs der Amtsgruppe Ausland, Admiral Bürkner, von dem dort tätigen Grafen Moltke (es handelt sich um den später als Haupt des „Kreisauer Kreises“ Hingerichteten) ausgearbeitete Denkschrift, die ihm von dem Amtsgruppenchef unterbreitet worden war und die er noch in einigen Punkten nach eigenen Ideen ergänzen ließ.

Die Denkschrift trat der Auffassung entgegen, daß die sowjetischen Gefangenen keinen völkerrechtlichen Schutz beanspruchen könnten, weil die Bestimmungen des Genfer Kriegsgefangenenabkommens, dem die Sowjetunion nicht beigetreten war, auf sie nicht anwendbar seien. Demgegenüber wurde in der Denkschrift auf die Grundsätze des allgemeinen Völkerrechtes hingewiesen, die seit dem 18. Jahrhundert in der Kriegsgefangenschaft weder Rache noch Strafe, sondern

307
eine Sicherheitshaft sehen, welche ausschließlich bezweckt, die Kriegsgefangenen an weiterer Teilnahme am Kampfe zu verhindern. „Dieser Grundsatz“, so heißt es wörtlich, „hat sich im Zusammenhang mit der bei allen Heeren geltenden Anschauung entwickelt, daß es der militärischen Auffassung widerspreche, Wehrlose zu töten oder zu verletzen. . . Die als Anlage beigefügten Anordnungen für die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener (Anmerkung des Verfassers: damit sind Reineckes Anweisungen vom 8. September 1941 gemeint) gehen von einer grundsätzlich anderen Auffassung aus.“

Aus dem Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher ist bekannt, daß auch diese Protestaktion Canaris', so gut sie moralisch und juristisch fundiert war, ohne Ergebnis blieb. Keitel tat sie mit einer Randnotiz ab, in der er die Bedenken des Abwehrchefs zwar als im Einklang mit den soldatischen Auffassungen vom ritterlichen Kriege bezeichnete, aber hinzufügte: „Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung. Deshalb billige ich diese Maßnahmen und decke sie.“

Diese Beispiele mögen genügen, um Canaris' unablässige Bemühungen, die Kriegführung menschlich zu gestalten und die deutsche Wehrmacht und ihren Ruf vor Beschmutzung zu bewahren, deutlich zu machen.

Die Verlegung des Führerhauptquartiers nach Ostpreußen und die Tatsache, daß Keitel sich jetzt den größten Teil der Zeit dort aufhielt, machten für Canaris häufigere Besuche im FHQ notwendig. In der Nähe der bei Rastenburg gelegenen „Wolfschanze“ - so wurde das FHQ bezeichnet und des nicht weit davon entfernten Hauptquartiers des Oberkommandos des Heeres hatte die Abwehr bei Nikolaiken einen

308
Meldekopf errichtet. Die Schaffung dieser Dienststelle war auf Wunsch des Oberkommandos des Heeres erfolgt, das einen möglichst engen Kontakt zwischen der die Nachrichten über den Ostschauplatz beschaffenden Stelle der Abwehr und der dem Oberquartiermeister 4 unterstehenden Abteilung Fremde Heere Ost, der die Auswertung dieses Nachrichtermaterials oblag, wünschte. Der Abwehrmeldekopf stand unter der Leitung eines besonders erfahrenen und mit den Ver-

hältnissen im Osten vertrauten Abwehroffiziers. Bei dessen Dienststelle hatte Canaris ein ständig für ihn bereitstehendes Quartier. Als während des Feldzuges des Jahres 1942 das FHQ nach Winniza verlegt wurde, wurde auch die genannte Abwehrdienststelle in die gleiche Gegend vorgeschoben und nahm im Schlosse Woronino unweit von Winniza Quartier, wo auch für Canaris eine Unterkunft vorgesehen war. Außer dem erwähnten Meldekopf, der von der Abwehrabteilung I ressortierte, hatte auch die Amtsgruppe Ausland im FHQ einen Offizier, welcher dem Wehrmachtsführungsstabe zugeteilt war.

Bei seinen Besuchen in Nikolaiken bzw. Winniza war Canaris gewöhnlich von dem einen oder anderen seiner Abteilungsleiter begleitet, je nachdem, welche konkreten Fragen mit Keitel, dem Wehrmachtsführungsstabe oder dem Generalstab des Heeres zu besprechen waren. Ehe Canaris zu diesen Besprechungen mit den genannten hohen Dienststellen ging, pflegte er sich vorher durch die mit den Verhältnissen an Ort und Stelle vertrauten Offiziere des Amtes Ausland/Abwehr über alles unterrichten zu lassen, was im Hauptquartier „los war“. Es entsprach der ganzen Art von Canaris, sich auf diesem indirekten Wege über das, was in Hitlers Umgebung geschah, zu informieren, aber hinzu kam, daß er sich menschlich in der Atmosphäre des FHQ zu unwohl fühlte, als

309

-

daß er seinen Aufenthalt dort länger, als dienstlich unbedingt erforderlich war, ausgedehnt hätte. Nach Erledigung seines Vortrages oder seiner Besprechung bei Keitel - im Gegenteil zu Jodls Aussage in Nürnberg war er nur sehr selten bei Hitler, höchstens vier- oder fünfmal im Jahre und allenfalls einer Rücksprache mit Warlimont oder Jodl pflegte er unverzüglich nach Nikolaiken zurückzukehren. Er verzichtete insbesondere auf die von den meisten Besuchern des FHQ gern wahrgenommene Gelegenheit, an dem Mittag- oder Abendessen im Kasino des Hauptquartiers teilzunehmen und dabei von den Adjutanten und sonstigen Offizieren aus der Umgebung Hitlers das Neueste über dessen Ansichten und Absichten zu hören. Die meisten der Menschen um Hitler waren ihm nicht sympathisch, die ganze Atmosphäre des FHQ bedrückte ihn. Außerdem sprach auch wohl mit, daß Canaris dem Pokulieren bis spät in die Nacht hinein- und das wäre bei solchen Gelegenheiten, wenn man wirklich etwas hören wollte, unvermeidlich gewesen abhold war.

Er pflegte meist bereits um 9.30 Uhr abends ins Bett zu gehen. Seiner Begleitung gegenüber pflegte er, halb im Ernst, halb im Scherz, den Standpunkt zu vertreten, daß nur böse Menschen freiwillig länger als bis 10 Uhr abends aufblieben.

Nach dem Scheitern des Angriffes auf Moskau herrschte im Führerhauptquartier eine gedrückte Stimmung. Die Tatsache, daß Brauchitsch als Sündenbock verabschiedet wurde, mußte auch diejenigen, die bisher an eine ununterbrochene Fortsetzung der hitlerschen Erfolgsserie geglaubt hatten, klarmachen, daß ein ernster Rückschlag zu verzeichnen war. Brauchitschs Rücktrittsgesuch wurde nur im engsten Kreise um Hitler bekannt. Der mit einem Tag Abstand darauf folgende Kriegseintritt Japans wurde daher mit Erleichterung

310

begrüßt, wobei sich die meisten Offiziere auch in den obersten Stäben nicht allzu viel Gedanken darüber machten, daß dafür die ungeheure Macht der Vereinigten Staaten offen in das Lager der gegnerischen Alliierten eintrat. Canaris aber war sich über die voraussichtlichen Konsequenzen dieses Ereignisses keinen Augenblick im Unklaren. Er warnte vor einer Überschätzung des japanischen Sieges in Pearl Harbour. Natürlich war er sich als Seeoffizier durchaus bewußt, daß die Vernichtung eines so erheblichen Teiles der amerikanischen Schlachtflotte den Japanern für die ersten Phasen ihrer Expansion nach den erstrebten Südgebieten freie Hand geben würde. Aber er vergaß deshalb keinen Augenblick die unerhörte Überlegenheit des amerikanischen Rüstungspotentials. „Lassen Sie sich nicht täuschen, meine Herren“, sagte er zu seinen Abteilungschefs bei einer Besprechung über das Ergebnis von Pearl Harbour. „Sie kennen nicht die Kapazität der amerikanischen Werftindustrie. Die haben das in anderthalb Jahren wieder ausgebügelt.“ Aus der Zeit der Besuche in Nikolaiken sind einige Episoden den Beteiligten in der Erinnerung haften geblieben. Eines Tages hielt der Leiter des Abwehrmeldekopfes dem Amtschef Vortrag vor der Lagekarte. „Wir haben gegenüber unseren 180 Divisionen rund 500 russische Divisionen festgestellt. Davon sind gut die Hälfte mit absoluter Sicherheit belegt, ein weiteres Viertel zu 75 Prozent Wahrscheinlichkeit und das restliche Viertel mit 50 Prozent Wahrscheinlichkeit bestätigt. Aber, Herr Admiral, die drüben (beim Oberkommando des Heeres) wollen mir es nicht glauben. Das ist mein Los.“ Worauf Canaris trocken bemerkte: „Der Wehrmachtführungsstab glaubt mir auch nicht.“

Es war schon spät im Jahre 1942 oder in den ersten Monaten 1943, als Canaris eines Tages mit einem seiner Abtei-

311
lungsleiter im FHQ war und sich nach einer Besprechung bei Keitel noch einen Augenblick innerhalb der „Wolfschanze“ die Füße vertrat, ehe er nach Nikolaiken zurückkehrte. Sein Begleiter lenkte seine Aufmerksamkeit darauf, daß Hitler gerade aus einer der Baracken herausgetreten war und im Gespräch mit einem Adjutanten in geringer Entfernung auf- und abging. Versonnen fügte Canaris' Begleiter hinzu: „Auf die Entfernung, das gäbe 'nen Blattschuß.“ Canaris antwortete, ohne lange zu überlegen: „Tun Sie's doch!“ Beide Äußerungen waren rein instinktiv gefallen. Sie hatten keine praktische Bedeutung, schon weil, ganz abgesehen von allem anderen, sowohl Canaris wie sein Begleiter ohne Schußwaffe waren. Sie waren aber bezeichnend dafür, daß der Gedanke, eine Wendung in der sich immer verzweifelnder gestaltenden Lage sei ohne die Beseitigung Hitlers nicht mehr zu erhoffen, sich in immer weiteren Kreisen der deutschen Widerstandsbewegung durchgesetzt hatte. Zu dieser Überzeugung hatte sich um die Zeit der Stalingradkatastrophe auch Generaloberst Beck durchgerungen, der der unbestrittene Führer der Verschworenen war. Die in dieser Periode gesponnenen Pläne, in denen General Olbricht, der Chef des Allgemeinen Heeresamtes, wegen seiner Entschlossenheit und der von ihm bekleideten Schlüsselstellung eine wichtige Rolle spielte, hatten alle ein erfolgreiches Attentat gegen Hitler zur Voraussetzung. Canaris hatte sich innerlich noch immer nicht ganz mit dem Attentatsgedanken abgefunden, wenngleich auch er sich verstandesmäßig den dafür sprechenden Argu-

menten nicht entziehen konnte. Er widersetzte sich aber auch nicht, als innerhalb der Abwehr Vorkehrungen getroffen wurden, die mit dem geplanten Anschlag auf Hitler zusammenhingen. Er war mehr als halb darüber unterrichtet, aber er wollte nicht zu genau im Bilde sein.

312

Bei allen derartigen Projekten hatte seit jeher die Frage eines zuverlässigen Zeitzünders, der sich nicht durch ein tickendes Uhrwerk bemerkbar machen durfte, eine entscheidende Rolle gespielt. Die Abwehrabteilung II, bzw. die ihr unterstellte Formation „Brandenburg“, war im Bereiche der Verschworenen die einzige Stelle, welche legal mit derartigen Apparaten zu tun hatte. Canaris wußte darum, daß sie für die Bereitstellung der benötigten Zünder in Anspruch genommen wurde. Tatsächlich nahm er selber kurz vor dem mißglückten Flugzeuganschlag auf Hitler, der von dem Generalstabschef der Heeresgruppe Mitte, Generalmajor Henning von Tresckow, und dem Oberleutnant d. R. von Schlabrendorff im März 1943 unternommen wurde, in seinem Flugzeug solche Zündvorrichtungen mit nach Smolensk, wo sich das Hauptquartier der Heeresgruppe befand. Mit dem Generalstabsoffizier Ic der Heeresgruppe, Oberst von Gersdorff, der bei der Durchführung des Anschlages mitwirkte, stand Canaris in guten persönlichen Beziehungen, ohne daß er jedoch mit ihm über das geplante Attentat gesprochen hätte. Die Generalstabsoffiziere Ic standen als auswertende Instanz mit den ihren Kommandostellen zugeteilten Abwehr-offizieren, von denen sie bei der Abwehrabteilung I anfallende Nachrichten erhielten, dienstlich und häufig auch persönlich in engem Kontakt. Für Canaris wurden diese guten Beziehungen um so wichtiger, je mehr er das Gefühl gewinnen mußte, daß man ihm beim Wehrmachtsführungsstab nicht mehr ein ungeschminktes Bild der Lage an den Fronten gab. Er holte sich daher seine Informationen über die Zustände auf den Kriegsschauplätzen inoffiziell von den Ic's. Außerdem erfuhr er von ihnen, die in der Lage waren, dem SD ziemlich tief in die Karten zu sehen, in Besprechungen in kleinem Kreise, häufig unter vier Augen, auch

313

manches über die Untaten, die sich in immer größerem Umfange im Hintergelände der Front im Osten abspielten. Daß diese Offiziere, die Canaris dienstlich nicht unterstellt waren, ihm im Widerspruch zu dem berüchtigten „Befehl Nr. 1“, wonach alle dienstlichen Angelegenheiten nur mit unmittelbar beteiligten Personen besprochen werden durften, so tiefe Einblicke in die ihnen zugänglichen dienstlichen Vorgänge gaben, war der Fähigkeit Canaris' zuzuschreiben, Menschen verschiedenster Art unbedingtes Vertrauen einzuflößen. Er verstand es, jeden individuell zu behandeln, bei jedem auf seine charakterliche Eigenart einzugehen. Aus dem Kreise der Ic's stammte denn auch zum guten Teil die neue Garnitur von Canaris' nächsten Mitarbeitern, die im Laufe des Jahres 1943 an die Stelle der wegen Frontkommandos aus der Abwehr ausscheidenden Abteilungschefs trat, beispielsweise die Obersten von Freytag-Loringhoven und Hansen.

Der erwähnte Besuch in Smolensk hatte übrigens neben anderem den Zweck gehabt, noch einmal die Haltung des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Mitte, des Generalfeldmarschalls von Kluge, zu den schwebenden Attentats- und Umsturzplänen zu sondieren. Seit sehr langer Zeit hatten von

seiten Osters Beziehungen zu Kluge bestanden. Dieser hatte auch immer mit dem Gedanken eines Umsturzes geliebäugelt; aber der „kluge Hans“ - das war sein Spitzname - hatte sich, wenn es ernst wurde, noch immer als Cunctator erwiesen. Auch Canaris' Besprechung mit ihm in Smolensk verlief unbefriedigend, und der Abwehrchef ließ auf dem Rückfluge gegenüber Lahousen und Dohnanyi, die ihn auf diesem Fluge begleitet hatten, seinem Unmut und seiner Enttäuschung hierüber freien Lauf. „Unsere Generale kriegen kalte Füße“, war der Grundtenor seiner Äußerungen.

Canaris' Einstellung zu den Generalen, die nie sehr enthu-

314
siastisch gewesen war, wurde mit zunehmender Kriegsdauer immer skeptischer. Eine Ausnahme machte sein Verhältnis zu Feldmarschall von Leeb. Dieser wurde von der Gestapo wegen „konfessioneller Bindungen“ er war als gläubiger Katholik bekannt beargwöhnt; Canaris brachte ihm aber vielleicht gerade deswegen volles Vertrauen entgegen und sprach mit ihm sehr offen über seine Sorgen und Befürchtungen.

Hatte Canaris zum Generalstabschef Halder, auch wenn er an ihm Mangel an Entschlossenheit auszusetzen hatte, ein menschlich gutes Verhältnis gehabt, so konnte er mit dessen Nachfolger Zeitzler gar nichts anfangen. Vielleicht wurde er dem neuen Generalstabschef, der sich unter dem Amateurstrategen Hitler in einer keineswegs beneidenswerten Lage befand, überdies unter der Generalität keine der Halders vergleichbare Autorität besaß, nicht ganz gerecht. Aber wir stehen hier vor einem der Fälle, in denen der rein äußere Eindruck eines Menschen für Canaris von vornherein keinen rechten Kontakt aufkommen ließ. Der mittelgroße, robuste Zeitzler mit seinem geröteten runden Gesicht war ein zu scharfer Kontrast zu dem durchgeistigten Canaris, der zu dieser Zeit nur noch ein Nervenbündel war. Zeitzler war ihm schon der äußeren Erscheinung nach ein bloßer Troupier, dem er nicht die geistigen Qualitäten und die Weite des Horizontes zutrauen konnte, die nach seinem Empfinden derjenige besitzen mußte, der die Nachfolge des alten Moltke antreten wollte. „Ein Genie als Generalstabschef brauchen wir nicht, wir haben ja den Führer“, war sein Kommentar zur Ernennung Zeitzlers, wobei er offen ließ, ob er nur den Ausspruch eines Hundertfünfzigprozentigen aus der Umgebung Hitlers zitierte, oder ob es ein in seinem eigenen Garten gewachsener Sarkasmus war.

315

Den Unternehmungen, die auf Veranlassung Hitlers neben dem Kampf in der Sowjetunion im Nahen und Mittleren Osten durchgeführt oder geplant wurden, stand Canaris von Anbeginn skeptisch gegenüber, weil er überzeugt war, daß sie ohne die Erringung der Seeherrschaft mindestens im östlichen Mittelmeer auf die Dauer keinen Erfolg haben könnten. Und daran, daß in diesen Gewässern die deutschen Streitkräfte die britische Mittelmeerflotte niederzuringen vermöchten, war, wie schon erwähnt worden ist, nach seiner Meinung nicht zu denken. Es lag aber in Canaris' Natur beschlossen, daß er an den malerischen und abenteuerlichen Erscheinungen der orientalischen Politiker, die bei diesen Plänen und Unternehmungen in Aktion traten, ein lebhaftes, zum guten Teil rein spielerisches Interesse nahm. Der Gesandte Otto Kiep, der in der Amtsgruppe Ausland als Reserve-

offizier Dienst tat, hatte schon nicht ganz unrecht, wenn er gelegentlich über Canaris sagte: „Der Alte kann das Indianerspielen nicht lassen.“

Unter den Arabern, die sich nach der gescheiterten Erhebung des irakischen Ministerpräsidenten El Gailani in Berlin versammelten, war für Canaris der Mufti von Jerusalem der Interessanteste. Canaris kannte die Verhältnisse in Vorderasien aus eigener Anschauung. Im Jahre 1938 hatte er zusammen mit dem damaligen Major Groscurth eine Reise dorthin gemacht, welche ihn bis nach Bagdad geführt hatte. Während dieser Reise hatte er auch erstmalig die Bekanntschaft des Mufti gemacht. Die Reise wurde natürlich inkognito unternommen. Doch stellte sich heraus, daß die beiden Orientfahrer wohl am grünen Tisch große Spionagesachverständige, nicht aber Meisterspione der Praxis waren. Beim Eintreffen im Hotel in Bagdad trug sich Groscurth aus Gedankenlosigkeit nicht mit dem in seinem Reisepaß verzeichneten, sondern

316

mit seinem wirklichen Namen ein und mußte sich natürlich erhebliche Vorhaltungen seines Chefs darüber anhören. Einige Tage später hatte er seine Revanche, als er seinen Chef ironisch auf die aus der Hotelwäscherei zurückkommenden Hemden hinwies, die mit Canaris' wahren Namen gezeichnet waren. Die Erfahrungen im praktischen Geheimdienst lagen eben auch bei Canaris zu weit zurück, denn seit seiner Tätigkeit in der „Etappe Madrid“ waren immerhin zwanzig Jahre vergangen. Die kleinen faux pas schaden übrigens nichts, denn der britische Secret Service wußte natürlich ohnehin genau, wer die beiden Reisenden waren.

Als im April 1941 El Gailani zum Kampf gegen die Engländer aufrief, flog außer dem Gesandten Grobba auch ein Major der Abwehr von Deutschland nach Bagdad. Als die Erhebung scheiterte, gab es zwischen diesem und Grobba erhebliche Meinungsverschiedenheiten, die auch im Verhältnis zwischen dem Auswärtigen Amt und der Abwehr Wellen schlugen. Canaris stellte sich vor seinen Major, da er in den Angriffen Grobbas einen Versuch sah, die Abwehr für den Mißerfolg im Irak verantwortlich zu machen.

Der Mufti, der nach dem Zusammenbruch der Erhebung im Irak sich von Bagdad zunächst nach Teheran begeben hatte, tauchte gegen Ende 1941 in Berlin auf. In der Folgezeit kam er im Zusammenhang mit den Plänen, eine arabische Legion aufzustellen, häufiger mit Canaris zusammen. Dieser konnte den von Legenden und Intrigen umwobenen Mann gut leiden, obgleich er seine Politik nicht schätzte, überdies für aussichtslos hielt und auch durchschaute, daß der Mufti aus den Meinungsverschiedenheiten zwischen A. A. und Abwehr Kapital für sich zu schlagen suchte. Canaris liebte es, sich mit intelligenten Leuten zu unterhalten, und an Intelligenz fehlte es dem Mufti wahrhaftig nicht. Außerdem konnte

317

Goo

man aus Unterhaltungen mit ihm so manches über die gewundenen Wege orientalischer Politik lernen, und eine solche Gelegenheit ließ sich Canaris nicht gern entgehen. Die Unterhaltungen wurden meist auf Französisch geführt, welches der Mufti, ebenso wie übrigens Englisch, gut beherrschte. Von der Arabischen Legion, die zu jener Zeit - meist aus Freiwilligen, die sich unter den aus Französisch-Nordafrika stammenden Kriegsgefangenen gemeldet hatten aufgestellt

wurde, hatte die Abwehr insofern Nutzen, als sie darunter V.-Leute arabischer Nationalität anwarb. Canaris selber hatte bereits im Herbst 1940 bei einem Besuche in Bordeaux sich einen algerischen Diener namens Mohammed engagiert, der bis zum Kriegsende in seinen Diensten blieb und zusammen mit der polnischen Köchin dem Hause Canaris auch in dem, was man in England als die „unteren Regionen“ zu bezeichnen pflegt, einen kosmopolitischen Anstrich gab.

Seriöser als der Mufti erschien Canaris der indische Politiker Subhas Chandra Bose, ein führendes Mitglied des Indischen Nationalkongresses. Bose, der von den Engländern längere Zeit inhaftiert worden war, kam als politischer Flüchtling nach Berlin. Er erhoffte zunächst von einem deutschen Siege über Großbritannien eine günstige Auswirkung auf den Freiheitskampf seines eigenen Volkes. Canaris war auch in diesem Falle hinsichtlich der Aussichten einer von Berlin aus geführten Erhebungsbewegung sehr skeptisch, im Gegenteil zum A. A., bzw. dem Reichsaußenminister, der an Bose eine Zeitlang ein lebhaftes Interesse nahm, weil er von einem großen indischen Aufstand eine Schwächung Großbritanniens erhoffte. Auch das Oberkommando des Heeres interessierte sich für Bose und plante die Aufstellung einer Indischen Legion aus in Nordafrika eingebrachten indischen Kriegsgefangenen. Die Abwehr wurde beauftragt, eine An-

318

zahl etwa hundert Inder, welche den Boden für eine Revolution gegen die Engländer vorbereiten sollten, mit Fallschirmen im östlichen Persien abzusetzen. Von dort sollten die besonders für ihre Aufgabe geschulten Inder sich einzeln oder in kleinen Gruppen über Beludschistan nach dem eigentlichen Indien durchschlagen. Die für dieses mit dem Deckwort „Bajadere“ bezeichnete Unternehmen ausgesuchten Inder wurden in einem Lager östlich von Berlin versammelt und erhielten zunächst, in deutsche Uniformen und preußische Kommissstiefel gekleidet, aber mit Turbanen ausgerüstet, eine Ausbildung für ihre Aufgabe.

Das Unternehmen führte zu nichts. Nachdem die deutsche Offensive im Kaukasus im Winter 1942/43 zum Erliegen gekommen war und die Niederlage von Stalingrad endgültig die Initiative in die Hand des Gegners gelegt hatte, ließ das Interesse an Abenteuern im Mittleren Osten nach. Bose wurde im Unterseeboot nach Japan abgeschoben. Und damit kamen die Unterhaltungen zwischen Canaris und dem indischen Politiker, bei denen dieser sich sehr vernünftig und offen auszusprechen pflegte, zu einem Ende.

319

SECHZEHNTES KAPITEL

GEGEN DIE AUSWEITUNG DES KRIEGES

-

Die Suche nach Mitteln und Wegen, den Krieg – nachdem sein Ausbruch nicht hatte verhindert werden können – wenigstens möglichst bald und einigermaßen glimpflich zu beenden, hat von Canaris' Seite niemals aufgehört. Die bereits im Winter 1939/40 unternommenen Versuche, über den Vatikan und auf anderen Wegen mit den Kriegsgegnern hierüber ins Gespräch zu kommen, sind schon erwähnt worden. Ähnliche Versuche wurden noch jahrelang, besonders in der Schweiz, fortgesetzt, ohne zu greifbaren Ergebnissen zu führen.

Canaris war in all seinen Bemühungen nach dieser Rich-

tung hin geleitet von dem Bestreben, unnötiges Blutvergießen und die Vernichtung kultureller Werte zu vermeiden. Unnötig schien ihm jedes Blutvergießen in einem Kriege, von dessen Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit er von Anfang an überzeugt war, und den Deutschland nach seinem Urteil niemals gewinnen konnte. Deswegen stand er den Siegen Hitlers in Polen und Frankreich nicht anders gegenüber als den unblutigen Eroberungszügen in Österreich und der Tschechoslowakei: Er wußte von vornherein, daß diese anfangs noch mit verhältnismäßig geringen Opfern errungenen Waffenerfolge Hitlers Größenwahn nähren und ihn zu immer gewagteren und blutigeren Abenteuern anstacheln würden, so daß das unvermeidliche Unglück Deutschlands im Endeffekt sich umso schlimmer gestalten müßte. Aus dem gleichen

320

Frühjahr 1944

Grunde empfand er auch die ständige Ausdehnung des Krieges, die Einbeziehung immer neuer Staaten und Völker als ein Unheil für die Betroffenen, für die ganze Welt und ganz besonders für Deutschland. Gewiß für einen hohen Offizier, für den Chef des Geheimdienstes einer der größten Kriegsmaschinen, die die Weltgeschichte erlebt hat, eine paradoxe Situation. Aber Canaris war nicht der kalte, grausame Militarist und Meisterspion, als den man ihn so gern darstellt, sondern ein warmherziger, humaner, äußerst sensibler Mensch mit einem scharf ausgeprägten Gefühl persönlicher Verantwortung vor Gott und den Menschen. Ihm bedeutete jeder neue, an Hitlers Kriegswagen gefesselte Verbündete eine Verlängerung des unsinnigen Konfliktes, zusätzliche Zerstörung von Kulturgütern, Vernichtung von Menschenleben und letzten Endes eine Erhöhung des Schuldkontos, das eines Tages nicht die unmittelbar Schuldigen, sondern das ganze deutsche Volk würde einzulösen haben. Umgekehrt mußte er jedes Abbröckeln vom Gefüge der „Achse“ begrüßen, weil es für die ganze Welt eine frühere Rückkehr zum Frieden, für Deutschland den beschleunigten Sturz des verbrecherischen Systems und geringere Verluste an Menschen wie an moralischen und materiellen Werten verhieß. Je länger der Krieg dauerte, um so deutlicher empfand Canaris außerdem, daß seine Verlängerung die große Gefahr für die ganze westliche Welt in sich barg, daß an die Stelle der Hitlerschen Bedrohung die nicht weniger gefährliche durch einen übermächtig gewordenen Bolschewismus treten würde.

In seinem Memoirenwerk über den zweiten Weltkrieg hat Winston Churchill auch Betrachtungen über das Verhältnis zwischen General Franco und den Achsenmächten angestellt. Es ist überraschend, feststellen zu müssen, daß der britische Staatsmann noch nachträglich eine gewisse Mißbilligung dar-

21 Abshagen, Canaris

321

über zu empfinden scheint, daß Franco, den er als einen „engstirnigen Tyrannen“ betrachtet, kein anderes Ziel gehabt habe, als, „sein ausgeblutetes Volk einem neuen Kriege fernzuhalten“. Francos Ziel hat Churchill offenbar richtig erkannt. Dagegen irrt er sich hinsichtlich der Rolle, welche Canaris in der Frage, ob Spanien in den Krieg eintreten solle oder nicht, gespielt hat. Nach Churchills Darstellung (The Second World War, II. Band, Their Finest Hour, Seite 468) wäre Canaris drei Wochen nach einem im November 1940

stattgehabten Besuche des spanischen Außenministers Serano Suñer bei Hitler in Berchtesgaden nach Madrid entsandt worden, um die Einzelheiten des Eintritts Spaniens in den Krieg festzulegen. Er habe, so meint Churchill, Franco den Vorschlag gemacht, daß deutsche Truppen am 10. Januar 1941 die spanische Grenze überschreiten sollten als Auftakt zu dem für den 30. Januar geplanten Angriff auf Gibraltar. Und Churchill fährt fort, daß der Admiral überrascht gewesen sei, als Franco ihm auseinandergesetzt habe, daß es für Spanien unmöglich sei, an dem erwähnten Zeitpunkt in den Krieg einzutreten.

Diese Darstellung Churchills, die sich möglicherweise auf Berichte seines Botschafters in Madrid aus der in Frage stehenden Zeit stützt, gibt ein stark verzerrtes Bild von dem tatsächlichen Ablauf der Dinge. Zunächst einmal ist der Vorschlag, daß Spanien am 10. Januar 1941 in den Krieg eintreten sollte, bereits viel früher an Franco gerichtet worden, und zwar von keinem Geringeren als Hitler persönlich anlässlich der Zusammenkunft der beiden Staatsoberhäupter in Hendaye am 23. Oktober 1940. Aber bereits bei dieser Gelegenheit war der Vorschlag vom Caudillo hinhaltend behandelt worden, und dieser hatte sich, sehr zum Ärger Hitlers und Ribbentrops, nicht auf einen Termin festlegen lassen.

322

Hitler hatte dann Anfang Dezember durch den Botschafter von Stohrer in Madrid anfragen lassen, wie es mit den spanischen Plänen bezüglich Gibaltars stehe, und Stohrer hatte von Franco die Antwort erhalten, daß es Spanien angesichts seiner mangelhaften Rüstung und unzureichenden Versorgungslage unmöglich sei, zu dem von Hitler gewünschten Zeitpunkte in den Krieg einzutreten.

Wenn nun Canaris beauftragt wurde, parallel zu Stohrer beim Caudillo Sondierungen in dieser Frage anzustellen, so ist das nur ein weiteres Beispiel für Hitlers Neigung, in der Außen- wie in der Innenpolitik zweispännig zu fahren. Hitler hatte von Stohrer, wie allgemein von den Beamten des Auswärtigen Dienstes, keine hohe Meinung. Er erhoffte sich von den ihm bekannten guten persönlichen Beziehungen Canaris' zu Franco vielleicht ein besseres Ergebnis. Daß Canaris in der Frage der Zweckmäßigkeit des spanischen Kriegseintrittes eine andere Meinung haben könne als er selbst, kam ihm zu diesem Zeitpunkte wahrscheinlich nicht in den Sinn.

Auf jeden Fall aber war Canaris wohl der letzte, der von Francos ablehnender Haltung überrascht werden konnte. Das war schon angesichts der engen und freundschaftlichen Beziehungen, welche den Chef des deutschen Nachrichtendienstes mit führenden Personen der spanischen Generalität mindestens seit dem spanischen Bürgerkriege verbanden, unmöglich. Mitglieder der Madrider Zweigstelle der Abwehr erinnern sich sehr genau, daß Canaris, ehe er sich zu seiner Besprechung mit dem spanischen Staatschef begab, sich an Hand des in dieser Dienststelle vorliegenden umfangreichen und erschöpfenden Materials einen genauen Überblick über den Stand der spanischen Land-, See- und Luftstreitkräfte verschaffte. Auf Grund dieser Informationen wollte er, wie er einem ihm nahestehenden Offizier der K. O. Spanien andeutete, dem Cau-

323

dillo gleich mit der offenen Feststellung entgegentreten, er sei zwar von Berlin mit dem Auftrage entsandt worden, eine Äußerung über den Termin des spanischen Kriegsein-

trittes zu erbitten, habe sich aber inzwischen bereits überzeugt, daß der Stand der spanischen Rüstungen einen solchen Entschluß derzeit nicht zulasse

Nicht nur hätte Canaris einen Kriegseintritt Spaniens zu diesem Zeitpunkt als ein Unglück für alle Beteiligten angesehen, er hätte es auch angesichts seiner eigenen pessimistischen Beurteilung der deutschen Gesamtlage für unverantwortlich gehalten, dem Caudillo wider besseres Wissen zur Teilnahme an einem Kriege zuzureden, den er bereits als unwiderruflich verloren betrachtete. Nach der Haltung des Caudillo bei dem Zusammentreffen in Hendaye, wie auch bei der ganzen vorsichtig abwägenden Natur Francos ist anzunehmen, daß er, zumal mittlerweile die deutsche Niederlage in der Luftschlacht über Großbritannien offenbar geworden war, auch dann abgelehnt hätte, wenn Canaris versucht haben sollte, ihn zur Teilnahme am Kampfe zu bewegen. Daß dieser sich hierzu nicht herbeiließ, dürfte aber sein bereits bestehendes Vertrauen zu dem Admiral weiterhin bekräftigt haben. In der Folge hatte Canaris noch verschiedentlich ähnliche Ersuchen um spanische Intervention in Madrid zu übermitteln. Er rechnete bei späteren Gelegenheiten noch weniger auf ein Eingehen Francos auf Hitlers Wünsche als beim ersten Male, da die sich ständig verschlechternde deutsche Lage den spanischen Staatschef in seiner Vorsicht nur bestärken konnte. Die Zusammenarbeit Canaris' mit den leitenden spanischen Militärs blieb unter diesen Umständen weiterhin vertrauensvoll. Dies gilt besonders für den damaligen spanischen Nachrichtenchef Martinez Campos und für den Generalstabschef General Vigon. Man spielte gegenseitig mit offenen Karten.

324

Nach der alliierten Landung in Nordafrika gewann die Haltung Spaniens natürlich für Hitler wieder gesteigerte Bedeutung. Die Landung in Nordafrika hat übrigens die Veranlassung zu vielfachen Angriffen auf die Abwehr gegeben. Man hat ihr vorgeworfen, daß sie dieses Ergebnis nicht oder doch nicht rechtzeitig gemeldet habe und daher mit die Schuld daran trage, daß die alliierte Landung ohne deutsche Gegenwirkung durchgeführt werden können. Canaris hat sich gegen diese seinem Amt gemachten Vorwürfe dadurch erfolgreich gewehrt, daß er eine Zusammenstellung einer großen Anzahl von Abwehrmeldungen aus den der Landung vorhergehenden Wochen präsentierte, in denen eine bevorstehende Landung großen Stils angekündigt wurde, und unter denen sich auch Berichte befanden, welche Hinweise auf die tatsächlichen Landungsstellen enthielten. Es ist nicht abzustreiten, daß daneben auch zahlreiche bei der Abwehr eingelaufene und von ihr weitergegebene Nachrichten auf Landungen an anderen Stellen schließen ließen. Canaris konnte aber mit Recht darauf hinweisen, daß (wie in diesem Buche verschiedentlich erwähnt) die Abwehr eine Nachrichten beschaffende Organisation sei, daß die richtige Aus- und Bewertung des eingelaufenen Nachrichtenmaterials nicht ihre, sondern die Aufgabe der hierfür zuständigen Generalstabsabteilungen sei. Immerhin tut man wohl weder Canaris noch der Abwehr ein Unrecht an, wenn man feststellt, daß in diesem Falle aus dem durch sie beigebrachten Material allein nicht mit ausreichender Wahrscheinlichkeit der Schluß gezogen werden konnte, daß die alliierte Landung nun gerade an den Stellen, zu dem Zeitpunkt und in dem Umfange zu erwarten war, wie sie tatsächlich erfolgte. Daß auch Canaris

selber trotz des umfangreichen Nachrichtenmaterials, welches die Abwehr über alliierte Landungsabsichten an den General-325

stab und den Wehrmachtführungsstab geleitet hatte, bis zu einem gewissen Grade durch die Landung in Nordafrika überrascht wurde, kann man wohl auch aus dem Umstande schließen, daß an dem Tage, an dem dieses Ereignis eintrat, er sich in Begleitung des Obersten Piekenbrock, also des Chefs der für den Geheimen Meldedienst zuständigen Abwehrabteilung, gerade auf einer Dienstreise in Kopenhagen befand. Die Landung der Alliierten bildete dann den Anlaß, um eine Lücke in der Organisation des Wehrmachtführungsstabes zu schließen, die sicherlich zu der Überraschung der obersten Wehrmachtführung beigetragen hatte. Der Wehrmachtführungsstab, der im Zuge der Entwicklung immer mehr zu der für die großen strategischen Fragen ausschlaggebenden Instanz geworden war, hatte nämlich bislang keine eigene für die Auswertung der Nachrichten über den Gegner zuständige Abteilung besessen. In der Zeit, in der die deutsche Wehrmacht den Gegnern das Gesetz des Handelns diktiert hatte, war diese Lücke nicht empfunden worden. Die alliierte Landung in Nordafrika war das auch für diejenigen, die es bisher noch nicht gemerkt hatten, sichtbare Zeichen dafür, daß die Initiative an die Kriegsgegner übergegangen war. Jetzt wurde diese Lücke ausgefüllt und eine Ic-Stelle beim Wehrmachtführungsstab geschaffen.

Doch kehren wir noch einmal zurück zu dem Problem der spanischen Kriegsbeteiligung und der Rolle, welche Canaris dabei spielte. Um die Jahreswende 1942/43, also knapp zwei Monate nach der Landung der Amerikaner und Briten in Nordafrika, wurde er erneut beauftragt, über seine militärischen Freunde in Spanien herauszufinden, ob Franco sich im Falle einer angelsächsischen Invasion spanischen Gebietes zur Wehr setzen würde. Er begab sich in Begleitung von Lahousen nach Madrid. Seine Unterredungen mit Vigon und Martinez

326

wande

Campos führten zu keinem schlüssigen Ergebnis, da diese ihn hinsichtlich solcher politischen Frage an den Außenminister Graf Jordana verwiesen, welcher im September 1942 als Nachfolger von Serano Suñer dieses Amt übernommen hatte. Canaris scheute sich, den Außenminister aufzusuchen. Er befürchtete, dadurch neue Schwierigkeiten mit Ribbentrop heraufzubeschwören, der sehr empfindlich auf jedes Eingreifen anderer Instanzen und ganz besonders der ihm verhassten Abwehr in sein Zuständigkeitsgebiet reagierte. Canaris war um so mehr vorsichtig, als der ihm seit langen Jahren befreundete Botschafter von Stohrer seit einigen Monaten durch Herrn von Moltke abgelöst worden war, zu dem er ähnlich gute Beziehungen wie zu Stohrer noch nicht hatte anknüpfen können. Es kann gleich erwähnt werden, daß die Beziehungen der Abwehr zur Madrider Botschaft, als Botschafter von Moltke nach kurzer Amtsdauer starb und an seine Stelle Dr. Dieckhoff trat, besonders zu dessen Botschaftsrat von Bibra sich wenig günstig entwickelten.

Canaris ließ Martinez Campos gegenüber seine Bedenken ruhig durchblicken. Es entsprach nur dem Vertrauensverhältnis, das zwischen beiden Männern bestand, daß dieser von sich aus einen Ausweg fand, der Canaris, ohne ihn dem Vorwurf auszusetzen, er habe unbefugt in Ribbentropschen Ge-

filden gejagt, eine Unterhaltung mit dem spanischen Außenminister ermöglichen sollte. Er lud den Grafen Jordana zu einem Tee in seinem Hause ein, in dem Canaris und seine Begleitung als Hausgäste wohnten.

An diesem Tage wurde der Oberst von Lahousen durch einen überraschenden Einfall von Canaris um die verdiente und landesübliche Siesta nach dem guten Mittagessen im Hause Martinez Campos gebracht. Canaris forderte ihn auf, mit ihm in sein Zimmer zu kommen, und begann, ihm den

327

Entwurf eines Telegramms nach Berlin zu diktieren, das über den Chef der Amtsgruppe Ausland, Bürkner, an das Auswärtige Amt geleitet werden sollte. Man kann sich das Erstaunen Lahousens vorstellen, als das Telegramm sich als ein Bericht über die Unterhaltung zwischen Canaris und Jordana entpuppte, welche erst in etwa drei Stunden stattfinden sollte. Nach dem von Canaris diktierten Entwurf hätte Jordana ihm gegenüber erklärt, Spanien werde sich gegen jede Macht verteidigen, welche seine Grenzen verletzen sollte.

Am Spätnachmittag erschien Graf Jordana zum Tee. Nachdem die üblichen Höflichkeiten ausgetauscht worden waren, kam es etwas abseits von den übrigen Anwesenden zu einer Unterhaltung unter vier Augen zwischen Canaris und Jordana, der sich, wie man beobachten konnte, im wesentlichen rezeptiv verhielt, während Canaris an Hand des Zettels mit seinem Telegrammentwurf auf Spanisch auf ihn einredete. Nach Abschluß der Unterhaltung und nachdem Jordana sich verabschiedet hatte, ließ Canaris den Funkspruch nach dem unveränderten Entwurf verschlüsseln und nach Berlin absenden.

Man mag sich fragen, warum Canaris diese Taktik wählte. Sie ist ein typisches Beispiel seiner Methodik. Er war sich über den Sinn der Antwort, welchen er von dem spanischen Außenminister auf seine Frage erhalten würde, nie im Zweifel gewesen. War es für ihn bei seiner Kenntnis der spanischen Verhältnisse doch sonnenklar, daß die Ablösung des als faschistenfreundlich geltenden impulsiven Suñer durch den vorsichtigen Diplomaten Jordana die Rückkehr Spaniens von der von Mussolini erfundenen Non-Belligerenza zur unbedingten Neutralität bedeutet hatte. Er wußte, daß Spanien, wenn es seine Neutralität wahren wollte, sich gegen eine angelsächsische Landung verteidigen müßte. Er hielt diese

328

übrigens nicht für wahrscheinlich, weil ein neutrales Spanien für die Briten und Amerikaner wertvoller war als ein zwangsweise besetztes. Was ihm wirklich Sorge machte, war, daß Hitler auf die Idee verfallen könnte, unter dem Vorwande einer drohenden anglo-amerikanischen Invasion die in Südfrankreich für den Fall einer Komplikation auf der iberischen Halbinsel zusammengezogenen Truppen unter dem Befehl des Generalobersten Blaskowitz in Spanien einrücken zu lassen in dem Glauben, daß die Spanier sich, wenn auch vielleicht mißvergnügt, so doch ohne Widerstand fügen würden. Solche Befürchtungen konnte er gegenüber Jordana aber natürlich nicht offen aussprechen. Er hatte nun die Sorge, daß Jordanas Antwort auf eine bloße Frage nach einer angelsächsischen Invasion nicht so klar sein würde, daß sie in Berlin zugleich als eine Warnung vor einem deutschen Einmarsch verstanden werden würde. Und gerade auf die kam es ihm an. Deshalb der ungewöhnliche Weg, dem Spanier eine Formulierung in

den Mund zu legen, die von dessen Standpunkt einwandfrei war, besonders wenn sie ihm von dieser Seite präsentiert wurde, und die zugleich in Berlin in dem von Canaris gewünschten Sinne verstanden werden mußte.

Die Wirkung, die er erwartet hatte, blieb nicht aus. In Berlin herrschte im Auswärtigen Amt und darüber hinaus im Führerhauptquartier einige Tage Schlechtwetter. Canaris zog es nach seiner Rückkehr aus Spanien vor, für einige Zeit unsichtbar zu bleiben. Er flog sofort zu einer Besichtigung von Abwehrdienststellen an die Ostfront.

Gelegentlich dieser Spanienreise hatte Canaris übrigens auch Algeciras einen Besuch abgestattet und hatte so selber einen Eindruck von der riesigen alliierten Kriegs- und Transportflotte in der Bucht zwischen Gibraltar und Algeciras gewinnen können. Sein Aufenthalt in Algeciras fiel gerade

329

auf den letzten Tag des Jahres 1942. Am Silvesterabend vergaß Canaris auf ein paar Stunden die schweren Sorgen, die jetzt stets auf ihm lasteten. Man wohnte nicht im Hotel, sondern in dem Hause des Leiters der in Algeciras bestehenden Abwehrdienststelle, deren Aufgabe besonders die Beobachtung des Schiffsverkehrs durch die Meerenge war. Canaris nahm an diesem Abend nach langer Zeit einmal wieder selbst den Kochlöffel in die Hand. Mit weißer Schürze und einer Küchenchefkappe auf dem Kopfe bereitete er zusammen mit einer alten spanischen Köchin für sich und seine vertrauten Mitarbeiter den zum Festbraten bestimmten Truthahn zu, den man dann nachher in heiterer Stimmung gemeinsam verspeiste und mit gutem spanischen Wein hinunterspülte. An diesem Abend war Canaris wieder einmal ganz der joviale väterliche Freund seiner Untergebenen. Sie empfanden dies dankbar, denn er war seit geraumer Zeit unter der unerhörten Nervenanspannung, die aus der Fülle der Arbeit, der Enttäuschungen und Bitterkeiten herrührte, häufig recht heftig und ungeduldig, manchmal auch ungerecht gegen seine Mitarbeiter geworden. Natürlich zog er sich auch an diesem Abend seiner Gewohnheit entsprechend ziemlich frühzeitig zurück. Die Jüngeren unter seinen Untergebenen benutzten die Gelegenheit, um auf ein paar Stunden auf den Neujahrsball in dem schönen und gepflegten Hotel Reina Maria Christina zu gehen. Dort fanden sie neben spanischer Gesellschaft eine ganze Anzahl von britischen Marine- und Royal-Air-Force-Offizieren, die aus Gibraltar zu dem Ball herübergekommen waren. Wahrscheinlich eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen Offiziere von zwei im Kampf miteinander stehenden Nationen sich auf neutralem Boden unter dem gleichen Dache begegneten.

Noch ein paar Erlebnisse von Canaris' zahlreichen Fahrten

330

kreuz und quer durch Spanien während des Krieges verdienen in diesem Zusammenhang Erwähnung. Bei einer dieser Reisen machte Canaris, ehe er über Biarritz und Bordeaux nach Deutschland zurückkehrte, in San Sebastian Station. Im ersten Hotel des schönen Badeorts war durch den Leiter der deutschen Abwehrorganisation in Spanien für den Amtschef und seine Begleiter Quartier gemacht worden. Es war eine prächtige Unterkunft, viel luxuriöser, als es den bescheidenen Ansprüchen von Canaris entsprochen hätte: Ein besonders komfortables Appartement, aus Empfangszimmer, Schlafzimmer und Bad bestehend, im ersten Stock mit schöner Aussicht auf

das Meer. Canaris hatte gerade von der Wohnung für die Nacht Besitz genommen, als er plötzlich erklärte, er könne in diesen Zimmern nicht bleiben. Fragen nach dem Grunde blieben zunächst unbeantwortet, aber alles gute Zureden, doch in dem Appartement zu bleiben, war vergeblich. Mit vieler Mühe wurde der Hotelleitung erklärt, was man selber nicht begriff, und eine andere gleichwertige Wohnung in einem anderen Stockwerk und Flügel des Hotels für Canaris gefunden. Jetzt endlich rückte dieser mit dem Grunde seines Widerwillens gegen die erste Wohnung heraus: „Haben Sie sich den Zimmerkellner dort nicht angesehen? Der Kerl sieht genau aus wie Ribbentrop! Ich hätte es unmöglich ertragen können, bei jedem Läuten die Visage von dem Burschen ansehen zu müssen.“

Ein anderes Mal fuhr Canaris mit Piekenbrock und dem Leiter der Madrider Abwehرداریsstelle im Auto irgendwo durch Spanien. Vom Wagen aus erregte ein kleines Gut mit einem netten Herrenhaus abseits der Landstraße Canaris' Wohlgefallen. Im Scherz fragte er den in Madrid stationierten Offizier, was so ein Gut wohl kosten könne, er denke daran, nach dem Kriege sich in Spanien auf dem Lande anzu-

331
kaufen. Der Angeredete ging auf den Scherz ein und erklärte, er werde gleich nach der Rückkehr nach Madrid sich erkundigen und gegebenenfalls das Gut kaufen. „Dann können Sie sich nach dem Kriege hier niederlassen, Herr Admiral“, fügte er, immer noch im Scherz, hinzu. In diesem Augenblick ritt Piekenbrock, man weiß nicht welcher Teufel. Ihm entfuhr die zynische Bemerkung: „Nach dem Kriege, Ew. Exzellenz?“ (Piekenbrock liebte es, in vertrautem Kreise Canaris scherzend mit Exzellenz anzureden.) „Nach dem Kriege wollen Sie sich hier niederlassen? Das ist wohl ein Irrtum, Ew. Exzellenz. Nach dem Kriege werden wir alle.....“ und Piekenbrock machte mit der Hand eine Bewegung, als werde ihm eine Schlinge um den Hals gelegt und zugezogen...

Im Wagen war die heitere Stimmung, die bisher geherrscht hatte, durch „Pieckis“ zynische Bemerkung weggescheucht. Jedem in der Gesellschaft lief es kalt über den Rücken, und alle empfanden die böse Vorbedeutung.

Die guten Beziehungen, die zwischen Canaris und dem Chef des italienischen Nachrichtendienstes und zeitweiligen Militärattaché in Berlin, General Roatta, bestanden, sind bereits mehrfach erwähnt worden. Auch mit dessen Nachfolger, dem Obersten, späteren General Amé, einem blonden, blauäugigen Piemontesen, der sich von der Mehrzahl seiner italienischen Landsleute durch sparsame Gesten und ein ruhiges, ja reserviertes Auftreten unterschied, konnte er bald ein vertrauensvolles Verhältnis anbahnen. Die Häupter der militärischen Geheimdienste der „Achse“ verstanden sich, wie die Auguren des alten Rom, meistens ohne viel Worte. Mußte gesprochen werden, dann genügten häufig schon halbe Hinweise, und wenn man sich genötigt sah, mit großen Worten „zum Fenster hinaus“ zu reden, so vernahm der Gesprächs-

332
partner die für ihn bestimmten Untertöne. War man sich doch auf beiden Seiten durchaus bewußt, daß man mit Bespitzelungen durch die beiden regierenden Parteien jederzeit rechnen und seine offiziellen Äußerungen dementsprechend einstellen mußte. Canaris', „ekliptische“ Ausdrucksweise wurde daher gerade bei seinem italienischen „Kollegen“ besonders gut be-

griffen.

Immerhin gab es auch Gelegenheiten

-

meist im engsten

Kreise oder unter vier Augen -, wo sich die Italiener Canaris gegenüber recht deutlich ausdrückten. Ulrich von Hassell verzeichnet in seinem Tagebuch ein Gespräch mit dem zum engsten Vertrauenskreise von Canaris gehörigen Reichsgerichtsrat von Dohnanyi, wonach bereits im Herbst 1941 italienische Offiziere (es dürfte sich mit großer Wahrscheinlichkeit um solche des SIM-Servizio Informazione Militare gehandelt haben) Canaris rund heraus erklärt hätten, Mussolini müsse und werde noch im Laufe des kommenden Winters durch die Armee gestürzt werden. Auf jeden Fall war Canaris sehr frühzeitig über alle Bestrebungen italienischer Armeekreise, die auf den Sturz des faschistischen Regimes und das Ausscheiden Italiens aus dem Kriege gegen die Alliierten abzielten, unterrichtet. Nach dem, was schon verschiedentlich über seinen grundsätzlichen Standpunkt gesagt worden ist, gehörte diesen Bemühungen Canaris' Sympathie. Er knüpfte daran Hoffnungen in zwei Richtungen: Das Ausscheiden Italiens aus dem Kampfe konnte ein Schritt in Richtung auf eine raschere Beendigung des Krieges auf allen Fronten werden. Zum anderen schien die Hoffnung berechtigt, daß der Sturz Mussolinis den Glauben an das autoritäre System in der deutschen Bevölkerung und unter den jungen deutschen Offizieren und Soldaten erschüttern und zugleich bei den immer wieder zaudernden deutschen Heerführern endlich den

333

-

Entschluß zu Taten gegen Hitler und sein Regime erwecken würde. Allerdings ging die Entwicklung in Italien trotz der dortigen günstigeren Voraussetzungen zu denen besonders der Fortbestand der Monarchie als Kristallisationspunkt für den Widerstand der Wehrmacht gegen Mussolini und den Faschismus zu rechnen war viel langsamer, als Canaris 1941 von seinen italienischen Gewährsleuten in Aussicht gestellt worden war; und als im Juli 1943 Mussolini durch den König abgesetzt und durch die neue Regierung Badoglio verhaftet wurde, da verpuffte die Wirkung in Deutschland angesichts der inzwischen weit fortgeschrittenen Vervollkommnung des Terrorsystems sehr rasch.

Canaris hielt jedenfalls in der Zwischenzeit möglichst enge Fühlung mit dem Chef des SIM und reiste häufig persönlich nach Italien, um alle Phasen der dortigen Entwicklung aus eigener Anschauung verfolgen zu können. In die Zeit eines dieser Besuche in Italien fällt eine scheinbar triviale kleine Episode, die trotzdem festgehalten zu werden verdient, weil sie wieder einmal Licht auf den Menschen Canaris wirft. Canaris hatte sich mit Amé im Frühjahr 1943 in Venedig getroffen. Er wohnte im Hotel Danieli, in dem auch während des Tages längere Besprechungen mit dem italienischen Nachrichtenchef stattgefunden hatten. Das Treffen fand seinen Abschluß mit einem gemeinsamen Abendessen, an dem auch die wichtigsten Mitarbeiter beider Herren, soweit sie in Venedig zugegen waren, teilnahmen. Canaris war an diesem Abend auffällig nervös und unruhig. Er hatte ein Dienstgespräch nach München angemeldet und wartete ungeduldig auf die Herstellung der Verbindung. Als das Gespräch zustande kam und sich die Abwehrstelle München meldete,

stellte Canaris zunächst eine ganze Reihe von Fragen, die sich auf das Wohlbefinden seiner beiden Hunde bezogen, die, wie
334

sich aus der Unterhaltung am Fernsprecher ergab, bei seiner Abreise unpäßlich gewesen waren. Der anschließende dienstliche Teil des Gespräches war verhältnismäßig kurz und rasch erledigt. Amé und die anderen italienischen Herren, die das Gespräch mitanhören konnten, waren sichtlich überrascht, vielleicht auch ein wenig befremdet über die Bedeutung, die Canaris dem Wohlbefinden seiner Hunde beizulegen schien in einer Zeit, in der jeder Tag Entscheidungen von welterschütternder Bedeutung bringen konnte. Einige von Canaris' eigenen Mitarbeitern waren fest überzeugt, daß das Hundethema nichts anderes sein könne, als ein zwischen Canaris und der Münchener Dienststelle vorher verabredeter Code, um dem Nachrichtenchef auf einigermaßen unverdächtige Art irgendwelche wichtigen geheimen Nachrichten zukommen zu lassen. Nur diejenigen, die mit ihm zusammen von Berlin gekommen waren, wußten, daß gar kein Geheimnis hinter dem Telephonat steckte, sondern daß Canaris sich tatsächlich schwere Sorgen um seine erkrankten Hunde machte.

Je größer die Last wurde, welche die Nöte und Ängste von Krieg und Verschwörung ihm auferlegten, je schlechtere Erfahrungen er täglich mit seinen Mitmenschen machte, um so mehr nahm Canaris Zuflucht zur stummen Kreatur. Sein Geist war im Laufe der Zeit so überwacht geworden, die Schärfe seines Intellektes so haarfein geschliffen, daß auch die gescheitesten seiner Mitarbeiter ihm nur mehr selten so rasch zu folgen vermochten, wie er es verlangte. So rieb er sich auch an Menschen, die er schätzte und die zu seinen getreuesten Gefolgsleuten gehörten. Er empfand selbst die Ungerechtigkeit, die darin lag, aber er vermochte sich nicht zu helfen. In dieser geistig-seelischen Not war ihm die primitive unartikulierte Anhänglichkeit der Tiere Bedürfnis und Hilfe. Ihnen gegenüber blieb er stets geduldig und liebenswürdig.

335

In Spanien erregte es öfters Aufsehen, daß Canaris stets Zucker für Pferd und Esel in der Tasche hatte, denn dort ist man ja gegenüber den Tieren im allgemeinen nicht sentimental. Seine ganz besondere Liebe aber hatte Canaris für seine Hunde und für Hunde ganz allgemein reserviert. Einen Hund auf der Landstraße zu überfahren, hätte er als ein schweres Verbrechen betrachtet. Seine Kraftfahrer hatten strenge Anweisung, in dieser Hinsicht äußerst vorsichtig zu sein, und wenn er selber am Steuer saß, hielt er lieber auch auf eiligster Fahrt an, bremste so scharf, daß er seinen Wagen mit drei oder vier Menschen darin in Gefahr brachte, ehe er einen Hund überfahren hätte.

Der Dackel Seppl, dessen Bild das Kaminsims seines Arbeitszimmers am Tirpitzufer zierte, ist schon als sein besonderer Liebling erwähnt worden. Während Canaris auf einer Dienstreise im Ausland war, erkrankte Seppl, und trotz aller tierärztlichen Kunst starb er. Nicht nur im Hause Canaris war größte Aufregung über dieses Ereignis. Das Amt Ausland/Abwehr wurde davon verständigt, und auch hier steckte man höchst besorgt die Köpfe zusammen. Man überlegte, wie man dem Chef die Nachricht von dem Tode seines Lieblings beibringen könnte. Schließlich kam man auf eine gute Idee. Bei den Hundehändlern von Berlin ging man auf die Suche nach einem Rauhaardackel, der dem verschiedenen Seppl

möglichst ähnlich sein sollte, in dem Gedanken, daß der Kummer leichter überwunden werden könnte, wenn für Seppl bereits Ersatz vorhanden wäre, bevor Canaris die Nachricht von dessen Tod erhielt. Es gelang, ein passendes Tier zu finden, und in der Tat bewährte sich der Gedanke; Canaris war zwar über den Verlust tief betrübt, aber das andere stumme Wesen, das nach seiner Zuneigung verlangte, nahm seine Aufmerksamkeit und Fürsorge sofort in Anspruch.

336

Doch kehren wir zurück zu der italienischen Frage. Die sang- und klanglose Absetzung Mussolinis durch König Victor Emanuel am 25. Juli 1943 hatte naturgemäß in den führenden Kreisen des Dritten Reiches wie ein Donnerschlag gewirkt. Zuerst hatte man in Hitlers Umgebung allerlei wilde Projekte erwogen, sich dann aber durch Badoglios Erklärung, daß die neue Regierung den Krieg fortsetzen werde, zunächst beruhigen lassen. Die Abwehrdienststelle in Rom, die sehr gute Verbindungen nach den verschiedensten Seiten in Italien besaß, hatte allerdings sehr bald nach dem Regierungswechsel gemeldet, daß man diesen Zusagen Badoglios nicht zu großes Vertrauen entgegenbringen dürfe und daß, wenn nicht dieser persönlich, dann eine neue italienische Regierung in absehbarer Zeit den Kampf gegen die Alliierten einstellen, ja das Land wahrscheinlich in das Lager der gegen Deutschland kämpfenden Mächte hinüberführen werde. Die Berichte waren aber von Keitel, wie dieser Canaris erklärte, nicht an den „Führer“ weitergegeben worden, weil sie im Widerspruch zu der Beurteilung der deutschen Botschaft in Rom stünden und „den Führer unnütz erregen würden“.

Obwohl man also im Führerhauptquartier noch nicht mit der unmittelbaren Gefahr eines italienischen Abfalls zu rechnen schien, schmiedete man dort allerlei Pläne, um auf jeden Fall einer etwaigen selbständigen Aktion des neuen italienischen Regimes vorbeugen zu können. Es wurde nicht nur die dann bald darauf durchgeführte „Befreiung“ Mussolinis vorbereitet, darüber hinaus wollte man sich nach Möglichkeit auch der Person König Victor Emanuels bemächtigen, ja, es wurde ernsthaft erwogen, auch den Papst aus Rom zu entführen und innerhalb des deutschen Machtbereiches „in Sicherheit zu bringen“. Diese wahnwitzigen Pläne waren Canaris zu Ohren gekommen. Er war nicht nur auf das tiefste entrüstet, 22 Abshagen, Canaris

337

er sah auch klar voraus, daß die Ausdehnung der auf anderen Gebieten schon zur Gewohnheit gewordenen Gangstermethoden der Nazis auf ein gekröntes Haupt und erst recht auf den Heiligen Vater den letzten Rest von Ansehen, den das deutsche Volk in der Welt noch genoß, endgültig zunichte machen und das Deutschland nach dem Kriege erwartende Schicksal noch unsagbar verschärfen würde.

Es ist heute nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, wie Canaris von den Plänen des RSHA Wind bekam. Oster war damals bereits suspendiert¹⁾ und sein kleiner, aber hinsichtlich der Absichten in der Prinz-Albrecht-Straße häufig recht ergiebiger innerer Nachrichtenapparat war dadurch stillgelegt. Möglicherweise kam die Nachricht von Reichskriminaldirektor Nebe, der ja im Lager des schwarzen Gegners saß und auch nach dem Ausscheiden Osters und dem Ausweichen von Gisevius in die Schweiz über den Hauptmann der Reserve Strünck oder andere doch noch hier und da die Möglichkeit hatte,

Canaris Informationen von besonderer Wichtigkeit zukommen zu lassen. Jedenfalls waren Lahousen und der Oberst Wessel Freiherr Freytag von Loringhoven bei Canaris, als die Nachricht ankam, und Canaris gab ihnen in seiner Entrüstung sofort Kenntnis von dieser neuen geplanten Infamie. Es war Freytag-Loringhoven, der, obwohl Protestant, als erster Stellung zu der Sache nahm. Er stand auf, ging im Zimmer auf und ab und sagte dann: „So eine Gemeinheit! Wir müßten wirklich die Italiener warnen.“ Er hatte nur zum Ausdruck gebracht, was die beiden anderen auch empfanden. Canaris griff seine Anregung jedenfalls bereitwillig auf. Er entschloß sich, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, um diesem Unheil vorzubeugen.

1) Über die Suspendierung Osters und die Verhaftung seines Mitarbeiters von Dohnanyi wird im nächsten Kapitel noch zu sprechen sein.

338

Die Meldungen der K. O. Rom gaben ihm einen willkommenen Vorwand zu einer Dienstreise nach Italien, um angesichts des dortigen Systemwechsels die Frage der Zuverlässigkeit des Bundesgenossen persönlich zu überprüfen. Diese Reise fand in den ersten Tagen des August 1943 statt und führte Canaris wiederum nach Venedig, wo er ein Zusammenreffen mit General Amé, dem Chef des SIM, verabredet hatte. Canaris war auf dieser Reise von Lahousen und Freytag-Loringhoven begleitet. Dieser war bestimmt, in Kürze an Stelle Lahousens, der als Regimentskommandeur an die Front ging, die Leitung der Abwehrabteilung II zu übernehmen. Canaris wollte die Gelegenheit benutzen, um ihn mit Amé bekannt zu machen.

Canaris wohnte in Venedig, wie gewöhnlich, im Hotel Danieli. Amé kam im Kraftwagen von Rom und brachte den dortigen deutschen K. O.-Leiter mit. In Amés Begleitung war eine größere Anzahl von Offizieren des italienischen Nachrichtendienstes. In einem Privatsalon des Hotels fand ein Frühstück statt, bei dem Amé als Gastgeber fungierte. Canaris saß zur Rechten Amés. Lahousen, der scheidende Leiter von Abwehr II, zu seiner Linken. Gegenüber von Amé war Freytag placiert. Die Aussprache zwischen Canaris und Amé bei Tisch war freimütig und freundschaftlich. Die große Tafelrunde machte es Canaris allerdings unmöglich, das Thema, das ihm besonders am Herzen lag, offen anzusprechen. Die Eingeweihten, Lahousen und Freytag, konnten aber immerhin hören, daß er Amé in allgemein gehaltenen Worten zu größter Aufmerksamkeit und Vorsicht gegenüber drohenden Überraschungen ermahnte. Für den Nachmittag war ein Ausflug zum Lido in einer Staatsbarkasse für die deutschen Gäste vorgesehen. Canaris ersuchte Lahousen und Freytag, die übrigen Teilnehmer an der Fahrt nach Möglichkeit zu beschäftigen,

339

damit er die Gelegenheit zu einer Aussprache unter vier Augen mit Amé habe. Diese fand während eines anderthalbstündigen Spazierganges am Lido statt. Am Abend entnahmen die Begleiter aus dem, was ihnen Canaris andeutete, daß er seine Warnung habe anbringen können und bei dieser Gelegenheit von Amé auch ganz offen über den wirklichen Stand der Dinge in Italien unterrichtet worden sei.

—

Darüber, daß das Ausscheiden Italiens aus dem Kriege in absehbarer Zeit zu erwarten sein würde, war nach dem Vor-

aufgegangenen keiner der Teilnehmer an dieser Zusammenkunft mehr im Zweifel. Um so erstaunter waren die Männer der näheren Umgebung von Canaris, daß am folgenden Vormittag bei einem abschließenden Zusammentreffen Amé Canaris sozusagen bei wiederhergestellter Öffentlichkeit der Verhandlung - in prononciierter Form der unverbrüchlichen Treue und Waffenbrüderschaft Italiens versicherte, und Canaris sich den Anschein gab, als nehme er diese Erklärung für bare Münze. Es war dies offenbar ein zwischen den beiden Nachrichtenchefs vorher verabredetes Verfahren, das bestimmt war, beiden ein Alibi für den Fall einer Bespitzelung zu verschaffen.

Wir haben Unterlagen dafür, in welcher Form Canaris von dieser Erklärung Amés bald darauf Gebrauch machte. Der Abteilungsleiter im Amt IV des RSHA Huppenkothen hat in Nürnberg bei Vernehmungen ausgesagt, daß er kurz nach der Rückkehr von Canaris von dieser Besprechung mit Amé im Gefolge Kaltenbrunners an einem von Canaris in seinem damaligen Stabsquartier in Zossen gegebenen Abendessen teilgenommen habe. Canaris habe bei dieser Gelegenheit betont, nach dem Eindruck, den er von Amé erhalten habe, halte er persönlich es für ausgeschlossen, daß Italien selbständig etwas unternehmen werde, um den Krieg zu beenden.

340

Bei aller Skepsis gegenüber Aussagen von Leuten wie Huppenkothen ist es durchaus denkbar, daß Canaris zu diesem Zeitpunkte sich so gegenüber Kaltenbrunner geäußert hat. Es ist ja nach seiner ganzen Einstellung gegenüber dem Kriege in diesem Stadium kein Zweifel darüber, daß er das bevorstehende Ausscheiden Italiens aus den Reihen der deutschen Satelliten nicht nur als kein Unglück, sondern als einen Segen ansah. Es konnte für ihn deshalb keine Veranlassung bestehen, den SD vorzeitig zu warnen.

Als etwa vier Wochen später wieder nach der Aussage Huppenkothens bei einem anderen Abendessen, diesmal mit SS-Standartenführer Schellenberg, die Rede auf den inzwischen zur Tatsache gewordenen Abfall Italiens kam, salvierte sich Canaris, indem er Schellenberg eine Zusammenstellung aller der sich über einen längeren Zeitraum erstreckenden Meldungen der Abwehr an Keitel vorlegte, in denen eindeutig davon die Rede gewesen war, daß die italienische Wehrmachtführung planmäßig auf einen Sonderfrieden unter gleichzeitiger Ausschaltung Mussolinis hingearbeitet habe. Er fügte auch bei dieser Gelegenheit hinzu, daß Keitel die Weitergabe dieser Berichte an den „Führer“ unter der bereits erwähnten Begründung verweigert habe.

Es ist bezeichnend, daß Canaris diese Gelegenheit zu einer Vernebelungsaktion benutzte, die offenbar bestimmt war, Amé für den Fall, daß er sich im deutschen Machtbereich befinden sollte, vor Racheakten der Gestapo in Schutz zu nehmen.

Canaris erzählte Schellenberg nämlich, er habe erfahren, daß Amé unmittelbar nach dem letzten Zusammentreffen mit den Spitzen der deutschen Abwehr von Badoglio abgelöst und mit der Führung einer Division beauftragt worden sei. Er habe dieses Kommando aber nicht angetreten, sondern sei auf dem Wege zu seinem neuen Dienstort verschwunden, und er,

341

Canaris, nehme an, er sei umgebracht worden. Soweit Huppenkothen. Tatsächlich wurde Amé kurz nach der Zusammenkunft in Venedig abgelöst und in der Leitung von SIM

durch General Carboni ersetzt, der bereits früher den gleichen Posten innegehabt hatte und als ausgesprochener Gegner der „Achse“ bekannt war. Amé sollte eine Division auf dem Balkan übernehmen. Er hat nicht sofort die Reise dorthin angetreten; vielmehr ist er noch nach der italienischen Kapitulation von Mitgliedern der K. O. Italien in Venedig gesehen worden. Canaris war hiervon unterrichtet, hatte sogar die Absicht, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, sah aber dann doch wegen der Gefahr der Kompromittierung für beide Teile hiervon ab.

Daß Canaris alle Vorsichtsmaßnahmen ergriff, um zu verhindern, daß etwaige Aufzeichnungen über seine vertraulichen Beziehungen zum italienischen Nachrichtendienst in falsche Hände fallen könnten, geht daraus hervor, daß er der Abwicklungsstelle Italien - welche die Aufgabe hatte, das nach der Kapitulation in deutsche Hände gefallene italienische Aktenmaterial, soweit es sich auf die Abwehr bezog, zu sichten Befehl gab, alle ihm, Canaris, betreffenden Niederschriften sofort ihm persönlich zuzustellen. Man sieht, Canaris spielt hier ein gewagtes Spiel. Es ist ein weiter Weg von der Vorsicht, die aus seiner an Oster im Frühjahr 1940 gerichteten Warnung, „Ihr treibt mir hier doch nicht etwa Landesverrat?“ spricht, bis zu diesem Zusammenspiel mit Amé, durch das er Badoglio Warnung vor Gewaltakten Hitlers zukommen läßt. Wobei es eine Ironie des Schicksals ist, daß Badoglio diese Schützenhilfe offenbar gar nicht begreift, oder sowohl dem deutschen Helfer wie seinem eigenen Nachrichtenchef mißtraut; denn nur so ist es wohl zu verstehen, daß er Amé, vielleicht weil dieser zugegeben hat, daß er

342

seinerseits Canaris einen Blick in die italienischen Karten erlaubte, in die Wüste schickt. Jedenfalls, die Zeiten, da sich Canaris noch um technische Feinheiten zwischen Hochverrat und Landesverrat den Kopf zerbrach, sind längst vorüber. Seit Oster suspendiert, Dohnanyi verhaftet ist, weiß er, daß sich das von den Schwarzen gesponnene Netz jeden Tag auch um ihn schließen kann. Er arbeitet nicht einmal mehr mit der Finesse, die er an den Tag legte, solange Heydrich noch in der Prinz-Albrecht-Straße saß. Dem plumpen Kaltenbrunner und auch solchem Geschmeiß wie den Schellenberg und Huppenkothén gegenüber wagt er es, dick aufzutragen. Nur so läßt sich's verstehen, daß er sich nicht scheut auf das recht schwache Venediger Alibi gestützt - innerhalb vier Wochen Schellenberg in Gegenwart von Huppenkothén, der auch das vorige Mal dabei saß, im Grunde das Gegenteil von dem zu unterbreiten, was er Kaltenbrunner erzählt hatte. Damals hielt er den Abfall Italiens auf den bloßen Eindruck von Amés Erklärungen hin - für angeblich ausgeschlossen, jetzt hatte die Abwehr ihn bereits seit Jahr und Tag vorausgesehen und gemeldet! Daß dies den Leuten vom RSHA auch aufgefallen war, läßt sich aus Huppenkothéns Aussagen deutlich erkennen. Canaris wird das auch vorausgesehen haben. Aber er fühlte sich in diesem Falle zu sicher, um sich den Kopf viel darüber zu zerbrechen. An Keitel wagte sich Kaltenbrunner im Augenblick kaum heran, und ohne dessen Kurzsichtigkeit in der Beurteilung der italienischen Lage bloßzustellen, konnte er Canaris aus diesem Anlaß nicht ans Leder.

Es ist erwähnt worden, daß im Hochsommer 1943 Lahousen die Abwehr verließ. Schon im Frühjahr des gleichen Jahres

war Canaris' engster und vertrautester Mitarbeiter, der Chef von Abteilung I, Oberst Piekenbrock, als Regimentskommandeur an die Front gegangen. In beiden Fällen hatte die

343
Ablösung keinen politischen Hintergrund, sie wäre routinemäßig schon früher fällig gewesen, da vor ihrer Beförderung zum Generalsrang nach den bestehenden Regeln beide erst eine gewisse Zeit Truppendienst tun mußten. Auch Bentivegni, der Chef von Abwehr III, stand im Herbst 1943 zur Ablösung heran, mußte aber die Leitung seiner Abteilung dann noch bis zum Frühjahr 1944 weiter übernehmen, da der als sein Nachfolger bestimmte Oberst Heinrich durch einen schweren Autounfall auf längere Zeit dienstunfähig wurde. Das Ausscheiden der seit langen Jahren in engem Vertrauensverhältnis zu ihm stehenden Abteilungsleiter - besonders trifft dies, wie gesagt, für Piekenbrock, aber auch für Lahousen zu - war Canaris, der sich wohl bewußt war, daß sich der vom SD um ihn gezogene Ring von Feindschaft und Verdacht immer enger zusammenzog, eine ernsthafte Kalamität. Es gelang ihm aber, die wichtigen Posten von Abwehr I und II noch einmal mit Offizieren zu besetzen, die hohe sachliche Fähigkeiten mit einer Sinnesart und einer Einstellung gegenüber dem Regime verbanden, die seiner eigenen eng verwandt war. Leiter von Abwehr I wurde der Oberst des Generalstabes Georg Hansen, ein hervorragend begabter Offizier, der vorher die Abteilung Fremde Heere West, das heißt die Generalstabsabteilung geleitet hatte, welcher die Auswertung aller auf die gegnerischen Landstreitkräfte bezüglichen Nachrichten, sowohl der von der Abwehr, wie auch aus anderen Nachrichtenquellen, an der Westfront oblag. Er hatte dadurch schon jahrelang in enger Zusammenarbeit mit der Abwehr gestanden und brachte der Arbeit des geheimen Meldedienstes die nötige Sachkunde und volles Verständnis entgegen. Obwohl er politisch mit Canaris auf der gleichen Linie lag und an der illegalen Arbeit gegen das System tätigen Anteil nahm, verstand er es lange Zeit, die Gestapo über seine wahre Ein-

344
stellung zu täuschen. Diese Täuschung war so vollständig, daß, wie wir noch sehen werden, ihm nach dem Sturz von Canaris die Leitung der Reste der militärischen Abwehr, die unter dem Namen „Amt Mil.“ ins RSHA übernommen wurden, anvertraut wurde. Es scheint, als ob Canaris nach seiner Entlassung aus der Abwehr mit manchem, was Hansen tat, nicht einverstanden war. Er stand wohl unter dem Eindruck, daß dieser gegenüber dem RSHA zu nachgiebig sei. Aber das sind Werturteile, deren Berechtigung heute nicht mehr nachzuprüfen ist, um so weniger, als auch Hansen nach dem 20. Juli 1944, an dessen Vorbereitung er beteiligt war, ein Opfer der Rache Hitlers wurde.

Von den neuen Mitarbeitern stand Oberst von Freytag-Loringhoven, der die Leitung von Abwehr II im Spätsommer 1943 übernahm, Canaris menschlich besonders nahe. Freytag war Balte, vor dem ersten Weltkrieg in St. Petersburg erzogen, hatte im Frühjahr und Sommer 1919 in der baltischen Landeswehr gegen die Bolschewisten gekämpft und war nach kurzer Dienstzeit in der lettischen Armee im Jahre 1922 in die deutsche Reichswehr eingestellt worden. Ein Kamerad sagt über ihn: „Freytag hatte aus seiner russischen Heimat (er sprach nicht nur russisch und lettisch perfekt, sondern beherrschte auch noch mehrere russische Dialekte)

die Fähigkeit, fremdes Leid mitzuleiden, mitgebracht. Er selbst litt unsäglich unter dem furchtbaren Zwiespalt, den ihm soldatische Pflicht und sein eigenes Gewissen auferlegten. Sein ganzes Wesen war das eines Gezeichneten." Canaris kannte und schätzte Freytag schon aus dessen früherer Tätigkeit als Ic bei der Heeresgruppe Süd an der Ostfront. Freytag hatte sich auch bald seine persönlichen Sympathien erworben. Das war nicht zuletzt in einer gewissen Verwandtschaft der Stellung zu den Problemen des Lebens bei beiden

345

begründet. Auch Freytag neigte zu einer metaphysischen und fatalistischen Betrachtungsweise, ähnlich der, welche sich bei Canaris in den letzten Jahren in immer stärkerem Maße ausgeprägt hatte.

Im Zusammenhang mit Canaris' Bemühungen, einer Ausweitung des Krieges entgegenzuwirken, mag auch die Schweiz erwähnt werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Hitler während des Krieges verschiedentlich mit dem Gedanken gespielt hat, auch die Schweiz dem von ihm beherrschten, „neuen, schöneren Europa" einzugliedern, wenn es auch weder zu konkreten militärischen Vorbereitungen noch zu einem Coup gegen die Eidgenossenschaft gekommen ist. Im Herbst 1942 richtete Ribbentrop einen Erlaß an die deutsche Gesandtschaft in Bern, in dem er um Bericht darüber ersuchte, auf wie lange Zeit die Schweiz mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen versehen sei. In einem ausführlichen Bericht wies die Gesandtschaft darauf hin, daß die Schweiz dank ihrer vorausschauenden Wirtschaftspolitik soviel Rohstoffe und Nahrungsmittel aufgespeichert habe, daß sie in dem sogenannten *réduit national* etwa zwei Jahre aushalten könnte. Welche Art von Plänen der deutsche Gesandte Köcher hinter Ribbentrops Anfrage vermutete, geht daraus hervor, daß er an den Bericht den Hinweis knüpfte, daß die Schweizer ein hartes Bergvolk seien, das im Falle eines Angriffes verbissenen Widerstand leisten werde. Es sei ausgeschlossen, daß die Schweizer die lebenswichtigen Verbindungswege durch den Gotthard und den Simplon unzerstört in die Hand eines Eroberers fallen lassen würden. Eine Erleichterung der Transportlage Italien gegenüber sei daher im Falle eines Angriffes auf die Schweiz auf keinen Fall zu erwarten.

Im Einverständnis mit Köcher gab der der Gesandtschaft zugeteilte Botschaftsrat Theo Kordt Canaris Kenntnis von der

346

Anfrage Ribbentrops und der Antwort der Gesandtschaft. Canaris unterstrich daraufhin in seiner Berichterstattung an seine vorgesetzten militärischen Stellen in wirkungsvoller Weise den Widerstandswillen und die wirtschaftliche und wehrgeographische Stärke der Schweiz. Den vereinten Bemühungen der Gesandtschaft und der Abwehr scheint es damals gelungen zu sein, Hitler von Angriffsplänen gegen die Eidgenossenschaft abzubringen. Canaris äußerte sich noch kurz vor seiner Entlassung aus der Abwehr bei seinem letzten Besuche in Bern Kordt gegenüber befriedigt über diesen Erfolg der gemeinsamen Bemühungen um die Abwendung eines Angriffes auf die Schweiz.

Schon zu einem früheren Zeitpunkte hatte er in ähnlicher Weise mit dem Auswärtigen Dienst zusammengewirkt. Während des Feldzuges in Frankreich im Sommer 1940 war den vorrückenden deutschen Truppen auf dem Bahnhof von

La Charité unter sehr vielen anderen französischen Geheimakten auch ein Briefwechsel des schweizerischen Generals Guisan mit dem französischen Generalstab in die Hand gefallen. Staatssekretär von Weizsäcker, der befürchtete, daß Hitler den Briefwechsel benutzen würde, um die Schweiz einer Verletzung ihrer Neutralität zu bezichtigen und daraus möglicherweise kriegerische Folgerungen zu ziehen, ließ über Kordt die schweizerische Regierung von der Auffindung dieser Dokumente unterrichten. Canaris, der, wie bis zum August 1939 in dem Bemühen um Erhaltung des Friedens, so seitdem in dem Bestreben, den Krieg in möglichst engem Rahmen zu halten, intensiv mit von Weizsäcker zusammenarbeitete, ließ auch auf den ihm zugänglichen Wegen entsprechende Warnungen vor der drohenden Gefahr an die Schweiz ergehen.

347

SIEBZEHNTE KAPITEL

DER KAMPF MIT DEM INNEREN FEIND

Wir müssen uns noch einmal zusammenfassend etwas eingehender mit dem Verhältnis zwischen Canaris und der Geheimen Staatspolizei bzw. dem Reichssicherheitshauptamt beschäftigen, so wie es sich im Verlaufe des Krieges weiter entwickelte. Daß Canaris bestrebt war, ein wenigstens äußerlich gutes persönliches Verhältnis zu Heydrich aufrechtzuerhalten, ist bereits erwähnt worden. Trotzdem schloß das Mißtrauen gegen Canaris und die Abwehr bei Heydrich und auch bei Himmler niemals ein. Das Verhältnis zwischen Reichssicherheitshauptamt und Abwehr wurde auch dadurch immer neuen Spannungen unterworfen, daß Heydrich von Zeit zu Zeit neue Vorstöße unternahm mit dem Ziele, die Zuständigkeit seiner Behörde auf Kosten der Abwehr zu erweitern. Er setzte den Hebel dabei meist bei der Abwehrabteilung III an, deren Arbeitsgebiet sich ja mit dem der Gestapo überschneidet. Auf Drängen Heydrichs kam es um die Jahreswende 1941/42 zu Verhandlungen zwischen ihm und Canaris.

Dieser war bei den Besprechungen begleitet vom Chef der Abwehrabteilung III, Oberst von Bentivegni, während Heydrich außer dem Chef des Amtes IV im RSHA, Gruppenführer Müller, zwei weitere höhere SD-Beamte zuzog. Bei dieser Gelegenheit ließ Heydrich die Katze aus dem Sack, indem er erklärte, nur mit Rücksicht auf die Kriegslage verhandle er überhaupt mit Canaris; nach dem Kriege müsse er das gesamte Arbeitsgebiet der Abwehr für die

348

Gestapo in Anspruch nehmen. Heydrich scheint sich gewundert zu haben, daß Canaris diese Äußerung ohne Protest hinnahm. Uns kann das, nach dem, was wir über Canaris' Beurteilung der Kriegsaussichten wissen, weniger überraschen. Canaris verfuhr in der Besprechung im übrigen nach seiner bekannten Methode. Er gab scheinbar Heydrichs Forderungen weitgehend nach. Man wurde grundsätzlich verhältnismäßig rasch einig. Heydrich ließ auf der Grundlage der Besprechung einen Vereinbarungsentwurf aufstellen und Canaris übersenden. Darauf antwortete Canaris nach einiger Zeit mit einem Gegenvorschlag, in dem die grundsätzlichen Zugeständnisse in einer ganzen Reihe von Einzelpunkten wieder herabgemindert wurden. Hierauf reagierte Heydrich sehr scharf. Er erklärte, unter solchen Umständen hätten persönliche Verhandlungen mit Canaris gar keinen Zweck. Er drohte mit einem Appell an Himmler und lehnte weitere Besprechungen mit

Canaris ab. Als dieser, um die Differenzen gütlich beizulegen, persönlich im RSHA vorsprach, empfing Heydrich den Älteren nicht. Jetzt sah Canaris Gefahr im Verzuge. Er rief Keitel's Eingreifen an, und auf dessen telephonische Intervention bei Heydrich kam es zu einer neuen Aussprache zwischen diesem und Canaris. Sie führte zu einer sofort schriftlich fixierten Einigung über die strittigen Punkte. Canaris war sich darüber im klaren, daß er diesmal aus dem Meinungsstreit mit dem Chef des RSHA als zweiter Sieger hervorgegangen war. Die endgültige Abmachung, die aus diesen Verhandlungen hervorging, wurde Ende Mai 1942 in gemeinsamer Tagung einer größeren Zahl von höheren Funktionären der Gestapo, des SD und der Kriminalpolizei und von Offizieren der Abwehr in Gegenwart von Canaris und Heydrich auf der in anderem Zusammenhang bereits erwähnten Zusammenkunft auf der Burg in Prag bekanntgegeben, wo Heydrich sich in

349

"

seiner Eigenschaft als amtierender Reichsprotector" von Böhmen und Mähren aufhielt. Die Wahl des Ortes für dieses Treffen kann man wohl auch so auslegen, daß Heydrich damit seinen Triumph über die Abwehr dokumentieren wollte. Es war sein letzter. Eine Woche später wurde er von tschechischen Patrioten ermordet.

Das sind in großen Zügen die wichtigsten äußeren Vorgänge im Verhältnis zwischen Canaris und Heydrich während des Krieges. Man ersieht daraus nicht, ob das auf seiten Heydrichs gegen Canaris bestehende Mißtrauen nur aus allgemeiner Feindseligkeit des nationalsozialistischen Polizeichefs gegen den Nichtnazi und seinem Ressentiment gegen die Wehrmacht entsprang, oder ob er spezifische Verdachtsgründe hatte. Aus Aussagen des SS-Standartenführers und Gruppenleiters im Amt IV des RSHA Huppenkothen in Nürnberg scheint hervorzugehen, daß die Gestapo lange Zeit amtlich von den schon mehrere Jahre vor dem Kriege und seit 1938 in ganz konkreter Form in dem Kreise um Beck, Canaris und Oster gesponnenen Umsturzplänen keine genaue und zuverlässige Kenntnis erhalten hat, die ihr die Möglichkeit zum Einschreiten geboten hätte. Immerhin hätten, so meint der genannte SD-Führer rückschauend, diejenigen Dinge, die sie in Erfahrung gebracht hatte, der Gestapo die Gewißheit gegeben, daß im einzelnen noch nicht erfaßbare Kreise innerhalb der Wehrmachtsführung sich mit Umsturzplänen beschäftigten und daß dabei die Abwehr nicht unbeteiligt sein könne. Der erste Anlaß, bei dem solche Verdachtsmomente sich ergeben haben, scheint der sogenannte Venlo-Zwischenfall gewesen zu sein. In der Nähe des holländischen Städtchens Venlo wurden am 8. November 1939 die beiden Mitglieder des britischen Secret Service Best und Stevens unmittelbar an der deutsch-holländischen Grenze, aber auf holländischem

350

Boden, von Gestapoangehörigen überfallen und gewaltsam auf deutsches Gebiet verschleppt. Der Führer dieser Unternehmung war der spätere Leiter des gesamten Auslandsnachrichtendienstes, Schellenberg. Obgleich die festgenommenen Engländer keine für einzelne Persönlichkeiten belastenden Aussagen machten, schloß der SD aus ihren Vernehmungen doch, daß dem Secret Service Unterlagen über eine Verschwörung hoher deutscher Offiziere gegen Hitler unter Anlehnung an die Westmächte vorliegen müßten. Für das Miß-

trauen Heydrichs gegen Canaris und die Abwehr ist es bezeichnend, daß der Chef des RSHA es im Gespräch mit Canaris ablehnte, diesem Einblick in die Protokolle der Vernehmungen von Stevens und Best zu geben. Auf die Frage, ob in den Vernehmungen Belastungsmaterial gegen Mitglieder der Abwehr oder sonstige Wehrmachtsangehörige zutage gekommen sei, antwortete Heydrich zwar verneinend, fügte jedoch hinzu, es habe sich ergeben, daß es immerhin in höheren Wehrmachtskreisen eine Anzahl unsicherer Kantonisten gebe. Wir haben an anderer Stelle erwähnt, daß die Gestapo in der Frage einer etwaigen Warnung der Westmächte vor der Offensive vom 10. Mai 1940 zwar eine nach dem Vatikan führende Spur verfolgte, daß es ihr aber nicht gelang, greifbares Material in die Hände zu bekommen. Immerhin ist aber damals Heydrich nach Aussagen aus Gestapokreisen aufgefallen, daß die Abwehr zwar oft Erkundigungen beim RSHA nach etwaigen Ergebnissen der von der Gestapo in der Angelegenheit geführten Untersuchung einzuholen bemüht war, aber über ihre eigenen Ermittlungen Stillschweigen bewahrte, und es ist für Heydrichs Mißtrauen bezeichnend, daß er strenge Weisung gab, die Abwehr nicht über den Fortgang der Untersuchung zu unterrichten, sich vielmehr persönlich alle etwaigen Äußerungen zu diesem Thema vorbehielt.

351

Anfang 1942 kam der SD erstmalig der im Widerspruch zu der Kompetenzenabgrenzung zwischen Gestapo und Abwehr stehenden Betätigung Osters auf dem Gebiete des innerpolitischen Nachrichtendienstes auf die Spur. Ein ehemaliger Landgerichtsdirektor, Dr. Straßmann, wurde festgenommen, weil er versucht haben sollte, mit politisch linksstehenden Kreisen zwecks Aufnahme eines Nachrichtenaustausches auf innerpolitischem Gebiet Verbindungen anzuknüpfen. Der Verhaftete gab an, auf Veranlassung von zwei Angehörigen von Osters Zentralabteilung gehandelt zu haben. Es ist merkwürdig, daß Heydrich zwar im Kreise seiner höheren Beamten ausdrücklich auf den in diesem Tatbestand zu sehenden Bruch seiner Abmachungen mit Canaris hinwies, jedoch daraus keine Konsequenzen zog. Er ordnete vielmehr an, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Bis zu seinem einige Monate später erfolgenden Tode griff er nicht wieder auf die Angelegenheit zurück.

Das sind einige der zu Heydrichs Kenntnis gelangten Verdachtsmomente gegen die Abwehr, soweit sie innerhalb des RSHA den engeren Mitarbeitern des Chefs bekannt wurden. Heydrich ging mit seinem Wissen aber sehr ökonomisch um. Bei derartig diskreten Angelegenheiten blieb der Kreis der Mitwisser so eng beschränkt wie nur irgend möglich. Beispielsweise wurde hinsichtlich der Untersuchung des vermuteten Verrates der Westoffensive auf Heydrichs Weisung der Kreis der Mitwisser auf Gruppenführer Müller, die Standartenführer Schellenberg und Huppenkothen und den unmittelbar mit der Untersuchung befaßten Sachbearbeiter beschränkt. Es erhebt sich die Frage, ob Heydrich und Himmler, bei denen geheime und geheimste Informationen von den verschiedensten Seiten zusammenflossen, nicht über die systemfeindlichen Bestrebungen und Vorgänge in der Abwehr erheblich mehr

352

wußten, als sie auch ihren nächsten Mitarbeitern mitteilten. Ferner ist es keineswegs sicher, daß Himmler und Heydrich miteinander mit offenen Karten spielten. Was Himmler an-

belangt, so muß man eigentlich annehmen, daß er auf Grund seiner eigenen Fühlungen mit den Kriegsgegnern durch den nachher wegen zu viel Wissens umgebrachten Rechtsanwalt Langbehn mindestens eine Vorstellung davon gehabt hat, daß auch von anderen Seiten ähnliche Bemühungen im Gange waren. Man kann auf Grund dessen, was Langbehn seinen Freunden im Lager der Fronde, u. a. dem Botschafter a. D. von Hassell, berichtet hat, ferner schließen, daß man im Kreise um Himmler schon mindestens seit dem Scheitern der Offensive gegen Moskau in den frühen Wintermonaten 1941 mit dem Gedanken gespielt hat, Hitler zu beseitigen und den Reichsführer SS an seine Stelle zu setzen.

--

Bei dem Material, welches Himmler ohne Zweifel vorgelegen hat, hätte es keiner besonderen Kombinationsgabe auf seiner Seite bedurft, um sich klarzumachen, an welchen anderen Stellen ähnliche Gedanken wie bei ihm selbst und seinem Kreise erwogen wurden und zu dem Schlusse zu gelangen, daß die seit jeher mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtete Abwehr dabei eine besonders wichtige Rolle spielte.

Wenn Himmler und Heydrich vorausgesetzt, daß sie in dieser Sache miteinander im Einklang waren - trotz alledem nicht zugegriffen, so könnte sehr wohl der Gedanke mitgespielt haben, daß es zweckmäßig wäre, ruhig die Politiker der Fronde, die Militärs und die Abwehr ihren Putsch machen und Hitler stürzen zu lassen und erst hinterher mit den Machtmitteln der SS einzugreifen. Dann hatte man die Chance, sich als Rächer des von „der Reaktion“ beseitigten „Führers“ aufzuspielen und in der allgemeinen Verwirrung die Macht an sich zu reißen.

23 Abshagen, Canaris

353

Das ist natürlich eine Spekulation, denn aktenmäßige Unterlagen für solche Pläne der SS-Führung haben wir nicht; doch manche Indizien könnten in diesem Sinne ausgelegt werden. Natürlich gibt es auch eine primitivere Erklärung für das Zuwarten, die mit einer bei der Polizei öfters angewandten Praxis begründet werden kann. Die wäre, daß man zwar sehr konkreten Verdacht hinsichtlich der Verschwörung gegen das System gehabt, es aber für zweckmäßig gehalten hätte, solange diese sich nicht in umstürzlerischen Handlungen äußerte, sich auf scharfe Überwachung zu beschränken aus dem Gedanken heraus, daß es besser sei, mit einem bekannten Verschwörererkreis zu tun zu haben, als die ganze Umstürzbewegung durch die Verhaftung der bekannten Spitzen unter die Erde zu treiben.

Es ist schon davon gesprochen worden, daß Canaris den Tod Heydrichs mit einem Gefühl der Erleichterung zur Kenntnis nahm. Er hatte das Gefühl, daß Heydrich ihm unangenehm nahe auf der Spur war. Mit den kleineren Geistern unter seinen Gegnern im RSHA hoffte er schon fertig werden zu können, wenngleich er vor Gruppenführer Müller ständig auf der Hut blieb. Mit Heydrichs Nachfolger Kaltenbrunner suchte er zunächst keinen persönlichen Kontakt. Das erste Zusammentreffen der beiden Männer fand am 22. Februar 1943 also rund dreiviertel Jahre nach Heydrichs Tod im Hotel „Regina“ in München statt. Wir haben die Schilderung eines Augenzeugen über dieses Zusammentreffen, die in man-

cher Hinsicht recht interessant ist. Der Tag des Zusammen-
treffens war der gleiche, an dem im Gefängnis Stadelheim
bei München die Geschwister Scholl wegen ihrer führenden
Beteiligung an der Studentenverschwörung an der Universität
München hingerichtet wurden. Canaris war über das Schicksal

-

354

des Geschwisterpaares und das brutale Verfahren vor dem
Volksgerichtshof unter Freislers Vorsitz tief erschüttert. Viel-
leicht spielte dieser Umstand mit, wenn der Admiral in dem
ganzen ersten Teil der Besprechung mit Kaltenbrunner nach
dem Eindruck seiner Begleiter bedrückt, unsicher, ja fast ver-
schüchtert wirkte. Es könnte aber ebensowohl die körperliche
Erscheinung Kaltenbrunners daran schuld gewesen sein. Der
große, ungeschlachte Kerl im Format eines alpenländischen
Holzfällers mit den von Schmissen durchfurchten Backen
wirkte irgendwie erdrückend auf Canaris. Auch seine lang-
same, schwerfällige Redeweise, die auf ein gleichfalls langsam
arbeitendes und reagierendes Gehirn schließen ließ, fiel Ca-
naris auf die Nerven. Er wurde noch unsicherer, als Kalten-
brunner eine leichte Anspielung auf die Erregung der Mün-
chener Bevölkerung über die Vollstreckung des Todesurteils
an den Scholl-Geschwistern mit einer kaltschnäuzigen Be-
merkung, die auf völligen Mangel an menschlichem Empfin-
den schließen ließ, beantwortete. Canaris beschränkte sich
deshalb seinerseits auf ziemlich abgedroschene Phrasen über
gute Zusammenarbeit, bis Kaltenbrunner auf dieses Stichwort
hin sich äußerst kritisch über den Wiener Abwehrstellenleiter
Graf Marogna-Redwitz ausließ. Dieser unterhalte nach seinen
Informationen Beziehungen zur konservativen Opposition
in Österreich und stehe außerdem in auffallend gutem Ver-
hältnis zu wegen ihrer anglophilen Einstellung verdächtigen
Mitgliedern des ungarischen Nachrichtendienstes.
Der Augenzeuge berichtet, daß bei diesem Angriff auf
einen seiner Mitarbeiter bei Canaris wie mit einem Schlage
alle Unsicherheit verschwunden sei. Er war sich bewußt, daß
dieser Angriff nicht unbegründet und über die Person Ma-
rogna hinaus für die ganze Abwehr und die Widerstands-
bewegung gefährlich sei. Jetzt ließ er gegenüber dem

355

schwerfälligen Kaltenbrunner alle Register seines Intellektes
spielen. Er verstand es, das, was Kaltenbrunner als an-
stößig empfunden hatte, als völlig harmlos und im Ein-
klang mit den Aufgaben und Pflichten eines Abwehroffiziers
darzustellen. Mit größter Geschicklichkeit wußte er Schwächen
in seiner Argumentation zu verdecken, Kaltenbrunners Beden-
ken völlig zu zerreden, so daß am Ende der Besprechung der
neue Chef des RSHA, wenn nicht über die Harmlosigkeit seines
Gegenspielers in der Leitung der Abwehr, so doch über die Tä-
tigkeit Marognas völlig beruhigt schien. Über seinen persön-
lichen Eindruck von Kaltenbrunner machte Canaris unmittel-
bar nach der Besprechung zu seiner Begleitung nur eine be-
zeichnende Bemerkung: „Haben Sie die Hände von dem Kerl
gesehen? Mörderpranken!“

Trotz dem physischen Widerwillen, den ihm schon Kalten-
brunners äußere Erscheinung einflößte, bemühte sich Canaris,
nachdem einmal die persönliche Berührung hergestellt war,
mit Kaltenbrunner ein ähnlich gutes äußerliches Verhältnis
wie zu seinem Vorgänger Heydrich herzustellen in dem Be-

streben, auf diese Weise seinem Gegner in die Karten zu gucken. Kaltenbrunner sowohl wie seine engeren Mitarbeiter Müller, Schellenberg, Huppenkothen und andere waren in der Folge öfters Tischgäste von Canaris in Zossen, wohin die Abwehr am 19. April 1943 ihre Diensträume verlegt hatte. Diese Zweckintimität konnte jedoch nicht verhindern, daß das Netz, welches die Gestapo um Canaris und die Abwehr zu ziehen begonnen hatte, sich stetig enger zusammenzog. Der dirigierende Kopf auf seiten der Gestapo war wohl in erster Linie Müller. Bedrohlich nahe an Canaris selber kamen die Ermittlungen in einem Verfahren, das ursprünglich von der Zollfahndungsstelle Prag ausging. Diese hatte im Dezember 1942 zwei Angehörige der Abwehrstelle München unter

356

dem Verdachte eines Devisenvergehens gefaßt. Die in dem sich hieraus entwickelnden Devisenverfahren gegen Angehörige der Abwehrstelle München getroffenen Ermittlungen gaben der Gestapo Gelegenheit, das Verfahren auf das politische Gleis zu schieben. Hierbei wurden die bereits früher erwähnten Friedensbemühungen, die Dr. Josef Müller auf dem Wege über den Vatikan betrieben hatte, erneut zum Gegenstand des Verfahrens gemacht. Es wurde bereits in diesem Zusammenhange von einer „Generalsclique“ gesprochen und der Name Dohnanyi als der des in Osters Abteilung für die Friedensgespräche zuständigen Sachbearbeiters erwähnt. In der Gestapoleitung in Berlin scheint man allerdings zunächst einigermaßen skeptisch gewesen zu sein. Man hatte dort Oster zwar seit langem im Verdacht oppositioneller Betätigung. Aber das in vielem zunächst noch hypothetische Ergebnis der Münchner Ermittlungen deutete zu vollkommen und eindeutig auf den Tatbestand einer auf der Grenze von Hoch- und Landesverrat liegenden Verschwörung, als daß man ohne weiteres daran zu glauben bereit war. Außerdem war sich Gestapo-Müller darüber klar, daß, wenn das, was seine Münchner Organe ermittelt zu haben glaubten, stimmte, die Untersuchung kaum bei Dohnanyi und Oster würde haltmachen können, sondern auch auf Canaris erstreckt werden müßte. Und das schien ihm doch ein reichlich heißes Eisen zu sein. Er entschied gegen rasches Zufassen und beschloß, sehr vorsichtig vorzugehen. Es ist nicht klar ersichtlich, ob er schon vorher mit Himmler inoffiziell Fühlung genommen hatte. Amtlich jedenfalls wurde dieser erst jetzt gleichzeitig mit Keitel durch einen sehr zurückhaltend abgefaßten Bericht verständigt, welcher beiden durch Oberstkriegsgerichtsrat Röder beim Reichskriegsgericht, der die Untersuchung der in München Verhafteten führte, auf Veranlassung

357

von Gruppenführer Müller zugeleitet wurde. Die Tendenz war, nach außen hin die politischen Verdachtspunkte möglichst zurückzustellen und die Sache als ein Devisendelikt mit dem Hintergrunde möglicher Korruption zu frisieren, um auf diese Weise Widerstände gegen eine Durchführung der Untersuchung lahmzulegen. In Wirklichkeit sollte natürlich die Untersuchung benutzt werden, um gründlich in die politischen Zusammenhänge in der Abwehr hineinzuleuchten. Röder erhielt den Befehl, die weiteren Ermittlungen als Sonderauftrag des Reichskriegsgerichts durchzuführen. In Ausführung dieses Befehles begab er sich am 5. April 1943 in Begleitung eines Kriminalkommissars zunächst zu Canaris, um diesen vor

Beginn der Untersuchung zu orientieren. Canaris zog zu dieser Besprechung Oster hinzu, der sich sofort vor Dohnanyi stellte und erklärte, er übernehme unbesehen die Verantwortung für alles, was diesem etwa zur Last gelegt werde. So ritterlich diese Handlungsweise war, so kann man sich fragen, ob sie gegenüber Menschen, von denen man alles andere als ein ritterliches Benehmen erwarten konnte, zweckmäßig war.

Es folgte dann die unter anderem von Gisevius beschriebene Szene in Dohnanyis Büro, bei der durch die Nervosität der Beteiligten ein Aktendeckel beschlagnahmt wurde, in dem sich unter anderem ein Antrag auf erneute Freistellung des zur Bekennenden Kirche gehörenden Pastors Dietrich Bonhöffer vom Wehrdienst befand. Dieser war schon vorher zu Verhandlungen mit ausländischen protestantischen Kirchenkreisen, die parallel zu Dr. Müllers vatikanischen Besprechungen liefen, eingesetzt worden. Der fragliche Zettel war mit einem O abgezeichnet, das ein Nadelöhr-Becks Deckname war ..Nadelöhr" darstellte, zum Zeichen, daß der Generaloberst einverstanden war. Der SD nahm an, es

358

handle sich um Osters Paraphe, was in den Vernehmungen Osters und Dohnanyis zu Widersprüchen führen sollte. Dohnanyi, dessen Frau und Pastor Bonhöffer wurden sofort verhaftet. Oster, der während der Durchsuchung dabei beobachtet wurde, wie er versuchte, die Zettel verschwinden zu lassen, mußte seinen Dienst einstellen und erhielt später mit Wirkung vom 31. Dezember 1943 seinen Abschied. Mit ihm verlor die Widerstandsbewegung innerhalb und außerhalb der Abwehr ihren tätigsten und hingebungsvollsten Mitarbeiter, der ohne jeden persönlichen Ehrgeiz, stets nur an die Sache denkend, alle seine Kräfte dem Kampf gegen Hitler gewidmet hatte. Zwar ließ man ihn noch geraume Zeit in Freiheit, aber er wurde natürlich scharf überwacht und war an weiterer wirkungsvoller Tätigkeit für die Fronde dadurch gehindert.

Es ist für den Außenstehenden schwer zu verstehen, daß Oster und Dohnanyi sich auf diese Weise überrumpeln ließen, mußten sie doch wissen, daß der SD ihnen seit geraumer Zeit auf den Fersen war. Schon bald nach den Münchener Verhaftungen waren sie überdies von Reichskriminaldirektor Nebe gewarnt worden, daß höchste Gefahr im Verzuge sei, und noch am Vortage hatte Canaris, der irgendwie Wind von dem schwebenden Verfahren bekommen haben muß, Oster dringend ans Herz gelegt, dafür zu sorgen, daß nichts Belastendes im Büro gefunden werden könne. Vielleicht war Oster dadurch, daß das RSHA schon so viele Gelegenheiten, da es Verdacht gefaßt haben mußte, ungenutzt hatte verstreichen lassen, in Sicherheit gewiegt worden. Er mag wohl auch daran gezweifelt haben, daß man in der Prinz-Albrecht-Straße riskieren würde, öffentlich ein politisches Verfahren gegen die Abwehr anzustrengen und einen direkten Einfall in das Haus am Tirpitzufer zu inszenieren.

359

Daß ausgerechnet Dohnanyi das erste Opfer der Röderschen Untersuchung werden mußte, ist auch insofern besonders tragisch, als gerade dieser eminent kluge Mann sich von jeher der Gefährlichkeit der schriftlichen Festlegung von im Sinne des Dritten Reiches illegalen Tatbeständen klar bewußt

gewesen war. Schon zu einem früheren Zeitpunkte hatte er seinem Mitarbeiter Justus Delbrück einmal mit einem Wink auf einen Stoß Geheimakten gesagt: „Jeder Zettel ist ein Todesurteil.“ Aber Oster und seine Mitarbeiter standen andererseits stark unter dem Eindruck der Forderung Becks, Belege über das gesamte Tun und Lassen der Opposition aufzubewahren. Beck hatte besonders in den ersten Phasen des Krieges darauf hingewiesen, daß die Opposition eines Tages werde nachweisen müssen, daß sie bereits zu einer Zeit, als die meisten noch an Hitlers Sieg glaubten, den Entschluß zum Widerstande gegen das verbrecherische Regime gefaßt und betätigt habe. Der ehemalige Generalstabschef selber hatte auch seither die Gewohnheit, jeden seiner Schritte aktenmäßig festzuhalten, nicht aufgegeben. Osters Dokumentensammlung war ja aus einem ähnlichen Motiv, einerseits die Tätigkeit der Opposition, daneben aber vor allen Dingen die Schandtaten des nationalsozialistischen Regimes festzuhalten, begonnen und fortgeführt worden.

Der eigentliche Fehler in Osters Rechnung scheint darin gelegen zu haben, daß er nicht rechtzeitig erkannte, daß die Gestapo die Devisenaffäre in München dazu benutzte, ihre politische Untersuchung als ein gegen rein kriminelle Tatbestände gerichtetes Verfahren zu tarnen. Es war ein besonderes Pech für Oster und seine Mitarbeiter und ein Glücksfall sondergleichen für die Gestapo, daß Röder gleich in der ersten Stunde seiner Untersuchung politisches Material, das für Oster persönlich und für die Abwehr schwer belastend war, in die Hand fiel.

360

Röder, der nun Blut geleckt hatte, führte die Untersuchung wochenlang weiter. Er trat sehr großspurig auf, bedrohte Zeugen, prahlte mit seinen persönlichen Beziehungen zu Göring, aber er kam nicht sehr viel weiter. Zwar wurde Dr. Josef Müller in München festgenommen, es wurde auch Anklage gegen ihn erhoben. Es kann aber in der Abwehr kein ihn ernsthaft belastendes Material aufgefunden worden sein, das die von der Münchner Gestapo gegen ihn erhobenen Verdächtigungen bestätigt hätte; denn er wurde freigesprochen. Das bedeutete nicht, daß er in Freiheit gesetzt worden wäre. Die Gestapo behielt ihn vielmehr in Gewahrsam. Freisprüche durch die ordentlichen Gerichte waren in jenen Tagen für diejenigen, welche sich auf den schwarzen Listen der Gestapo befanden, kein Segen. Wünschenswerter waren für sie im allgemeinen nicht zu langfristige Freiheitsstrafen im ordentlichen Gerichtsverfahren, die dazu führten, daß die Verurteilten zum Strafvollzug in die der Justizverwaltung unterstehenden Strafanstalten eingeliefert und dadurch zunächst einmal der Willkür der Gestapo entzogen wurden. Das Verfahren gegen Dohnanyi wurde mit Hilfe des Chefrichters des Heeres, Dr. Sack, erfolgreich in die Länge gezogen. Es war noch nicht zur Anklageerhebung gekommen, als der 20. Juli 1944 die letzten Hemmungen für die Gestapo beseitigte und auch Dohnanyi ein Opfer des großen Aufräumens wurde.

Doch kehren wir zu Röders Untersuchung in der Abwehr zurück. Canaris war durch die seiner ganzen Arbeit drohende Gefahr zu höchster Aktivität angespornt worden. Noch einmal bewährte er sich in seiner alten Gewandtheit. Er ließ alle Minen springen, um Röder entgegenzuarbeiten. Dessen Ungeschick und Taktlosigkeit spielten ihm in die Hände. Canaris verstand es, Keitel klarzumachen, daß Röder seine Zustän-

digkeit weit überschreite, daß die Untersuchung gegen die Abwehr nur ein Vorwand sei und daß es sich im Grunde um einen Angriff der SS gegen die Wehrmacht und deren Spitze, den Chef des OKW selber, handele. Das machte dann Keitel mobil. Röder wurde abgelöst. Er fiel die Treppe hinauf, wurde zum Generalrichter bei einer Luftflotte auf dem Balkan, möglichst fern von Berlin, befördert.

Wie erbittert Canaris über Röder gewesen sein muß, wird dadurch erhellt, daß er, der sonst jeder Anwendung von Gewalt widerstrebte, ihm gegenüber mindestens der geistige Urheber eines Aktes von Brachialgewalt wurde. Röder hatte im Verlaufe der Untersuchung auch abfällige Äußerungen über die Division „Brandenburg“ gemacht, die er als „Drückebergerverein“ bezeichnet hatte. Der Kommandeur der Division, Generalmajor von Pfuhlstein, stellte daraufhin wie Canaris später mit dem Ausdruck der Befriedigung im vertrauten Kreise erzählte, auf seine, Canaris', Veranlassung - Röder und versetzte diesem, als er nicht sofort eine befriedigende Antwort erteilte, einen Schlag ins Gesicht. Als Pfuhlstein daraufhin in Haft genommen wurde, begab sich Canaris sofort zu Keitel, erklärte diesem, daß Pfuhlstein auf seine Weisung hin gehandelt habe. Infolgedessen sei er, Canaris, verantwortlich. Er betrachte sich deshalb als in Ehrenhaft, solange Pfuhlstein nicht wieder in Freiheit gesetzt sei. Er verließ tatsächlich sein Haus etwa eine Woche nicht, bis er von Keitel die Mitteilung erhielt, daß das Verfahren gegen Pfuhlstein erledigt sei.

Doch zurück zur Untersuchung. Keitel nahm Verhandlungen mit Himmler auf. In dieser Unterredung soll Himmler nach Angaben aus Gestapokreisen eine Haltung eingenommen haben, die nach dem, was wir etwas weiter oben besprochen haben, nachdenklich stimmen muß. Er soll nämlich Keitel er-

362

klärt haben, er habe an der ganzen Angelegenheit nicht das geringste Interesse, habe überdies gar nichts gegen Canaris. Der solle sich die ganze Sache nur zur Lehre dienen lassen und keine unzuverlässigen Elemente bei sich beschäftigen, bzw. sich endlich von solchen freimachen. Es ist tatsächlich schwer zu glauben, daß Himmler um diese Zeit, im Sommer 1943, noch so ahnungslos gewesen sein sollte, wie er nach dieser Auslassung scheinen könnte. Hinter seinem Desinteressement muß doch wohl mehr gesteckt haben.

Jedenfalls aber gab Himmlers Stellungnahme Keitel die willkommene Möglichkeit, anzuordnen, daß in der weiteren Untersuchung die politische Seite - weil die bisherigen Ermittlungen keinen genügenden Anhalt nach dieser Richtung hin gegeben hätten - zurückzustellen sei. Damit war die ganze Sache wieder auf ein Verfahren gegen etwaige Vergehen devisen- oder zollstrafrechtlicher Natur reduziert. Mit der Verhaftung Dohnanyis und dem Ausscheiden Osters war die Abwehr als Instrument des Widerstandes, wie wir schon gesehen haben, entscheidend geschwächt. Um etwa die gleiche Zeit gab es im Kreise der nächsten Mitarbeiter von Canaris, wie gleichfalls erwähnt, erhebliche Veränderungen. Es wurde einsamer um Canaris. Wir finden aber in seiner unmittelbaren Umgebung als engeren Vertrauten jetzt den Pianisten Helmut Maurer. Dieser war ein Nachbar von Canaris in Schlachtensee. Aus der Nachbarschaft hatte sich im

Laufe der Jahre ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem hochgebildeten und feinsinnigen Musiker und der Familie Canaris entwickelt. Als während des Krieges die Möglichkeit heranrückte, daß Maurer zur Wehrmacht eingezogen würde, hatte Canaris ihm vorgeschlagen, als Zivilangestellter bei der Abwehr einzutreten. Dadurch hatte Canaris nun schon seit einigen Jahren in der Abwehr an unauffälliger

363

Stelle einen Menschen sitzen, auf den er sich unbedingt verlassen konnte. Je länger der Krieg dauerte, je kleiner der Kreis der alten Vertrauten wurde, um so mehr wurde „Onkel Mau“, wie Canaris ihn zu nennen pflegte, zu einem Vertrauten, mit dem er seine Sorgen und Nöte frei besprechen konnte.

Canaris' pessimistische Beurteilung der Aussichten für eine entscheidende Wendung zum Besseren durch einen Umsturz schien durch den Ablauf der Ereignisse mehr und mehr gerechtfertigt. Die Fühlung zu dem Kreise um Beck wurde allmählich lockerer. Dort war die Initiative mehr und mehr in die Hände einer Gruppe junger Generalstabsoffiziere übergegangen, unter denen der Oberst Graf Stauffenberg als Persönlichkeit hervorragte. In diesem Kreise hatte man in mancher Hinsicht andere Ideen als die „Zivilisten“ um Oster. Deren sorgfältig erwogene und durchgearbeitete Staatsstreichpläne wurden in entscheidenden Punkten mißachtet, wie sich später herausstellen sollte, nicht zum Nutzen der Sache. Die politischen Gedankengänge des Kreises um Stauffenberg blieben Canaris fremd. Er setzte dessenungeachtet seinen Verteidigungskampf gegen das RSHA fort. Er unternahm auf eigene Initiative Schritte wie die geschilderte Warnung an Amé in Venedig. Manchmal mag ihm in diesen Wochen und Monaten der Gedanke gekommen sein, das Spiel aufzugeben, sich von dem aussichtslosen Kampfe zurückzuziehen. Aber er gab solchen Regungen nicht ernsthaft nach. Er stand nach wie vor zu dem, was er „Onkel Mau“ einmal zu Anfang des Krieges geäußert hatte, als er ihm ein Exemplar des Romanes „Tsushima“ von Frank Thieß schenkte; auf den unglücklichen Chef der russischen Ostseeflotte, Admiral Rojestwenski, anspielend, hatte er etwa gesagt:

Sehen Sie, dieser Mann ist losgefahren, obgleich er wußte,

364

daß die Regierung ihn bei allen Vorbereitungen zur Fahrt betrog, obgleich er wußte, daß der Staat ihn kurz nach seiner Abfahrt verraten und diffamieren würde, obgleich er wußte, daß auf seinem Rücken die übelsten Geschäfte ausgepaukt wurden und eine Clique bereit stand, ihn ans Kreuz zu schlagen. Er wußte als Fachmann, daß er mit gänzlich ungenügenden Schiffen und schlecht ausgebildeter Mannschaft fuhr, wußte, daß die Außenpolitik mit England dadurch ins Wanken geriet, und wußte auch, daß er jede etwaige Schlacht verlieren müsse und nie wieder seine Heimat sehen würde. — Dieser Mann ist gefahren für Rußland — trotz alledem und im vollen Bewußtsein dessen, was er tat... ich gehe als Offizier für Deutschland in den Krieg und gebe meinen Posten nicht auf, um zu retten, was noch zu retten ist, und um den mörderischen Nachfolger, der meinen Platz haben will, so lange es irgend möglich ist, auszuschalten.

Dieser letzte Gedanke, die Kaltenbrunner, Müller und Schellenberg nicht in den Besitz der Abwehr und ihrer Mög-

lichkeiten gelangen zu lassen, hielt ihn auch jetzt noch bei der Stange, obwohl er sich bewußt war, daß sein Tsushima, die Schlacht, die ihm und der Abwehr als selbständige Organisation ein Ende bereiten mußte, nicht mehr ferne war. Im Januar 1944 platzte wieder eine Bombe, auch dieses Mal ganz nahe bei Canaris. Der Kreis um die Witwe des ehemaligen Botschafters Solf, in den sich ein Gestapospitzel einzuschleichen vermocht hatte, wurde verhaftet. Unter den Festgenommenen befand sich der Gesandte O. C. Kiep, der seit Kriegsausbruch im Amt Ausland/Abwehr als Reserveoffizier tätig gewesen war. Beziehungen sowohl zu dem in der Schweiz lebenden früheren Reichskanzler Wirth wie zu dem verabschiedeten Generalstabschef Halder wurden dem SD bekannt. Gleichzeitig erhielt die Gestapo Kenntnis davon, 365

daß die Mitglieder des Kreises durch den gleichfalls in der Amtsgruppe Ausland als Kriegsverwaltungsrat tätigen Grafen Helmut von Moltke und den zur Abwehrabteilung III gehörigen Hauptmann Gehre gewarnt worden waren, daß ihre Telephone überwacht würden, was der Letztgenannte von einem im „Forschungsamt“ tätigen Freund, einem früheren Seeoffizier, erfahren hatte. Kaltenbrunner, Müller und Schellenberg mußten also ganz im Bilde darüber sein, daß in der Abwehr trotz Osters Abgang immer noch gegen sie gearbeitet wurde. Sie schritten aber auch jetzt noch nicht zum Frontalangriff gegen Canaris, obgleich besonders Schellenberg in unermüdlichem Ehrgeiz auf die Zusammenfassung des gesamten politischen und militärischen Nachrichtendienstes in seiner Hand hinarbeitete.

Den unmittelbaren Anstoß zu Canaris' Sturz gab dann aber ein verhältnismäßig fernliegender Vorfall. Ein bei der Abwehrorganisation in der Türkei tätiger Angestellter, Dr. Erich Vermehren, ging mit seiner Frau, einer geborenen Gräfin Plettenberg, die kurze Zeit vorher in der Türkei eingetroffen war, auf die englische Seite über und verschwand mit einem britischen Flugzeug nach Kairo. Es ist von SD-Seite behauptet worden, daß Vermehren der Gegenseite geheimes Nachrichtenmaterial zur Verfügung gestellt habe. Das Ehepaar Vermehren hat selber angegeben, daß es aus religiösen Gründen weitere Mitarbeit im Dienste Hitlers und eine Rückkehr ins Dritte Reich habe ablehnen müssen. Daneben mag die Tatsache eine Rolle gespielt haben, daß die junge Frau Vermehren, welche in Beziehungen zu katholischen Widerstandskreisen gestanden haben dürfte, sich bei Rückkehr nach Deutschland mit Recht bedroht fühlen mußte. Die Nachricht von dem Übertritt der Vermehrens erregte in der Türkei und darüber hinaus beträchtliches Aufsehen. Der Fall machte 366

im übrigen Schule. Verschiedene andere Deutsche, darunter ein aus Österreich stammendes Ehepaar von Kletschowsky, welches seit Jahren für die Abwehrabteilung III in der Türkei tätig gewesen war, folgte dem gegebenen Beispiel, und sogar die Sekretärin des der Botschaft beigegebenen Gestapoattachés begab sich, als sie nach Berlin zurückberufen wurde, anstatt abzureisen, in die amerikanische Botschaft.

Die Angelegenheit Vermehren rief bei Hitler einen Wutanfall von selbst bei ihm ungewöhnlicher Heftigkeit hervor. Erschwerend fiel für Hitler offenbar ins Gewicht, daß Vermehrens Dienststellenleiter, der Hauptmann der Reserve Dr. Paul Leverkühn, ihm schon von früherer Gelegenheit in unan-

genehmer Erinnerung war. Leverkühns Name war im Zusammenhang mit der Aufsehen erregenden Friedensfühlerrede, die Botschafter von Papen am Heldengedenktage 1943 in Ankara gehalten, und die zu einer Beschwerde des japanischen Botschafters Oshima bei Hitler geführt hatte, in Verbindung mit Friedensbemühungen nach amerikanischer Seite genannt worden. In der Tat hatte Leverkühn - trotz des Verbotes politischer Betätigung für die Abwehr mit stillschweigender Duldung durch den Abteilungschef von Abwehr I, Oberst Hansen und durch Canaris - im Einvernehmen mit von Papen Möglichkeiten für die Anknüpfung von Friedensgesprächen erkundet, was ja durchaus im Sinne von Canaris war, was aber auch, wie sich später herausstellte, den Verdacht der Gestapo erweckt hatte. Der Zorn über den Fall Vermehren übertrug sich bei Hitler jedenfalls über Leverkühn auf dessen Chef Canaris. Hitler soll in seiner Wut wiederholt den Namen Leverkühn als den eines typischen Canarisvertreters genannt haben. Canaris selbst, so schimpfte er, sei dafür verantwortlich, daß diese Schweinerei nicht verhindert worden sei. Der bekannte Turnierreiter und SS-Gener-

367

ral Fegelein, der mit der Schwester von Eva Braun verheiratet war (was ihn später, kurz vor Kriegsschluß; nicht vor dem Mordbefehl seines „Schwagers“ Hitler rettete), hat für sich das „Verdienst“ in Anspruch genommen, bei dieser Gelegenheit Hitler vorgeschlagen zu haben, er solle doch „den ganzen Kram“, das heißt also den gesamten Nachrichtendienst, Himmler unterstellen. Jedenfalls berief Hitler diesen zu sich und forderte ihn auf, ihm unverzüglich Vorschläge für die Bildung eines einheitlichen Nachrichtendienstes zu unterbreiten. Canaris erfuhr über Keitel, daß sein Kampf gegen die SS mit dem Siege seiner Gegner geendet habe. Keitel befand sich gerade in Berlin. Jodl rief ihn aus dem Führerhauptquartier an und teilte ihm mit, der „Führer“ habe auf Grund des Vorganges Vermehren angeordnet, daß die Abwehr an das RSHA abzugeben sei. Es war im Februar 1944. Innerhalb der obersten Instanzen der SS gab es noch Meinungsverschiedenheiten über den Umfang dessen, was man sofort übernehmen sollte. Himmler und Müller waren gewillt, zunächst nicht mehr in das RSHA einzugliedern, als ohne zu große Schwierigkeit verdaut werden könnte. Schellenberg hätte am liebsten das gesamte Amt Ausland/Abwehr vereinigt. Kaltenbrunner entschloß sich schließlich, Himmler einen Text für einen Führererlaß vorzuschlagen, der nach Angaben von SD-Seite etwa folgenden Wortlaut hatte:

1. Ich befehle die Errichtung eines einheitlichen deutschen geheimen Meldedienstes.
2. Mit der Führung des geheimen Meldedienstes beauftrage ich den Reichsführer SS. Dieser und der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht vereinbaren gemeinsam, unter welchen Umständen der militärische Nachrichtendienst in den geheimen Meldedienst zu überführen ist.

368

In erzwungener Untätigkeit
Mitte Juli 1944

Nachdem Himmler seine Zustimmung zu dem Entwurf gegeben hatte, begab sich Kaltenbrunner ins Führerhauptquar-

tier und unterbreitete nach Abstimmung des Textes mit Keitel und Jodl diesen Hitler. Der machte keinerlei Einwendungen, sondern fragte Kaltenbrunner, wenn man dessen Erzählung glauben darf, nur, ob der Erlaß ihm auch alles gebe, was er brauche. Bezeichnend für den ungeminderten Machthunger der SS ist, daß Kaltenbrunner darauf geantwortet haben will, jetzt fehle ihm nur noch der Nachrichtendienst des Auswärtigen Amtes. Auf diese Anzapfung scheint Hitler aber nicht reagiert zu haben.

Canaris hatte mit der praktischen Durchführung des Führererlasses nichts mehr zu tun. Er wurde mit sofortiger Wirkung beurlaubt und vom Dienste suspendiert. Die Verhandlungen zwischen Wehrmacht und SS über die Überleitung standen unter dem Vorsitz des Chefs des Wehrmachtzentralamtes, Generalleutnant Winter, der hierzu von Keitel bevollmächtigt worden war. Sie wurden im einzelnen für die Amtsguppe Ausland (die beim OKW verblieb, wenngleich mit gewissen Auflagen zugunsten Himmlers) von ihrem Chef Konteradmiral Bürkner, für die drei Abwehrabteilungen von Generalmajor von Bentivegni geführt. Die Abwehrabteilungen I und II wurden zu einem „Amt Mil“ vereinigt und ins RSHA überführt. Chef des Amtes Mil wurde der bisherige Leiter von Abwehr I, Oberst Hansen. Für Abwehr III wurde eine Sonderregelung getroffen, die im einzelnen darzustellen außerhalb des Rahmens dieses Buches liegen würde. Die Zentralabteilung, einst Osters Domäne, wurde aufgelöst.

Mit Bitterkeit im Herzen und mit brennender Sorge mußte Canaris sehen, wie sein Werk, das er mit Hingabe aufgebaut und mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit verteidigt hatte, nun zerschlagen wurde. Es war für ihn kein Trost, daß

24 Abshagen, Canaris
369

er mit Sicherheit voraussah, daß die Sieger sich des Preises nicht mehr lange erfreuen würden. Die letzte Organisation, die ein ernsthafter Hemmschuh an der Politik des totalen Terrors gewesen war, bestand nicht mehr. Ihr Fehlen sollte sich schmerzlich bemerkbar machen, als wenige Monate später endlich der verzweifelte Versuch unternommen wurde, vor Toresschluß noch aus deutscher Initiative den Tyrannen zu beseitigen und das System zu stürzen.

Daß die Gestapo in ihrem über ein Jahrzehnt währenden Kampfe gegen die Abwehr eines Tages siegen mußte, kann bei rückschauender Betrachtung niemanden überraschen, der sich vergegenwärtigt, daß sie in einem Regime, wie das im Dritten Reiche herrschende, eigentlich alle Trümpfe in der Hand hatte. Erstaunlich ist nur, daß sie so lange brauchte, um ihr Ziel der Vereinigung des gesamten inneren und äußeren geheimen Nachrichtendienstes in ihrer Hand zu erreichen. Dieses Streben über neun Jahre hindurch trotz ungeheurer Schwierigkeiten hintertrieben zu haben, ist die außerordentliche Leistung von Canaris. Man wird ihre Bedeutung nur dann richtig würdigen können, wenn man sich vorzustellen versucht, wieviel lückenloser und unerbittlicher der SS-Terror sich im Innern Deutschlands und gegenüber den in Hitlers Machtbereich geratenen Ländern Europas hätte auswirken können, wenn sich die Himmler, Heydrich, Kaltenbrunner und Konsorten frei gewußt hätten von der stetigen Beobachtung und Kontrolle des „alten Fuchses“ vom Tirpitzufer. Diese Leistung aber war Canaris ganz persönlich zuzu-

schreiben, seiner Kunst der Menschenbehandlung, seinem diplomatischen Geschick, seiner Wendigkeit und Kunst der Verstellung, nicht zuletzt aber dem rücksichtslosen Einsatz seiner Person, mit anderen Worten seiner Zivilcourage.

370

ACHTZEHNTES KAPITEL

SEIN GOLGATHA

Canaris' Beurlaubung dauerte nicht lange. Er erhielt einen neuen Posten. Er wurde Chef des Sonderstabes für Handels- und Wirtschaftskrieg, dessen Standort in Eiche bei Potsdam war. Es war eine Dienststelle ohne größere praktische Beteiligungsmöglichkeiten. Trotzdem ist es auf den ersten Blick überraschend, daß der so offenbar bei Hitler in Ungnade gefallene Canaris nicht endgültig verabschiedet wurde, sondern ein neues Kommando erhielt. Wenn man ihm also diese Sinekure gab, so geschah das kaum ihm zuliebe, sondern wohl hauptsächlich, um den im In- und Auslande entstandenen Eindruck, daß die Umwälzung im deutschen Nachrichtendienst ein Symptom für schwere innere Erschütterungen oder Spannungen sei, abzuschwächen. Denn natürlich hatte man die Veränderungen in einer Organisation mit so verzweigten Gliederungen im Auslande nicht vor der Umwelt geheimhalten können.

Dienstlich war Canaris durch sein neues Amt nicht sehr in Anspruch genommen. Mit der Verschwörung gegen Hitler stand er nach wie vor in Verbindung. Allerdings konnte er in seiner neuen Dienststellung kaum große praktische Hilfe leisten, zumal er natürlich von der Gestapo, die über seine systemfeindliche Einstellung keine Zweifel mehr hatte, ziemlich scharf überwacht wurde. Wir wissen bereits, daß er gegen die neue Richtung innerhalb der Verschworenen bei aller persönlichen Wertschätzung für Stauffenbergs Persönlichkeit

371

ernste Bedenken hatte. Er bedauerte besonders die Konzentration auf Fragen der künftigen Innenpolitik vor Gelingen der Erhebung und befürchtete wie sich nachher herausstellen sollte, mit Recht, daß darunter die technischen Vorbereitungen des Umsturzes bis ins letzte Detail, auf die man im Kreise um Oster so viel gründliche Arbeit verwandt hatte, leiden könnten. Er hatte seiner ganzen Einstellung entsprechend Bedenken gegen die von den Verschworenen in den Monaten kurz vor dem Umsturzversuch aufgenommene Führung mit der kommunistischen Untergrundbewegung. Im übrigen war Canaris müde und pessimistisch. Er glaubte, daß es bereits zu spät sei, als daß der Sturz Hitlers noch über die Ehrenrettung des deutschen Volkes hinaus positive Ergebnisse zeitigen könnte.

-

Ja, Canaris war müde. Nach der jahrelangen, unerhörten geistigen und seelischen Anspannung, der Überarbeitung, der ewigen Hast, mußte die plötzliche erzwungene Untätigkeit --- denn gemessen an dem, was hinter ihm lag, war, was sein neues Kommando an Arbeit verlangte, Untätigkeit eine scharfe Reaktion auslösen. Der Mann, der viele Jahre hindurch niemals Urlaub genommen, der nicht einmal sonntags ausgeruht hatte, sah sich plötzlich in eine Lage versetzt, in der es nichts Wesentliches zu tun gab. Auch zu Hause in Schlachtensee war es einsam und still, denn wegen der zunehmenden Bombengefahr hatte er seine Familie nach Bayern

evakuiert. So saß er denn, wenn er nicht in Eiche war, in seinem Garten und las, oder er trieb mit einem ihm bekannten Balten, Baron Kaulbars, russische Sprachstudien, oder „Onkel Mau“, der nach wie vor in der nunmehr unter SD-Ägide stehenden Abwehrabteilung III als unauffälliger Zivilangestellter arbeitete, kam herein und berichtete über die einzelnen Phasen der Überführung des alten „Ladens“ in
372

das RSHA. Aber auch darüber hinaus führte er mit diesem Freunde und Nachbarn stundenlange Gespräche über alle möglichen Dinge zwischen Himmel und Erde.

Im Laufe des Juni verdichteten sich die Canaris erreichenden Nachrichten über einen neuen Versuch, Hitler zu beseitigen und das Regime zu stürzen. Die Tatsache, daß der ganze Plan auf dem Gelingen des Anschlages auf Hitler aufgebaut war, und sich die Gedanken der Beteiligten fast ganz auf diese Anfangsphase der Erhebung konzentrierten, mußte Canaris, der innerlich seine Bedenken gegen das Attentat nie ganz hatte überwinden können, auch jetzt wieder bedenklich stimmen.

Am 20. Juli nachmittags saß Canaris in seinem Hause an der Betazeile in Schlachtensee mit „Onkel Mau“, als das Telephon läutete. Es war Stauffenberg, der ihm Mitteilung machte, der „Führer“ sei tot, eine Bombe habe seinem Leben ein Ende bereitet. Canaris' Reaktion war typisch. Er fragte zurück: „Tot? Um Gottes willen, wer war es denn? Die Russen?“ Natürlich wußte er ganz genau, daß Stauffenberg selber für die Bombe verantwortlich war; aber der alte Abwehrchef wußte auch, daß sein Telephon überwacht und jedes Gespräch mitgehört wurde. (In der Tat stellte sich bei Helmut Maurers Vernehmung durch den SS-Standartenführer Huppenkothen später heraus, daß diesem der Wortlaut des zwischen Canaris und Stauffenberg geführten Gespräches vorlag.) Auch wenn Hitler tot sein sollte, und daran zu zweifeln hatte Canaris ja nach Stauffenbergs präziser Angabe zunächst keinen Anlaß, waren die SS und die Gestapo noch nicht mit einem Schlage erledigt. Man mußte erst einmal abwarten, ob die neue Garnitur der Verschworenen, die an die Stelle Osters und seiner Mitarbeiter getreten war, auch hinsichtlich der Aushebung der Prinz-Albrecht-Straße, in der das Zentrum
373

des Spinnennetzes von Terror und Bespitzelung lag, hinreichend vorgesorgt hatte. Übrigens hatte Stauffenberg nur von Hitler gesprochen; was war aus Himmler und Göring geworden? Waren auch sie tot, oder lebten sie noch? Canaris überlegt: „Soll ich nun nach Eiche fahren oder in die Bendlerstraße?“ fragt er „Onkel Mau“. Aber es ist eine rein rhetorische Frage. Er hat eigentlich in der Bendlerstraße nichts zu suchen. Stauffenberg hat ihn nicht ausdrücklich aufgefordert zu kommen. Wenn alles gut geht, wird in der Bendlerstraße schon genügend Andrang von Leuten sein, die, sobald es sicher scheint, die „richtige“ Gesinnung dokumentieren wollen. Canaris wartet also zunächst ab. Gegen 5 Uhr nachmittags kommt telephonisch wir wissen nicht von wem die Nachricht, daß das Attentat mißglückt ist. Hitler lebt! Also doch! Er hatte doch recht gehabt, wenn er der ganzen Sache nie richtig getraut hatte. Jetzt entschließt sich Canaris, nach Eiche zu fahren. Dort trifft er bald nach 6 Uhr abends ein. Sein Adjutant ist bereits mit der Abfassung des

Glückwunschtelegramms des Sonderstabes für Wirtschaftskrieg an den geliebten Führer" beschäftigt. Zum Kotzen, aber was hilft es?

-M

An den folgenden Tagen war Canaris meistens in Eiche. Es hieß die Ohren spitzen, um zu hören, was die Gestapo vorhatte. Darüber, daß ihm höchste Gefahr drohe, war er keinen Augenblick im Zweifel, aber, wie immer, wenn es gefährlich wurde, war er in höchster geistiger und auch körperlicher Form. Die Müdigkeit und der Pessimismus waren wie fortgeweht. Am 22. Juli begegnete ihm ein ehemaliger Untergebener aus der Abwehr in Eiche, der über seine Rolle in der Fronde ziemlich genau Bescheid wußte und selbst im gleichen Lager stand. Canaris begrüßte ihn, ohne sich in ein Gespräch einzulassen-im beiderseitigen Interesse, denn man

374

mußte damit rechnen, daß jeder Schritt überwacht wurde. Er sagte nur kurz: „Ja, mein Lieber, so kann man es natürlich nicht machen! Ruf mich doch nächster Tage mal an.“

Der folgende Tag war ein Sonntag. Als der also Angeredete am Montag Canaris in seiner Privatwohnung anzurufen versuchte, erhielt er keine Antwort. Canaris war bereits verhaftet. Ein oder zwei Tage später wurde er selber festgenommen. Canaris' Verhaftung erfolgte am Sonntag, 23. Juli, nachmittags in Schlachtensee. Kein Geringerer als Herr Standartenführer Schellenberg persönlich kam, um den Admiral abzuholen. Canaris hatte Freunde bei sich, seinen Verwandten Erwin Delbrück (nicht zu verwechseln mit dem früher erwähnten Mitarbeiter Osters, Justus Delbrück) und den Baron Kaulbars. „Onkel Mau“, der auch dagewesen war, hatte sich gerade in sein nebenan gelegenes Haus begeben, um ein wenig zu musizieren. Er hörte das Auto vorfahren und sah, wie Schellenberg mit Canaris abfuhr. Die Fahrt ging zur Prinz-Albrecht-Straße. Es begann die lange und qualvolle Zeit der Haft und der Verhöre.

Die Haftzellen waren im Kellergeschoß des großen Verwaltungsgebäudes der Geheimen Staatspolizei untergebracht. Wohl mit Rücksicht auf die vielen Luftalarme waren die Türen der Zellen nicht geschlossen, sondern nur angelehnt. Dafür, daß keiner der Häftlinge entweichen konnte, sorgten mehrere schwerbewaffnete SS-Leute auf jedem Flur. Überdies waren die Gefangenen meist gefesselt, trugen mindestens bei Nacht kurzgeschlossene Handschellen. Canaris befand sich in Einzelhaft. Theoretisch hätte er nicht erfahren sollen, welche Leidensgenossen sich in den Zellen in seiner Nachbarschaft befanden. Wenn die Gefangenen zu Vernehmungen geführt wurden, dann versicherten sich die Begleitmannschaften vorher, daß alle Türen auf den Korridoren so angelehnt

375

waren, daß die Insassen und die durch die Gänge geführten Häftlinge einander nicht sehen konnten. Aber so grausam der Gestapoterror war, so primitiv und amateurhaft waren die Methoden von Himmlers Polizei. Die Theorie, daß die Gefangenen völlig voneinander isoliert gehalten werden mußten, scheiterte an der Praxis der Luftangriffe. Die Gefangenen waren Himmler und Kaltenbrunner zu wichtig, als daß man sie unnötig der Gefahr, durch alliierte Bomben vorzeitig getötet zu werden, ausgesetzt hätte. Bei Voralarm für Großangriffe wurden daher die Häftlinge aus den Zellen ge-

holt und über den Hof in den sogenannten Himmlerbunker geführt. Dort mußten sie während der Dauer der Luftangriffe an der Wand stehen in bunter Reihe mit den SS-Leuten, so daß nicht zwei Gefangene nebeneinander standen. Natürlich war ihnen verboten, miteinander zu sprechen. Aber zunächst einmal konnte man feststellen, wer denn noch da war. Außerdem ergab sich beim Transport von den Zellen zum Bunker und zurück doch des öfteren die Gelegenheit, ein Wort mit diesem oder jenem Leidensgenossen zu wechseln. Es wurden sogar vereinzelt Briefe ausgetauscht. Die Devise, die sich die Häftlinge gegenseitig übermittelten, war: Auf Zeitgewinn hinarbeiten. Denn selbst hier in den Kellern der Gestapo wurde es jedem von Tag zu Tag klarer, daß das Ende der Hitlerherrschaft nicht mehr fern sein konnte.

Daß Canaris in der Prinz-Albrecht-Straße war, erfuhren seine Freunde durch „Onkel Mau“. Dieser bat anläßlich einer Vernehmung im August durch Huppenkothen diesen, er möge doch Canaris einige Blankoschecks für seinen Haushalt unterschreiben lassen. Huppenkothen überlegte einen Augenblick, aber seine menschenfreundliche Sekretärin hatte bereits das Scheckbuch ergriffen und erklärt, das könne ja rasch erledigt werden, worauf ihr Chef zustimmte. In der Tat kam

376

die Sekretärin bereits nach einigen Minuten mit den unterschriebenen Schecks zurück. Canaris war also im Hause. Zu Canaris' Leidensgenossen in der Prinz-Albrecht-Straße gehörten zahlreiche Mitglieder der Opposition gegen Hitler, unter anderen Gördeler, die Generale Halder, Thomas und Oster, der frühere Minister Popitz, Staatssekretär Planck, Chefrichter Sack, Herbert Göring, des Reichsmarschalls Vetter, Dr. Hjalmar Schacht der allerdings Anfang September nach Sachsenhausen transportiert wurde ferner Dr. Josef Müller, Liedig, Strünck und Gehre, auch ein Sohn des Generals Lindemann, Nebe und Pastor Bonhöffer, um nur die wichtigsten zu nennen. Canaris gehörte, wie auch Oster und Müller, zu denjenigen Gefangenen, die ausnahmsweise scharfer Behandlung unterworfen wurden. Er trug eine besonders peinigende Art von Handfesseln, erhielt längere Zeit nur ein Drittel der normalen Gefangenenkost und litt gerade in der Zeit um Weihnachten unter Hunger. Er mußte gelegentlich niedrige Arbeiten verrichten. Als er eines Tages zusammen mit Müller und Gehre den Korridor schrubben mußte – was immerhin den Vorteil hatte, daß die Freunde sich bei dieser Gelegenheit miteinander verständigen konnten –, mußte er sich von einem gehässigen SS-Mann sagen lassen: „Na, kleiner Matrose, das hättest du dir wohl auch nicht gedacht, daß du noch einmal Flure schrubben müßtest!“ Die Mehrzahl der Häftlinge blieb in der Prinz-Albrecht-Straße bis nach dem schweren Luftangriff in der Nacht vom 3. Februar 1945, in der das Gestapogebäude zerstört wurde. Zu den Ausnahmen gehörte Gördeler, der am 2. Februar zu seiner Hinrichtung abgeholt wurde. Am 7. Februar wurden die Häftlinge, welche mit dem 20. Juli in Verbindung gestanden hatten, von Berlin abtransportiert. In der vorhergehenden Nacht waren noch einige zusätzliche „Gäste“ angekommen und

377

provisorisch untergebracht worden, die am 7. dem Transport angeschlossen werden sollten, darunter Dr. Hjalmar Schacht,

Graf Gottfried von Bismarck, vordem Regierungspräsident von Potsdam, und der ehemalige Militärgouverneur von Belgien von Falkenhausen. Da die Wasserversorgung und die Toilettenanlagen durch den Luftangriff zerstört worden waren, hatte man im Hofe Notlatrinen eingerichtet. Dieser Umstand erleichterte die Verständigung unter den „altansässigen“ Häftlingen und den Neuankömmlingen.

Der Abtransport erfolgte am 7. Februar. Rückschauend läßt sich feststellen, daß die Gefangenen aus unbekannten Gründen in zwei Gruppen geteilt wurden. Die erste, zu der Canaris, Oster und Strünck gehörten, ging nach Flossenbürg, die zweite, darunter Dr. Josef Müller, Liedig und die Mehrzahl der anderen erwähnten Häftlinge, zunächst nach Buchenwald. Ein Teil dieses zweiten Transportes gelangte dann später, Anfang April, auch noch nach Flossenbürg.

Ehe wir aber Canaris nach Flossenbürg begleiten, soll noch kurz über die Methode der Verhöre durch die Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße gesprochen werden. Der bereits mehrfach erwähnte Huppenkothen nahm an den Vernehmungen der wichtigeren Gefangenen - darunter natürlich Canaris - einen sehr starken Anteil. Er gehörte nicht zu dem Typ der „Leute mit Holzhackerkinn“, der in der SS häufig zu finden war, machte vielmehr den Eindruck eines gebildeten Verwaltungs- oder Polizeibeamten. Er bemühte sich auch, zumindest zu Anfang der Vernehmungen, die Allüren eines Gentleman zu zeigen, wenn er aber damit keinen Erfolg hatte, fiel er rasch aus der Rolle. Seine äußeren Formen konnten nicht auf die Dauer darüber täuschen, daß er moralische Hemmungen bei seinem Bemühen, die Häftlinge „fertig zu machen“, nicht kannte. Menschlicher benahm sich vielen Gefangenen gegen-

378

über der Standartenführer Pantzinger, Gruppenführer Müllers Stellvertreter, der sich auch gelegentlich in die Verhöre einschaltete. Außerdem waren die Kriminalkommissare Sonderegger der bereits als Röders Gehilfe im Vorjahre tätig gewesen war Lange, Schrey und Starvitzki an den Vernehmungen in der Prinz-Albrecht-Straße beteiligt, der letztgenannte ein besonders roher Patron, der mit Vorliebe zu handgreiflichen Methoden überging und die Gefangenen ins Gesicht schlug, wenn sie ihm nicht zu Willen waren.

-

Die Tortur, der die Häftlinge ausgesetzt waren, war im übrigen nicht in erster Linie körperlicher Art. Allerdings kann sich derjenige, der den sensiblen Canaris gekannt hat, vorstellen, was es für ihn bedeuten mußte, wenn ihm auch bei Nacht, wenn er auf der harten Pritsche trotz der kurzgefesselten Hände Schlaf zu finden suchte, eine über dem Fußende angebrachte grelle Lampe direkt ins Gesicht schien. Umwenden des Körpers, ja Abwenden des Hauptes war streng verboten. So blieb der Schlaf, wenn endlich völlige Ermüdung ihn herbeiführte, unruhig und brachte keine Erfrischung. Eine weitere Qual: die bewußt und mit voller Absicht überheizten Zellen! Die Toiletten lagen außerhalb der Zellen. Das war einerseits ein Vorteil, aber andererseits machte es die Gefangenen völlig abhängig von der Gnade ihrer Wärter, die sie je nach Belieben zum Abort führen oder aber warten, manchmal stundenlang warten lassen konnten. Die eigentliche Quälerei aber war geistiger Natur. Immer wieder wurde in den Verhören versucht, die Front der Verhafteten aufzuspalten. Da arbeitete die Gestapo mit den alten

Mätzchen zu behaupten, die anderen hätten ja bereits alles gestanden und die Hauptschuld auf den Befragten abgewälzt. Denen, die in niedrigerem Rang oder untergeordneter Dienststellung gewesen waren, wurde gesagt, die Vorgesetzten

379

hätten sie verraten, warum sie sich für die jetzt noch einsetzen und derentwegen Schweigen bewahren wollten. Den ehemaligen führenden Persönlichkeiten aber erzählte man, die Untergebenen hätten bereits alles ausgesagt. Mit solchen Methoden hatte die Gestapo bei diesen Gefangenen allerdings nicht viel Glück. Darauf fiel so leicht keiner herein. Bestimmt kein Canaris. Auch wenn die Gestapokommissare sich unterstanden, an das Gewissen der Häftlinge zu appellieren, die als aufrechte Christen doch einstehen müßten für das, was sie getan hätten, konnte man darüber nur lächeln. Übler wurde es schon, wenn plötzlich zwischen das sachliche Verhör Bemerkungen eingestreut wurden wie: „Wo lebt eigentlich Ihre Frau jetzt?“ Hin und wieder wurden den Häftlingen vor den Verhören auch Injektionen mit unbekannten Drogen gemacht. Überlebende berichten darüber, daß nach diesen Einspritzungen eine Herabsetzung der Konzentrationsfähigkeit bei langen Vernehmungen zu konstatieren gewesen sei. Canaris gewann aus den Verhören, bei denen er sich seinen Gegenspielern in jedem Augenblick turmhoch überlegen fühlte, seine alte Spannkraft zurück, und diese Stärkung seiner geistigen Kräfte ließ ihn auch die körperlichen Widrigkeiten der Haft leichter überwinden. Wie viele seiner Leidensgenossen verwunderte er sich bei näherer Bekanntschaft über die Primitivität des ganzen Gestapobetriebes. Selbst er, der doch geglaubt hatte, ziemlich klare Vorstellungen von seinen Gegnern in der Prinz-Albrecht-Straße zu haben, hatte deren Intelligenz und Tüchtigkeit überschätzt. Jetzt mußte er feststellen, daß die Gestapo vom kriminalistischen Standpunkte aus alles andere als erstklassig war. Das ganze RSHA war ein organisatorischer Wasserkopf, überbürokratisiert und schwerfällig. Es rächte sich, daß viele der durch den Nationalsozialismus an die Spitze gekommenen Polizeiführer keine

380

Fachleute waren, daß bewährte Beamte entweder durch die SS-Methoden vergrämt oder durch politische Konjunkturritter ohne Sachverstand ersetzt worden oder gar wie der bisherige Reichskriminaldirektor Nebe, der jetzt als einer der Gefangenen im Zellenkeller saß - sogar zur Opposition übergegangen waren und in der Untergrundbewegung gegen die Gestapoleitung gearbeitet hatten. Jedenfalls hatte Canaris wie andere Häftlinge den Eindruck, daß die Untersuchung eigentlich recht schleppend voranging und nur dürftige Resultate zeitigte. Das berechtigte zu einem gewissen Optimismus, denn die militärische Lage des Dritten Reiches verschlechterte sich ja täglich, und das Ende konnte nicht mehr weit sein. Vielleicht spielte allerdings neben der Untüchtigkeit noch ein anderes Moment mit, wenn die Ergebnisse der Untersuchung lange auf sich warten ließen. Gerade die Kriegslage hatte vielleicht damit zu tun, wenn sich unausgesprochen eine gewisse Solidarität zwischen Vernehmenden und Vernommenen in einem Punkte - dem Spielen auf Zeitgewinn herausbildete. Hofften die Gefangenen auf Befreiung durch das Kriegsende, so strebte ganz offenbar mancher der SS-Helden nach einer Hinausziehung der Unter-

suchung und damit nach der Verlängerung eines schönen Druckpostens, der ihn vor der Einziehung zum Volkssturm bewahrte. Im übrigen waren in den Vernehmungen gewisse Nuancen zu beobachten. So hatte Huppenkothen allem Anscheine nach ein besonderes Interesse daran, den Nachweis zu führen, daß der Krieg nicht etwa durch die Fehler Hitlers, sondern nur durch die Sabotage innerhalb der Wehrmacht verloren worden sei, und dadurch die nächste Dolchstoßlegende vorzubereiten.

—

Die Hoffnung, daß es möglich sein sollte, das Verfahren bis über das Kriegsende hinauszuziehen, wurde bei Canaris
381

durch den Abtransport aus dem von den Russen bedrohten Berlin bekräftigt. Auf jeden Fall sah er ein günstiges Vorzeichen darin, daß die „grüne Minna“ sich nach Südwesten bewegte, fort von der ihm instinktiv unbehaglichen Nähe der Roten Armee.

Diese Hoffnungen und Vorzeichen sollten sich als trügerisch erweisen. Es folgt der letzte Akt. Die Szene rollt im Konzentrationslager Flossenbürg ab, und über dem Tor dieses Lagers stand unsichtbar geschrieben: „Laßt alle Hoffnung fahren...“

Ehe das Konzentrationslager dort errichtet wurde, war Flossenbürg ein kleines, weltabgeschiedenes Nest in einem Seitental des Oberpfälzischen Waldes, nicht weit von dem Städtchen Weiden und nahe der alten bayerisch-böhmischen Grenze. Durch das Abkommen von München war im Herbst 1938 die Grenze erheblich nach Osten vorgeschoben worden, denn Flossenbürg liegt ziemlich genau auf der Breite von Pilsen, bis an dessen Vororte sich das Dritte Reich durch die Einverleibung des Sudetenlandes ausgedehnt hatte. Die Gegend um Flossenbürg ist nicht ohne Reize. Es ist eine Mittelgebirgslandschaft, wie man sie vielerorten in Süd- und Mitteldeutschland findet.

Himmlers Schergen trieben hier tagtäglich Zehntausende von Arbeitssklaven aus vieler Herren Ländern hinaus in den Wald und in den Steinbruch, und der winterliche Wald hallte wider von den Flüchen der Wärter und dem Stöhnen und Jammern der Gefangenen. In Flossenbürgs Baracken, die für 16 000 Gefangene gebaut waren, hatte man in den letzten Kriegsjahren durchschnittlich gegen 60 000 zusammengepfercht. Es herrschten hier ähnliche Zustände wie in den anderen in aller Welt berüchtigt gewordenen Lagern - Buchen-
382

wald, Sachsenhausen, Dachau und wie sie alle heißen und wir wollen hier nicht näher auf das schon oft beschriebene Massenelend eingehen.

Wie andere Konzentrationslager hatte auch Flossenbürg einen im Gegensatz zu den hölzernen Baracken aus Ziegeln massiv aufgemauerten einstöckigen Zellenbau, in der Lagersprache „Bunker“ genannt. In „normalen“ Zeiten - sofern man bei einer Institution dieser Art von normal überhaupt sprechen darf - hatten die rund vierzig Zellen des Bunkers dazu gedient, mit Ordnungsstrafen, wie zum Beispiel Einzelhaft und Kostentzug, belegte Häftlinge unterzubringen. Jetzt waren sie für Sonderhäftlinge, sogenannte „Prominente“, bestimmt. Bis zu hundert solcher vom nationalsozialistischen Regime als besonders gefährlich betrachteten Per-

sonen waren zeitweise in den vierzig Zellen untergebracht. Von bekannten Persönlichkeiten sei der ehemalige österreichische Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg erwähnt, der mit seiner Frau und kleinen Tochter zeitweise in Flossenbürg war und eine bevorzugte Behandlung insofern genoß, als die Familie gemeinsam in einem etwas größeren und besser eingerichteten Raume hausen durfte. Auch Dr. Hjalmar Schacht gehörte eine Zeitlang zu den Insassen des Flossenbürger Bunkers, ebenso der bayerische Politiker und spätere Minister Dr. Josef Müller und einige andere der bereits als Gefangene in der Prinz-Albrecht-Straße Erwähnten. Es gab auch eine Reihe von Ausländern unter den Insassen des Bunkers; darunter waren vierzehn britische Fliegeroffiziere, der letzte tschechoslowakische Landwirtschaftsminister, und kurz vor dem Zusammenbruch auch eine Anzahl von griechischen Generälen.

In der Zelle 21 des Bunkers saß Anfang Februar 1945 der Oberstleutnant des Königlich Dänischen Generalstabes H. M. 383

Lunding. Er war, bis im Jahre 1942 der Generalstab seines Heimatlandes auf Befehl Hitlers aufgelöst wurde, Chef des dänischen militärischen Nachrichtendienstes gewesen. Das war anscheinend für die Nazis genügend Grund, ihn hinter Schloß und Riegel zu setzen. Nach Aufenthalt in einer Reihe von anderen Verließen war er etwa acht Monate früher in Flossenbürg gelandet, wo er zeitweise mit dem Stopfen von Pullovern beschäftigt wurde. Die Einzelhaft ist für einen geistig regen, an intensive Tätigkeit gewöhnten Menschen eine Tortur, und man versucht in solcher Lage, mit allen erdenklichen Mitteln etwas Abwechslung in die Monotonie des ewig gleichen Tagesablaufes zu bringen.

Schon bald nachdem Lunding die Zelle 21 bezogen hatte, entdeckte er, daß sie einen großen Vorteil bot. Das Holz der Tür zum Korridor war wohl zur Zeit des Baues noch zu grün gewesen. Es hatte sich gezogen, so daß ein Querspalt entstanden war. Durch den konnte man, wenn man das Gesicht dicht an die Tür legte, auf den Korridor und darüber hinaus durch das auf der anderen Seite des Ganges befindliche Fenster auf den Lagerhof sehen und das sich dort abspielende Leben verfolgen. Von dem Augenblicke an, da Lunding diese Beobachtungsmöglichkeit entdeckt hatte, brauchte er sich nicht mehr über Langeweile zu beklagen. Dies um so weniger, als die Tür zur Lagerschreibstube nur etwa sieben oder acht Meter von seiner Zellentür entfernt war und daher der Korridor in diesem Teile des Bunkers den größten Teil des Tages recht belebt zu sein pflegte. Da außerdem das ganze Gebäude ziemlich hellhörig war und das Ohr sich durch die Gewohnheit schärfte, so hörte der Gefangene auf Nr. 21 auch manches, was kaum für ihn bestimmt war.

Das meiste, was der Spalt in der Tür dem Beobachter zeigte, war allerdings traurig, ja erschütternd und geeignet, die 384

ohnmächtige Erbitterung gegen diejenigen, die für diese Vergewaltigung und Qual von Tausenden und Abertausenden verantwortlich waren, immer wieder neu zu nähren. Durch die Lage seiner Zelle und die - unter den gegebenen Umständen mit der inneren Notwendigkeit gleichbedeutende Möglichkeit der Beobachtung wurde Lunding in den zehn Monaten, die er in Flossenbürg verbrachte, Zeuge von zwi-

schen 700 bis 900 Hinrichtungen. Denn der Weg von der Schreibstube, wo man den zur Hinrichtung Bestimmten die letzte fahrende Habe abnahm, zur Richtstätte führte an dem Fenster vorüber, das Lundings Späherposten gerade gegenüber lag. Nur etwa zwanzig Meter entfernt erhob sich auf dem Lagerhof ein Halbdach, in dessen Wand sechs Ringe eingelassen waren, durch welche die Stricke liefen, mit denen man die zum Tode bestimmten Häftlinge erhängte, und daneben ein Kugelfang, aus einer etwa einen Quadratmeter großen Bleiplatte bestehend, vor der diejenigen niederknien mußten, die durch den von der OGPU übernommenen „Genickschuß“, „liquidiert“ werden sollten. Bei seinen täglichen halbstündigen Spaziergängen auf dem Lagerhof hatte Lunding Gelegenheit, diesen Hinrichtungsort zu sehen, und die notwendigen Aufklärungen dazu lieferte der für Zelle 21 zuständige SS-Rottenführer, mit dem der dänische Offizier durch kleine Bestechungsgeschenke von dem, was von seinen Liebesgabenpaketen nach der üblichen Plünderung in der Schreibstube übriggeblieben war, allmählich auf den Gesprächsfuß gekommen war. So moralisch tiefstehend dieser Wärter auch war, so gebot doch der Selbsterhaltungstrieb, ein einigermaßen freundschaftliches Verhältnis zu ihm herzustellen. Immerhin war er auch nicht ganz so böseartig wie seine Vorgesetzten, die beiden Scharführer Wolf und Weihe, die keine Möglichkeit vorübergehen ließen, um die ihrer Gewalt 25 Abshagen, Canaris
385

hilflos ausgelieferten Insassen des Bunkers zu quälen, mit unflätigen Redensarten zu beschimpfen und zu bestehlen. Sie spielten übrigens auch zugleich die Hauptrolle bei den zahlreichen Exekutionen.

Im ersten Februardrittel traf ein neuer Transport von „Prominenten“ in Flossenbürg ein. Der Wärter verriet Lunding, daß er einen interessanten Zellennachbar bekommen habe. Allerdings sprach er von dem Neuankömmling in Zelle 22 mit den Ausdrücken tiefsten Abscheus. Es sei einer der schlimmsten Verräter an Führer und Vaterland, nämlich der Admiral Canaris. Bei der Nennung dieses Namens horchte Lunding auf. Als ehemaliger Chef des dänischen geheimen Nachrichtendienstes wußte er natürlich ziemlich genau über den ehemaligen deutschen Abwehrchef Bescheid. Zusammengetroffen war er allerdings mit Canaris nicht. Während dessen wiederholten Besuchen in Kopenhagen in den ersten Jahren des Krieges hatte der natürliche Takt es dem dänischen Nachrichtenchef verboten, seinen „Kollegen“ von der deutschen Wehrmacht, welche Dänemark widerrechtlich besetzt hielt, etwa aufzusuchen. Er hatte aber durch zuverlässige Informanten erfahren, daß Canaris mit allen Mitteln, die ihm in seiner amtlichen Stellung zur Verfügung standen, bemüht gewesen war, seine Hand über dem dänischen Generalstab und dem dänischen Heere zu halten und Übergriffe der SS und Gestapo, welche diese schon damals im Schilde führten, abzuwenden. Er hatte auch Canaris zu jener Zeit mehrmals in der Halle und im Restaurant des Kopenhagener Hotels d'Angleterre gesehen und hatte daher keine Schwierigkeit, seinen neuen Nachbarn, als er ihn in den folgenden Tagen auf dem Hof und dem Korridor sah, zu identifizieren. Der Kopf mit den weißen Haaren und die großen, blauen Augen, die auch in den Monaten der Haft nichts von ihrer

Leuchtkraft eingebüßt hatten, waren unverkennbar, wenn auch das Gesicht nicht mehr die alte rosige Farbe zeigte, sondern von jener nicht kreidigen, aber fahlen Blässe war, die ein längerer Gefängnisaufenthalt nun einmal mit sich bringt. Wir haben das Zeugnis Lundings dafür, daß Canaris zur Zeit seiner Einlieferung in Flossenbürg physisch und seelisch noch völlig ungebrochen war. Er war, wie gesagt, blaß, aber nicht unnatürlich bleich, er sah keineswegs verhungert oder besonders abgemagert aus, sein Gang war und blieb noch eine ganze Zeit auch in Flossenbürg elastisch, seine Bewegungen waren rasch und sicher. Er trug keine Sträflingstracht, sondern seine eigene Kleidung, einen grauen Zivilanzug, über dem er

und das werden diejenigen, die Canaris kannten, als typisch für ihn ansehen bei jedem Verlassen der Zelle, auch wenn es nur zum Verhör in einem Raum auf dem gleichen Korridor ging, stets einen gleichfalls grauen Tweedmantel anzuziehen pflegte. Lunding bemerkt auch, daß Canaris immer in seiner äußeren Erscheinung gepflegt aussah. Er trug stets ein Hemd mit weißem Kragen und einen Schlips. Stets, bis auf den Tag seiner letzten Vernehmung. Da fehlte die Krawatte. In einem allerdings fand schon äußerlich die tiefe Demütigung, welche die Gestapo ihrem verhaßten Gegenspieler zuzumuten entschlossen war, sinnfälligen Ausdruck. Bei Tag und Nacht mußte er in der Zelle Handfessel und Fußketten tragen. Der Nachbar hörte deutlich, wie die Ketten am Boden nachschleiften, wenn Canaris in seiner Zelle auf- und abging. Nur außerhalb der Zelle, beim Spaziergang und bei den Verhören, durfte er die Fesseln ablegen. Durch den gemeinsamen Wärter erfuhr Lunding, daß sein Nachbar wie er selber Sonderverpflegung erhielt, das heißt ein Essen, das aus der Küche der Bewachungsmannschaften stammte und einigermaßen ausreichend und leidlich zubereitet

387

war. Durch den Wärter wurde auch die erste Verbindung zwischen den Zellen 21 und 22 hergestellt. Lunding vertraute ihm einen Brief an Canaris an, in dem er sich diesem zu erkennen gab und ihm seine längeren Erfahrungen in der Routine des Lagers zur Verfügung stellte. Er empfing auf dem gleichen Wege eine Antwort. Sie trug die gleichen Charakterzüge wie die meisten Briefe, die Canaris in den Jahren seiner Zeit als Abwehrchef geschrieben hatte: Sie war darauf berechnet, daß sie von seinen Feinden, das heißt der Gestapo, mitgelesen würde. Canaris bestätigte darin den Empfang von Lundings Brief und beteuerte, daß seine Verhaftung das Ergebnis von Irrtümern und Mißverständnissen gewesen sein müsse, da er die ihm zur Last gelegten Delikte nicht begangen, sondern nur seine Pflicht getan habe. Solche Vorsicht ist verständlich, sie war gegenüber einem Fremden - zumal in Anbetracht des Boten, durch den die Korrespondenz befördert werden mußte gerechtfertigt. Immerhin war durch den Briefwechsel die Verbindung zwischen den beiden Zellen-nachbarn hergestellt.

-

Lunding versuchte nun, einen Gedankenaustausch mittels Klopfen an der Wand herbeizuführen. Die ersten Versuche waren nicht von Erfolg gekrönt; Canaris besaß nicht mehr die nötige Vertrautheit mit dem Morsealphabet, dessen sich

Lunding mangels anderer Verständigungsmittel bediente. Erst Tage später bot ein glücklicher Zufall die Möglichkeit einer Verständigung über eine andere Chiffre für das Klopfen. Die beiden begegneten sich auf dem Flur, vor der Schreibstube, als Lunding von seinem Spaziergang auf dem Hof zurückkehrte, während Canaris auf die Vorführung zu einer Vernehmung wartete. In aller Kürze wurde verabredet, sich des in Gefängnissen üblichen Klopfsystems zu bedienen, welches das Alphabet in fünf Buchstabengruppen zu je fünf

388

einteilt. Wenn man das J ausfallen läßt, ergeben sich gerade fünf solcher Gruppen. Beim Signalisieren wird für jeden Buchstaben erst die Gruppe und dann seine Stellung innerhalb derselben geklopft. Der Name Canaris würde also, wie folgt zu klopfen sein:

Noch am gleichen Abend begann die Unterhaltung durch die Wand, die in den folgenden Wochen nicht abreißen sollte. Zu Anfang ging es langsam und stockend, weil Canaris sich erst allmählich mit dem Klopfalphabet vertraut machen mußte, aber mit der Zeit konnten die beiden Nachbarn sich ganz flott verständigen. Der Umstand, daß Lunding die deutsche Sprache sehr gut beherrschte, erleichterte den Gedankenaustausch, in dessen Verlauf der Däne übrigens feststellen konnte, daß Canaris über seinen Fall und sein Schicksal Bescheid wußte. Aus diesen meist nächtlich geführten „Unterhaltungen“ durch die Wand gewann Lunding den Eindruck, daß Canaris mindestens in den ersten Wochen seiner Haft in Flossenbürg die Hoffnung, sich der Schlinge, in der die Gestapo ihn gefangen hatte, doch noch zu entziehen, nicht aufgegeben hatte. Wiederholt betonte er, daß die Gestapo keine schlüssigen Beweise gegen ihn in Händen halte. Natürlich war Canaris darüber im Bilde, daß sich die Herrschaft des Nationalsozialismus rasch ihrem Ende näherte. So sehr die Gestapo auch bemüht war, die Häftlinge über das Geschehen in der Welt im Dunkel zu halten, so war es für Männer von der Erfahrung eines Canaris oder Lunding nicht schwer, schon aus der Haltung ihrer Kerkermeister Schlüsse über die Entwicklung zu ziehen. So glaubte auch wohl Canaris, die Vernehmungen so lange hinziehen zu können, bis der endgültige Zusammenbruch des Regimes seine Kerkertüre öffnen würde.

389

Diese Hoffnung so sehr sie sicherlich gedämpft war durch die Skepsis, die ihm im Laufe der Jahre zur zweiten Natur geworden war – mag dazu beigetragen haben, Canaris die großen und kleinen Widerwärtigkeiten dieser letzten Wochen erträglicher erscheinen zu lassen. Dazu gehörten besonders die Verhöre durch eine ganze Reihe von SS-Beauftragten, die teils zum Stabe des Lagers gehörten, teils vom Reichssicherheitshauptamt besonders für seine Befragung delegiert worden waren. Anfangs waren diese Vernehmungen nicht mit besonderen Quälereien verbunden. Jedenfalls vergriff man sich zunächst nicht körperlich an ihm. Aber für einen sensiblen Menschen, der sein ganzes Leben lang einen Horror vor Roheit und vor Menschen, deren äußerer Habitus auf Brutalität schließen ließ, gehabt hatte, war es schon eine Qual, mit Leuten wie Starvitzky oder den Scharführern Wolf und Weihe auch nur in einem Raume weilen zu müssen. Gegenüber dieser Notwendigkeit fielen die unflätigen und verletzenden Beschimpfungen, mit denen er von solchen

Kreaturen täglich bedacht wurde, kaum noch besonders ins Gewicht.

In den langen Stunden des Wartens von einer Vernehmung zur anderen wurden natürlich in Canaris' Geist auch immer wieder Fragen lebendig wie die, ob er richtig gehandelt und ob nicht das Schicksal, das jetzt über ihm hing, durch anderes Vorgehen hätte abgewendet werden können. Nicht als ob er sich jemals Vorwürfe über seinen „Verrat“ an dem „Führer“ gemacht hätte. Nein, aus dem, was er Lunding gegenüber äußerte, geht eindeutig hervor, daß er bis zuletzt von der grundsätzlichen Richtigkeit der großen Linie seines Tuns überzeugt war. Aber hätte nicht im einzelnen manches besser, richtiger, geschickter gehandhabt werden können? - Der Gedanke an die Schicksalsgefährten und Leidensgenossen, von

390
denen mehrere nur wenige Zellen entfernt von ihm saßen, drängte sich naturgemäß immer wieder auf. Trotz der Maßnahmen der Kerkermeister, die darauf abzielten, jeden Häftling möglichst vollkommen von seinen Mitgefangenen zu isolieren, erfuhr man natürlich im Laufe weniger Wochen ziemlich genau, was im Bunker vor sich ging. Daß Oster und Strünck gleichfalls hier waren, wußte er schon seit seiner Ankunft, daß dann später - Anfang April - auch Josef Müller und Liedig gleichfalls nach Flossenbürg gebracht worden waren, blieb ihm kein Geheimnis. Bei aller Geheimnistuerei waren ja die Burschen von der SS im Grunde furchtbar primitiv. Was man nicht durch den Wärter erfuhr oder aus mitgehörten Gesprächen der Wachmannschaften entnahm, das ergab die eigene Beobachtung. Manchmal fing man beim Spaziergang ein Wort eines Mitgefangenen auf, dem man auf dem Korridor begegnete, manchmal sah man sogar ein bekanntes Gesicht aus der Entfernung. Also fehlte es nicht an Stoff zum Grübeln, und die endlose Monotonie der Tage und Nächte gab reichlich Zeit, um sich den Kopf zu zerbrechen. Canaris zerbrach sich den Kopf, aber der Geist des Widerstandes gegen seine Quälgeister war nicht zu brechen. Die Verhöre führten nicht zu dem von der Gestapo gewünschten Ergebnis. In der zweiten Märzhälfte kam Kaltenbrunner höchstpersönlich nach Flossenbürg, um seinen alten Gegenspieler und Widersacher, der so lange vermocht hatte, die Errichtung des Nachrichtenmonopols der Gestapo zu verhindern, bis dieses eigentlich keinen großen Sinn mehr hatte, selber zu vernehmen. Auch für diese dramatische Unterredung haben wir den Bericht des geschulten und zuverlässigen Augenzeugen. Von seinem Beobachtungsposten am Türspalt sah Lunding die beiden Männer im Gespräch auf dem Lagerhof. Immer wieder gingen sie auf und ab, der große vierschrotige

391

22

Kaltenbrunner, schwerfällig, bärenhaft, mit langsamen Bewegungen, hin und wieder seine Mörderpranken" drohend erhebend, und der neben ihm klein und schwächling aussehende Canaris, lebhaft gestikulierend, offenbar gegen Kaltenbrunners Behauptungen energisch remonstrierend., „Nein, der ist noch lange nicht fertig“, sagte sich der Beobachter. Es sollte aber nicht mehr lange dauern, bis er „fertig gemacht“ wurde. Allerdings sein Widerstand wurde bis zuletzt nicht gebrochen, den Gefallen tat er den Henkersknechten der Gestapo und des SD nicht. Sie erfuhren nicht, was der Mitwisser

so vieler Verschwörungen und Komplotte, der mindestens indirekt an fast allen Versuchen, das Vaterland und die Welt von der Tyrannei Hitlers und dem Terror Himmlers zu befreien, Anteil gehabt hatte, in seinem Gehirn verborgen hielt. Er gab nichts davon her, selbst als sie nach Kaltenbrunners Abreise von der seelischen Quälerei zu körperlichen Mißhandlungen übergingen. Davon berichtete er zwei- oder dreimal um den 1. April herum dem dänischen Kameraden. Denn als Kameraden empfand er den Leidensgenossen, den einzigen, zu dem er in den Nöten dieser Wochen sich aussprechen konnte, seitdem sie sich wieder einmal im Gange begegnet waren und einander tief in die Augen geblickt hatten. Seit diesem Blick, der jeden bis auf den Grund der Seele des anderen schauen ließ und der dem Überlebenden bis auf diesen Tag unvergessen geblieben ist, hatte Canaris die beruhigende Überzeugung, daß in seinen schwersten Stunden ein Kamerad an seiner Seite stehen würde, und daß neben dieser Kameradschaft die Tatsache, daß sie verschiedenen Nationen angehörten, und daß seine der des anderen bitteres Unrecht angetan hatte, leicht wiegen würde.

In der Nacht vom 8. auf den 9. April fand in Flossenbürg die Justizkomödie eines SS-Standgerichtes gegen Canaris,

i

392

Oster, Strünck und eine Reihe ihrer Leidensgenossen statt, zu der als Ankläger Huppenkoth aus Berlin gekommen war. Es war in den frühen Morgenstunden des 9. April, als Canaris, von einer mehrstündigen Vernehmung zurückkehrend, seinem Nachbarn durch Klopfen erklärte: „Das, glaube ich, war das Letzte.“ Er fügte hinzu, daß er wieder schwer mißhandelt worden sei und daß man ihm anscheinend das Nasenbein gebrochen habe. Er nehme an, daß sein Schicksal besiegelt sei und er sterben müsse. „Ich sterbe für mein Vaterland, ich habe ein reines Gewissen. Sie als Offizier werden begreifen, daß ich nur meine vaterländische Pflicht tat, wenn ich versuchte, der verbrecherischen Sinnlosigkeit, mit der Hitler Deutschland ins Verderben führt, entgegenzutreten. Es war vergebens, denn jetzt weiß ich, daß Deutschland untergehen wird, ich habe es schon seit 1942 gewußt.“ Man sieht, alle Hemmungen, die Canaris noch in seinem Briefwechsel mit Lunding gehabt hatte, waren jetzt von ihm abgefallen. Er brauchte seine Gedanken nicht mehr zu verhüllen. Er wußte, daß auf der anderen Seite der Wand eine mitfühlende Seele, ein vertrauter Freund saß, und er wußte auch, daß sein Leben abgeschlossen war, daß er selbst ein Mithören durch die Gestapo nicht mehr zu scheuen brauchte. Die Klopfzeichen gingen noch weiter. Canaris gab Lunding eine letzte Botschaft für seine Frau. Es war lange nach 2 Uhr morgens, ehe die Zeichen endeten und Lunding sich zu kurzer Ruhe auf seine Pritsche legte.

-

Wie Canaris die wenigen verbleibenden Stunden dieser Nacht verbrachte, wissen wir nicht. Ob er noch einmal sein Leben vor seinem geistigen Auge vorüberziehen ließ? Ob er sich im Gebet auf den Weg durch die dunkle Pforte vorbereitete? Eines können wir mit Sicherheit annehmen: Daß er nicht mit Gott über sein Schicksal haderte, denn wir wissen.

393

daß er bereits seit Jahren in dem ihm eigenen religiösen

Fatalismus zu der Überzeugung gekommen war, daß auch er, obgleich persönlich unschuldig, für das Unheil, das Hitler über die Welt gebracht hatte, würde büßen müssen. Gegen 6 Uhr morgens wurde es lebhaft im Bunker. Noch war es dunkel draußen, aber die elektrischen Lampen hielten den Lagerhof grell beleuchtet. Lunding hörte, wie sein Nachbar aufgerufen und aus der Zelle geführt wurde. Vor der Zelle wurden Canaris die Hand- und Fußfesseln abgenommen. Klirrend fielen sie zu Boden. Dann wurde er in Richtung nach der Schreibstube abgeführt. Mehrere andere Häftlinge wurden ebenfalls dorthin gebracht. Deutlich waren die schellenden Stimmen der SS-Leute zu hören. Dann scharf das Kommando: „Alles ausziehen!“ Das war das sichere Zeichen, daß die Gefangenen vor der Schreibstube zur Hinrichtung geführt werden sollten, denn die SS tötete ihre Opfer nackt. „Los!“ Wie ein Peitschenschlag zischt das Kommando. Und wie ein Schatten sieht der Zeuge, der in atemloser Spannung und tiefem Mitgefühl an seinem Spalt in der Tür den unerbittlichen Ablauf des Dramas verfolgt, jenseits des Fensters den nackten Oberkörper und den weißen Haarschopf seines Zellennachbarn im bleichen Zwielflicht, in dem der neue Tag mit den Strahlen der elektrischen Hofbeleuchtung kämpft, über den Hof huschen, seinem Golgatha entgegen. Und nun entwickelt sich der grausige Rhythmus der Sammelhinrichtungen, die Lunding schon so oft an dieser Stelle erlebte. Er wartet, ob er keinen Schuß hört. Denn der da eben zur Richtstätte ging, war doch ein hoher Offizier, und Offizieren pflegte selbst die SS meist den Tod durch Erschießen zuzubilligen. Nicht als ob viel Wertunterschied zwischen dem Tod durch den Strang oder durch Genickschuß bestände, denn das, was man als den soldatischen Tod durch ein

394

Schützenkommando betrachtete, gab es im Dritten Reiche schon lange nicht mehr, das betrachtete man auch wohl als ein Überbleibsel aus einem längst überwundenen ritterlichen Zeitalter.

Auf jeden Fall hörte Lunding keinen Schuß, und da der Morgen windstill war - bei Sturm konnte man die Abschüsse der zur Hinrichtung benutzten Kleinkalibergewehre trotz der kaum 20 Meter betragenden Entfernung öfters nicht hören, so bedeutete das den Strang. Nicht lange konnte Lunding hierüber nachdenken, knapp vier bis fünf Minuten waren verstrichen, als von der Richtstätte der Ruf „Der Nächste“ erschallte, worauf es von der Schreibstubentür „Los“ antwortete; und wieder huschte ein nackter Mensch durch den grauen Morgen seinem Schicksal entgegen. Acht oder neun Mal tönte am Morgen des 9. April 1945 das Kommando „Los“ über den Hof vor dem Bunker von Flossenbürg. In einer guten halben Stunde war für diesen Tag das grausige Geschäft vorüber. Lärmend kamen die SS-Leute, die als Henker gedient, über den Hof und zogen sich, wie immer nach Hinrichtungen, auf einige Zeit in die Schreibstube zurück. Was sie drinnen taten, wurde den Gefangenen nicht bekannt, ob sie die Kleider der Getöteten unter sich verteilten, ob sie sich mit einem Schnaps nach der Exekution stärkten, oder ob es sich nur darum handelte, die nötigen bürokratischen Notwendigkeiten zu erfüllen, etwa die Meldungen über die Vollstreckung der Todesurkunde an die höheren Gestapostellen auszufertigen, wir wissen es nicht. Nach kaum einer halben Stunde war auch dieses Konventikel der Henker beendet.

Etwa um die gleiche Zeit, als die SS-Leute wieder aus der Schreibstube kamen, zwischen 7 und 7.30 Uhr morgens, sah Lunding, wie Häftlinge aus dem Barackenlager die Leichen der eben Hingerichteten auf Tragbahnen davontrugen zur
395

Verbrennung auf einem Holzstoß hinter dem Zellenbau. Wilhelm Canaris war tot. Wir wissen von Mitgefangenen, daß mit ihm Hans Oster, Theodor Strünck, Gehre und Dr. Sack starben; die Namen der übrigen Opfer dieses Aprilmorgens sind uns nicht bekannt. Tröstlich ist nur eines: Sie, die an diesem Morgen starben, fanden ein rasches Ende. Zu langen Quälereien war zwischen jedem „Los“ und dem darauf folgenden „Der Nächste“ keine Zeit gewesen. Es war alles rein routinemäßig verlaufen, wie immer in den zehn Monaten, die Lunding schon in Flossenbürg zugebracht hatte, bei den über 700 Hinrichtungen, deren Zeuge er geworden war. Canaris starb, kurz bevor der SD die restlichen „Prominenten“ von Flossenbürg abtransportierte. Diese wurden Mitglieder jenes merkwürdigen Transportes, der schließlich nach mancherlei Ängsten und Fährlichkeiten zunächst durch einen entschlossenen Wehrmachtsoffizier aus den Klauen der SS-Bewachung befreit und dann schließlich von den amerikanischen Truppen nach Capri gebracht wurde. Über die Motive, die Himmler bestimmten, diese Männer, Frauen und Kinder, unter denen sich Deutsche neben Angehörigen fast aller Nationen Europas befanden, auf ihre merkwürdige Reise zu schicken, können wir nur Mutmaßungen anstellen. Vielleicht, daß er mit ihnen, so wie er es schon früher einmal mit den Juden hatte anstellen wollen, glaubte, ein letztes Tauschgeschäft machen zu können und wenigstens seine persönliche Sicherheit zu erkaufen. Wie das auch sein mag, eines scheint sicher: Canaris und seine vertrauten Mitarbeiter, die mit ihm am 9. April in Flossenbürg ihr Leben lassen mußten, als das Herannahen der amerikanischen Truppen bereits baldige Befreiung zu versprechen schien, wollten Himmler und Kaltenbrunner unter gar keinen Umständen in alliierte Hand fallen lassen, selbst nicht als Tauschobjekt. Canaris wußte zu viel, sein
396

Wissen sollte nicht auf die Nachwelt kommen. Damit haben wir zugleich die Deutung für die Vernichtung der in Zossen gefundenen Osterschen Akten, bei denen ja ein Teil des Canaristagebuches war, durch Huppenkothen auf Befehl Kaltenbrunners. Auch der Rechenschaftsbericht von Canaris sollte ausgelöscht werden. Wenn niemand sonst, dann wußten Himmler und Kaltenbrunner, wo unter den nach dem Wüten des Volksgerichtshofes noch Überlebenden ihr entschlossener Feind und der vielwissende und unbestechliche Zeuge war, der besser als irgendein anderer der Welt ein wahres Bild der Hitlerherrschaft und des Himmlerterrors würde geben können. Deshalb mußte Canaris sterben.
397

SCHLUSS-STRICH

An den Anfang dieses Buches ist ein Ausspruch Talleyrands gestellt. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, Parallelen zwischen Canaris und Gestalten der napoleonischen Ära aufzuzeigen. Meist allerdings wird Fouché, der ehrgeizige und rücksichtslose Polizeiminister Napoleons, zum Vergleiche herangezogen. Die phantasievollen Berichte und Erzählungen,

die aus Canaris einen machthungrigen, grausamen, gleichmütig über Leichen dahinschreitenden Meisterspion, Geheimdienstchef und Übermilitaristen machen möchten, könnten allerdings den Glauben erwecken, daß er ein Mann nach der Art des „Mitrailleur de Lyon“, des vom Priesterschüler zum Jakobiner und vom Jakobiner zum Millionär und Herzog von Otranto avancierten verschlagenen Politikers, den Stefan Zweig mit Recht den „vollkommensten Machiavellisten der Neuzeit“ genannt hat, gewesen sei. Wer aber den Ausführungen des vorliegenden Buches gefolgt ist und die darin aufgezeichneten Tatsachen und Ereignisse glaubhaft findet, wird mit dem Verfasser übereinstimmen, daß es, wenn überhaupt, nur recht äußerliche Berührungspunkte zwischen Canaris und Fouché gibt.

Ein Vergleich mit Talleyrand läge schon erheblich näher. Ihm und Canaris sind manche Charakterzüge gemeinsam: Der scharfe Verstand und der geschliffene Witz, die Kunst der Menschenbehandlung und die Fähigkeit, komplizierte internationale Situationen aus einer Mischung von Sachkenntnis

und Intuition heraus blitzschnell richtig zu beurteilen. Talleyrand und Canaris waren gute Patrioten, aber ihre Liebe zum eigenen Lande beeinträchtigte nicht ihr Verständnis für andere Völker, und beiden lag das Wohl Europas am Herzen. Talleyrand und Canaris war es vom Schicksal bestimmt, unter Autokraten zu dienen, und die Unmöglichkeit legaler Opposition zwang sie, einen unterirdischen Kampf gegen die Regime zu führen, in denen sie hohe Ämter bekleideten. Beiden hat der Unverstand der eigenen Landsleute den Vorwurf des Verrates gemacht. Dabei waren beide Verschwörer aus Not, nicht aus Lust an der Verschwörung. Sie hatten den in Autokratien seltenen Mut, ihre Machthaber offen zu warnen, so lange sie hoffen konnten, diese dadurch von ihren gefährlichen Wegen abzubringen. Erst die Fruchtlosigkeit dieses Bemühens zwang sie, den legalen Weg zu verlassen und zu den Mitteln der Verstellung, der Täuschung und der List zu greifen. In seiner Biographie Talleyrands begründet Duff Cooper das Vorgehen des napoleonischen Ministers in Sätzen, die ohne weiteres auch auf Canaris anzuwenden sind:

„Es ist einer der schwersten Fehler der Autokratie oder unumschränkten Einzelherrschaft als Regierungsform, daß sie keinen Raum für eine gesetzmäßige Opposition läßt. Der einzelne Untertan, der ehrlich davon überzeugt ist, daß sein Land leidet und infolge schlechter politischer Führung auch weiterhin leiden wird, hat zwischen zwei Wegen zu wählen: entweder er muß beim Untergange seines Landes ein untätiger Zuschauer sein, oder er muß zur Abwendung des Unheils Schritte tun, die von seinen Feinden als Landesverrat bezeichnet werden. Offene Opposition ist Empörung oder Landesfriedensbruch, heimliche Opposition wird zum Hochverrat; und doch kann es Voraussetzungen geben, durch die

ein solcher Landesverrat zur Pflicht eines vaterlandsliebenden Mannes wird.“

Soweit Duff Cooper.

Ähnliche Verhältnisse zwangen

Canaris, einen Weg zu beschreiten, der in vielem ganz ähnlich dem war, den fünfviertel Jahrhunderte vor ihm Talleyrand gegangen ist. Doch dürfen über den Parallelen nicht die

Unterschiede der Zeitalter, des Milieus und, nicht zuletzt, auch der Charaktere übersehen werden. Der Grad der Selbstherrschaft und der Unterdrückung der Freiheit unter Napoleon I. war milde, wenn man ihn an der Terrorherrschaft Hitlers und der Gestapo mißt. Dabei mag die moderne Technik, welche der Gestapo erst ihre Allgegenwärtigkeit ermöglichte und die Massenvernichtungsmethoden zur Verfügung stellte, eine Rolle spielen. Aber Charakterzüge der beiden Nationen fallen vielleicht noch schwerer ins Gewicht. Denken wir nur beispielsweise daran, eine wie wesentliche Komponente des französischen Genius das Maß ist. Obschon Napoleons korsisches Blut oft gegen dieses Maß revoltierte, konnte auch er sich nicht dem Einfluß des französischen Geistes entziehen. Seine Autokratie kannte Grenzen und ließ zum Beispiel seinem opponierenden Minister ein Maß von Freiheit des Handelns und der Sprache, von dem im Reiche Hitlers niemand auch nur hätte träumen dürfen. Es ist eben deutsche Tragik, daß wir allzu leicht im Guten wie im Bösen das Maß der Dinge völlig verlieren. So vollzog sich der Widerstand eines Canaris unter einem viel stärkeren Druck als der, welchem Talleyrand jemals ausgesetzt war. Auch seine Freunde werden Talleyrand kaum nachgesagt haben, daß er selbstlos gewesen sei. Er war Egoist, und er war Grandseigneur und machte den selbstverständlichen Anspruch, als Grandseigneur zu leben, aux frais de la princesse, wie man in Frankreich zu sagen pflegt, soweit dies nur eben möglich

400

i

war. Er war auch darin ganz Franzose, daß er eine sehr klare Wertschätzung für die Realitäten dieser Welt hatte, für Besitz, Stellung, persönlichen Einfluß und Macht. Er sorgte stets dafür, daß sein Vermögen sich vermehrte, und machte sich kein Gewissen daraus, seinen amtlichen Einfluß seinem persönlichen Vorteil dienstbar zu machen. Canaris dagegen stand dem, was man das praktische Leben nennt, indifferent gegenüber. In materiellen Dingen, wenn nicht in geistigen, war er ein Bohemien. Er hatte kein Verhältnis zum Gelde. Obgleich Millionen, kaum kontrolliert, durch seine Handflossen, blieb er arm. Er begehrte nichts für sich. Dagegen gab er, wo er konnte, und manchmal mehr als er eigentlich konnte, und ließ die Rechte nicht wissen, was die Linke tat. Er half Tausenden von Unbekannten, ohne jemals auf Dank, geschweige denn auf Vergeltung zu rechnen. Er war uneigennützig bis zur Selbstaufgabe. Er riskierte viele Male sein Leben für seine Freunde und für völlig Fremde. Am klarsten kommt der Unterschied zwischen Talleyrand und Canaris wohl in ihrem Verhältnis zu Gott und Religion zum Ausdruck. Talleyrand, in seiner Jugend zum Bischof geweiht, handelte sein Leben lang aus rein rationellen Motiven. In der Revolution verriet er ohne Bedenken die Kirche. Erst auf dem Totenbette machte er seinen Frieden vielleicht nicht mit Gott, aber jedenfalls mit dessen Stellvertreter auf Erden. Auch jetzt war sein Glaube an Gott, wie es schien, nicht allzu fest, aber er hielt es wohl für sicherer, auf alle Fälle mit den Gnadenmitteln der Kirche ausgerüstet durch die dunkle Pforte zu gehen. Canaris aber fühlte sich stets als ein Geschöpf Gottes, er war tief religiös, und gerade in den kritischen letzten Jahren seines Lebens stellte er sich ganz unter das göttliche Gesetz, das ihm unendlich wichtiger erschien als mensch-

liche Satzung.
26 Abshagen, Canaris
401

Canaris' Wirkungsbereich war viel enger umschrieben als der Talleyrands. Dieser hatte entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung Europas für ein ganzes Jahrhundert. Canaris gehörte nicht in die erste Garnitur der Mächtigen des Dritten Reiches. Wohl war sein Arbeitsfeld weltweit, aber seine Einflußmöglichkeiten auf das große Geschehen waren nur sekundärer, indirekter Natur. Das entsprach im Grunde seinem Wesen und seinen Wünschen. Er war wohl zufrieden, Diener der Sache zu sein, der er sich ergeben hatte, er hatte nicht den Ehrgeiz, selbst zu führen. Seine letzte Botschaft an den dänischen Zellennachbarn legt Zeugnis dafür ab, daß Canaris sich bis zuletzt - obwohl sein Wirken in den letzten neun Jahren mindestens so stark politischen wie soldatischen Charakter gehabt hatte als Offizier, nicht als Politiker fühlte. Dabei blieb er sich stets bewußt, daß schon die Bezeichnung Offizier die ja von officium, die Pflicht, abgeleitet ist den Angehörigen dieses Berufsstandes ein besonders hohes Maß von Verantwortung auferlegt. Ihm war sein Beruf nicht Broterwerb, auch nicht Karriere, Stufenleiter zu persönlichem Aufstieg, sondern wirklich ein nobile officium.

G
-
-

Doch bedeutete ihm Pflicht nicht Kadavergehorsam. Er war wohl nach Blut und Herkunft nicht Preuße, aber er kannte die preußische Geschichte gut genug, um zu wissen, daß die besten unter den preußischen Offizieren, von Ziethen zu Scharnhorst und Gneisenau, von York von Wartenburg zum alten Moltke, ihre Pflicht nicht im Jasagen, sondern im Einstehen für und im Ringen um das, was sie vor ihrem Gewissen für recht hielten, gesehen hatten. In dieser Pflichtauffassung, in seinem ihm von seinem Gewissen befohlenen Widerstand gegen Unrecht, Unmenschlichkeit und Gemeinheit, ja besonders in seiner Bereitschaft, um seines Gewissens

402

willen sich auch von seinen Standesgenossen als Verräter steinigen zu lassen, war er preußischer als viele, die heute den Stein gegen ihn aufheben.

Der Erfolg blieb ihm versagt. Wohl konnte er im einzelnen Unheil verhüten, im großen scheiterten seine Pläne, vielleicht gerade weil er nicht ehrgeizig sich selbst an die Spitze drängte, weil er zu gewissenhaft jeden Schritt überprüfte, ehe er ihn tat. Aber er wollte und konnte eben nicht über seinen Schatten springen, er kannte sein Maß. Wenn er auch in seinem Kampfe unterlag, so verdient sein Bild doch, klar umrissen und festgehalten zu werden. Denn er ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel von vielen - einige sind ja in diesen Seiten verzeichnet dafür, daß es auch im Dritten Reich noch Offiziere gab, in denen die noblen Traditionen der Vergangenheit lebendig waren, Offiziere, die ihr Leben und ihre Ehre einsetzten für den guten Namen Deutschlands und für einen Pflichtbegriff, der in der ganzen christlichen Welt verstanden wird und Geltung hat.

-

NAMENSVERZEICHNIS

Abetz, Botschafter, 292/93
 Alexander, britischer Feldmarschall 242
 Alfons XIII., König von Spanien 44. 49. 196
 Amé, Cesare 27. 105. 332.334/35. 339 ff. 364
 Antonescu, Jon 245/46
 Arco-Valley, Graf 63
 Arnauld de la Perrière, U-Bootkommandant 49
 Auer, bayer. Minister 63
 Badoglio, ital. Marschall 334. 337. 341/42
 Bamler, Oberst 121/22
 Bassewitz, Graf, Botschaftsrat 43
 Bebel, August 22
 Beck, Generaloberst 71. 151. 154. 179/80. 185/86. 191. 221. 248/49. 259. 264. 312. 350. 358. 360. 364
 Benesch, Eduard 194
 Bentivegni, von, Oberst 122/23. 289. 344. 348. 369
 Bernhardt, deutscher Kaufmann 161. 164.
 Best, Mitglied des Secret Service 350/51
 Beta, Ottomar 147
 Bibra, von, Botschaftsrat 327
 Bier, Geheimrat 65
 Bismarck, Fürst Otto, Reichskanzler 22. 92
 Bismarck, Graf Gottfried 378
 Blaskowitz, Generaloberst 329
 Blomberg, von, Generalfeldmarschall 55. 94/95. 105. 139. 151. 177
 Bloss, württ. Staatspräsident 71
 Bonhöffer, Dietrich 358. 377
 Bose, Subhas Chandra 105. 318/19
 Brauchitsch, von, Generalfeldmarschall 179. 185/86. 210. 213. 222. 224. 239. 249. 310
 Braun, Eva 367
 Brederick, Rechtsanwalt 69
 Brentano, Familie 26
 Brockdorf-Rantzau, Graf, Reichsaußenminister 65
 Bülow, von, Siedlerfamilie in Argentinien 39
 Bülow, Fürst und Fürstin 60
 Bülow, von, Staatssekretär 141
 Buonaparte, Giuseppe 27
 Bürkner, Leop. 126 f. 218. 229 f. 262. 295. 307. 328. 369

Canaris, Auguste Amélie 19 ff. 30
Canaris, Carl 19 f 29
Canaris, Nicoleta 27
Canaris, Erika, geb. Waag 58.
72. 87. 137
Canaris, Thomas 26
(s. a. Kanaris, Konstantin)
Canarisi, Gaspere 26
Caracciola, Familie 26
Carboni, ital. General 342
Carol II., König von Rumänien
245
Chamberlain, Neville 191. 226
Churchill, Winston 252, 258/59.
321/22
Ciano, ital. Außenminister 162.
196. 198. 264
Cooper, Duff 399/400
Dahlerus, Birger 206
Delbrück, Erwin 375
Delbrück, Justus 360. 375
Dieckhoff, Botschafter 327
Dietl, General 256
Dittmann, Unabhäng. Sozial-
demokrat 52/53. 68. 82
404
Dohnanyi, Hans von 180. 221.
314. 333. 338. 343. 357 ff. 361.
363
Dohnanyi, Frau von 358
Dönitz, Großadmiral 33
Donovan, Bill 242
Durst, Colonel 242
Ebert, Reichspräsident 53. 57. 62
Ehrhardt, Kapitän zur See 59.
70. 73
Eichhorn, unabhäng. Sozial-
demokrat 56
Eisner, Kurt 63
Elser, Attentäter 226
Ernst, sozialdemokratischer Poli-
tiker 56
Escherich, Forstrat 71
Etzdorff, Hasso von 221
Falkenhausen, von, General 378
Fegelein, SS-General 367
Fouché, Herzog von Otranto,
Polizeiminister Napoleons I.
398
Franco, Francisco 105. 113.
155/56. 159 f. 276. 321 f
Frank, Karl Hermann 185. 231
Freisler, Präsident des Volks-
gerichtshofes 355
Freytag-Loringhoven, Wessel,
Freiherr 338/39. 345
Fritsch, Freiherr von, General-
oberst 154. 177/78. 180/81. 224
El Gailani, irakischer Politiker
316/17

de Gaulle, französischer General
290. 293
Gebhardt, Peter von 26/27
Gehre, Hauptmann 366. 377. 396
Geist, amerikanischer General-
konsul 219/20
Georg V., König von England
169
Gersdorff, von, Oberst 313
Geßler, Reichswehrminister 70.
74/75
Gilsa, von, Major 70
Giraud, französischer General
291 ff. 296/97
Gisevius, Hans Bernd 8. 24. 123.
150. 205. 220/21. 227. 338. 358
Gneisenau, General der Be-
freiungskriege 402
Goebbels, Joseph 103. 209. 258
Goerdeler, Carl Friedrich 191.
221. 225. 259. 377
Göring, Herbert 377
Göring, Hermann 7. 141. 161 ff.
170. 174. 178/79. 206. 210.
220. 239. 262. 299. 360. 374
Grobba, Gesandter 317
Gröner, General 70
Groscurth, Oberstleutnant
123 ff. 182. 221. 316
Großmann, Stefan 66
Guisan, schweizerischer General
347
Gürtner, Reichsjustizminister 180
Hacha, tschechoslowakischer
Staatspräsident 194
Halder, Generaloberst 123. 173.
186. 191. 221/22. 227. 233.
239. 249. 266. 315. 365. 377
Hammerstein-Equord, Freiherr
von, Generaloberst 167
Hansen, Georg 344/45. 367. 369
Hari, Mata, siehe Mata Hari
Hassell, Ulrich von 8. 131. 144.
220. 225. 259. 333. 353
Heinrich, Oberst 344
Heinz, Oberstleutnant 236
Helldorf, Graf, Polizeipräsident
144. 179. 221
Henlein, sudetendeutscher Poli-
tiker 185. 231
Hennyey, von, ungarischer Ge-
neralstabsoffizier 187
Hentig, von, Gesandter 144
Heydrich, Reinhard 7. 77. 94.
138 ff. 145 ff. 167/68. 177. 196.
227. 235. 263. 282. 296/97.
304/05. 343. 348 ff. 370
Himmler, Heinrich 7. 94. 110.
139/40. 145/46. 169/70. 177.
179. 206/07. 227. 234. 238.

241.264. 282. 349. 352/53.357.
362/63. 368 ff. 374. 376: 382.
392. 396/97
Hindenburg, von, Reichspräsi-
dent 55
405

Hitler, Adolf, durch das ganze
Buch
Homlok, ungarischer General
105
Horthy, ungarischer Reichsver-
weser 105
Huerta, mexikanischer Staats-
präsident 35
Huppenkothen, SS-Standarten-
führer 340 ff. 350. 352. 356.
373. 376 ff. 380. 392/93. 397
Ino, Baron 127 ff.
Jenke, Oberst 127
Jeschow, Chef der OGPU 168
Jodl, Generaloberst 126. 211.
214. 232. 310. 368/69
Jost, SD-Beamter 196
Jordana, Graf, spanischer Außen-
minister 327 ff
Kalle, deutscher Militärattaché 42
Kaltenbrunner, Ernst 284. 340.
343. 354ff. 365/66. 368 ff. 376.
391/92. 396/97
Kanaris, Konstantin 24 ff. 90
Kanya, von, ungarischer Außen-
minister 189
Kapp, Generallandschafts-
direktor 73
213 ff.
Kaufmann, Gauleiter 93
Kaulbars, Baron 372. 375
Keitel, Generalfeldmarschall 126.
151. 162. 179. 181. 186. 193.
196/97. 199. 208 ff.
229 ff. 238/39. 270. 283. 288 ff.
293 ff. 302. 308. 337. 341. 343.
349. 357. 361 ff. 368/69.
Keitel, General, Chef der Per-
sonalabteilung des OKW 303
Keppler, Staatssekretär im A. A.
274
Kiep, Otto C. 316. 365
Kletschkowski, von, Ehepaar 366
Kluge, von, Generalfeldmarschall
314
Köcher, Gesandter 346
Konowalec, ukrainischer Natio-
nalistenführer 214
Köhler, Kapitän zur See 34
Kordt, Erich 153. 173. 191
Kordt, Theo 173. 191. 346/47
Krohn, von, Marineattaché 41 ff.
48 ff.

Kuttner, Redakteur des „Vorwärts" 57
Lahousen, Erwin von 124 ff. 182.
206 ff. 213. 224. 236. 277. 280.
283. 289. 291. 294 ff. 299.
303/04. 314. 326/27. 338/39.
343/44.
Langbehn, Rechtsanwalt 353
Lange, Kriminalkommissar 379
Langenheim, Kaufmann 161
Laval, Pierre 290. 292/93
Leeb, Ritter von, Generalfeldmarschall 315
Lehmann, Ministerialdirektor 230
Leverkühn, Dr. Paul 367
Liebknecht, Karl 53. 61. 64 ff.
Liedig, Franz 251 ff. 377/78. 391
Lindemann, General 377
Löwenfeld, von, Kapitän zur See 59.67
Lüdecke, Fregattenkapitän 37
Ludendorff, General 73. 83
Lunding, H. N., dänischer Generalstabsoffizier 384 ff. 393 ff
Lüttwitz, von, General 73
Luxemburg, Rosa 61. 64. 69
Malaparte (Pseudonym) 173
Mannerheim, finnischer Feldmarschall 105
Marogna-Redwitz, Graf, Oberst 124/25. 182. 184. 196. 355/56
Martinengo, Fridolin 26
Martinengo, Joanetta 26
Martinez Campos, spanischer General 324. 326/27
Mata Hari 42
Maurer, Helmut 363/64. 372 ff.
Melnyk, ukrainischer Nationalist 209. 214/15
Metaxas, griechischer General und Politiker 270
Miller, General, russischer Emigrantenführer 169
Moltke, von, Botschafter 327 406
Moltke, Graf Helmut, Generalfeldmarschall 222. 315. 402
Moltke, Graf Helmut, Kriegsverwaltungsrat 307. 365
Moruzow, Chef der rumänischen Siguranza 245/46
Moses, Reichstagsabgeordneter 68/69. 81
Mountbatten, Lord Louis 242
Muff, Generalstabsoffizier 71
Mufti von Jerusalem 105. 316 f
Müller, Dr. Josef 248/49. 264. 266. 357.361. 377/78. 388. 391
Müller, SS-Gruppenführer 295.

304 ff. 348. 352. 354. 356/57.
365/66. 368. 378
Mussolini, Benito 152/53. 158.
162. 196/97. 200. 205. 270.
290. 328. 333/34. 337. 341
Napoleon I., Kaiser der Fran-
zosen 27. 268. 398. 400
Nebe, Reichskriminaldirektor
144. 179. 221. 338. 359. 377.
381
Nicolai, Oberst 113
Noske, Gustav 53. 55. 57. 62.
69 ff. 157. 251
Olbricht, General 312
Oldershausen, von, Generalstabs-
offizier 74
Oshima, japanischer Botschafter
113. 367
Oster, Hans 10. 119 ff. 124. 127.
144. 146. 155. 168. 172 ff.
178 ff. 186. 190. 205. 217. 221.
223/24. 227/28. 236. 248. 250 ff.
259 ff. 289. 295. 303. 314.
338. 343. 350. 352. 357 ff.
363/64. 366. 369. 372/73. 375.
377/78. 391. 393. 396/97
Pabst, Waldemar 59. 67
Paltzo, Generalstabsoffizier 224
Pantzinger, SS-Standartenführer
378
Papen, Franz von 367
Papst Pius XII. 248. 337/38
Paravicini, Maria Saveria 27
Patzig, Conrad 94. 141
Paulus, General 224/25
Pechel, Rudolf 8. 220
Petain, Marschall von Frankreich
290. 292
Petljura, ukrainischer General
214/15
Pflugk-Hartung, von, Brüder 69
Pfuhlstein, von, Generalmajor
362
Piekenbrock, Generalmajor 121.
126. 136. 166. 168. 206. 262.
289. 293. 326. 331/32. 343/44
Planck, Staatssekretär 377
Popitz, preußischer Finanzmini-
ster 377
Popp, Dorothea 40
Preußen, Joachim Prinz von 63
Primo de Rivera, spanischer
Ministerpräsident 158
Puricelli, Familie 26
Quisling, Vidkun 250
Raeder, Großadmiral 95/96. 179.
186. 249 ff
Ratibor, Prinz, Botschafter 43
Reed Rosas (Pseudonym) 39 ff.
43 ff

Reichenau, von, Generalfeldmarschall 139. 151. 224/25. 239
Reinecke, General 230. 303 ff
Reinhardt, Oberst, Kommandeur des 4. Garderegiments 57
Reinhardt, Generalmajor 240
Ribbentrop, Joachim von 110. 143. 187. 190. 196. 198/99. 206. 208. 213. 215 ff. 258. 264. 270. 273. 277/78. 280. 293. 318. 327. 331. 346
Richter, Eugen 22
Richthofen, von, General 163
Ritter, Botschafter 126
Rivet, L., französischer General 8
Roatta, italienischer General 105. 162/63. 196. 332
Robles, Gil 161
Roccamora, Graf, spanischer Militärattaché 164
Röder, Oberstkriegsgerichtsrat 357 ff. 379
Rohleder, Oberst 263/64. 266
Rojestwenski, russischer Admiral 364 407

Romanones, Graf, spanischer Außenminister 44
Rommel, Generalfeldmarschall 243. 271
Roper, Trevor 8
Rosenberg, Alfred 141
Rundstedt, von, Generalfeldmarschall 225
Runge, Soldat 64
Russell, Sean 277/78
Ryan, Frank 277
Sack, Chefrichter des Heeres 180, 361. 377. 396
Salazar, portugiesischer Ministerpräsident 158
Sas, holländischer Militärattaché 261/62
Scapini, Führer der französischen Kriegsgefangenen 292
Schacht, Hjalmar 172. 186. 191. 221. 377/78. 383
Scharnhorst, General der Befreiungskriege 402
Scheidemann, Philipp 52/3. 62. 65
Schellenberg, SS-Standartenführer 8. 148. 341. 343..351/52. 356. 365/66. 368. 375
Schlabrendorff, Oberleutnant d. R. 313
Scholl, Geschwister 354
Schrey, Kriminalkommissar 379
Schuschnigg, Kurt von 182. 383
Seeckt, von, General 75. 83.

116/17. 167. 170. 223
Singer, Kurt 7. 8
Skorzeny, SS-Oberstleutnant
242/43
Solf, Witwe des Botschafters
365
Sonderegger, Kriminalkommissar
379
Sotelo, Calvo 155
Spee, Graf, Admiral 36/37
Spengler, Oswald 17
Sperrle, General 163
Stalin, Josef 158. 195
Starvitzki, Kriminalkommissar
379. 390.
Stauffenberg, Graf, Oberst 364.
371.373/74
Stevens, Mitglied des Secret
Service 350/51
Stohrer, von, Botschafter 43. 323
Straßmann, Landgerichtsdirektor
a. D. 352
Strünck, Theodor 338. 377/78.
391. 393. 396
Suchong, Leutnant 67
Suñer, Serano 322. 327/28
Talleyrand, Fürst von Benevent,
Außenminister Napoleons I. 5.
398 #
Theotokis, Graf 88
Thieß, Frank 364
Thomas, General 185. 230. 249.
377
Tippelskirch, von, Oberst 189
Toeppen, Intendanturrat 111.
136
Tresckow, Henning von 313
Truman, Harry 283
Tuchatschewski, Sowjetmarschall
167 ff
de Valera, Eamon 275
Vansittart, Sir Robert 191
Vargas, spanischer Diplomat 164
Veesenmayer, nationalsozialistischer
Diplomat 273/74, 276 ff
Vermehren, Erich 366/67
Vermehren, Frau, geb. Gräfin
Plettenberg 366
Victor Emanuel III., König von
Italien 196. 334. 337
Viebahn, Max von 70/71.74. 185
Vigon, spanischer General 324.
326
Vogel, Oberleutnant 65. 67/68.70
Volkmann, General 163

Waag, Carl Friedrich 58
Waag, Erika, s. Canaris, Erika
Walter, Oberleutnant 244
Warlimont, General 163. 230.

232/33. 310
Weihe, SS-Scharführer 385. 390
Weizsäcker, Freiherr von, Staats-
sekretär 143. 173. 187. 190/91.
221. 280. 347
Weygand, französischer General
289 ff. 293
408
Wilhelm II., deutscher Kaiser
52.54
Willberg, General 161
Winter, Generalleutnant 369
Wirth, Reichskanzler 365
Witzleben, von, Generalfeld-
marschall 191. 221. 226
Wohlthat, Helmuth 206. 219/20
Wolf, SS-Scharführer 385. 390
York von Wartenburg, General
der Befreiungskriege 402
Zechlin, deutscher Diplomat 43
Zeitzler, General 315
Ziethen, friderizianischer Ge-
neral 402
Zweig, Stefan 398

|
INHALT
Vorwort
Prolog
Erstes Buch / Stolz weht die Flagge
Erstes Kapitel: Mit silbernem Löffel
....
Zweites Kapitel: Der junge Offizier
Drittes Kapitel: „Etappe Madrid“
Viertes Kapitel: Kriegsende und Revolution
Fünftes Kapitel: In der Marine der Republik
Zweites Buch / In Tyrannos
7
17
19
31
41
51
76
Selbstbesinnung
99
Sechstes Kapitel: Chef der Abwehr
101
Siebentes Kapitel: Männer um Canaris
115
Achstes Kapitel: Canaris und Heydrich
138
Neuntes Kapitel: Spanisches Rätsel
150
Zehntes Kapitel: Kampf um den Frieden
167
Drittes Buch / Quadratur des Zirkels
Zwischenbilanz
203
Elftes Kapitel: Der Sturm bricht los

205
Zwölftes Kapitel: Entscheidungen des Gewissens
248
Dreizehntes Kapitel: Sabotage
273
Vierzehntes Kapitel: Sabotage der Sabotage
286
Fünfzehntes Kapitel: Allerlei Gestalten
302
.....
Sechszehntes Kapitel: Gegen die Ausweitung des Krieges 320
Siebzehntes Kapitel: Der Kampf mit dem inneren Feind 348
Achtzehntes Kapitel: Sein Golgatha
371
Schlußstrich
Namensverzeichnis
398
404
i

DD247.C213A2
Gea
13.3 2108 00093 7816
8.3.63
10

CANARIS

THE LIBRARIES
VNIVER
ET RERV
SIGILLUM
ET DOCERE
CAVSAS
GEORGIA
SAGE ORS
EXQVIRERE
ITATIS
1785
THE
UNIVERSITY OF GEORGIA
GA
SEP 31053
DATE DUE
OCZUXUX19831Z
z0 € JXUX 11764
ZUXUXZUXUZ
DD 247
C21342
GAYLORD
PRINTED IN U.S.A.
KARL HEINZ ABSHAGEN
CANARIS
PATRIOT UND WELTBURGER
Jewish trator
UNION VERLAG STUTTGART
Entwu